Die hundert Erzählungen
des
Dekameron
von
Giovanni Boccaccio.

Deutsche Volks-Ausgabe.

Herausgegeben,

mit einer Einleitung und Lebensbeschreibung versehen,
von
Gustav Körner.

Leipzig.
Verlag des Literatur-Bureau.
1881.

Giovanni Boccaccio.

In der italienischen Literatur sind es besonders drei Sterne erster Größe, wenn ich mich dieser Bezeichnung bedienen darf, die nun schon Jahrhunderte lang am literarischen Himmel prangen, und deren Glanz nie untergehen wird; sie heißen: Dante, Petrarca und Boccaccio.

Wie Dante als Vater der italienischen Poesie genannt werden darf, so kann man Petrarca als den Mann bezeichnen, der seiner Nation in Wissenschaft und Literatur eine feste Richtung zuwies; er war der berühmteste Dichter und Gelehrte seiner Zeit; Boccaccio selbst endlich wurde seiner Nation der Vater der italienischen Prosa, der sich hauptsächlich auch mit der Wiederbelebung altklassischer Studien die schönsten Lorbeeren erworben hat.

Alle drei literarischen Größen waren florentinischer Abkunft.

Giovanni Boccaccio wurde 1313 entweder in Certaldo bei Florenz oder zu Paris geboren.

Sein Vater, ein florentinischer Kaufmann, ließ ihm eine gute Erziehung zu Theil werden und in Paris zum Kaufmann ausbilden. Giovanni hatte durchaus keine Neigung zum Handel.

Hier in Paris und während seiner mannigfachen Geschäftsreisen in Frankreich lernte er die französischen Ritterromane und die kleinen einfachen, scherzhaften Gedichte (Fabliaux) kennen, die ihm wohl die Grundlage zu seinem geistigen Schaffen gaben.

In Neapel, wohin ihn später eine Geschäftsreise brachte, am Grabe Virgils, beschloß er seinen kaufmännischen Stand aufzugeben und sich nur seinem Studium zu widmen.

Sein Vater bewilligte ihm dies mit der Bedingung, daß er das kanonische Recht studiren solle, und wirklich beschäftigte sich Boccaccio 6 Jahre damit; als aber sein Vater 1348 an der damals grassirenden Pest in Florenz gestorben war, widmete er sich nur der Literatur, hauptsächlich der griechischen, und altklassischen Studien, ja er bewirkte in seinem Eifer, daß man an der florentinischen Universität selbst einen eigenen Lehrstuhl für griechische Literatur errichtete.

In Neapel hatte er, wie man sagt, ein eigenes Liebesverhältniß zu einer Tochter des Königs Robert von Neapel, seines Gönners, welche er selbst „Fiammetta" nennt.

Nach Robert's Tode (1342) genoß Boccaccio an dem Hofe der jungen, reizenden, aber leichtsinnigen „Johanna" in Neapel das Leben in vollen Zügen, von der Fürstin selbst auf das beste begünstigt.

Nach seines Vaters Tode ließ sich Boccaccio in beschränkten Verhältnissen dauernd in Florenz nieder. Er hatte sich einen großen Ruf als Dichter und Gelehrter erworben und wurde von seiner Vaterstadt vielfach zu wichtigen Gesandtschaften benutzt.

1343 wurde in Florenz eine Universität gegründet, und Petrarca sollte an die Spitze derselben treten. —

Zu diesem Zwecke sandte man Boccaccio nach Parma, in welcher Stadt damals Petrarca lebte. Freudiger hatte wohl Boccaccio noch niemals eine Gesandtschaft übernommen! Obwohl Petrarca dem Rufe nicht Folge leistete, so befestigte sich

doch das Freundschaftsbündniß der beiden bedeutenden Männer seit dieser Zeit auf das innigste.

Im Jahre 1374 bekleidete Boccaccio ein besonderes Lehramt an der Universität seiner Vaterstadt für die Erklärung „Dante's göttlicher Komödie".

Am 21. Dezember 1375 beschloß Boccaccio zu Certaldo sein Leben, wohin er sich zurückgezogen hatte, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Der Tod seines Freundes Petrarca (1374), der also nicht allzulange vor ihm der Welt entrissen worden war, mochte wohl auch mit die Ursache zu seinem Tode gewesen sein. —

Leser, solltest Du einst nach Florenz kommen, so vergiß nicht nach Certaldo zu wandern und Dir das Haus anzusehen, in welchem einst Giovanni Boccaccio wohnte! von Benvenuti gemalt, befindet sich daselbst das Bild des Dichters.

Von Boccaccio's erzählenden, gelehrten und poetischen Schriften will ich hier nur wenige, aber die wichtigsten anführen, da ich in dieser „Dekameron-Volks-Ausgabe" eine Aufzeichnung aller Werke durchaus nicht für nötig halte, die wohl nur selbst zum Theil Werth besitzen für tiefere, gelehrte Forschungen.

Ich erwähne:

1) Ueber die Genealogie der Götter; eine Encyklopädie mythologisch-literarischer Art. 15 Bände.

2) Die Theseïde oder Amazonide; eine Dichtung, welche uns in die Zeiten des griechischen Helden „Theseus" und der Amazonenkönigin Hippolyta versetzt, und deren Handlung uns die Liebe der thebanischen Jünglinge Archytas und Palämon zur schönen Emilie schildert. Wichtig ist diese Dichtung wegen der „achtzeiligen Stanze" (ottava rima), welcher Versart sich Boccaccio zuerst bediente, die er wohl auch erfand, und die später allenthalben für die „epische Poesie" nachgeahmt wurde.

3) Das Leben Dante's, und ein nicht vollendeter Commentar zu dessen „Göttlicher Komödie".

4) Die liebende Fiammetta. Ein Roman, welcher in schöner Form und ansprechender Weise die Liebe der schon verheiratheten Fiammetta zu einem schönen Jüngling schildert und alle ihre Leidenschaften und Gefühle, die sich ihrer bei seinem Scheiden bemächtigen.

Nächst dem Dekameron ist dieser Roman wohl das beste, was Boccaccio schrieb, ja Friedrich Schlegel hält sogar die „liebende Fiammetta" für Boccaccio's vorzüglichstes Werk. Uebrigens ist unzweifelhaft dieser Jüngling Boccaccio selbst, der, wie wir schon gesagt haben, in Neapel in eine Tochter des Königs Robert, er nennt sie selbst „Fiammetta", verliebt war und Gegenliebe genoß. Vielleicht ist es mir vergönnt, später einmal die „Liebende Fiammetta" herauszugeben.

Das beste und bedeutendste Werk Boccaccio's ist nach meiner Absicht das „Dekameron" (Zehntägiges), in welchem uns in 10 Tagen von sieben schönen Damen und drei jungen Herren, während die Pest in Florenz wüthet, 100 der reizendsten und spannendsten, der feinpikantesten und dabei anständig gehaltenen Erzählungen aus dem Leben mitgetheilt werden. Ein König und eine Königin präsidiren jeden Tag, und jeder der Anwesenden hat tagtäglich eine Erzählung vorzutragen. — Doch, ich will schweigen! lesen Sie nur selbst, was das Dekameron bringt. —

Es giebt nur wenig Werke, welche einen solchen Einfluß besonders auf die italienische Literatur ob ihrer Sprachvollkommenheit und ob des interessanten Inhalts ausgeübt haben, wie das Dekameron; es ist jetzt wohl in alle Weltsprachen übersetzt worden, und viele tausend Exemplare werden jahraus jahrein verkauft.

Auf meinen Geist haben die Erzählungen des Dekameron

stetig eingewirkt, wie auf meinen Körper ein erfrischendes Bad an schwülen Tagen; man wird ein anderer Mensch in dem doch meist einförmigen Leben und mit neuer frischer Lust hängt man an demselben. Eine gute Lehre, ein Moral ist in jeder Erzählung trotz mancher Pikanterien zu finden. Thorheit, ja stümperhafteste Beschränktheit wäre es, wollte man jetzt noch dieses klassische Werk, wie einst das „Tridentiner Concilium (1557), der Menschheit verbieten: das Werk, welches ob seiner Vollkommenheit in jeder Beziehung den Namen Boccaccio's in alle civilisirten Lande getragen hat; das Werk, welches den besten klassischen in seiner Art würdig zu Seite steht. —

Bei dieser „Volksausgabe" habe ich die Soltau'sche Uebersetzung benutzt, die manches Hübsche bietet.

Die vielen Einleitungen zu den zehn Tagen, wie ebenso die Beschlüsse, und ferner die einleitenden Bemerkungen zu jeder Erzählung habe ich ganz weggelassen, weil in erster Reihe der billige Preis dieser Volksausgabe jedweden Ueberfluß nicht gestattete, weil aber auch derartige Einleitungen im Großen und Ganzen ziemlich über eins hinauslaufen.

Um aber meinen verehrten Lesern auch hiervon Kenntniß zu geben, habe ich „die Einleitung und den Schluß des 1. Tages, sowie die Einleitung zur 2. Erzählung und den Beschluß des 10. Tages vollständig gebracht, ebenso die Veranlassung der folgenden Erzählungen am Anfang des Werkes".

Die drastische, meisterhafte Beschreibung der Pest in Florenz kann darin nicht genug hervorgehoben werden, die einen lieblichen Contrast findet in den darauf folgenden anmuthigen Schilderungen, wie sich die schönen jungen Damen und galanten Herren zusammenfinden, und wie sie sich in den bezauberndsten Fluren, an klaren Bächen unter Spiel und Tanz, in prachtvollen Parks zu amüsiren pflegen.

Es ist damit in dieser Volksausgabe nach meiner Ansich vollständig Genüge geschehen.

Möge dieses Dekameron recht vielen Lesern fröhliche Stunden bereiten!

Leipzig, den 10. Dezember 1880.

Gustav Körner.

Erster Tag.

Veranlassung zu den folgenden Erzählungen.

So oft ich mir denke, o reizende, edle Damen, wie ihr mitleidsvoll von Natur seid, so finde ich wohl, daß gegenwärtiges Werk eurer Meinung nach einen langweiligen und verdrießlichen Eingang haben wird. Ich stelle freilich das traurige Andenken jener tödtenden Pest, die allen denen gefährlich ward, die sie mit ansahen oder erfuhren, an dessen Spitze; doch aber wünschte ich, daß ihr euch dadurch weder weiter zu gehn abschrecken ließet, noch glauben möchtet, euer Lesen müsse von stetem Seufzen und Thränen begleitet werden.

Betrachtet diesen abschreckenden Eingang blos so, wie der Wanderer einen rauhen und steilen Berg, hinter welchem das schönste und anmuthigste Thal liegt. Je größer die Beschwerlichkeit des Auf- und Absteigens war, desto wonnevoller wird dies Thal ihm vorkommen; und so wie die Traurigkeit an die äußersten Enden der Freude sich anschließt, so wird das Elend von dem darauffolgenden Vergnügen beschränkt werden. Auf diesen kurzen unangenehmen Eingang — ich nenne ihn kurz, weil er nur wenige Zeilen einnimmt — folgt augenblicklich die Freude und das Vergnügen, die ich euch gleich anfangs versprach, und die ihr ohne mein Erinnern auf ihn vielleicht nicht erwartet hättet. Könnte ich euch auf eine anständige Art von einer andern Seite als durch diesen rauhen Steig dahin führen, wo ich wünschte, so würde ich's wahrhaftig gern gethan haben: aber ohne Erinnerung dieses Vorfalls konnte ich euch die Veranlassung nicht zeigen, welche den folgenden Erzählungen ihr Dasein gab.

Es waren seit der heilsamen Menschwerdung des Sohnes Gottes bereits tausend dreihundert und achtundvierzig Jahre verflossen, als in der herrlichen Stadt Florenz — unstreitig der schönsten in Italien — eine tödtende Pest ausbrach. Ein Schicksal, das entweder der Einfluß der himmlischen Körper oder vielmehr der gerechte Zorn Gottes unserer boshaften Handlungen und unserer Besserung wegen über die Sterblichen verhängte.

Schon einige Jahre zuvor begann sie in den Gegenden des Orients eine unzählige Menge Lebender dahin zu reißen; und nachdem sie unaufhaltsam von einem Ort zum andern sich verbreitet hatte, nahm sie auf eine jammervolle Art gegen den Occident ihren Weg zu.

Keine Klugheit oder menschliche Vorsicht vermochte hier etwas auszurichten. Die Stadt war durch die dazu bestellten Personen von vielen Unsauberkeiten gereinigt, und allen Kranken der Eintritt verboten: man traf viele gute Anstalten zur Erhaltung der Gesundheit, und hielt nicht ein-, sondern mehrmal zur Ehre Gottes durch andächtige Personen die demüthigsten Bußtage mit öffentlichen Umgängen und andern Gebräuchen. Gleichwohl fing die Pest ungefähr zu Anfang des Frühlings gedachten Jahres an, auf eine schreckliche und wundervolle Art ihre traurigen Wirkungen zu zeigen.

Es geschah nicht wie im Orient, wo der Fluß des Blutes aus der Nase das sicherste Zeichen eines unvermeidlichen Todes war, sondern im Anfang entstand bei männlichen oder weiblichen Personen an der Scham und unter den Achseln eine Art von Geschwulst, die bei manchen zur Größe eines gewöhnlichen Apfels, bei andern eines Eies, bei einigen mehr oder weniger anwuchs. Der gemeine Mann nannte es Pestbeulen. Von diesen beiden Orten aus verbreiteten sich die tödtlichen Geschwüre in kurzer Zeit auf alle Theile des Körpers ohne Unterschied. Alsdann fing die Eigenschaft der Krankheit an, sich in schwarze oder schwarzblaue Flecken zu verwandeln, die bei vielen auf den Armen und Schenkeln und den übrigen Theilen des Leibes, bei einigen größer und weniger, bei andern kleiner und häufiger zum Vorschein kamen. So wie zuerst die Pestbeulen eine sichere Anzeige des bevorstehenden Todes waren, so galten es auch diese bei allen, wo sie sich zeigten.

In dieser Krankheit schien weder die Vorschrift eines

Arztes, noch die Kraft irgend einer Arzenei etwas zur Heilung oder einiger Wirkung beizutragen. Entweder erlaubte es die Beschaffenheit der Krankheit nicht, oder die Aerzte — deren Anzahl außer den Studirten, noch durch eine Menge von Männern und Weibern ohne mindeste Arzneikunde, anwuchs — verstanden aus Unwissenheit nicht, worauf es ankam, und konnten folglich nicht die gehörigen Mittel anwenden. Wenige kamen also davon, und fast alle starben innerhalb drei Tagen nach Erscheinung der gedachten Zeichen: manche eher, manche später, die meisten aber ohne einiges Fieber oder andere Zufälle.

Die Pest war so heftig, daß die Kranken die Gesunden durch den bloßen Umgang ansteckten, einem Feuer gleich, dem man trockne und fettige Sachen zu nahe bringt. Das größte Unglück aber bestand darin, daß nicht nur das Reden und der Umgang die Krankheit und den Keim eines gemeinschaftlichen Todes mittheilten, sondern daß sie sich sogar durch das Berühren der Kleider oder andrer Dinge, welche die Kranken berührt oder gebraucht hatten, fortpflanzte. Es ist wunderbar anzuhören, was ich erzählen muß; und hätten es nicht meine eignen und vieler andrer Augen gesehn, würde ich selbst nach dem Zeugnisse der glaubwürdigsten Personen kaum das Herz haben, es zu glauben, geschweige nachzuschreiben. Das Anstecken dieser Pest war so gewaltig, daß es sich nicht blos auf die Menschen einschränkte, sondern daß sogar oft andere lebende Kreaturen, wenn sie die Sachen eines an der Pest Krankgelegenen oder Gestorbenen anrührten, nicht nur dadurch angesteckt, sondern auch in kurzem getödtet wurden. Hiervon habe ich mit meinen Augen unter andern eines Tages folgendes Beispiel gesehn.

Man hatte die Lumpen eines armen an dieser Krankheit gestorbenen Mannes auf die Straße geworfen. Von ungefähr kamen ein Paar Schweine dazu, machten sich drüberher und wühlten nach ihrer Gewohnheit mit der Schnauze und mit den Zähnen drinnen herum. Nach einer kleinen Weile wälzten sie sich beide einigemal, als ob sie Gift bekommen hätten, und fielen auf die zerrissenen Lumpen todt zur Erde hin. Diese und viele andere ähnliche, ja wohl noch gefährlichere Auftritte erregten bei denen, die am Leben blieben, mancherlei fürchterliche Vorstellungen. Meist alle faßten den ziemlich grausamen

Entschluß, die Kranken und ihre Sachen zu meiden und zu fliehen, weil sie dadurch ihre eigene Gesundheit zu retten glaubten.

Einige hielten dafür, daß Mäßigkeit im Genuß des Lebens und Vermeidung alles Ueberflusses diesem Unfalle nicht geringen Widerstand thun würde. Sie vereinigten sich daher in Gesellschaften und lebten von allen übrigen Menschen abgesondert. Zu ihren Versammlungen wählten sie diejenigen Häuser, wo kein Kranker war, und wo sie sich einschlossen. Um ihr Leben zu erleichtern, genossen sie die ausgesuchtesten Speisen und die köstlichsten Weine, jedoch mäßig und ohne alle Ausschweifung; sie ließen sich von niemanden sprechen, wollten weder von den Todten noch von den Kranken draußen etwas wissen, sondern brachten ihre Zeit mit Musik und jeden ihnen nur möglichen Vergnügungen hin.

Andere hatten die entgegengesetzte Meinung und behaupteten: „brav essen und trinken, herumgehen und singen, sich ergötzen, in allen möglichen Stücken seiner Neigung folgen und über das Zukünftige lachen und spotten", sei die beste Arznei wider ein solches Uebel. Was sie sagten, brachten sie auch nach ihrem Vermögen in Ausübung. Tag und Nacht gingen sie bald in dieses, bald in jenes Wirthshaus und soffen ohne alles Maaß und Ziel. Am meisten thaten sie dies in anderer Leute Häuser, zumal wenn sie da irgend etwas nach ihrem Wunsche merkten. Sie konnten dies um so leichter thun, weil jeder, als würde er ohne dies nicht lange mehr leben, sich und seine Sachen Preis gab. Die meisten Häuser standen daher zum gemeinschaftlichen Gebrauch offen, und der Fremde schaltete ebenso, wenn er nur hinkommen wollte, als wie der Eigenthümer damit. Bei diesem viehischen Vorsatze mußten sogar die Kranken ihren Gewaltthätigkeiten ausweichen.

In einem so bedrängten und elenden Zustande unserer Stadt war das ehrwürdige Ansehn göttlicher und menschlicher Gesetze fast ganz gefallen und aufgehoben. Ihre Beschützer und Vollstrecker waren mit dem übrigen Theile der Menschen entweder todt oder krank, oder von den noch lebenden Familien so weit entfernt, daß sie ihnen keine Hülfe verschaffen konnten. Jedem war also erlaubt zu unternehmen, was er wollte.

Viele beobachteten die Mittelstraße zwischen den vorigen beiden Wegen. Sie schränkten sich nicht zu sehr in ihren Lebensmitteln ein, wie die erstern, noch gingen sie im Trinken und übrigen Ausschweifungen so weit, als die letztern: sie gebrauchten diese Dinge nur zu Befriedigung ihres Hungers. Ohne sich einzuschließen gingen sie herum, trugen Blumen, wohlriechende Kräuter und andere Arten von Spezereien in den Händen, rochen oft daran und glaubten, daß dieser Geruch das beste Mittel zu Stärkung ihrer Lebensgeister sei, weil die Luft von Ausdünstung der Leichen, der Kranken und der Arzneimittel ganz dick und stinkend geworden zu sein schien.

Noch andere hatten weit grausamere Gesinnungen — ob es gleich vielleicht die sichersten waren — und sagten, es sei keine bessere oder nur so gute Arznei wieder die Pest, als eine weite Flucht. Durch diesen Grundsatz bewogen, sorgten sie für weiter nichts, als für sich selbst. Viele Mannspersonen und Frauenzimmer verließen ihre Vaterstadt, ihre eigenen Wohnungen, Lusthäuser, Anverwandten und Habseligkeiten und flohen in andere, wenigstens in die herumliegenden Gegenden. Gleich als ob der göttliche Zorn, der diese Pest zu Bestrafung der menschlichen Bosheiten erregt hatte, sie in ihrem Zufluchtsorte nicht erreichen könnte, sondern nur die Menschen innerhalb der Mauern der Stadt vernichten wollte, bildeten sie sich ein, es dürfe niemand drinnen bleiben, der seine letzte Stunde nicht wollte annahen sehn.

Nicht alle von denen starben, welche so verschiedene Meinungen hatten, aber eben so wenig kamen alle davon. Viele wurden krank, die denn freilich nach dem eignen Beispiele, das sie in gesunden Tagen den übrigen Gesundgebliebenen gegeben hatten, fast von allen verlassen nach Hülfe seufzten.

Wir wollen nicht erwähnen, daß ein Bürger den andern scheute, fast kein Nachbar für den andern sorgte, und selbst Anverwandte einander gar nicht, oder selten und etwa nur von weitem sahen. Aber durch diese schaudervollen Auftritte hatte sich eine solche Verwirrung in die Herzen der Männer und Weiber eingeschlichen, daß ein Bruder den andern, der Oheim den Vetter, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann verließ: ja was noch mehr und fast unglaublich ist, Vater und Mutter flohen von ihren Kindern, ohne

sich an die Schuldigkeit des Besuchs und der Pflege zu erinnern.

In diesen Umständen blieb den Kranken, deren Menge von beiderlei Geschlecht unbeschreiblich war, kein ander Mittel übrig, als sich entweder dem Erbarmen eines Freundes, die ziemlich selten waren, oder der Habsucht der Wärter zu überlassen, die bei ihrer Bedienung blos auf einen hohen und übermäßigen Lohn sahen. Aber auch hierzu fanden sich wenige, nur Leute von der niedrigsten Gattung und solche, die gewöhnlich in dergleichen Geschäften unerfahren waren. Ihre ganze Wartung bestand gemeiniglich darin, daß sie den Kranken, was sie verlangten, reichten, daß sie Achtung gaben, wenn sie starben, und oft wohl gar, nachdem sie sich bereichert, ihre Dienste verließen.

Da die Kranken von Nachbarn, Eltern und Freunden so verlassen, und der Wärter so wenig waren, kam ein sonst nie erhörter Gebrauch auf. Keine liebenswürdige, schöne und artige Frau trug Bedenken, wenn sie krank war, eine Mannsperson, jung oder alt, zu ihrer Bedienung zu nehmen und ihm, wie einem andern Frauenzimmer ohne die geringste Schamhaftigkeit alle Theile ihres Körpers darzustellen. Die Gefahr der Krankheit machte dies nothwendig: aber es war vielleicht in der Folge der Zeit bei denen, die gesund wurden, eine Ursache ihrer geringen Züchtigkeit.

Viele starben, die wohl wieder hergestellt worden wären, wenn man sich ihrer angenommen hätte. Aber bei dem Mangel an ordentlicher für die Kranken nöthiger Wartung und bei einer solchen Gewalt der Pest, war die Menge derer, die Tag und Nacht starben, so groß, daß es Schaudern erregte, es zu hören, geschweige denn zu sehn. Daher entstanden nothwendig unter den Uebriggebliebenen manche Sitten, die den vorigen ganz zuwider waren.

Ehedem war die Gewohnheit — wie es noch heut zu Tage gebräuchlich ist — daß, wenn jemand starb, die weiblichen Befreundeten und Nachbarinnen in seinem Hause zusammenkamen und mit den nächsten Anverwandtinnen ihn beweinten. In einem andern Theile des Hauses versammelten sich seine nächsten Freunde und Nachbarn und viele andere Bürger. Nach dem Stande des Verstorbenen kam auch die Geistlichkeit dahin. Alsdann ward er von seines Gleichen auf

den Schultern mit den gewöhnlichen Leichenfeierlichkeiten bei Kerzen und Gesängen in die vor seinem Tode sich selbst gewählte Kirche getragen. Diese Gebräuche kamen bei Ueberhandnehmung der wüthenden Pest fast ganz oder doch zum Theil ab, und neue traten an ihre Stelle.

Die meisten Leute starben in Gegenwart weniger Frauenzimmer; viele gingen ohne jemands Beisein aus der Welt, und die wenigsten wurden von mitleidigen Seufzern und schmerzhaften Thränen ihrer Anverwandten bedauert. An deren Stelle führte man fast durchgängig Lachen, Scherz und gesellige Mahle ein. In diese Gewohnheit wußte der größte Theil des schönen Geschlechts, mit Beiseitesetzung des weiblichen Mitleids, der eigenen Gesundheit wegen sich vorzüglich zu schicken. Man sah selten eine Leiche, die zehn bis zwölf Nachbarn zur Kirche begleiteten. Die Bare trugen keine ehrwürdigen und lieben Mitbürger, sondern eine Art von Todtengräbern, die aus dem niedrigsten Pöbel bestanden, sich Todtenwärter nennen ließen und diese Verrichtungen nur fürs Geld thaten. Mit eiligen Schritten schleppten sie die Leiche oft nicht zu der Kirche, welche der Verstorbene sich gewählt hatte, sondern zur nächsten, in Begleitung von vier oder sechs Geistlichen, mit wenigem, oft gar keinem Geleuchte. Diese warfen ihn mit Hülfe der Todtenwärter ins erste beste offenstehende Grab, ohne sich bei einer langen und feierlichen Messe aufzuhalten.

Die niedrigste Klasse von Menschen, und zum Theil auch wohl der Mittelstand, stellte einen noch jammervollern Anblick dar. Die meisten von ihnen blieben aus Hoffnung oder aus Armuth in ihren Häusern, oder doch in der Nähe und erkrankten zu tausenden an einem Tage. Da sie weder Wartung, noch sonst einigen Beistand hatten, so starben sie fast alle ohne Rettung. Manche von ihnen gaben auf öffentlicher Straße bei Tag und Nacht ihren Geist auf. Viele, die ihr Leben in den Häusern beschlossen, machten erst durch den Gestank ihrer verwesenden Körper den Nachbarn ihren Tod kund. Alles war von Leichen beiderlei Gattung voll. Die meisten Nachbarn befolgten hierbei einerlei Maßregeln. Theils aus Furcht vor der Ansteckung der verwesenden Todten, theils aus Mitleid mit den Verstorbenen, schleppten sie selbst oder mit Hülfe eines Trägers, wenn sie solche haben konnten, die Leichen

aus den Häusern und legten sie vor die Thüre. Wer hier besonders des Morgens herumgegangen wäre, hätte eine unzählbare Menge derselben sehn können. Wenn man auch Baren kommen ließ, so waren der Todten so viel, daß sie nicht zureichten und man sie anf einem Brette forttragen mußte. Auf einer einzigen Bare wurden zwei, drei zusammen fortgeschafft. Dies geschah nicht etwa nur einmal! man hätte eine ganze Menge solcher Baren zählen können, worauf Frau und Mann, zwei und drei Geschwister, Vater und Sohn und mehr dergleichen Personen sich befanden. Unzähligemal traf sich's, wenn zwei Priester mit dem Kreuze vor einem Todten hergingen, daß sich noch die Träger von drei oder vier Baren anschlossen: wenn dann die Priester glaubten einen zu begraben, fanden sich ihrer zuweilen sechs, acht und wohl noch mehrere. Diesen widerfuhr weder die Ehre des Beweinens, der Beleuchtung, noch der Begleitung: ja es war so weit gekommen, daß man sich um einen todten Menschen nicht mehr, als etwa heut zu Tage um eine Ziege bekümmerte, Niemand dachte daran, daß man die Härte des Unglücks mit Geduld ertragen müsse, und die Einfältigen merkten, wie wir deutlich sehen, eben so wenig darauf, als die Klugen, denen es schon der natürliche Lauf der Dinge bei geringern Gefahren hätte begreiflich machen können.

Bei dieser großen Menge Leichen, die alle Tage, ja alle Stunden, bei den Kirchen zu begraben kamen, waren die zur Beerdigung bestimmten Oerter nicht hinlänglich, zumal da man nach dem alten Gebrauche jedem seinen eignen Platz anweisen wollte. Man machte daher, als alles bereits voll war, tiefe Gruben um die Kirchhöfe und warf die Todten zu Hunderten hinein, wo sie in Haufen schichtweise, wie die Waaren in ein Schiff, gelegt und dann mit ein wenig Erde bedeckt wurden, nachdem man die Grube bis oben angefüllt hatte. Weiter will ich in die einzelnen Umstände des Elends, welches unsre Stadt betraf, nicht zurückgehen und sie aufsuchen.

So unbarmherzig dies Ungewitter in der Stadt wüthete, eben so wenig verschonte es auch die umliegenden Gegenden. Hier starben in den herum zerstreuten Städten und auf dem Lande die elenden und armen Arbeitsleute und ihre Familien ohne einigen Beistand eines Arztes oder der Hülfe

eines Wärters auf der Straße, auf dem Felde und in ihren Häusern, Tag und Nacht nicht wie Menschen, sondern beinahe wie das Vieh. Auch sie waren daher in ihren Sitten so ausgeartet wie die Stadtleute. Ohne um ihre Sachen und Geschäfte sich zu bekümmern, erwarteten sie vielmehr alle mit Anbruch eines jeden Tages ihren Tod; und ohne für den künftigen Nutzen des Viehes, der Felder und ihres Fleißes zu sorgen, dachten sie nur darauf, das zu verbrauchen, was sie besaßen. Daher kam es, daß Ochsen, Esel, Kühe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja die sonst so getreuen Gefährten der Menschen, die Hunde, aus ihren Häusern verjagt, nach Belieben auf den Feldern herumirrten, die voller Getreide standen, das aber weder geerntet noch geschnitten wurde. Viele von diesen Thieren schienen so vernünftig zu sein, daß sie nach reichlicher Weide des Tags über bei Nacht ohne Aufsicht eines Hirten satt nach Hause kehrten.

Was darf ich mehr sagen — um von den umliegenden Gegenden mich wieder auf die Stadt zu wenden — als daß die Grausamkeit des Himmels und auch wohl zum Theil der Menschen so groß war, daß, wie man gewiß glaubt, zwischen März und Juli theils durch die Heftigkeit dieser Pestilenz, theils durch die schlechte Wartung und Hülflosassung der Kranken, über hunderttausend Menschen innerhalb der Stadt Florenz ihr Leben verloren. — Eine Anzahl, die vielleicht selbst dieser tödtende Unfall nicht geglaubt hatte darinnen anzutreffen.

Wie viel große Paläste, wie viel schöne Häuser und herrliche Wohnungen, ehedem mit Familien angefüllt, standen jetzt ohne Herren und Frauen bis auf den geringsten Dienstboten leer! welche berühmte Geschlechter, welche weitläufige Erbschaften und berufene Reichthümer blieben ohne rechtmäßige Erben! wie manche kraftvolle Männer und artige Jünglinge, die selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap, geschweige denn andere, für die Gesundheit selbst gehalten hätten, nahmen am Morgen mit ihren Verwandten, Gesellschaftern und Freunden das Frühstück ein und aßen den nämlichen Tag mit ihren Vorfahren in jener Welt Abend.

Es schmerzt mich selbst, mich noch weiter in ein solches Elend zu vertiefen, und ich will daher, was ich übergehen

kann, gern unberührt lassen; nur folgendes muß ich noch anführen.

Da solchergestalt unsere Stadt fast von Einwohnern entblößt war, fügte es sich, wie ich von einer glaubwürdigen Person nachher erfahren habe, daß sieben junge Damen in der verehrungswürdigen Kirche zur heiligen Maria Novella an einem Dienstag früh, da fast niemand sonst drinnen war, mit einander Messe hörten. Sie gingen in Trauer gekleidet, wie es sich für die damaligen Zeiten schickte, und waren alle durch Freundschaft, Nachbarschaft oder Verwandtschaft unter sich verbunden. Keine von ihnen war älter als achtundzwanzig, noch jünger als achtzehn Jahr. Durchdringender Verstand, edles Geblüt, schöne Gestalt, artige Sitten und die anständigste Ehrbarkeit zierten alle.

Ich könnte ihre eigentlichen Namen nennen, wenn eine gerechte Ursache mir es nicht verböte. Ich will nicht, daß eine wegen der folgenden erzählten oder mit angehörten Geschichten in Zukunft sich schämen dürfe; denn heut zu Tage sind die Gesetze des Vergnügens weit eingeschränkter, als sie es damals aus den angeführten Ursachen nicht nur für das Alter dieser Damen, sondern noch für weit jüngere Personen waren. Auch will ich den Neidern, die selbst an dem untadelhaftesten Lebenswandel immer noch etwas auszusetzen finden, keine Gelegenheit geben, mit anzüglichen Reden sich auf irgend eine Art über die Ehrbarkeit einer dieser braven Frauen aufzuhalten. Damit man aber doch die Erzählung einer jeden ohne Verwirrung verstehen möge, will ich ihnen gewisse ihren Eigenschaften ganz oder zum Theil angemessene Namen beilegen. Die erste und älteste werde ich Pampinee nennen, die zweite Fiamette, Filomene die dritte, die vierte Emilie, die fünfte mag Laurette und die sechste Neifile heißen; der letzten gebe ich nicht ohne Ursache den Namen Elise.

Diese trafen denn ohne vorhergenommene Abrede blos durch Zufall in einem Theile der Kirche zusammen und hatten sich fast in einen Kreis gesetzt. Nach vielen Seufzern hörten sie endlich auf ihr Paternoster zu beten und unterhielten sich von verschiedenen der gegenwärtigen Umstände. Als sie schwiegen, nahm Pampinee in einer kleinen Weile also das Wort:

„Meine lieben Freundinnen, ihr werdet, so wie ich, mehr-

malen gehört haben, daß es niemanden für übel gehalten wird, auf eine anständige Art seinen natürlichen Verstand zu gebrauchen. Das Gesetz der Natur verlangt von allen Geschöpfen, ihr Leben so viel als möglich zu erleichtern, zu erhalten und zu vertheidigen. Dies erstreckt sich so weit, daß es schon Fälle gegeben hat, wo Menschen, um ihr eigen Leben zu erhalten, andere ungestraft umbrachten. Erlauben dies Gesetze, die das Wohl aller Sterblichen zum Augenmerk haben, wie vielmehr muß es uns und allen andern ziemen, zu Erhaltung unsers Lebens ohne jemandes Beleidigung diejenigen Mittel zu ergreifen, die in unsrer Gewalt sind?

Wenn ich unserm Betragen an diesem und schon mehreren Morgen recht nachdenke und unsere verschiedenen Betrachtungen erwäge, finde ich — und ihr werdet es auch finden — daß wir alle an unserm Leben zweifeln. Ich wundre mich darüber eben nicht; aber sonderbar ist es doch zu sehn, daß wir bei allem weiblichen Erfindungsgeist kein Mittel gegen diese gerechte Furcht ausfindig machen.

Wir sitzen meines Erachtens nicht anders da, als ob wir Zeugen sein wollten oder müßten, wie viel Todte man zu begraben herbringt, oder Achtung geben, ob die Brüder dieses Klosters, deren Anzahl fast auf nichts geschmolzen, zur gesetzten Stunde ihr Amt singen; oder um jedem, der uns ansieht, durch unsere Kleidung die Art und Größe unsers Elends zu zeigen. Verlassen wir diesen Ort, so sehn wir nichts als Leichen und Kranke herumschleppen, oder Verbrecher, die mit auffallendem Ungestüm umherstreifen und der öffentlichen Gesetze spotten, nach denen sie längst aus dem Lande verjagt sein sollten, weil sie wissen, daß ihre Vollstrecker gestorben oder krank sind; oder sehen endlich den Auswurf der Stadt, der nach unserem Blute dürstend sich des Namens der Todtenwärter anmaßt und zu unserem Spott auf den Straßen herumwandelt, um mit unanständigen Gesängen uns unser Elend vorzuwerfen. Man hört kein ander Wort als: der ist gestorben, jener liegt im Sterben, und an allen Orten würden wir die schmerzhaftesten Klagen hören, wenn nur jemand da wäre, der sie anstellen könnte.

Kommen wir dann nach Hause — ich weiß nicht, ob's euch so geht wie mir — so finde ich von einer Menge Hausgenossen niemanden mehr, als eine Magd. Da überfällt mich

ein solcher Schauder, daß mir fast alle Haare zu Berge stehn; wo ich gehe und stehe, fürchte ich mich vor den Schatten der Verstorbenen, die ich nicht in ihrer gewöhnlichen Gestalt, sondern mit so schrecklichen Gesichtern zu sehn glaube, daß ich gar nicht weiß, wo sie solche herbekommen haben.

So finde ich hier und draußen und in meinem Hause nichts als Elend; zumal wenn ich bedenke, daß außer uns kein Mensch, der noch so viel Kraft sich anderswohin zu begeben besitzt als wir, hier geblieben ist. Sind aber ja noch einige da, so sehe und höre ich, daß sie blos das thun, wornach sie gelüstet, und für sich und in Gesellschaft Tag und Nacht ihren Vergnügungen nachhängen. Sie stellen nicht erst eine lange Untersuchung des Erlaubten oder Unerlaubten an. Nicht blos freie, sondern auch klösterliche eingeschlossene Personen sind wollüstig und ausschweifend geworden, weil sie das, was für andere ziemt, auch sich vergönnt erachten. In der Meinung dadurch dem Tode zu entgehen, haben sie die Bande der Gelübde zerrissen und sich der Fleischeslust ergeben.

Wenn das geschieht, wie man offenbar sieht, was machen wir hier? worauf warten wir? was träumen wir? warum wollen wir träger und langsamer zu unserer Rettung sein, als alle übrigen Einwohner der Stadt? schätzen wir uns geringer, als sie alle? oder glauben wir, daß unser Leben durch weit stärkere Bande an unsern Körper gefesselt sei, als bei andern, und daß wir uns um nichts bekümmern dürfen, was ihm Schaden zufügen könnte? Irrthümer, Täuschung, ja die größte Thorheit wäre es, dies zu glauben. So oft wir nur an die Anzahl und an die Stärke der jungen Männer und Weiber zurückdenken, über welche die Grausamkeit der Pest siegte, finden wir den offenbarsten Beweis gegen uns.

Durch unsere Verdrossenheit oder Sorglosigkeit können wir in ein Unglück gerathen, dem vielleicht noch auf eine Art auszuweichen wäre, wenn wir nur wollten. Wenn ihr eben so denkt wie ich, so halte ich fürs beste, daß wir uns, wie wir hier sind, nach dem Beispiel, das schon so viele uns gegeben haben und noch geben, von hier weg auf unsere vielen nahegelegenen Landhäuser mit Anstand begeben. Da wollen wir jenes unehrbare Leben der Uebrigen eben so fliehen als den Tod und nur die Feierlichkeiten, die Lust und das Vergnügen

genießen, welche wir haben können, ohne in einem Stücke die Gesetze der Vernunft zu überschreiten.

Dort hören wir Vögel singen, sehen Hügel und Thäler grünen, getreidevolle Felder wie Meereswellen schlagen, Bäume von tausenderlei Gattung und einen viel heiterern Himmel. Ist er gleich zornig, so verbirgt er doch seine ewige Schönheit nicht, weit herrlicher und betrachtungswürdiger als die leeren Mauern der Stadt! dort finden wir frischere Luft; der Vorrath von Lebensmitteln, den diese Jahreszeit darbietet, ist größer und die Menge der Widerwärtigkeiten geringer. Sterben gleich die Landleute so gut als die Städter, so giebt's doch der traurigen Anblicke minder, weil die Anzahl der Häuser und Bewohner geringer ist. Ueberdies, so viel ich weiß, verlassen wir ja auch niemand; wir selbst vielmehr können uns für verlassen ansehn, weil die unsrigen durch den Tod, oder durch die Furcht vor dem Tode, uns, Fremden gleich, unserm Elend preisgegeben haben. Wer kann uns also tadeln, wenn wir einen Vorschlag befolgen, durch den wir Schmerz, Traurigkeit, vielleicht den Tod selbst vermeiden?

Gefällt es euch, so glaube ich, wär's am besten gethan, wenn wir uns mit unserm Gesinde aufmachten, was wir nöthig haben, nachbringen ließen, und so heut an diesem, morgen an einem andern Orte diejenigen Freuden und Lustbarkeiten genössen, welche die gegenwärtigen Umstände uns erlauben. So können wir verweilen — wenn uns die Bare nicht überrascht — bis wir sehen, welchen Ausgang der Himmel diesem Unfalle bestimmt hat. Ihr könnt glauben, daß er unser ehrbares Fortgehen gewiß nicht mehr mißbilligen wird, als das unanständige Dableiben eines großen Theils der Uebrigen."

Die andern Damen lobten diesen Vorschlag der Pampinee und waren so begierig ihm zu folgen, daß sie bei sich auch schon die Art, wie sie ihn ausführen wollten, überlegt hatten. Hand in Hand standen sie auf, als ob sie sich gleich auf den Weg machen wollten.

Aber Filomene, die bescheidenste unter ihnen, sprach: „Meine Lieben, der Einfall der Pampinee ist zwar sehr gut, nur müssen wir ihn nicht mit solcher Uebereilung ins Werk setzen, wie ihr zu thun Willens scheint. Bedenkt einmal, wir sind lauter Frauenzimmer! keine ist so jung, daß sie nicht einsehe, wie wenig Frauenzimmer zusammen ohne Aufsicht einer

Mannsperson sich zu regieren wissen. Wir sind unbeständig, widerspenstig, argwöhnisch, kleinmüthig und furchtsam; ich besorge sehr, daß unsere Gesellschaft, wenn wir sie blos unserer eignen Führung überlassen, sich nur zu bald und mit weniger Ehre, als es für uns schicklich, zerstreuen dürfte. Es ist also gut, daß wir im voraus dafür sorgen, ehe wir etwas unternehmen."

„Die Mannspersonen", sagte hierauf Elise, „sind in der That das Haupt der Frauenzimmer; ohne ihre Anordnung gewinnt selten eine von unsern Unternehmungen ein rühmliches Ende. Aber wo sollen wir diese Männer herbekommen? der größte Theil der unsrigen ist gestorben, wie wir wissen, und die noch Lebenden haben sich hie und da in verschiedene Gesellschaften begeben, ohne daß wir wissen in welche, um dem zu entgehen, wovor auch wir zu fliehen suchen. Fremde zu nehmen, wäre unschicklich; denn wenn wir für unser Wohl besorgt sein wollen, müssen wir uns vorsehen, daß nicht anstatt des Vergnügens und der Ruhe Verdruß und Aergerniß erfolge."

Während die Damen so mit einander berathschlagten, traten unvermuthet drei junge Männer in die Kirche; doch war der jüngste unter ihnen nicht weniger als fünfundzwanzig Jahr alt. Weder die Zerrüttung dieser Zeit, noch der Verlust ihrer Freunde und Anverwandten, noch auch die Furcht für ihr eigenes Leben hatten das Feuer der Liebe bei ihnen erkalten, geschweige denn auslöschen können. Der eine hieß Panfilus, Filostrat der andere und der letzte Dioneo. Sie waren gefällig und artig und suchten eben ihre Schönen, ihren einzigen Trost in diesem verworrenen Zustande auf. Zum Glück fanden alle drei dieselben unter den sieben Damen. Mit den übrigen waren sie entweder befreundet oder sonst genau bekannt. Sie bekamen die Frauenzimmer nicht eher in die Augen, als sie von ihnen bemerkt worden waren.

Pampinee lächelte: „Seht", sprach sie, „das Glück begünstigt unser Unternehmen und schickt uns bescheidene und verdienstvolle junge Männer zu, die mit Vergnügen unsere Führer und Begleiter sein werden, wenn wir sie nur dazu nehmen wollen!"

Neifile erröthete, denn sie war eine von den Geliebten dieser jungen Herren. „Bei Gott! Pampinee", sagte sie, „be-

denke, was du redest. Ich kenne sehr wohl den guten Ruf aller dieser Männer; ich glaube auch, daß sie zu weit wichtigeren Dingen, als dieses ist, zu gebrauchen sind und daß ihre Gesellschaft nicht nur für uns, sondern noch für weit schönere und angenehmere Damen gut und anständig sein könne; aber leider! ist es nur zu bekannt, daß sie die Liebhaber von einigen unter uns sind, und ich fürchte, daß wir uns durch ihre Wahl ohne ihre und unsere Schuld einen üblen Ruf und Vorwürfe zuziehen dürften."

„Das macht nichts aus!" erwiderte Filomene, „wenn ich ehrbar lebe und mir mein Gewissen keine Vorwürfe machen kann, so mögen andere reden, was sie wollen; Gott und die Wahrheit werden zu meiner Vertheidigung die Waffen ergreifen. Wenn sie nur schon Lust hätten mitzukommen, so könnten wir wahrhaftig glauben, wie Pampinee sagte, daß das Glück unsere Wanderschaft begünstige."

Die übrigen hörten diese Reden mit Stillschweigen an: einmüthig stimmten alle endlich dahin, man sollte die jungen Männer rufen, ihnen ihr Vorhaben entdecken und sie zur Begleitung auf ihren vorhabenden Spaziergang einladen.

Pampinee, verschwägert mit einem dieser Herren, die bisher die Damen unverwandt angeblickt hatten, stand ohne viel zu reden auf, ging gerade auf sie zu, grüßte sie mit heiterer Miene, entdeckte ihnen ihren Plan und bat sie im Namen aller, ihnen mit aufrichtigem brüderlichen Herzen Gesellschaft zu leisten. Die jungen Männer hielten es anfangs für Scherz; als sie aber sahen, daß diese Dame im Ernst redete, erklärten sie sich mit Freuden dazu bereit.

Ohne der Sache einen Anstand zu geben, hätten sie sich lieber den Augenblick auf den Weg gemacht. Sie brachten alles vor der Abreise zu Besorgende in Ordnung, ließen das Nöthige gehörig zubereiten und schickten jemand dahin voraus, wo sie zugehen wollten. Den folgenden Morgen, an einem Mittwoch vor Anbruch des Tages, machten die Damen mit einigen ihrer Mägde und die drei jungen Männer mit ihren Bedienten sich auf den Weg zur Stadt hinaus und langten an dem ersten Orte ihrer Bestimmung kaum zwei kleine Meilen von Florenz an.

Er lag auf einer kleinen Anhöhe, die von allen Seiten ein wenig von der Straße entfernt war. Die verschiedenen

Bäume und Pflanzen, alle grün belaubt, gaben den anmuthigsten Anblick. Auf dem Gipfel stand ein Palast mit einem schönen und großen Vorhofe in der Mitte. Seine Wohnungen, Säle und Zimmer waren schön, ausgeziert mit den angenehmsten und sehenswürdigsten Gemälden; die Wiesen, Gärten und die erfrischendsten Wasserbrunnen bewundernswerth; die Keller angefüllt mit den köstlichsten Weinen — Dinge, die sich mehr für lüsterne Trinker, als für nüchterne und ehrbare Damen schickten. — Alles fand die Gesellschaft bei ihrer Ankunft zu ihrem größten Vergnügen gereinigt, die Betten in den Schlafzimmern gemacht und alles mit Blumen der damaligen Jahreszeit bestreut und mit Binsen besteckt.

Beim ersten Eintritt setzten sie sich, und Dioneo, der vor allen andern angenehm und witzig war, fing an: „Meine Schönen, mehr euer Einfall als unser Betrieb führt uns hierher. Was wollt ihr nun mit euren Sorgen machen? die meinigen ließ ich innerhalb den Thoren der Stadt, als ich vor kurzem mit euch hinausging. Wohlan! wir wollen unter einander fröhlich sein, lachen und singen — versteht sich, in so weit es euer Stand zuläßt — oder erlaubt mir, zu meinen Sorgen zurückzukehren und in der Unordnung der Stadt auszuhalten.“

Pampinee erwiderte mit so heiterer Miene, als ob sie auch die ihrigen alle von sich gewiesen hätte: „Dioneo, du hast Recht, wir wollen vergnügt leben. Keine andere Ursache hat uns vor der Traurigkeit flüchtig gemacht. Aber alles, was ohne Ordnung geschieht, kann nicht lange bestehen. Ich bin die Urheberin der Unterredungen, durch welche diese angenehme Gesellschaft entstanden ist, und ich denke auch darauf, unserer Freude eine Dauer zu verschaffen. Daher halte ich es für nothwendig, daß wir uns vereinigen, jemand von uns zu einem Vorgesetzten erwählen und ihn als den Vorzüglichsten ehren und folgen. Dieser suche dann alle unsere Gedanken auf ein freudiges Leben hinzurichten. Jeder genieße sowohl die Last der Sorgen, als das Vergnügen des Vorzugs, und zeige sich von einer und der andern Seite! so kann keiner den andern beneiden, als wenn er es nicht versucht hätte. Jedem, dächt ich, übertrügen wir die Last und Ehre einen Tag lang. Unser aller Wohl bestimme, wer der erste sein soll; die folgenden mag, wenn die Abendstunde sich nähert, der Herrscher

oder die Herrscherin dieses Tages nach Gefallen wählen; und von diesem hänge nach eignem Gutbefinden, so lange seine Herrschaft währt, die Anordnung und Verfügung ab, wo und wie wir leben sollen."

Dieser Vorschlag gefiel allen wohl, und Pampinee ward einmüthig zur Königin des ersten Tages ernannt. Filomene hatte oft gehört, welche Ehre die Lorbeerzweige verdienten, und wie ehrwürdig sie den machten, der durch Verdienst damit bekrönt wurde; hurtig lief sie zu einem Lorbeerbaume, brach etliche Zweige ab, flocht daraus einen ehrwürdigen und ansehnlichen Kranz und setzte ihn der Pampinee auf den Kopf. Dieser blieb nachher, so lange die Gesellschaft dauerte, bei allen Uebrigen das sichtbare Zeichen der königlichen Herrschaft und des Vorzugs.

Pampinee befahl nun als Königin allen ein Stillschweigen. Schon vorher hatte sie die Bedienten der drei Herren und ihre Mägde, deren vier waren, rufen lassen. Nach dieser Stille fing sie also an:

„Ich will als die erste allen ein Muster geben, wie unsere Gesellschaft mit Ordnung und Vergnügen sich immer mehr und mehr emporschwingen und ohne einige Schande so lange bestehen und sich erhalten soll, als es uns gefallen wird. Daher setze ich zuvörderst Parmen, den Bedienten des Dioneo, zu meinem Haushofmeister und übertrage ihm die Aufsicht und Besorgung unserer ganzen Wirthschaft nebst allem, was zum Dienst des Saales gehört. Sirisco, Bedienter des Panfilus, soll als unser Ausgeber und Schatzmeister die Anordnungen des Parmen befolgen. Tindarus warte dem Filostrat und in den Zimmern der andern beiden Herren auf, wenn ihre Bedienten durch Amtsverrichtungen davon abgehalten werden. Meine Magd Misia, und der Filomene ihre, Licisca, mögen beständig in der Küche bleiben und die vom Parmen ihnen zugetheilten Speisen mit Sorgfalt zubereiten. Chimeren und Stratilien, die Mägde der Laurette und Fiammette, wollen wir auf die Ordnung in den Gemächern der Frauenzimmer und auf die Reinlichkeit der Oerter, wo wir uns aufhalten, Achtung geben lassen. Bei Verlust unserer Gunst wollen und befehlen wir einem jeden überhaupt, daß er uns, wenn er wohin geht und etwas sieht oder hört, keine andere als freudige Nachricht mitbringe."

Alle fanden diese Befehle sehr billig. Freudig sprang jetzt die Königin auf. „Da sind", sprach sie, „Gärten, Wiesen und andere angenehme Plätze in Menge. Jeder gehe nach seinem Belieben hin, sich zu ergötzen. Wenn es drei Uhr schlägt, wollen wir alle hier wieder zusammenkommen und im Kühlen speisen."

Voller Freuden beurlaubte sich die Gesellschaft von der neuen Königin. Die jungen Herren unterhielten sich mit den Schönen von anmuthigen Dingen, gingen mit langsamen Schritten in einen Garten, machten Kränze von allerhand Blumen und sangen verliebte Lieder. Nachdem sie sich hier so lange verweilt, als die Königin ihnen Zeit gegeben, kehrten sie nach Hause und fanden, daß Parmen mit vielem Eifer sein neues Amt angetreten hatte. Sie gingen in einen Saal des Erdgeschosses, wo die Tische mit den weißesten Tüchern gedeckt, Becher, die dem Silber ähnlich sahen, aufgesetzt und überall Pfingstblumen gestreut waren.

Als es der Königin gefiel, ward Wasser zum Händewaschen herumgegeben, und die Gesellschaft setzte sich, nach der Anordnung des Parmen, zu Tische. Es wurden köstlich zubereitete Speisen aufgetragen, die ausgesuchtesten Weine herbeigebracht, und die drei übrigen Diener richteten ohne Verzug in aller Stille an. Alle freuten sich über die schöne und ordentliche Einrichtung und aßen mit anmuthigem Scherz und Feierlichkeit.

Nach aufgehobener Tafel ließ die Königin, weil alle Frauenzimmer und auch die Mannspersonen tanzen, zum Theil auch sehr gut spielen und singen konnten, Instrumente herbeiholen. Auf ihren Befehl nahm Dioneo eine Laute und Fiamette eine Violine und spielten einen lustigen Tanz; die Bedienung schickten sie indeß zum Essen. Darauf fing die Königin mit den übrigen Damen und den beiden Mannspersonen einen Tanz mit langsamen Schritten an. Als dieser zu Ende war, wurden artige und lustige Gesänge angestimmt; damit unterhielt man sich so lange, bis es der Königin Zeit schien, schlafen zu gehen. Als sie allen die Erlaubniß hierzu ertheilt hatte, begaben sich die drei jungen Männer auf ihre Schlafzimmer, die von den der Damen entfernt waren. Sie fanden schön gemachte Betten darin und alles, wie auf dem Saale, mit Blumen geziert. Bei den Damen war es eben so. Jedermann zog sich aus und legte sich zur Ruhe.

Es hatte nicht lange neun geschlagen, als die Königin aufstand und alle übrigen wecken ließ, auch die Männer, weil allzulanger Schlaf am Tage ihrer Meinung nach schädlich sei. Alle gingen auf eine Wiese, die von dem schönsten hohen Rasen grünte. Von keiner Seite konnte sie die Sonne mit ihren Strahlen erreichen; ein angenehmes Lüftchen wehte. Auf Geheiß der Königin setzten sie sich auf den grünen Rasen in einen Kreis.

„Die Sonne steht hoch, wie ihr seht", sprach die Königin, „und die Hitze ist groß; nichts als die Heuvögel auf den Oelbäumen lassen sich hören. Jetzt irgend wohin zu gehn, wäre thöricht. Hier ist's schön und frisch. Wir haben Brett- und Schachspiele; jeder kann sich einen Zeitvertreib nach seiner Neigung wählen. Aber wenn ihr meinem Rathe folgtet, so würde dieser heiße Theil des Tages nicht mit Spielen hingebracht, wobei das Gemüth des einen oder andern Theils sich immer beunruhigt, ohne daß der Zuschauer ein sonderliches Vergnügen daran findet. Lieber wollen wir einander etwas erzählen. Die Rede eines einzigen vergnügt dann die ganze Gesellschaft, und wenn jeder eine Geschichte erzählt, dauert es gewiß so lange, bis die Sonne vorüber und die Hitze nachläßt. Alsdann können wir, wo ihr am liebsten wollt, hingehen und uns ergötzen. Ist euch mein Vorschlag recht — denn ich werde mich hierin blos nach euren Gesinnungen richten — so wollen wir's thun; gefällt er euch nicht, so mag jeder bis zur Abendstunde das vornehmen, was ihm am besten dünkt."

Die Damen sowohl als die Herren entschieden für das Erzählen. „Wohlan", erwiderte die Königin, „wenn dies nach eurem Geschmack ist, so erlaube ich für diesen ersten Tag jedem von derjenigen Materie zu erzählen, die ihm am meisten gefällt." Sie wandte sich hierauf zum Panfilus an ihrer rechten Hand und forderte ihn mit einer gefälligen Art auf, den Anfang zu machen. Er kam sogleich diesem Befehl nach und alle hörten aufmerksam folgende Geschichte an.

Erste Erzählung.

Es ist billig, meine Schönen, daß der Mensch den Anfang aller seiner Unternehmungen in dem bewundernswürdigen und heiligen Namen desjenigen mache, der allen Dingen das Dasein gab. Auch ich will daher unsere Erzählungen mit einem seiner Wunder anfangen. Unsere Hoffnung auf ihn, als auf ein unveränderliches Gut, müsse durch diese Geschichte befestigt werden, damit wir seinen Namen stets preisen.

Die zeitlichen Dinge sind alle vergänglich und hinfällig, wie bekannt, und daher auch in und außer sich vielen traurigen Zerrüttungen, widrigen Fällen und unendlichen Gefahren unterworfen. Diese, so lange wir mit ihnen in Verbindung leben, oder gar Theile derselben sind, könnten wir weder ertragen, noch uns gegen sie schützen, wofern nicht eine besondere göttliche Gnade uns Gewalt und Mittel dazu verliehe. Wir dürfen aber nicht glauben, daß diese etwa unserer Verdienste wegen uns theilhaftig werden. Dies geschieht blos aus eigenem Erbarmen und auf das Bitten derer, die ehedem, so wie wir, sterblich waren, aber während dieser Sterblichkeit die Gebote Gottes gehörig erfüllten, und nunmehr mit ihm die ewige Seligkeit genießen. An sie als an unsere Fürsprecher, die aus Erfahrung unser Elend kennen, dürfen wir uns wenden, wenn wir etwas, das uns nützlich scheint, begehren, und doch unsere Bitten vor dem Angesicht eines so großen Richters selbst anzubringen nicht wagen.

Fügt es sich zuweilen, daß wir, von Wahn getäuscht, jemanden zum Fürsprecher erwählen, den eine ewige Verbannung von seinem Thron trennt, so ist Gottes Güte desto größer und mitleidsvoller, weil das schärfste Auge eines Sterblichen auf keine Art die Geheimnisse der göttlichen Absichten durchschauen kann. Er, dem kein Ding verborgen ist, sieht mehr auf die reine Absicht des Betenden, als auf dessen Unwissenheit oder auf die Verstoßung des Angebeteten und erhört demungeachtet die Bittenden so gut, als ob jener das selige Anschauen seiner Majestät genösse. Die Geschichte, welche ich erzählen will, wird uns dies deutlich beweisen, ich sage deutlich, nicht nach dem Urtheil Gottes, sondern der Menschen.

Chapelet.

Musciat Francesi war, wie man erzählt, ein sehr reicher und großer Kaufmann in Frankreich. Er ließ sich adeln, und als Karl ohne Land, der Bruder des Königs von Frankreich, den Papst Bonifacius auf sein Bitten besuchen wollte, sollte er ihn nach Toscana begleiten.

Er merkte, daß seine Geschäfte, wie es oft bei Kaufleuten zu gehn pflegt, hie und da ziemlich verwickelt waren. Da er sie auf eine leichte Art und in der Geschwindigkeit nicht in Ordnung bringen konnte, entschloß er sich, sie andern Personen aufzutragen. Hierzu fand er überall Mittel. Nur darüber war er in Verlegenheit, wen er wohl zurücklassen sollte, um seine bei verschiedenen Burgundern ausstehenden Gelder einzutreiben; denn er hatte gehört, daß die Burgunder widerspenstige, ungezogene und gesetzwidrige Leute wären. Er konnte sich auf niemanden besinnen, der abgefeimt genug wäre, um ihm zuzutrauen, daß er ihrer Bosheit die Spitze zu bieten vermögen würde.

Als er lange genug darüber nachgedacht hatte, fiel ihm endlich ein gewisser Ciapperello von Prato ein, der zu Paris oft in seinem Hause aus- und einging. Es war ein kleiner zuthulicher Mann. Die Franzosen, welche die Bedeutung seines Namens nicht wußten, glaubten, daß Ciapperello ein Kranz heiße, wie in ihrer Landessprache, und nannten ihn daher, weil er so klein war, wie wir pflegen, nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter welchem Namen er überall bekannt war; nur wenige wußten, daß er Ciapperello hieß.

Chapelet war ein Mann der Art. Er wär Notar und schämte sich sehr, wenn eines von seinen Instrumenten, so wenig er deren machte, anders als falsch gefunden ward. Solcher würde er so viel, als man verlangte, gefertigt haben, ja weit lieber umsonst, als ein anderer für die ansehnlichste Bezahlung. Falsches Zeugniß gab er mit vielem Vergnügen, man mochte es haben wollen oder nicht. Damals setzte man in Frankreich noch viel Glauben auf die Eidschwüre. Er gewann daher auf die boshafteste Art so oft den Prozeß, als man von ihm die Bestätigung der Wahrheit mittelst Eidschwurs verlangte; ob er falsch schwöre, darum be-

kümmerte er sich nicht. Er hatte eine außerordentliche Freude und gab sich dazu die größte Mühe, zwischen Freunden und Verwandten und allen andern Leuten die heftigste Feindschaft und Aergerniß zu stiften. Je größer Unheil daraus erfolgte, desto größer war sein Vergnügen. Wenn er zu einem Mord oder einer andern Schandthat aufgefordert ward, schlug er es nie aus, sondern ging mit Lust daran. Oft ließ er sich willig finden, selbst Hand anzulegen, um einen auszuprügeln oder gar umzubringen. Er war der größte Gotteslästerer und Verächter aller Heiligen. Um jeder Kleinigkeit willen war er so jähzornig wie möglich. In die Kirche ging er niemals und verspottete alle ihre Sakramente als Kleinigkeiten mit den verabscheuenswürdigsten Worten. Die Schenken im Gegentheil und andere unehrbare Oerter besuchte er gern und gewöhnlich. Die Frauenzimmer liebte er so, wie die Hunde einen Stock, und über öffentliches Unglück empfand er mehr Freude, als die andern Betrübniß. Er würde mit eben dem Herzen geraubt und gestohlen haben, mit dem ein frommer Mann giebt. Er war der größte Fresser und ein so starker Säufer, daß es zuweilen die ekelhaftesten Folgen hatte. Zum Spieler und falschen Würfler war er geschaffen. Aber warum schweife ich in so viele Worte aus; kurz, er war der abscheulichste Mensch, der vielleicht je geboren ward. Seine Ränke hatten lange die Macht und das Ansehn des Herrn Musciat unterhalten, und in dessen Rücksicht wurde er hinwiederum sowohl von Privatpersonen geschont, denen er oft Unrecht that, als von Hofleuten, die er allezeit übel behandelte.

Dieser Chapelet fiel endlich dem Musciat ein. Er kannte seinen Lebenswandel sehr gut. Dies, dachte er, muß ein Mann sein, wie ihn die Bosheit der Burgunder erfordert. Er ließ ihn holen und redete ihn also an: „Wie du weißt, Chapelet, will ich mich ganz von hier weg begeben. Unter andern habe ich auch mit Burgundern zu thun, welches Leute voller Betrug sind. Ich kenne niemanden, durch den ich das meinige von ihnen besser einfordern lassen könnte, als dich. Weil du jetzt eben müßig bist, so will ich dir, wenn du Lust hast, die Empfehlung des Hofes verschaffen und einen ansehnlichen Theil von dem geben, was du eintreiben wirst."

Chapelet war eben müßig und in den übelsten Umständen von der Welt. Der, bei dem er lange Zeit Unterhalt und

Zuflucht gefunden hatte, wollte ihn verlassen. Er entschloß sich also in der Noth ohne Anstand dazu und antwortete, daß er es mit Vergnügen thun wollte, und sie wurden mit einander einig. Chapelet erhielt seine Vollmacht nebst Empfehlungen des Königs und ging, als Musciat abgereist war, nach Burgund.

Hier kannte ihn fast niemand. Wider seine Gewohnheit fing er an mit Güte und Gelindigkeit die Schulden einzutreiben und seinen Auftrag auszurichten. Seine Hitze wollte er vielleicht bis ans Ende versparen. Durch dies Betragen erhielt er einen Zutritt in das Haus zweier Brüder aus Florenz, die auf Zinsen liehen. Aus Freundschaft für Musciat erwiesen sie ihm alle mögliche Ehre.

Unvermuthet ward er krank. Die beiden Brüder ließen sogleich Aerzte und Leute zu seiner Wartung holen und sorgten für jedes Bedürfniß zu seiner Genesung. Aber alle Hülfe war umsonst. Der gute Mann hatte schon zu lange und zu unordentlich gelebt. Nach dem Urtheil der Aerzte ging es von Tag zu Tag näher dem Tode zu, und die beiden Brüder machten sich darüber viel Sorge.

Eines Tages berathschlagten sie sich seinethalben in einem Zimmer nahe an dem, wo Chapelet krank lag. „Was werden wir mit ihm machen?" sagte einer zum andern, „wir sind seiner Handlungen wegen in der größten Verlegenheit. Ihn so krank aus dem Hause zu schicken, wäre uns ein großer Schimpf. Würden es die Leute nicht für ein offenbares Zeichen unseres Unverstandes halten, wenn sie sehen, daß wir ihn erst aufgenommen haben, nachher bedienen und so sorgfältig heilen lassen und nun, ohne daß er durch irgend ein Versehn unser Mißfallen gereizt, so plötzlich und sterbenskrank fortschickten. Auf der andern Seite ist er freilich ein so boshafter Mensch, daß er weder beichten, noch ein Sakrament der Kirche wird empfangen wollen. Stirbt er ohne Beichte, so nimmt keine Kirche seinen Körper an, und man wirft ihn, wie die Hunde, in eine Grube. Beichtet er ja noch, so sind seine Sünden so groß und so abscheulich, daß es seines Gleichen nicht giebt. Kein Mönch oder Priester hier wird ihn absolviren wollen noch können, und ist er nicht absolvirt, so wird er ebenfalls in eine Grube geworfen. Sieht dann der hiesige Pöbel dies, so wird er einen Aufruhr erregen theils unsrer Handthierung wegen, die er für unbillig achtet und den ganzen Tag durch

lästert, theils aus Begierde uns zu plündern. Auch wir, werden sie schreien, wollen die Lombardischen Hunde, die man in keine Kirche aufnehmen will, nicht länger dulden: sie werden uns das Haus stürmen und vielleicht nicht blos unsere Habseligkeiten nehmen, sondern auch uns selbst die größte Marter anthun. Wir sind daher auf alle Weise übel daran, wenn der Mensch stirbt."

Chapelet, der, wie gesagt, nahe bei diesen Berathschlagungen lag, hatte, was die Kranken oftmals haben, ein leises Gehör. Er vernahm ihr ganzes Gespräch, ließ sie rufen und sagte: „Ich will nicht, daß ihr euch meinetwegen einige unruhige Gedanken machen oder durch mich in Unglück zu kommen fürchten sollt. Ich habe euer Gespräch von mir wohl gehört und bin versichert, daß eure Furcht erfüllt werden würde, wenn die Sache nach eurer Vorstellung abliefe. Aber sie soll anders gehen. Ich habe gegen unsern Herrgott mein Lebtag schon so viel gesündigt, daß eine Sünde mehr oder weniger vor meinem Tode wohl nicht viel ausmachen wird. Sucht mir daher einen Bruder, so fromm und brav als er da ist und ihr ihn haben könnt, zu verschaffen. Für das Uebrige laßt mich sorgen; ich will gewiß eure und meine Angelegenheiten so in Ordnung bringen, daß ihr damit zufrieden sein sollt."

Die beiden Brüder hofften zwar nicht viel davon, doch gingen sie in ein Kloster und baten um einen frommen und verständigen Mann, der die Beichte eines Lombarden, welcher in ihrem Hause krank läge, anhören möchte. Man gab ihnen einen alten Bruder von frommem und unbescholtenem Lebenswandel, der überdies ein großer Meister in der heiligen Schrift war, kurz, einen der ehrwürdigsten Männer, für den die ganze Stadt die größte und ausgezeichnetste Achtung hatte. Diesen führten sie zu ihm.

Als er ins Zimmer kam, wo Chapelet lag, setzte er sich neben ihn. Anfangs suchte er ihn auf eine gelinde Art zu trösten; darauf fragte er: wie lange es wäre, daß er zum letztenmale gebeichtet?

Chapelet, der nie gebeichtet hatte, erwiderte: „Mein theurer Vater, ich habe die Gewohnheit, alle Wochen wenigstens einmal zu beichten; in mancher geschieht es auch öfter. Seitdem ich krank bin — das wird ohngefähr acht Tage sein —

habe ich aber freilich nicht gebeichtet. Die Schmerzen meiner Krankheit waren zu groß."

„Du hast recht gehandelt, mein Sohn, thue in Zukunft ein Gleiches. Ich werde also wohl, wenn du so oft beichtest, wenig Mühe dich anzuhören und zu fragen haben."

„Mein Bruder! glaubt das nicht; ich beichtete nie so viel noch so oft, daß ich nicht stets alle meine Sünden bekennen wollte, deren ich von dem Augenblicke meiner Geburt an bis auf den Tag meiner Beichte mich erinnere. Daher bitte ich euch, ehrwürdiger Vater, mich so genau über alles zu befragen, als ob ich nie gebeichtet hätte. Nehmt keine Rücksicht auf meine Krankheit; ich will lieber dies mein Fleisch kreuzigen, als seine Gemächlichkeit suchen; ich würde dadurch eine Handlung begehen, welche zum Verderben meiner Seele gereichen könnte, die mein Erlöser mit seinem theuern Blute erkaufte."

Diese Worte gefielen dem frommen Manne sehr; er hielt sie für ein Zeichen eines wohl vorbereiteten Herzens und empfahl Chapelet diese Gewohnheit höchlich. Er fragte ihn ferner, ob er nie durch Ausschweifung mit Frauenzimmern gesündigt hätte.

Chapelet antwortete mit Seufzen: „In diesem Punkte, heiliger Vater, schäme ich mich euch die Wahrheit zu gestehn, weil ich fürchte in die Sünde eines eitlen Ruhms zu verfallen."

„Sag es getrost", war die Erwiderung des frommen Vaters, „in Entdeckung der Wahrheit sündigt man nie, weder in der Beichte, noch bei andern Gelegenheiten."

„Weil ihr mir denn diese Versicherung gebt, will ich's euch gestehen; ich bin noch so unschuldig, als ich vom Mutterleibe kam."

„O gesegnet seist du von Gott, wie wohl hast du gethan! diese That verdient eine desto größere Belohnung, je mehr es von deinem Willen abhing und je uneingeschränkter zum Gegentheil deine Freiheit war, die wir und andere, die eine Ordensregel fesselt, nicht haben."

„Bist du vielleicht durch die Zärtlichkeit deines Gaumens Gott mißfällig geworden?"

Mit heftigem Seufzen antwortete Chapelet: Ja, sehr oft! außer den gewöhnlichen vierzigtägigen Fasten, welche andächtige Personen im Jahre hielten, pflege er wöchentlich we-

nigstens drei Tage bei Wasser und Brot zu fasten. Da habe er das Wasser mit solchem Vergnügen und Appetit getrunken, als die größten Weintrinker ihren Wein, zumal wenn er etwa durch Beten oder Wallfahrten abgemattet gewesen wäre. Oft sei in ihm die Sehnsucht entstanden, einen Salat zu haben, wie die Kräuterweiber ihn gleich zubereitet nach der Stadt bringen. Das Essen habe ihm manchmal besser geschmeckt, als seiner Meinung nach es denen schmecken sollte, die wie er aus Andacht fasteten.

„Mein Sohn", erwiderte der Bruder, „das sind Schwachheiten der Natur, sie sind unerheblich, und du darfst dir kein größer Gewissen darüber machen, als nöthig ist. Allen Menschen, sie mögen noch so fromm sein, behagt nach langem Fasten das Essen und nach einer schweren Arbeit das Trinken!"

„Ach, mein Vater, tröstet mich nicht damit! glaubt mir, daß ich gar wohl weiß, daß das, was man zum Dienste Gottes thut, aufrichtig und ohne einige Befleckung des Gewissens geschehen muß. Wer anders handelt, sündigt."

Der Bruder war äußerst zufrieden. „Ich freue mich", sprach er, „über deine Gesinnungen. Dein reines und gutes Gewissen gefällt mir sehr. Sage mir nun, hast du in Ansehung des Geizes gesündigt, mehr begehrt, als dir gebührte, oder das behalten, was du nicht behalten solltest?"

„Ich wünschte, mein Vater, Ihr sähet nicht darauf, daß ich im Hause dieser Wucherer lebe; ich habe nichts damit zu thun, vielmehr war ich hierher gekommen, sie zu ermahnen, zu züchtigen und von diesem schändlichen Gewinn abzubringen. Hätte Gott durch diese Krankheit mich nicht gehindert, ich würde, glaube ich, auch in meinem Vorhaben glücklich gewesen sein. Aber wisset, mein Vater verließ mir große Reichthümer. Einen großen Theil des Vermögens gab ich nach seinem Tode um Gottes Willen dahin. Zu Erhaltung meines Lebens und Unterstützung nothleidender Christen fing ich nachher eine kleine Handlung an, hatte zwar dabei das Verlangen zu gewinnen, theilte aber stets meinen Gewinn mit den Armen zur Hälfte und verwandte den andern Theil zu meinen Bedürfnissen. Dabei hat der Schöpfer mich so gesegnet, daß meine Umstände sich zusehends verbesserten."

„Du hast recht gethan. Aber bist du oft in Zorn gerathen?"

„Ach oft! das muß ich frei gestehen. Wer könnte sich mäßigen, wenn er täglich sieht, welche ungereimte Dinge die Menschen vornehmen, wie sie die Gebote Gottes nicht halten und kein Gericht fürchten. Oft gab es Tage, an welchen ich lieber todt als lebendig zu sein wünschte, wenn ich die jungen Leute den Eitelkeiten nachlaufen sah; wenn ich hörte, wie sie schwuren und fluchten, die Wirthshäuser, aber keine Kirchen besuchten und lieber den Weg der Welt, als Gottes Weg betraten.“

„Dieser Zorn, mein Sohn, ist guter Art; ich für meine Person bin nicht im Stande, dir deswegen eine Buße aufzulegen. — Allein durch ein Ungefähr hätte dich dieser Zorn vielleicht zu einem Todtschlag verleiten, du hättest jemanden Grobheiten sagen, oder ihm sonst ein Unrecht zufügen können?“

„Das sei ferne von mir, mein Vater. Ich halte euch für einen Mann Gottes, und ihr sagt mir solche Sachen. Hätte ich bei dem geringsten Gedanken von allen dem hoffen können, daß Gott mich so lange erhalten haben sollte? nur Bösewichter und sündliche Menschen sind solcher Dinge fähig. Sah ich deren je einen, so sagte ich stets: Geh, Gott bekehre dich!“

„Sage mir, mein von Gott gebenedeiter Sohn“, fuhr der Bruder fort, „hast du nie falsches Zeugniß abgelegt, nie Uebles von einem geredet, andere Sachen ohne den Willen des Eigenthümers weggenommen?“

„Uebles habe ich leider einmal von andern geredet. Ich hatte sonst einen Nachbar, der den ganzen Tag nichts that, als, Gott weiß es! mit dem größten Unrecht von der Welt seine Frau prügelte, zumal wenn er zu viel getrunken hatte; ich sprach daher aus Mitleid mit dieser armen Frau einst übel davon gegen ihre Anverwandten.“

„Nun gut! da du ein Kaufmann gewesen bist, sage mir, hast du nie jemanden betrogen, wie die Kaufleute pflegen?“

„Das habe ich freilich gethan, ehrwürdiger Herr, ich weiß aber nicht mehr wen. Er brachte mir Geld für erkauftes Tuch; ohne es zu zählen, warf ich es in eine Kasse. Fast einen Monat darauf fand ich, daß vier Heller mehr waren, als es sein sollten. Diese gab ich ihm aus Liebe zu Gott zurück, nachdem ich sie beinahe ein ganzes Jahr deswegen aufgehoben hatte, weil ich ihn nicht eher wiedersah.“

„Das ist eine Kleinigkeit, aber du thatest recht daran.“

Ueberdies fragte ihn der Bruder noch um verschiedene andere Dinge, die er alle auf gleiche Art beantwortete. Als er bereits zur Absolution schreiten wollte, sagte Chapelet: „Herr, eine Sünde habe ich euch noch nicht gebeichtet.“ Der Bruder fragte, welche? und er sprach: „Ich erinnere mich, daß ich einen Sonnabend nach neun Uhr meinen Bedienten das Haus reinigen ließ und also für den heiligen Sonntag die Achtung nicht hatte, wie ich sollte.“ „Ach!“ erwiderte der Bruder, „das ist eine unbedeutende Sache.“ „Nein“, antwortete Chapelet, „nennt es keine geringe Sache.“ Den Sonntag muß man ehren, denn an diesem Tage erstand unser Heiland vom Tode zum Leben.“

„Hast du sonst noch was gethan?“

„Ach ja, mein Herr! Als ich nicht Achtung gab, spuckte ich einmal in der Kirche aus.“

Der Bruder fing an zu lachen. „Dies ist eine Sache, mein Sohn“, sagte er, „worüber man sich kein Gewissen machen darf. Wir Mönche spucken den ganzen Tag über in der Kirche aus.“ „So thut ihr eine große Schandthat“, erwiderte Chapelet. „Kein Ort muß sauberer gehalten werden, als die Kirche, wo man Gott dient.“

Nachdem er ihm noch viel solche Dinge gesagt hatte, fing er endlich an zu seufzen und zuletzt gar heftig zu weinen: — dies konnte er sehr gut, wenn er wollte.

„Was ist dir, mein Sohn?“ fragte der fromme Bruder.

„Ach, mein Herr! es ist noch eine Sünde übrig, die ich nie gebeichtet hatte. So sehr schäme ich mich, sie zu sagen; wenn ich mich daran erinnere, geschieht es, wie ihr seht, mit Thränen. Ich glaube ganz gewiß, das Gott dieser Sünde wegen sich meiner nie erbarmen wird.“

„Nicht doch, mein Sohn! was sagst du? Wenn alle Sünden, die je von den Menschen begangen worden oder noch begangen werden sollen, so lange die Welt steht, in einem einzigen Menschen vereinigt wären, und er so viel Reue und Leid darüber empfände, als ich bei dir sehe, so würde Gott sie ihm auf sein Bekenntniß nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit gern vergeben. Sage sie daher getrost.“

„Ach mein Vater!“ entgegnete Chapelet mit einem Strome von Thränen, „meine Sünde ist zu groß, als daß ich

von Gott je Vergebung hoffen könnte, wenn ihr ihn nicht für mich bittet.“

„So sage es doch nur, ich verspreche dir meine Fürbitte.“

Chapelet weinte fort, ohne es zu sagen, obgleich ihm der Bruder Muth dazu einsprach. Nachdem er diesen eine ziemliche Zeit in der Ungewißheit gelassen hatte, stieß er endlich einen tiefen Seufzer aus. „Mein Vater,“ sagte er, „weil ihr mir denn versprecht, Gott für mich zu bitten, so will ich es euch gestehen: als ich noch ein Kind war, fluchte ich einmal meiner Mutter.“ Nach diesen Worten zerfloß er von neuem in Thränen.

„Mein lieber Sohn! scheint dir denn dies ein so großes Verbrechen? die Menschen lästern leider Gott den ganzen Tag, und gleichwohl verzeiht er gern, dem seine Lästerung leid thut, und du glaubst nicht, daß er dir dieses vergeben werde? Weine nicht, tröste dich! wärest du einer von seinen Kreuzigern gewesen und du hättest die Reue und Zerknirschung, die ich bei dir finde, er würde dir gewiß verzeihen.“

„Ach was sagt ihr, mein Vater! meine liebe Mutter — die mich neun Monden lang Tag und Nacht unter ihrem Herzen trug — an deren Halse ich mehr als hundertmal hing — ihr zu fluchen! — das ist zu viel Ungerechtigkeit! — die Sünde ist zu groß, und wenn ihr Gott nicht für mich bittet, wird er mir gewiß nie vergeben.“

Als der Bruder sah, daß er Chapelet nichts mehr zu fragen hatte, absolvirte er und gab ihm den Segen. Er nahm alles für völlig wahr an, was dieser sagte, und hielt ihn daher für den frömmsten Menschen. Wer sollte es aber auch nicht geglaubt haben, wenn er jemanden im Augenblick des Todes so hätte beichten hören. „Chapelet“, sprach er, „mit Gottes Hülfe werdet ihr bald gesund werden. Fügt es sich aber, daß Gott eure gebenedeite und wohlbereitete Seele zu sich fordert, so möchte es ihm gefallen, euren Körper bei unserer Kirche begraben zu lassen.“

„Auch ich, mein Vater“, erwiderte Chapelet, „wünsche nirgends anders hin, da ihr mir versprochen habt, Gott für mich zu bitten; ich habe überdies jeder Zeit eine besondere Achtung für euren Orden gehabt. Ich bitte euch also — was ihr an meiner Stelle auch thun würdet — mir den wahren

Leib Christi, den ihr jeden Morgen auf dem Altar einsegnet, zu reichen. Zwar bin ich dessen unwürdig, aber ich will ihn, mit eurer Erlaubniß, genießen und hernach die heilige und letzte Oelung empfangen, um wenigstens als ein Christ zu sterben, wenn ich gleich als ein Sünder gelebt habe.“

Der gute Mann versicherte ihm seinen Beifall, billigte seine Reden und versprach sogleich dafür zu sorgen. Dies geschah auch.

Die beiden Brüder fürchteten sehr, Chapelet möchte sie hintergehen; sie hatten sich hinter eine Bretwand gestellt, welche das Zimmer, worin Chapelet lag, von einem andern absonderte, von wo sie sein ganzes Gespräch mit dem Bruder leicht hören und verstehen konnten. Bei den Dingen, welche er gethan zu haben beichtete, kam ihnen manchmal eine so große Lust zum Lachen an, daß sie beinahe geborsten wären. Zuweilen sagte einer zum andern: Was ist das für ein Mensch, den weder Alter noch Krankheit, weder Furcht vor dem Tode, dem er sich so nahe sieht, noch vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in kurzer Zeit zu treten gewärtig sein muß, von seiner Bosheit zurückbringen oder bewegen kann, nicht so zu sterben, wie er gelebt hat! Als sie aber nur hörten, daß er zur Beerdigung in die Kirche aufgenommen werden sollte, bekümmerten sie sich um das übrige nicht.

Chapelet genoß kurz darauf das Abendmahl und erhielt, weil er sich immer verschlimmerte, die letzte Oelung. Er starb gleich nach der Abendstunde des nämlichen Tages, an dem er die schöne Beichte abgelegt hatte. Die beiden Brüder besorgten alles Nöthige, was er selbst zu einem ehrlichen Begräbnisse verordnet hatte, und ließen es in das Kloster melden, damit die Brüder am Abend ihm die gewöhnliche Vigilie halten und den Morgen darauf seinen Leichnam abholen möchten.

Der fromme Bruder, bei dem er gebeichtet hatte, ging, als er Chapelets Tod erfuhr, zum Prior des Klosters und ließ sogleich zum Kapitel läuten. Als die Brüder sich versammelt hatten, zeigte er an, daß Chapelet ein sehr frommer Mann gewesen, wie er aus seiner Beichte vernommen, durch den Gott, wie er hoffte, viel Wunder thun würde und überredete sie, seinen Körper mit der größten Verehrung und An-

dacht aufzunehmen. Der Prior und die anderen leichtgläubigen Brüder waren es zufrieden.

Am Abend gingen alle an den Ort, wo Chapelets Leichnam lag und hielten bei ihm eine sehr lange und feierliche Vigilie. Den andern Morgen holten sie, mit Chorröcken und Meßgewand bekleidet, die Bücher in der Hand und Kreuze vorweg unter Gesängen die Leiche ab und brachten sie mit großer Pracht und Feierlichkeit zur Kirche. Fast alles Volk aus der Stadt, männlichen und weiblichen Geschlechts, begleiteten ihn. Er ward in die Kirche gesetzt, sein frommer Beichtvater stieg auf die Kanzel und predigte von seinem Lebenswandel, seinem Fasten, seiner Keuschheit, Aufrichtigkeit, Unschuld und Frömmigkeit wundervolle Dinge her. Unter anderen erwähnte er, was Chapelet als seine größte Sünde mit Thränen bekannt hätte, und wie er ihn kaum überzeugen können, daß Gott sie ihm verzeihen werde. Darauf wandte er sich an seine Zuhörer und hielt ihnen eine Ermahnung.

„Ihr von Gott Verfluchten", sprach er, „lästert um jeden Strohhalms willen, der euch unter die Füße kommt, Gott, die heilige Mutter und alle Heiligen im Paradiese." So sagte er noch sehr viel von seiner Rechtschaffenheit und Reinigkeit: kurz er brachte es mit seinen Worten, die bei den Leuten in der Gegend einen ungemessenen Glauben fanden, dahin, daß alle Anwesende Chapelet sich als ein Muster der Andacht vorstellten.

Nach vollbrachter Messe lief jedermann mit dem größten Gedränge zu, um ihm Hände und Füße zu küssen. Man riß ihm fast das Gewand vom Leibe, und jeder pries sich selig, der nur ein Stück davon bekam. Es ward beschlossen, ihn den ganzen Tag über stehen zu lassen, damit er von allen gesehen und genützt werden könnte. Die folgende Nacht begrub man ihn auf die ehrwürdigste Art in einer Kapelle unter einem marmornen Schwiebbogen. Den Tag darauf fingen die Leute an, Hand in Hand zu ihm zu eilen, ihm zu Ehren Kerzen anzuzünden und ihn anzurufen. Ihm wurden also auch Gelübde gebracht und den Anlobungen gemäß Wachsbilder aufgehangen.

Der Ruf seiner Heiligkeit und die Andacht gegen ihn wuchsen so, daß fast niemand, der in einiger Noth sich befand, bei einem anderen Heiligen sein Gelübde that, als bei ihm.

Sie nannten und nennen ihn noch den heiligen Chapelet. Gott soll durch ihn viel Wunder gethan haben und noch täglich an denen thun, die andächtig seine Zuflucht zu ihm nehmen. —

So lebte und starb Ciapperello von Prato und ward ein Heiliger, wie ihr gehört habt. Ich will nicht läugnen, und es ist möglich, daß er vor dem Angesichte Gottes die Seligkeit genießt. War sein Leben gleich lasterhaft und böse, so kann er doch im letzten Augenblicke solche Reue gezeigt haben, daß Gott vielleicht aus Erbarmen ihn in sein Reich aufnahm. Da uns aber dies verborgen ist, so muß ich dem Anscheine nach urtheilen, daß er eher in die Hände Satans, als in das Paradies gekommen sein dürfte. Ist dies der Fall, so sieht man daraus die große Gnade Gottes gegen uns, der nicht auf unseren Irrthum, sondern auf die Reinheit des Glaubens sieht. Wenn wir einen seiner Feinde zu unserm Mittler erwählen, weil wir ihn für seinen Freund halten, so erhört er uns eben so gut, als wenn wir bei einem wirklich Heiligen die Vermittlung seiner Gnade suchten.

Diese göttliche Gnade erhalte uns in dem gegenwärtigen Unglück und in dieser freudigen Gesellschaft gesund und wohl; wir wollen dafür seinen Namen, in welchem wir den Anfang gemacht haben, lobpreisen, ihn ehren und in unserer Noth Zuflucht bei ihm suchen; so können wir mit Zuversicht auf Erhörung hoffen. — Hier schwieg Panfilus.

Zweite Erzählung.

Abraham in Rom.

Die Erzählung des Panfilus ward zum Theil belacht und von den Damen durchgehends gelobt. Man hörte sie bis an das Ende mit vieler Aufmerksamkeit an. Hierauf befahl die Königin der Neifile, die neben ihm saß, in der Ordnung der angefangenen trostreichen Unterhaltungen fortzufahren und eine Geschichte zu erzählen. Sie, nicht minder artig und ge-

sittet als schön, bezeigte mit froher Miene ihre Bereitwilligkeit und fing also an:

Panfilus hat in seiner Erzählung bewiesen, daß Gott uns unsere Irrthümer nicht zurechne, wenn sie von Dingen herrühren, die wir nicht wissen können. Ich will euch in der meinigen zeigen, wie die Güte Gottes auch die Fehler derer mit Geduld erträgt, welche nicht blos mit dem Munde, sondern auch durch ihre Werke sie predigen sollten. Selbst ihre unerlaubten Handlungen müssen unumstößliche Beweise dieser göttlichen Gnade werden und unsere Seele zur standhaften Befolgung unseres Glaubens auffordern.

In Paris war, meine lieben Freundinnen, wie ich ehedem gehört, ein großer Kaufmann, Namens Jeannot von Sevigné, ein braver, rechtschaffener und aufrichtiger Mann. Seinen größten Handel trieb er mit Seidenwaaren und unterhielt eine gute Freundschaft mit einem reichen gleich ehrlichen und rechtschaffenen Handelsjuden, Abraham genannt.

Jeannot kannte dessen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit und bedauerte herzlich, daß die Seele eines so braven und verständigen Mannes verdammt werden sollte aus Mangel an Glauben. Er bat ihn also freundschaftlich, die Irrthümer der jüdischen Lehre zu verlassen und sich zur Wahrheit der christlichen Religion zu bekehren. Er sähe ja, daß diese als die heilige und wahre immer mehr gedeihe und sich ausbreite, und daß im Gegentheil die seinige immer mehr und mehr abnehme und in ein nichts sich vergehe.

Der Jude antwortete, er hielte keine Religion für heiliger und besser als die jüdische. In dieser sei er geboren, in ihr wollte er leben und sterben, und nichts könnte ihn je davon abbringen.

Jeannot ließ es dabei nicht bewenden. Nach einigen Tagen wiederholte er das nämliche Anliegen und bewies ihm auf eine so derbe Art, wie die meisten Kaufleute es können, aus was für Gründen unsere Religion der jüdischen vorzuziehen sei. Der Jude war zwar ein großer Meister in seinem Gesetze, gleichwohl rührte ihn die besondere Freundschaft des Jeannot — oder vielmehr Worte, die ein guter Geist diesem ungelehrten Manne in den Mund legte — so sehr, daß er anfing an den Urtheilen des Jeannot einen Geschmack zu finden. Doch bestand er noch hartnäckig auf seinem Glauben

und wollte sich nicht bereden lassen. Trotz seiner Widerspenstigkeit aber ließ Jeannot nicht nach, in ihn zu dringen, bis endlich der Jude den anhaltenden Bitten unterlag.

„Wohlan, Jeannot", sprach er, „du siehst es gerne, daß ich ein Christ werde; ich bin bereit, es zu thun. Doch will ich zuvor nach Rom gehen, um da den, welchen du für den Statthalter Gottes auf Erden ausgiebst, und seine und seiner Brüder, der Kardinäle, Lebensart und Aufführung zu sehen. Finde ich sie so, daß ich aus ihren Worten und Handlungen abnehmen kann, euer Glaube sei besser als der meinige, wie du mir hast beweisen wollen, so thue ich, was ich dir versprochen habe, wo nicht, so bleibe ich was ich bin, ein Jude."

Als Jeannot dies hörte, betrübte er sich außerordentlich und sagte bei sich selbst: Ich glaubte diesen Mann bekehrt zu haben, aber meine so gut angewandt scheinende Mühe ist verloren; denn wenn er an den römischen Hof geht und da das lasterhafte und schändliche Leben der Geistlichkeit sieht, wird er sicher kein Christ, und wäre er es schon, so kehrte er ohne Zweifel zum Judenthum zurück.

„Aber mein Freund", sagte er daher, sich zu Abraham wendend, „warum willst du dir mit der Reise nach Rom so viel Mühe und Kosten machen? wie viel Gefahren können einem so reichen Manne wie du bist, zu Wasser und zu Lande begegnen? glaubst du nicht, daß sich hier jemand finden wird, der dir die Taufe reiche? oder hast du vielleicht noch einige Zweifel in Ansehung des Glaubens, darin ich dich unterwiesen habe; wo giebt es größere Meister und klügere Männer in diesem Fache als hier? diese werden dir alles erklären, was du wünschest und verlangst. Deine Reise wäre daher sehr unnöthig, dächte ich. Du kannst glauben, daß die Prälaten dort eben so sind, wie du sie hier siehst, eher um vieles besser, weil sie dem Hauptthirten um so viel näher sind. Erspare also diese Reise auf ein andermal, wenn ich dir rathen soll, etwa bei Gelegenheit eines Ablasses, wo ich dir vielleicht Gesellschaft leisten will."

„Ich glaube, Jeannot", erwiderte der Jude, „die Wahrheit von allen dem, was du sagst; aber mit einem Worte, ich bin nun einmal dahin zu gehen entschlossen; wenn du anders haben willst, daß ich dein eifriges Anliegen erfüllen soll, sonst wird es nie geschehen."

„So gehe denn in Gottes Namen", antwortete Jeannot, als er seine Beharrlichkeit sah. — Er dachte bei sich selbst: der wird nimmermehr ein Christ werden, wenn er den römischen Hof sieht. Weil er aber auf alle Fälle dabei nichts verlor, so ließ er sichs gefallen.

Der Jude setzte sich aufs Pferd und eilte so geschwind als möglich nach Rom. Bei seiner Ankunft ward er von den Juden daselbst mit vieler Ehre empfangen. Ohne jemanden die Ursache seiner Reise zu entdecken, wandte er seinen Aufenthalt dazu an, behutsam die Aufführung des Papstes, der Kardinäle, der Prälaten und aller Hofleute zu beobachten.

Als ein Mann von Kopf, der noch dazu von anderen geführt ward, bemerkte er sehr bald, daß fast die ganze Klerisei, vom größten bis zum niedrigsten, auf die unanständigste Art in Wollüsten lebte. Nicht mit der Natur zufrieden, schweiften sie bis zum Unnatürlichen aus. Weder Vorwürfe des Gewissens noch Schande konnten sie bezähmen. Die Gunst der Kupplerinnen und Knaben war daher dem, der etwas Wichtiges durchzusetzen dachte, von nicht geringem Gewichte.

Die meisten waren überdies nur Bauchdiener, welche wie die unvernünftigen Thiere mehr für die Befriedigung ihrer Lüste als für sonst etwas sorgten. Viele fand er durch weiteres Forschen so geizig und geldhungrig, daß sie Menschen, ja sogar Christenblut und geweihte Sachen, sie mochten noch so heilig sein und zum Gottesdienst oder zu den Pfründen gehören, fürs Geld kauften und verkauften. Sie trieben so große Jüdelei und versorgten so viel Mäkler damit, als es in Paris kaum Kleiderhändler oder andere Trödler giebt. Unter dem Namen der Besorgungsgebühren trieben sie die offenbarste Simonie. Gefräßigkeit nannten sie Unterhaltung. Gleich als ob Gott — die Bedeutung der Wörter übergehen wir — die böse Absicht dieser niederträchtigen Seelen nicht kenne und nach Menschenweise durch Benennung der Dinge sich müsse hintergehen lassen.

Diese und noch viele andere Dinge, die man verschweigen muß, mißfielen dem Juden, der mäßig und ehrbar lebte. Er glaubte genug gesehen zu haben, beschloß seine Abreise und kehrte nach Paris zurück.

Als Jeannot seine Ankunft vernahm, hoffte er nichts weniger als die Bekehrung des Juden; er besuchte ihn sogleich

und sie schmausten aufs beste mit einander. Nachdem er einige Tage ausgeruht hatte, fragte Jeannot, was er von der römischen Klerisei hielte?

„Sie ist größtentheils nicht werth“, erwiderte der Jude ohne Anstand, „daß ihr Gott das Leben erhält. Bei den meisten Geistlichen, sage ich dir, habe ich nicht die geringste Frömmigkeit oder Andacht, kein gutes Werk oder Beispiel des Lebens, noch sonst etwas Gutes bemerken können, wohl aber Ueppigkeit, Geiz, Fressen und Saufen, Betrug, Neid, Hochmuth und solche Dinge, die noch schlimmer sind — wenn es noch schlimmere geben kann — angetroffen. Es scheint dort mehr eine Werkstatt verdammlicher als göttlicher Handlungen zu sein. So viel ich urtheilen kann, sucht man mit aller Sorgfalt, Erfindung und Kunst die christliche Religion in nichts zu verwandeln und sie ganz aus der Welt zu vertilgen, anstatt daß sie der Grund und die Stützen derselben sein sollten. Ich sehe aber, daß dies Trachten doch nicht in Erfüllung geht, sondern daß eure Religion sich immer mehr ausbreitet, aufgeklärter und glänzender wird. Daraus schließe ich billig, daß sie die wahre und heilige sei und mehr als irgend eine andere den heiligen Geist zur Stütze habe. Ich sage dir also unverholen, so hart und unempfindlich ich sonst gegen dein Zureden war, so ließe ich mich jetzt nicht abhalten, ein Christ zu werden. Laß uns zur Kirche gehen, damit ich nach der nöthigen Gewohnheit eures heiligen Glaubens getauft werde.“

Jeannot, der gerade den gegenseitigen Entschluß erwartete, war der zufriedenste Mann von der Welt, als er dies hörte. Er ging mit ihm zur Kirche „Unserer lieben Frauen“ zu Paris und ersuchte die Geistlichen, sie möchten Abraham taufen. Sie erfüllten seinen Wunsch und tauften ihn sogleich. Jeannot vertrat Pathenstelle und nannte ihn Johann. Er ließ ihn hierauf von gelehrten und braven Männern in den Grundsätzen unseres Glaubens hinlänglich unterrichten, die er bald begriff. Er blieb nachher ein ehrlicher und rechtschaffener Mann und führte ein frommes Leben.

Dritte Erzählung.

Die drei Ringe.

Saladin hatte sich durch seine vorzügliche Tapferkeit von einem geringen Manne bis zum Sultan von Babylon emporgeschwungen und manchen Sieg über sarazenische und christliche Könige erhalten. Aber seine vielen Kriege und große Pracht hatten auch seinen ganzen Schatz erschöpft und als ein plötzlicher Zufall eine ansehnliche Summe Geldes erforderte, wußte er nicht, wo er so geschwind es hernehmen sollte. Endlich besann er sich auf einen reichen Juden, Namens Melchisedech, der in Alexandrien Geld auf Zinsen lieh. Dieser könnte ihm aushelfen, glaubte er, wenn er nur wollte; aber er war so geizig, daß er es gutwillig nie würde gethan haben, und Gewalt wollte er nicht brauchen. In der Noth sann er auf ein Mittel, wie ihm der Jude dienen müßte und entschloß sich endlich, zwar Gewalt anzuwenden, sie aber doch mit einigem Schein zu bemänteln.

Er ließ ihn rufen, empfing ihn sehr freundschaftlich und befahl, sich neben ihm niederzulassen. „Braver Mann", sprach er, „ich habe dich von vielen Leuten für sehr weise und erfahren in göttlichen Dingen rühmen hören; ich wünschte von dir zu wissen, welche von den drei Religionen du für die wahre hältst, die jüdische, die muhamedanische oder die christliche?"

Der Jude, welcher wirklich ein gescheidter Mann war, merkte wohl, daß Saladin die Absicht hatte, seine Worte aufzufangen, um ihm einen verdrießlichen Handel auf den Hals zu ziehen. Er glaubte also, wenn er Saladin nicht gewonnen Spiel geben wolle, keine von diesen drei Religionen mehr loben zu dürfen als die andere, und bekümmert um eine unverfängliche Antwort besann er sich endlich auf folgende Ausflucht.

„Mein Beherrscher", erwiderte er, „die Frage, die ihr mir thut, ist schön. Um mein Urtheil darüber zu fällen, muß ich folgende Geschichte erzählen. Ich besinne mich, wenn ich nicht irre, oft gehört zu haben, daß ehedem ein großer und reicher Mann unter andern seltenen Edelsteinen in seinem Schatz

auch einen vorzüglich schönen und kostbaren Ring besessen hatte. Er schätzte ihn seines Werthes und seiner Schönheit wegen so sehr, daß er wünschte, er möge beständig bei seiner Familie bleiben, und verordnete, daß derjenige von seinen Kindern, bei dem sich dieser Ring fände und den er ihm hinterließe, für seinen Erben angesehen und von den übrigen als der Vornehmste geachtet und geschätzt werden solle. Sein Erbe beobachtete bei seinem Nachkommen eben diese von seinem Vorfahren festgesetzte Ordnung, und so ging der Ring von einer Hand in die andere an viele Besitzer.

Endlich kam er an einen Vater von drei Söhnen, die gleich schön, tugendhaft und ihrem Vater äußerst gehorsam waren. Er liebte sie folglich alle drei gleich. Die Söhne wußten die Gewohnheit wegen des Ringes, und jeder war begierig, der liebste zu sein; jeder bat also den schon alten Vater, so gut als er konnte, ihm beim Sterben den Ring zu hinterlassen. Der ehrliche Mann, der gleiche Liebe für sie hatte, war wirklich zweifelhaft, welchen er am ersten zum Besitzer des Ringes wählen sollte. Er hatte ihn allen versprochen und war also darauf bedacht, wie er allen dreien sein Versprechen halten wollte. Er ließ daher bei einem guten Künstler im Geheimen noch zwei andere Ringe fertigen. Diese waren dem ersten so ähnlich, daß er selbst kaum den rechten unterscheiden konnte, und als es zum Sterben kam, gab er jedem seiner Söhne insgeheim einen davon.

Nach dem Tode des Vaters verlangte jeder die Erbschaft nebst der Ehre. Da einer dem andern dieselbe verweigerte, brachte jeder seinen Ring hervor zum Beweise, daß er ein Recht dazu habe. Man fand die Ringe einander so ähnlich, daß der rechte nicht zu unterscheiden war. Die Frage, welcher von ihnen der rechtmäßige Erbe des Vaters sei, blieb daher unentschieden und soll noch unausgemacht sein.

Dies ist, mein Beherrscher, meine Meinung von den drei Religionen, welche Gott der Vater den drei Nationen gegeben hat und worüber ihr die Frage aufwarft. Jede hält ihre Gesetze für wahr und glaubt ihre Gebote unmittelbar von ihm zu haben. Die Frage wer recht hat, ist eben so unentschieden, wie die von den drei Ringen.“

Als Saladin sah, daß der Jude sich sehr gut aus der ihm gelegten Schlinge zu ziehen wußte, entschloß er sich, mit

Eröffnung seines Anliegens zu hören, ob er ihm helfen wolle. Er verhehlte ihm auch die Absicht nicht, die er gehabt, wenn er nicht so bescheiden geantwortet hätte. Der Jude ließ sich willig finden, die verlangte Summe dem Saladin vorzustrecken. Saladin bezahlte sie ihm nachher völlig wieder, verehrte ihm überdies noch ansehnliche Geschenke, behandelte ihn als seinen Freund und behielt ihn beständig mit vielem Anstand und Ehre bei sich.

Vierte Erzählung.

Der Mönch und der Abt.

In Sarzana, einem nicht weit von hier entfernten Orte ist ein Kloster, wo man ehemals mehr Heiligkeit und Mönche antraf als heut' zu tage. Unter andern war ein junger Mönch darin, dessen Lebhaftigkeit weder Kälte noch Wachen noch Fasten schwächen konnten. Eines Tages ging er ungefähr in der Mittagsstunde, als die übrigen schliefen, allein um die Kirche, die an einem etwas abgesonderten Orte lag, spazieren. Hier fiel ihm ein junges artiges Mädchen in die Augen, die vielleicht die Tochter eines Bauern aus der Gegend war und Kräuter suchte. Kaum hatte er sie erblickt, als die heftigste Fleischeslust ihn bestürmte. Er näherte sich ihr: sie geriethen ins Gespräch mit einander, und der Handel ward bald richtig.

Unbemerkt führte er sie mit sich in seine Zelle. Seine Lüsternheit riß ihn zu unbehutsamen Scherzen mit ihr dahin. Zufälliger Weise stand der Abt vom Schlafe auf und ging leise vor der Zelle des Mönches vorbei. Er hörte das Gelärme, welches sie mit einander machten, nahte sich, um die Stimmen besser zu unterscheiden, behutsam der Thüre der Zelle, horchte und merkte deutlich, daß ein Frauenzimmer darin sei. Anfangs machte er alle Anstalt die Thür zu öffnen, entschloß sich aber endlich zu anderen Maaßregeln, kehrte in sein Zimmer zurück und wartete, bis der Mönch ausgehen würde.

Aber dieser, so sehr er in dem Genusse des jungen Mädchens das höchste Behagen gefunden hatte, vermerkte doch

Unrecht. Er glaubte jemanden über den Schlafsaal gehen zu hören, guckte daher durch ein kleines Loch und sah den Abt in Lebensgröße da stehen und horchen. Er zweifelte nicht, daß dieser das Mädchen bei ihm in der Zelle wahrgenommen und wußte wohl, welche harte Strafe er verdient habe. Dies schlug ihn äußerst nieder; doch verbarg er dem Mädchen seinen Kummer, dachte hin und her auf ein Rettungsmittel und fiel endlich auf eine neue Bosheit, die er auch glücklich ausführte. Er stellte sich, als ob er lange genug mit dem Mädchen sich unterhalten hätte und sagte zu ihr: „Jetzt will ich mich nach einer Gelegenheit umsehen, um dich unbemerkt wieder hinauszubringen; bleibe also ruhig, bis ich wiederkehre."

Er ging, nachdem er die Zelle verschlossen, geraden Wegs auf das Zimmer des Abts zu und übergab ihm nach Gewohnheit aller Ausgehenden den Schlüssel mit heiterer Miene. „Ehrwürdiger Herr", sagte er, „das Holz, welches ich machen ließ, konnte diesen Morgen nicht alles hereingeschafft werden; ich will also mit eurer Erlaubniß jetzt hingehen und es besorgen." Mit Freuden nahm der Abt den Schlüssel an und ertheilte ihm die Freiheit zu gehen. Er hielt dies für die beste Gelegenheit, sich von dem Verbrechen des Mönches näher zu unterrichten und glaubte, dieser habe sein Horchen nicht gemerkt.

Nachdem der Abt den Mönch hatte weggehen sehen, dachte er über die beste Behandlung der Sache nach: ob er in Gegenwart Aller die Zelle öffnen und sie von dem Verbrechen des Mönches überführen sollte, damit sie nachher nicht Ursache hätten zu murren, wenn er ihn bestrafte, oder ob es gut sei, vorher von dem Mädchen den Verlauf der Sache zu vernehmen. Es könnte vielleicht eine Person oder die Tochter eines Mannes sein, dachte er, der er nicht gern die Schande anthun möchte, sie allen Mönchen darzustellen; daher entschloß er sich erst zu sehen, wer sie wäre und nachher seinen Plan zu entwerfen.

Er ging in der Stille zur Zelle, öffnete sie und schloß sie hinter sich wieder zu. Das Mädchen erschrak, daß es zitterte, als es den Abt kommen sah und fing vor Scham an zu weinen. Der Abt schielte von der Seite und fand, daß es ein hübsches munteres Mädchen war. Ungeachtet seines Alters wurden die Lüste des Fleisches bei ihm nicht minder rege, als bei seinem jungen Mönche.

„Je nun“, sagte er bei sich selbst, „warum genieße ich das Vergnügen nicht, wenn ich's haben kann? denn Mißvergnügen und Verdruß finden sich immer, wenn ich ihrer begehre. Es ist ein hübsches junges Mädchen, und niemand weiß sonst, daß sie hier ist. Wenn ich sie zu meinem Willen bringen kann, warum soll ich mir die Freude nicht machen? wer wird's erfahren? kein Mensch, und eine verborgene Sünde ist halb vergeben; so eine gute Gelegenheit wird vielleicht nie wieder kommen: ist es nicht vernünftig, daß man das Gute mitnimmt, wenn es unser Herrgott einem bescheert?“

Bei dieser Ueberlegung änderte er den ganzen Vorsatz seiner Ankunft; er machte sich näher an das Mädchen und fing ganz leise an sie zu trösten und zu bitten, daß sie nicht weinen solle. Ein Wort gab das andere, so daß der Abt ihr endlich seine Leidenschaft gestand. Das Mädchen war weder von Eisen noch Diamant, sie willigte also ohne Schwierigkeit in sein Verlangen. Er umarmte und küßte sie so lange, bis sie zum Bette des Mönches und zur Vollendung ihrer Wünsche kamen. Der Abt war im Genuß seines Vergnügens, das lange ihn ergötzte, so bescheiden, daß er in Rücksicht der schweren Last seiner Würde und seines Körpers die ihm gebührende Oberstelle dem zärteren Alter des Mädchens einräumte.

Der Mönch, der sich blos ins Holz zu gehen gestellt hatte, war im Schlafgemach verborgen. Als er den Abt allein in seine Zelle gehen sah, hoffte er schon den glücklichen Erfolg seines Einfalls, und als jener sich einschloß, zweifelte er nicht mehr daran, kam hervor und schlich sich leise an ein Loch, wo er alles hören und sehen konnte, was der Abt redete und that.

Nachdem dieser sich lange genug mit dem Mädchen unterhalten hatte, schloß er es wieder ein und kehrte nach seinem Zimmer zurück. Kurz darauf hörte er den Mönch und glaubte, er sei aus dem Walde wiedergekommen. In der Absicht, ihn brav auszuschelten und hernach einsperren zu lassen, damit er allein im Besitze des Mädchens blieb, ließ er ihn rufen. Mit finstrer Miene gab er ihm einen derben Verweis und befahl, ihn ins Gefängniß zu werfen.

„Ehrwürdiger Herr“, erwiderte der Mönch auf der Stelle, „ich bin ja noch nicht so lange im Orden des heiligen Benedikt, daß ich alle Kleinigkeiten desselben hätte begreifen können.

Ihr habt mich zwar in den Fasten und Vigilien unterrichtet, mir aber noch nicht gezeigt, wie es die Mönche mit den Frauenzimmern machen müssen. Da ihr mir es jetzt gewiesen, so verspreche ich euch, nie wieder in diesem Punkte zu fehlen, wenn ihr mir diesmal verzeiht. Ich will es künftig jeder Zeit so machen, wie ich es heute von euch gesehen habe.“

Der Abt war ein gescheidter Mann und merkte wohl, daß der Mönch mehr von ihm wußte, und was er gethan, gesehen hätte. Sein Gewissen schlug ihm daher wegen des begangenen Fehlers, und er schämte sich aus Selbstgefühl dem Mönche eine Strafe aufzulegen, die er mit ihm zugleich verdient hatte. Er verzieh ihm und befahl ihm wegen des Geschehenen Stillschweigen. Das Mädchen ward mit Ehren hinausgelassen und es ist leicht zu vermuthen, daß sie nachher mit beider Einverständniß mehrere Besuche werde abgelegt haben.

Fünfte Erzählung.

Die Marquisin von Montferrat.

Der Marquis von Montferrat war einer der tapfersten Männer seiner Zeit. Als Bannerträger der Kirche wohnte er dem allgemeinen Heereszuge bei, den die Christen mit gewaffneter Hand über Meer unternahmen. Man sprach von seiner Tapferkeit am Hofe König Philipp des Einäugigen in Frankreich, der zu dem nämlichen Zug sich rüstete, und ein Kavalier versicherte, daß es unter der Sonne kein solches Ehepaar mehr gebe, als den Marquis und seine Gemahlin. So wie er wegen seiner Verdienste unter den Rittern sich auszeichnete, so wäre seine Gemahlin die erste aller schönen und tugendhaften Frauen des Erdbodens.

Diese Rede machte auf das Gemüth des Königs einen solchen Eindruck, daß er augenblicklich, ohne sie je gesehen zu haben, die heftigste Leidenschaft für sie empfand. Er beschloß daher zu seinem vorhabenden Zuge sich nirgends anders als in Genua einzuschiffen, damit er auf der Hinreise zu Lande eine schickliche Gelegenheit finden möchte, die Marquisin zu sehen.

Die Abwesenheit des Mannes, dachte er, könnte vielleicht die Befriedigung seiner Wünsche begünstigen.

Er gab die nöthigen Befehle zur Ausführung dieses Planes, schickte sein ganzes Gefolge voraus und machte sich mit einer kleinen Begleitung von Rittern auf den Weg. Als er sich den Gütern der Marquisin näherte, schickte er eine Tagereise zuvor jemanden ab und ließ ihr melden, daß sie ihn den folgenden Morgen zum Frühstück erwarten sollte. Diese kluge und vorsichtige Dame gab mit froher Miene zur Antwort, daß sie diesen Besuch sich für die größte Gnade schätze, und daß der König ihr willkommen sein würde.

Nunmehr dachte sie erst nach, was wohl der Besuch eines so großen Monarchen in Abwesenheit ihres Mannes zu bedeuten haben möchte. Ihre Vermuthung, daß unfehlbar der Ruf ihrer Schönheit ihn dazu bewogen habe, betrog sie nicht, aber im Vertrauen auf ihre Tugend blieb sie demungeachtet bei ihrem Entschluß, ihn zu empfangen. Sie ließ einige brave Ritter rufen, die zurückgeblieben waren, und ordnete mit ihrem Rath alles Nöthige dazu an. Die Besorgung der Tafel und die Zubereitung der Speisen behielt sie sich allein vor. Ohne Verzug ließ sie daher so viel Hennen zusammenbringen, als man in der Gegend haben konnte und theilte sie unter die Köche aus, um blos aus ihnen verschiedene Gerichte zum königlichen Mahl zu bereiten.

Der König traf den bestimmten Tag ein und ward von der Dame mit großer Pracht und vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Er fand ihre Schönheit, ihren Verstand und ihre Artigkeit weit über die Erzählung des Kavaliers erhaben. Voll Bewunderung sagte er ihr viel Schmeichelhaftes und seine Leidenschaft ward um so heftiger, je mehr die Dame seine ehemalige Achtung übertraf, die er für sie gehabt hatte.

Man brachte den König, um einige Erholung zu genießen, in ein Zimmer, ausgeschmückt mit allem, was zur Bewirthung eines solchen Monarchen gehörte. Um die Mittagsstunde setzte er sich mit der Marquisin zur Tafel; das Gefolge ward jeder nach seinem Range an andern Tafeln bedient. Man setzte dem König nach und nach verschiedene Speisen und den köstlichsten Wein vor; aber das Vergnügen, zuweilen einen Blick auf die schönste Marquisin werfen zu können, überwog alles.

Der König wunderte sich, als man eine Speise nach der

andern auftrug, die zwar verschieden zubereitet waren, übrigens aber doch aus nichts als Hennen bestanden. Ungeachtet er aus der Lage des Orts, wo er sich befand, schließen konnte, daß daselbst Wildpret in Menge sein müsse, er auch der Dame seine Ankunft zuvor gemeldet und ihr Zeit gelassen hatte, auf die Jagd zu schicken, so wollte er doch seine Verwunderung darüber nicht merken lassen, sondern nahm blos von den Hennen Gelegenheit, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Er wandte sich daher mit lachender Miene zu ihr: „Meine Schöne", fragte er, „wachsen denn in diesem Lande blos Hennen ohne Hahn?"

Die Marquisin verstand die Frage sehr gut und dankte dem Himmel, daß er ihren Wunsch erhört und ihr eine bequeme Gelegenheit geschickt hätte, dem Könige ihre Gesinnungen zu entdecken. „Das eben nicht, Sire", erwiderte sie dreist, „aber die Weiber sind doch hier eben so beschaffen als anderswo, wenn sie sich gleich der Kleidung und dem Stande nach einigermaßen unterscheiden."

Aus diesen Worten nahm der König gar leicht die Ursache der Hennenmahlzeit und die Bedeutung der Antwort ab. Er sah, daß man bei einer solchen Dame die Worte vergeblich verlieren würde, und daß Gewalt hier nicht statt finde. So unvorsichtig er sich ihr also genähert hatte, so weislich mußte er seine unanständige Begierde seiner eigenen Ehre wegen unterdrücken. Ohne sie länger aufzuziehen aus Furcht vor ihren Antworten gab er alle Hoffnung auf. Nach der Tafel suchte er seine tadelnswerthe Ankunft mit einer plötzlichen Abreise zu bemänteln, dankte ihr für die erwiesene Ehre, nahm Abschied und ging nach Genua.

Sechste Erzählung.

„Ihr werdet es hundertfältig wiedererhalten?"

Vor nicht gar langer Zeit, meine Lieben, lebte in unserer Stadt ein Minoritenbruder und Inquisitor der ketzerischen Irrthümer. Zwar gab er sich — wie es alle machen —

Mühe, für einen frommen Mann und warmen Verehrer des christlichen Glaubens zu gelten; doch wußte er die vollen Beutel so gut als die Glaubensmängel auszuspähen.

Durch diese Sorgfalt stieß er einst auf einen ehrlichen rechtschaffenen Mann, reicher an Gelde, als an Verstande. Mehr aus Einfalt, als Glaubensmangel sagte dieser einmal in einer Gesellschaft, von Wein oder übertriebener Freude aufgeregt: er habe einen so guten Wein, daß Christus selbst ihn getrunken haben würde.

Der Inquisitor, als er dies erfuhr und wußte, daß dieser Mann Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und eines wohlgespickten Beutels sei, suchte ihm mit Ungestüm einen Prozeß anzuhängen. Es war ihm nicht sowohl um die Erleuchtung des ungläubigen Inquisiten, als um die Füllung seiner Hände mit Gelde zu thun.

Er ließ ihn fordern und fragte, ob die Anklage wider ihn begründet sei? Der ehrliche Mann antwortete mit „Ja" und erzählte ihm den ganzen Verlauf.

„Du machst also", erwiderte der fromme und andächtige Inquisitor des heiligen Johannes Boccadoro*), „Christum zum Säufer und sprichst von ihm, wie von einem Liebhaber guter Weine, oder einem andern deiner Sauf- und Schenkbrüder? und jetzt willst du durch erniedrigende Reden sogar zeigen, daß dies eine geringe Sache sei? sie ist wichtiger als du glaubst: du hast den Scheiterhaufen verdient, wenn wir nach unsrer Schuldigkeit gegen dich verfahren wollten."

Diese und noch mehr andere Reden, die er mit Kreuzigen und Segnen wider den ehrlichen Mann ausstieß, gleich als ob er Epikur selbst gewesen und die Ewigkeit der Seelen geläugnet hätte, setzten den Beklagten bald in nicht geringe Furcht. Um den Inquisitor zum Mitleid zu bewegen, ließ er ihm die Hände mit Fette des heiligen Johannes Boccadoro salben — das sicherste Mittel wider die um sich fressende Geldsucht der Geistlichkeit, besonders der Minoritenbrüder, die kein Geld anzurühren pflegen.

Diese kräftige Salbung, von der zwar Galen in keinem Theile seiner Arzneikunde handelt, war so wirksam, daß sich der ihm gedrohte Scheiterhaufen aus Gnaden in ein gelbes

*) Bedeutet Goldmund.

Kreuz verwandelte, das er wie zu einem Kreuzzuge über Meer und zu desto besserer Auszeichnung auf schwarz tragen mußte.

Auch nach empfangenem Gelde behielt er ihn noch etliche Tage bei sich und ließ ihn zur Büßung alle Morgen eine Messe beim heiligen Kreuz hören; zur Mittagsstunde mußte er sich bei ihm einstellen, den übrigen Tag aber konnte er machen, was er wollte. Dies beobachtete er aufs sorgfältigste.

Unter andern hörte er einen Morgen in der Messe ein Evangelium, worinnen die Worte: „Ihr werdet hundertfältig wieder empfangen und das ewige Leben haben ꝛc.“ gesungen wurden. Diese behielt er fest im Gedächtniß. Seiner Vorschrift zu Folge stellte er sich zur Mittagsstunde beim Inquisitor ein, der eben speiste und ihn fragte, ob er am Morgen die Messe gehört hätte?

„Ja, mein Herr.“

„Hast du darinnen nichts gehört, woran du etwa zweifelst, oder worüber du eine Belehrung brauchtest?“

„In Wahrheit nein! ich zweifle im geringsten nicht an dem Gehörten, vielmehr halte ich alles für wahr. Etwas ist mir nur aufgefallen, weswegen ich euch und eure andern Brüder bedauerte und noch bedauere, wenn ich an den jämmerlichen Zustand denke, der euch in jenem Leben erwartet.“

„Welches sind denn die Worte, die dich zu solchem Mitleid gegen uns bewegen?“

„Die Stelle des Evangeliums, mein Herr, worin es heißt: ihr werdet hundertfältig wieder erhalten.“

„Dies hat seine Richtigkeit; aber die Ursache, die dich dabei so rührte?“

„Ich will es euch gleich sagen, mein Herr. Seitdem ich bei euch bin, habe ich gesehen, daß ihr den armen Leuten draußen alle Tage manchmal einen, manchmal zwei große Kessel voll Brühe habt austheilen lassen, welche euch und den Brüdern des Klosters übrig bleiben. Wenn ihr nun für jeden dort hundert wieder bekommt, so werdet ihr so viel haben, daß ihr alle darin ersaufen müßt.“

Die, welche an der Tafel des Inquisitors waren, lachten darüber, aber der Inquisitor, welcher wohl merkte, daß er ihrer Scheinheiligkeit bei der Suppenspende etwas anhängen wollte, war ganz niedergeschlagen, und hätte er durch diesen Spott sich nicht getroffen gefunden, würde er ihm gewiß einen

neuen Prozeß an den Hals geworfen haben. Weil er aber mit einem so witzigen und passenden Einfall ihm und den übrigen Faullenzern einen Streich versetzt hatte, befahl er im Zorn, er sollte machen, was er wollte und nicht wieder zu ihm kommen.

Siebente Erzählung.

Bergamin.

Nach einem Gerüchte, welches fast durch die ganze Welt sich verbreitet hatte, war Cane della Scala, weil er in den meisten Stücken das Glück zum Vormund hatte, einer der merkwürdigsten und reichsten Herren, die man seit Kaiser Friedrichs des Zweiten Zeiten in Italien kannte. Er wollte ein prächtiges und wunderschönes Fest in Verona geben, wozu eine Menge Personen, besonders Höflinge jeder Art, von allen Seiten her zusammen gekommen waren. Plötzlich — niemand weiß aus was für Ursache — änderte er seinen Entschluß, bewirthete die Angekommenen zum Theil und schickte sie wieder fort.

Ein einziger, Bergamin, ein so fertiger und zierlicher Redner als es niemand glauben kann, blieb da, ohne ihn gehört zu haben, ohne daß er jedoch mit irgend etwas wäre versorgt oder verabschiedet worden. Er hoffte, es sollte doch am Ende sein Schade nicht sein. Aber Cane della Scala hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß alles, was er ihm gäbe, übler angewandt wäre, als ins Feuer geworfen; er sagte oder ließ ihm daher kein Wort sagen.

Als Bergamin nach etlichen Tagen sah, daß sich niemand um ihn bekümmerte noch fragte, ob er etwas brauche, im Wirthshause aber mit seinen Pferden und Bedienten schon ziemlich hoch angeschrieben war, ward er ganz niedergeschlagen, gleichwohl aber wartete er noch und hielt es nicht für rathsam, wegzureisen. Er hatte drei schöne reiche Kleider, die er von andern Herren geschenkt bekommen, um bei dem Feste anständig

zu erscheinen, mitgebracht. Eins davon gab er also seinem Wirthe statt der verlangten Bezahlung. Als er sich noch länger verweilte, mußte auch das zweite daran, sollte der Wirth ihn noch länger behalten. Endlich fing er bereits an, auf Rechnung des dritten zu leben. So lange dies dauerte, entschloß er sich, es noch mit anzusehen und alsdann abzureisen.

Da auch dies letzte beinahe verzehrt war, kam er mit ziemlich niedergeschlagener Miene zufälligerweise einmal zu Cane della Scala, als er eben bei Tische saß. „Was fehlt dir, Bergamin?" sprach Cane, als er ihn erblickte, mehr um seiner zu spotten, als sich mit ihm im Gespräche zu vergnügen; „warum bist du so in Gedanken? erzähle mir was!"

Bergamin fing, ohne sich lange zu besinnen, den Augenblick folgende Geschichte an, die ihrem beiderseitigen Betragen nicht angemessener sein konnte, wenn er noch so lange darauf gedacht hätte:

„Primasseau war, wie euch nicht unbekannt sein wird, einer der ersten und berühmtesten Grammatiker und dazu ein großer und fertiger Dichter. Dies machte ihn so beliebt und berühmt, daß er, wenn auch nicht allen von Person, so doch vielen gewiß dem Namen und Rufe nach bekannt war.

Einst befand er sich in Paris in dem ärmlichsten Zustande, in dem er sich die meiste Zeit befand, weil die Reichen seine Verdienste verkannten. Er hörte ungefähr vom Abte zu Clugni, den man nach dem Papst für den reichsten Prälaten in der Kirche Gottes auf Erden hält. Man sagte viele schöne und herrliche Dinge von ihm, wie er beständig offene Tafel hielt und keinem Essen und Trinken versagt würde, der an seinen Hof käme, wenn er nur zur Tafelzeit des Abtes sich einfände.

Primasseau, der ein Vergnügen daran fand, rechtschaffene und große Männer kennen zu lernen, faßte, als er dies hörte den Entschluß zum Abt zu gehen, um ein Augenzeuge seiner Pracht zu werden. Er erfuhr, als er sich nach der Entfernung der Güter des Abtes von Paris erkundigte, daß bis zu seinem Wohnsitz nicht über sechs Meilen sei. Primasseau rechnete, daß er zur Essensstunde daselbst eintreffen könnte, wenn er sich früh bei guter Zeit aufmachte, und ließ sich also den Weg zeigen. Da er keinen Gefährten fand, nahm er aus Furcht, sich zu verirren und in eine Gegend zu kommen, wo er so

bald nichts zu essen fände, drei Brode mit, um auf diesen Fall keinen Hunger zu leiden; denn Wasser, das ihm freilich wenig mundete, glaubte er überall zu finden. Mit diesen Gedanken machte er sich auf den Weg und kam glücklich vor Essenszeit an den Wohnort des Abtes.

Er ging hinein und sah sich überall um. Beim Anblick der großen Menge gedeckter Tafeln und der vielen Anstalten, die man in der Küche und überall zur Mahlzeit machte, sagte er bei sich selbst: Dies ist wahrhaftig prächtiger, als es irgend jemand beschreiben kann. Als er alle diese Dinge eine Weile mit Aufmerksamkeit betrachtet und die Mittagsstunde geschlagen hatte, ließ der Haushofmeister des Abtes Wasser zum Händewaschen herumgeben und wies jedermann seinen Platz bei der Tafel an.

Durch Zufall traf es sich, daß Primasseau gerade gegenüber der Thüre des Zimmers zu sitzen kam, aus welchem der Abt in den Eßsaal gehen mußte. Man trug nach der bei diesem Hofe hergebrachten Gewohnheit weder Wein noch Brot oder sonst etwas zu essen und zu trinken eher auf, bis der Abt sich zu Tische gesetzt hatte. Als der Haushofmeister mit Anordnung der Tafel fertig war, ließ er dem Abt melden, daß, wenn es ihm gefällig, das Essen zum Anrichten fertig sei.

Der Abt befahl, das Zimmer zu öffnen, um in den Saal zu gehen. Beim Eintritt sah er sich um, und zum Unglück war der erste, der ihm in die Augen fiel, Primasseau, der ziemlich schlecht gekleidet und von Ansehen ihm unbekannt war. Bei diesem Anblicke kam ihm plötzlich der unbillige, sonst gar nicht eigene Gedanke: Da sieh, solchem Gesindel giebst du zu essen! Sogleich kehrte er um, ließ die Thüre verschließen und fragte vergeblich alle Umstehenden, ob keiner den Schurken kenne, welcher der Thüre seines Zimmers gegenüber an der Tafel säße?

Primasseau, der gegangen und nicht gewohnt war zu fasten, hatte ziemlichen Hunger. Er wartete ein wenig, und als er den Abt nicht wiederkommen sah, zog er eins von den drei mitgebrachten Broden aus der Tasche und fing an zu essen. Nach einer kleinen Weile befahl der Abt einem seiner Bedienten nachzusehen, ob Primassean fort sei.

„Nein, gnädiger Herr“, war die Antwort, „vielmehr ißt er Brod, das er vermuthlich mitgebracht hat.“

„Nun", sagte der Abt, „mag er immer essen, wenn er etwas hat; von dem meinigen möchte er heute nicht viel bekommen." — Er wünschte sehr, daß Primasseau von selbst gegangen wäre; denn fortschicken wollte er ihn doch nicht gern.

Nachdem Primasseau das eine Brod verzehrt hatte und der Abt noch nicht erschien, langte er auch das zweite hervor. Man hinterbrachte dies ebenfalls dem Abte, der nochmals hatte nachsehen lassen. Es kam kein Abt und Primasseau, der bereits sein zweites Brod verzehrt hatte, schritt nun endlich auch zum dritten.

Als dies der Abt erfuhr, ward er darüber doch aufmerksam und sagte bei sich: „Was ist dies aber auch für ein neuer Gedanke, der mir heute durch den Kopf braust? welcher Geiz oder Widerwillen und wegen wessen? ich habe viele Jahre lang jedem Fremdling zu essen gegeben, ohne darauf zu sehen, ob er Edelmann oder Bauer, reich oder arm, Kaufmann oder Betrüger war, habe unzähligemal mit Augen gesehen, wie Niederträchtige sich darüber lustig gemacht haben, und nie ist mir ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen, als heute bei diesem. Geiz kann es gegen einen so geringen Menschen doch unmöglich sein. Vielleicht ist der, den ich für einen Schurken halte, ein großer Mann, weil er mir es so nahe legt, ihn zu ehren.

Er verlangte daher zu wissen, wer er wäre? man nannte ihm Primasseau, der hergekommen sei, sich von seiner so gerühmten Pracht zu überzeugen.

Der Abt, welcher seit vielen Jahren dem Rufe nach ihn als einen braven Mann kannte, schämte sich. Voll Verlangen seinen Fehler wieder gut zu machen, suchte er ihm alle mögliche Ehre zu erweisen, bewirthete ihn mit allem, was die Genügsamkeit des Primasseau heischte, ließ ihn anständig kleiden, gab ihm Geld nebst einem schönen Pferde und stellte es in seinen Gefallen, ob er abreisen oder dableiben wollte. Primasseau war damit sehr zufrieden, sagte ihm allen möglichen Dank und kehrte nach Paris, woher er zu Fuß gekommen war, zu Pferde zurück."

Cane, der ein einsichtsvoller Mann war, merkte ohne weitere Erläuterung sehr wohl, was Bergamin mit dieser Geschichte sagen wollte. „Bergamin", sprach er lächelnd, „du hast auf eine feine Art deine Gefahr, deine Verdienste, meinen

Geiz und was du von mir verlangst, zu erkennen gegeben. Ich muß gestehen, nie hat der Geiz mich mehr hingerissen, als jetzt bei dir; aber ich will auch die soeben angezeigten Mittel zu dessen Unterdrückung anwenden."

Er ließ also den Wirth des Bergamin bezahlen und ihm seine drei Kleider wieder geben, verehrte ihm überdies noch ein anständiges von den seinigen, gab ihm Geld und ein Pferd und stellte es in sein Belieben, ob er für diesmal gehen, oder dableiben wollte.

Achte Erzählung.

Wilhelm Borsiere.

In Genua war vor geraumer Zeit ein Edelmann, Ermin von Grimaldi genannt. Nach aller Meinung übertraf er an weitläufigen Gütern und baarem Gelde um vieles das Vermögen der reichsten Einwohner des damaligen Italiens. Aber so wie er an Reichthum jedem Landsmann den Rang streitig machte, so übertraf er noch weit mehr an Niederträchtigkeit und Geiz jeden Niederträchtigen und Geizigen in der Welt. Nicht nur wenn er jemandem eine Ehre erzeigen sollte, hielt er seinen Beutel verschlossen, sondern sogar in Bedürfnissen seiner eigenen Bequemlichkeit, selbst in Essen und Trinken erlitt er der Ersparniß wegen wider die allgemeine Sitte der Genueser, welche meist die Kleiderpracht lieben, den größten Mangel. Daher verlor er mit Recht den Zunamen Grimaldi und ward von allen nur Ermin Geizhals genannt.

Während er so durch Kargheit seine Schätze immer mehr anhäufte, kam einst ein angesehener, gesitteter und beredter Kavalier nach Genua. Wilhelm Borsiere — dies war sein Name — gehörte nicht zu der heutigen Gattung von Edelleuten, die in den schändlichsten, niedrigsten und verabscheuungswürdigsten Lastern sich herumwälzen und dem ungeachtet Kavaliere und gnädige Herren gescholten sein wollen, da sie doch vielmehr Esel genannt zu werden verdienen und eher in den schmutzig-

sten und verderbtesten Sitten des niedrigsten Pöbels, als an Höfen erzogen zu sein scheinen.

Zu seiner Zeit bestanden die Hauptbeschäftigungen und Studien des Adels darin, Frieden zu stiften, wenn Fehde und Zwistigkeiten die Familien entzweiten, Ehe-Verbrüderungs- und Freundschaftsverträge zu errichten, mit witzigen und artigen Einfällen die Gemüther der Niedergeschlagenen aufzuheitern, die Unterdrückten zu trösten und mit beißenden Vorwürfen als Väter die Fehler der Unartigen zu verbessern. Aber heut zu Tage ist ihre Beschäftigung das Elend von einer Familie zur andern zu verbreiten, Uneinigkeiten anzuzetteln, lasterhafte und unangenehme Sachen zu sagen, oder gar in anderer Gegenwart zu thun, wahre und erdichtete Bosheiten, Schandthaten und unanständige Dinge einander vorzuwerfen, durch falsche Schmeicheleien rechtschaffene Leute zu erniedrigen und zu boshaften Unternehmungen zu verleiten. Und je mehr einer durch verabscheuungswürdige Reden und Thaten sich auszeichnet, je höher wird er von diesen elenden und niederträchtigen gnädigen Herren geschätzt, geehrt und belohnt. Welche Schande, welcher Vorwurf für die heutige Welt! ist es nicht ein offenbarer Beweis, daß die Verdienste sich von den Einwohnern hienieden entfernt und die elenden Sterblichen im Unflath der Laster gelassen haben?

Aber ich kehre zu meiner angefangenen Erzählung zurück, von der ein gerechter Unwille mich weiter entfernt hat, als ich Willens war.

Gedachter Wilhelm war von allen Kavalieren in Genua geehrt und gern gesehen. Er hielt sich einige Zeit daselbst auf, und da er so viel von der Niederträchtigkeit und dem Geize des Ermin hörte, wünschte er ihn zu sehen.

Ermin hatte bereits die Verdienste des Borsiere rühmen hören. Da bei all seinem Geiz doch noch ein Funken edler Denkungsart in ihm glomm, empfing er ihn mit freundschaftlichen Worten und heiterer Miene und unterhielt sich mit ihm über viel und mancherlei Gegenstände. Im Gespräche führte er ihn nebst andern anwesenden Genuesern in einen seiner neuen Paläste, den er aufs schönste hatte auszieren lassen. Nachdem er ihm alles gezeigt, fragte er Borsiere: „Mein Herr, ihr habt viel gesehen und gehört, könnt ihr mir nicht etwas vorschlagen, das man noch nie gesehen hat, um es in den Saal dieses neuen Hauses malen zu lassen?“

„Eine noch nie gesehene Sache", erwiderte Wilhelm auf diese unschickliche Frage, „wüßte ich euch nicht vorzuschlagen; es müßte denn das Niesen oder etwas ähnliches sein; aber etwas, das ihr wenigstens noch nicht gesehen, will ich euch vorschlagen, wenn ihr es verlangt."

„Und was wäre das? ich bitte euch", entgegnete Ermin, der einer solchen Antwort sich nicht versah.

„Laßt euch den ritterlichen Edelmuth malen."

Ermin schämte sich darüber so, daß er den Augenblick den Entschluß faßte, seine Gesinnungen zu ändern und seinen bisherigen ganz entgegengesetzte anzunehmen. „Ja, Wilhelm", sagte er, „ich will ihn auf eine Art malen lassen, daß weder ihr, noch sonst jemand mir künftig mit Recht vorwerfen sollt, ich hätte ihn nicht gesehen noch gekannt."

Die Worte Wilhelms fruchteten auch wirklich so viel, daß Ermin von diesem Tage an der freigebigste und gütigste Kavalier ward und jedem Fremden und Einheimischen so viel Ehre erwies, als irgend ein Genueser seiner Zeit.

Neunte Erzählung.

Der König von Cypern.

Zur Zeit des ersten Königs in Cypern, nachdem Gottfried von Bouillon das heilige Land erobert hatte, stellte eine adelige Dame aus Gasconien eine Wallfahrt zum heiligen Grabe an. Auf ihrer Rückreise ward sie von einigen Bösewichtern in Cypern auf eine sehr unhöfliche Art beleidigt. Sie beschwerte sich darüber, erhielt aber keine Hülfe. Endlich entschloß sie sich beim König selbst Genugthuung zu suchen.

Man sagte ihr, daß diese Mühe vergeblich sein würde, weil der König ein so schlechtes Leben führe und eine so kleine niedrige Seele habe, daß er nicht nur andern wegen ihres erlittenen Unrechts keine Genugthuung verschaffte, sondern sogar unzählige selbst erfahrene Schmach erduldete, so daß jeder Auf-

gebrachte seine Hitze mit den schimpflichsten und schändlichsten Beleidigungen an ihm zu kühlen suchte.

Als die Dame dies hörte, zweifelte sie zwar Genugthuung zu erhalten, nahm sich aber wenigstens vor, zu einiger Schadloshaltung ihres Verdrusses sich an der Niederträchtigkeit des Königs zu rächen. Sie ging also zu ihm, um sich zu beklagen.

„Mein König“, sprach sie, „ich komme nicht, von dir die Bestrafung des mir angethanen Unrechts zu fordern: zu meiner Genugthuung bitte ich dich blos, mich zu lehren, wie du diejenigen Beleidigungen erträgst, die man dir zufügt, wie ich höre, damit ich auch die mir erzeigten mit Geduld ertragen möge, die ich dir, Gott weiß, gern überlassen wollte, wenn es möglich wäre, weil du so ein geduldiger Träger bist.

Der König, welcher bis auf diesen Augenblick träge und unthätig gewesen war, wachte hier wie aus einem tiefen Schlafe auf, bestrafte zuerst die der Dame zugefügten Beleidigungen aufs härteste und ward hernach der strengste Rächer an denen, die künftig wider das Ansehn seiner Krone etwas zu unternehmen wagten.

Zehnte Erzählung.

Magister Albert von Bologna.

Als Elise schwieg, lag es nunmehr nur noch der Königin ob, eine Geschichte zu erzählen. Mit gebieterischem Tone hob sie also an: „Liebe Genossen! so wie die Sterne am heitern Abend den Himmel und im Frühling die Blumen die grünenden Wiesen zieren, so sind die witzigen Einfälle die Zierde feiner Sitten und angenehmer Unterhaltungen. Ihrer Kürze wegen ziemen sie den Damen noch besser, als den Männern, denen viel und lange zu reden, ob es schon könnte vermieden werden, noch eher als jenen anständig ist.

Es ist aber für uns und alle unsere Zeitgenossen eine wahre Schande, daß es leider heut zu tage wenig oder gar keine Frauen giebt, die einen witzigen Einfall verstehen,

oder wenn sie ihn verstehen, zu beantworten wissen. Denn statt daß man sonst nur auf Vorzüge der Seele sah, sieht man jetzt blos auf körperliche Zierde. Je mehr eine mit Staat behangen, bebändert und ausgeziert ist, desto mehr glaubt sie, gebühre ihr vor andern Achtung und Ehre. Sie bedenken nicht, daß wenn man alle diese Dinge einem Esel aufhinge, er eben so viel als eine von ihnen tragen, aber deswegen nicht mehr Achtung verdienen würde, als einem Esel gebührt. Ich schäme mich dies zu sagen, aber ich kann mich über andere nicht aufhalten, ohne mir selbst Vorwürfe zu machen.

Mit allen ihrem Putz, ihrer Schminke und ihrem Behänge stehen sie dann entweder stumm und unbeweglich wie Marmorsäulen da, oder wenn sie auch eine Frage beantworten, thun sie es so, daß sie oft rühmlicher geschwiegen hätten. Sie schreiben es ihrer Einbildung nach einer Unschuld der Seele zu, wenn sie mit Frauenzimmern und tugendhaften Männern nicht zu scherzen wissen und geben ihrer Tölpelei den Namen der Ehrbarkeit, gleich als ob eine ehrliche Frau mit niemand anderm als mit ihrer Magd, der Wäscherin oder der Bäckersfrau scherzen dürfte. Wäre dies die Absicht der Natur gewesen, so würde sie ihnen das Plaudern gewiß auf eine andere Art eingeschränkt haben.

Freilich muß man wie bei allen andern Dingen auch hier auf Zeit, Ort und Personen sehen, mit welchen man scherzt, sonst trifft es sich zuweilen, daß wenn man jemanden mit einem witzigen Einfalle schamroth zu machen glaubt, ohne vorher des andern Kräfte gegen die seinigen abzumessen, die jenem zugedachte Schande auf uns zurückfällt.

Damit ihr euch also in Acht nehmt und man das ziemlich allgemeine Sprichwort, daß die Frauen in allen Dingen das schlimmste wählen, nicht auch auf euch anwenden möge, so will ich euch durch diese letzte Geschichte, die ich heute noch zu erzählen habe, in den Stand setzen, euch durch Feinheit der Sitten eben so auszuzeichnen, als ihr euch durch edle Gesinnungen von den andern unterscheidet. —

Vor einigen Jahren war in Bologna ein großer und fast weltberühmter Arzt, Namens Magister Albert, der vielleicht noch lebt. Ungeachtet seines Alters von einigen sechzig Jahren hatte er eine solche Lebhaftigkeit des Geistes, daß er selbst, nachdem fast alle natürliche Wärme seinen Körper verlassen,

gegen die Flammen der Liebe nicht unempfindlich blieb. An einem feierlichen Tage sah er eine sehr schöne Wittwe, deren Name wie einige wollen Margaretha von Ghisolieri war. Sie gefiel ihm und machte einen so starken Eindruck auf sein männliches Herz, als sie kaum auf einen Jüngling hätte machen können. Unmöglich konnte er die Nacht ruhig zubringen, ohne den Tag vorher das reizende und holde Gesicht dieser Schönen gesehen zu haben. Daher nahm er beständig bald zu Fuß, bald zu Pferde, wie es ihm am gelegensten war, seinen Weg vor dem Hause dieser Dame vorbei.

Sie und die meisten ihrer Nachbarinnen konnten gar leicht die Ursache dieser Gänge errathen und spotteten oft mit einander über die Liebe eines so alten und verständigen Mannes, weil sie vielleicht glaubten, daß diese so wonnevolle Leidenschaft nirgends anderswo als in der rohen Brust der Jünglinge einkehren und ihren Sitz haben könne.

Magister Albert setzte seine Gänge fort. An einem Festtage traf es sich, daß diese Dame mit vielen andern Frauen an der Thüre saß. Als sie Magister Albert von ferne auf sie zukommen sahen, beredten sie sich mit einander ihn zu bewillkommnen, ihm alle Ehre zu erweisen und nachher über Liebe sich lustig zu machen.

Dies geschah, alle standen auf, nöthigten ihn zu sich und führten ihn in einen kühlen Hof, wo sie ihm die köstlichsten Weine und das ausgesuchteste Confect vorsetzten. Am Ende fragten sie ihn mit den süßesten höflichsten Worten, wie er sich in diese schöne Dame verlieben könnte, da er doch wüßte, wie viele hübsche, angesehene und artige junge Herren sie zu Liebhabern hätte?

Als Magister Albert merkte, daß man ihn auf eine feine Art aufzöge, antwortete er: „Madonna! daß ich verliebt bin, darf keinem Verständigen wunderbar vorkommen, viel weniger euch, die ihr es verdient. Die Natur versagt den alten Männern zwar die Kraft zu Leibesübungen, aber weder der gute Wille noch die Kenntniß dessen ist ihnen benommen, was geliebt zu werden verdient, sie haben die Natur weit länger studirt und daher mehr Erfahrung als Jünglinge. Auch will ich euch sogleich sagen, welche Hoffnung mich alten Mann euch zu lieben bewogen, ungeachtet ihr so viel junge Herren zu Anbetern habt. Ich bin oft in Frauengesellschaften

gewesen, wo man Feigbohnen und Lauch zum Vesperbrot aß. Am Lauch ist zwar überhaupt nicht viel Gutes; aber das minder schlechte und schmackhafteste ist allenfalls noch der Kopf von dem, wonach euer aller verderbter Geschmack so lüstet. Ihr behaltet just den Kopf in der Hand und eßt die Blätter, die gar nichts taugen und noch dazu den häßlichsten Geschmack haben. Ich weiß nicht, meine Schönen, ob ihr in der Wahl der Liebhaber es vielleicht auch so macht; wäre dies der Fall, so könnte ich ja wohl noch hoffen, daß ihr mich nehmen und jene fahren lassen würdet."

Die Edeldame schämte sich mit den übrigen ein wenig. „Mein Herr", sprach sie, „ihr habt uns einen schönen und anständigen Verweis unsers übermüthigen Unternehmens gegeben; eure Liebe ist mir so schätzbar, als mir die Liebe eines klugen und braven Mannes sein muß. Ihr könnt bei mir alle die Vergnügungen finden, die ihr wünscht, so weit es meine Ehre und eure Jahre erlauben."

Albert stand nebst der übrigen Gesellschaft auf, dankte der Schönen und ging, nachdem er mit lächelnder und freudiger Miene von ihr Abschied genommen, fort.

So wurde diese Dame, weil sie nicht Achtung gab, mit wem sie scherzte, besiegt, wo sie zu siegen glaubte. Wenn ihr klug seid, so werdet ihr euch davor aufs beste hüten.

* * *

Die Sonne hatte bereits die Vesperstunde erreicht, und die größte Hitze war vorüber, als die Erzählungen der Damen und der drei jungen Männer zu Ende gingen. „Jetzt, meine lieben Genossen, sagte die Königin auf eine gefällige Art, „bleibt für meine heutige Regierung weiter nichts übrig, als euch eine neue Königin zu geben, die ihren Einsichten nach anordne, was wir zu unsern erlaubten Vergnügungen vornehmen sollen. Es scheint zwar, daß der heutige Tag noch bis zur Nachtstunde daure; aber ich glaube doch, daß man den folgenden von jetzt an rechnen müsse, damit zu dem, was die neue Königin für gut finden wird, die nöthigen Anstalten gemacht werden können; denn wer sich nicht in Zeiten vorsieht, wird schlecht für die Zukunft sorgen.

So übernehme denn Filomene, die so bescheidene junge Dame, zur Verherrlichung dessen, in dem alle Dinge leben,

und zu unserer Aufheiterung, auf diesen zweiten Tag als Königin die Regierung."

Nach diesen Worten stand sie auf, nahm den Lorbeerkranz ab und setzte ihn ihr ehrfurchtsvoll auf. Alsdann wünschte sie und die übrige Gesellschaft der neuen Königin Glück und unterwarfen sich freudig ihrer Herrschaft.

Filomene ward über den Auftrag der königlichen Gewalt ziemlich schamroth, weil sie sich an die kurz zuvor erwähnte Rede der Pampinee erinnerte. Um aber nicht einfältig zu scheinen, faßte sie ein Herz, bestätigte zuerst alle von Pampineen errichteten Bedienungen und ordnete nachher an, was zum folgenden Frühstück und bevorstehenden Abendessen an dem nämlichen Orte, wo sie waren, angeschafft werden sollte.

„Liebste Gespielinnen", sprach sie hierauf, mehr der Pampinee Höflichkeit als meinen Verdiensten verdanke ich es, eure Beherrscherin zu sein; ich will euch auch daher keineswegs meine Gedanken zur Vorschrift unserer Zeitvertreibe machen, sondern blos eure Gesinnungen mit den meinigen verbinden: auch damit ihr meine Entwürfe wissen und nach Gefallen zusetzen oder wegnehmen könnt, meine Meinung mit wenigen Worten sagen.

Wenn ich auf die Anordnungen der Pampinee für den heutigen Tag recht Achtung gegeben habe, so finde ich sie lobenswerth und unterhaltend; auch ich will daher nichts darin ändern, wenn nur ein zu langes Anhalten oder andere Ursachen der Gesellschaft keinen Verdruß erwecken. Da ich für jetzt bereits die nöthigen Anstalten getroffen habe, so wollen wir nunmehr herumspazieren und uns ein wenig erholen. Wenn wir gegen Sonnenuntergang wieder im Kühlen gespeist haben, wird es am besten sein, nach einigen Gesängen und anderen Ergötzlichkeiten schlafen zu gehen. Morgen früh stehen wir im Kühlen wieder auf und gehen ein jeder den Vergnügungen nach, die ihm am meisten gefallen. Nach dem Essen, zu welchem wir wie heut zur gesetzten Stunde zurückkehren, tanzen und singen wir und erneuern nach genossener Ruhe unsere Erzählungen, die wie es scheint das größte Vergnügen und die meiste Unterhaltung verschaffen.

Vorher will ich nur noch, was Pampinee ihrer etwas späten Königswahl wegen nicht thun konnte, den Gegenstand unserer Erzählungen in gewisse Grenzen einschließen und um

jedem genugsame Zeit zu geben, auf eine artige Geschichte über die aufgegebene Materie nachzudenken, ihn euch im voraus bekannt machen. Er sei folgender, wenn es euch gefällt. Die Schicksale der Menschen hängen von Anbeginn der Welt bis an ihr Ende von mancherlei Zufällen ab; jeder erzähle daher eine Begebenheit, wie Personen aus den größten Gefahren selbst über ihre Hoffnung sich glücklich herauswickelten."

Die ganze Gesellschaft billigte diese Anordnung, nur Dioneo erinnerte, als bereits alle schwiegen: „Meine Beherrscherin, die Meinung aller übrigen, welche diese von euch gemachte Einrichtung angenehm und lobenswerth finden, ist auch die meinige; doch würde ich eine Erlaubniß von euch für eine besondere Gnade ansehn und um deren Gestattung bitten, so lange unsere Gesellschaft dauert. Ich wünschte nämlich des Gesetzes ledig zu sein, das jedem die Materie zu seiner Geschichte vorschreibt, und jede andere erzählen zu dürfen, welche mir gefällt. Damit ihr aber nicht glaubt, als begehre ich diese Erlaubniß aus Mangel an Geschichten, so bin ich zufrieden, beständig der letzte zu sein."

Die Königin, welche ihn als einen unterhaltenden und lustigen Mann kannte, merkte wohl, daß seine Absicht blos sei, die Gesellschaft durch eine lächerliche Geschichte wieder aufzumuntern, wenn ernsthafte Gegenstände sie ermüdet. Sie bewilligte ihm also mit Erlaubniß der übrigen gern diese Gunst.

Nunmehr standen sie auf und gingen mit langsamen Schritten zu einem Bach, in welchem das klarste Wasser von einem Berge herabstürzte und durch einen dichten Wald im schattigen Thal zwischen spitzigen Felsen und grünen Wiesen rauschte. An Armen und Füßen entkleidet scherzten sie hier im Wasser bis zur Annäherung der Abendstunde, kehrten alsdann zum Palast zurück und speisten voll Freuden.

Nach der Tafel wurden Instrumente geholt, und die Königin befahl einen Tanz anzufangen, welchen Laurette aufführen, Emilie aber eine Arie singen und Dioneo die Leier dazu spielen sollte. Laurette gehorchte sogleich, und Emilie sang liebevoll also:

Mich hat mit solcher Flamme
  Mein eigner Reiz entbrannt,

Daß keine andre Liebe
Daß keine fremde Neigung
In meinem Busen herrscht.

So oft als dieses Auge
Im Spiegel sich erblickt,
Fühl' ich die Seele heiter;
Kein Zufall, kein Erinnern
Raubt mir die Ruhe dann.

Was könnt' ich sehn mit Anmuth
Mehr, als mein Ich geschmückt?
Und welche Gluth ist stärker,
Als Gluth der Eigenliebe?
Und als dies Selbstgefühl?

Nie flieht vor meinen Wünschen
Der balsamvolle Trost;
Nur er kömmt mir entgegen,
Nur er lehrt mich Empfindung,
Für Worte viel zu hoch.

Mit jeder neuen Stunde,
Mit jedem neuen Blick
Fühl ich mich hingerissen,
Und Hoffnung größrer Wonne
Stillt jeden fremden Wunsch.

* * *

Als dieser Tanz, dem alle mit heiterer Miene ihren Beifall zulächelten, obgleich der Inhalt des Liedes einigen viel Nachdenken verursachte, geendet war, führte man noch verschiedene andere Reigen auf, womit ein großer Theil der Nacht verfloß. Hierauf gefiel es der Königin, den ersten Tag zu enden. Die Fackeln wurden angesteckt, und sie befahl jedem, bis zum folgenden Morgen sich zur Ruhe zu begeben. Alle gehorchten diesem Befehl und gingen auf ihre Zimmer.

Zweiter Tag.

Schon hatte die Sonne mit ihren Strahlen den neugeborenen Tag überall verbreitet, und die Vögel auf den grünenden Zweigen verkündigten ihn mit harmonischen und lieblichen Gesängen. Die Damen sowohl als die jungen Männer standen auf, begaben sich in den Garten und schlüpften über den bethauten Rasen bald hier- bald dorthin, flochten artige Kränze und ergötzten sich lange mit Spazierengehn. Als sie wie gestern im Kühlen Tafel gehalten, tanzten sie und legten sich ein wenig zur Ruhe. Um neun Uhr befahl die Königin aufzustehen. Alle versammelten sich auf einer kühlen Wiese und setzten sich in einen Kreis um die Königin, deren Schönheit und gefällige Miene durch den Lorbeer neuen Glanz erhielt. Als sie einen Augenblick still geschwiegen und die Gesellschaft betrachtet hatte, befahl sie Neifilen mit einer Geschichte den Anfang zu machen, die dann ohne Anstand mit frohem Muthe anhob.

Erste Erzählung.

Martellino.

Vor nicht gar langer Zeit lebte zu Treviso ein Deutscher Namens Arrigo, ein braver Mann, der für jedermann, der ihn verlangte, die Dienste eines Lastträgers übernahm und dabei den Ruf eines frommen und rechtschaffenen Lebens hatte. Die Treviser behaupten — ob es war sei, will ich nicht untersuchen — daß in der Stunde seines Todes die Glocken der

Hauptkirche zu Treviso ohne jemandes Anziehn von selbst zu läuten angefangen haben. Jedermann hielt dies für ein Wunder und glaubte, Arrigo sei unter die Heiligen erhoben. Alle Einwohner der Stadt liefen zum Hause, in welchem der Leichnam lag, man trug ihn wie den Körper eines Heiligen in die Hauptkirche und brachte Lahme, Blinde, Gichtbrüchige und mit allen möglichen Krankheiten und Fehlern Beladene zu ihm, welche durch das bloße Berühren des Körpers gesund zu werden hofften.

Bei diesem Lärmen und Zulaufe des Volkes kamen ungefähr drei Bürger unserer Stadt nach Treviso; der eine hieß Stecchi, der andere Martellino und der dritte Marquis, alle drei Leute, die an den Höfen großer Herren herumzogen, um durch Vorstellung allerhand seltsamer Geberden und Nachahmung anderer die Zuschauer zu belustigen. Sie waren nie an diesem Ort gewesen, wunderten sich daher über den Zulauf des Volkes; als sie die Ursache davon erfuhren, wurden sie neugierig, den Heiligen zu sehen und legten deshalb ihre Sachen in einem Wirthshause nieder.

„Wir wollen gehn und den Heiligen betrachten", sagte Marquis, „aber ich sehe nicht, wie wir durchkommen wollen; der Platz, sagt man, soll voll Deutscher und mit bewaffneter Mannschaft besetzt sein, die der Gerichtsherr zur Verhütung eines Auflaufs hingestellt hat. Die Kirche wird überdies so voll sein, daß fast niemand mehr hinein kann."

„Deswegen bleibe ich noch nicht zurück", erwiderte Martellino, der sehr neugierig war, „ich will schon bis zum Leichnam des Heiligen durchzukommen wissen."

„Und wie das?" fragte Marquis.

„Dies will ich dir gleich sagen; ich stelle mich kontrakt, du und Stecchi müßt mich, als ob ich nicht gehen könnte, auf beiden Seiten unterstützen und vorgeben, daß ihr mich der Heilung halber zum Heiligen führt; jeder wird gewiß Platz machen und uns durchlassen, der uns sieht."

Der Vorschlag gefiel den beiden sehr, und sie verließen ohne Verzug alle drei die Herberge. Als sie an einen einsamen Ort kamen, verzerrte Martellino seine Hände, Finger, Arme, Beine, ja sogar den Mund, die Augen und das ganze Gesicht auf eine so schreckliche Art, daß alle geschworen hätten, die ihn sahen, er sei kontrakt und seines Körpers nicht mächtig.

So nahmen und führten Marquis und Stecchi ihn mit erbarmungsvoller Miene gerade zur Kirche und baten demüthig und um Gottes willen jeden in den Weg Kommenden, Platz zu machen, was man auch gern that. In kurzem zogen sie mit ihrem Geschrei: „Macht Platz! macht Platz!" fast aller Augen auf sich, kamen an den Ort, wo der Leichnam des heiligen Arrigo stand, und Martellino ward von einigen der Umstehenden sogleich auf denselben gelegt, um von ihm das kostbare Gut der Gesundheit wieder zu erhalten.

Alle waren begierig zu sehen, was mit ihm vorgehen würde. Martellino, welcher der größte Meister in der Gabe der Nachahmung war, fing daher nach einer kleinen Weile an, erst einen Finger auszustrecken, darauf die Hand, dann einen Arm, bis er endlich ganz gerade da stand. Die Zuschauer erhoben darüber ein solches Jubelgeschrei zu Ehren des heiligen Arrigo, daß man den heftigsten Donnerschlag davor nicht gehört haben würde.

Zum Unglück befand sich ein Florentiner in der Nähe, welcher Martellino sehr gut kannte, dem er aber durch die Verzerrung seines Körpers, als man ihn brachte, ganz unkenntlich geworden war. Der Florentiner fing plötzlich an zu lachen, als er ihn nun wieder aufgerichtet sah. „Um Gotteswillen", sagte er, „wer hätte ihn bei seiner Ankunft nicht für wirklich kontrakt gehalten!"

„Wie? war er es nicht?" fragten einige Trevisaner, welche diese Worte hörten.

„Bewahre Gott, nein!" erwiderte der Florentiner, „er ist beständig gerade so gewesen, wie es einer von uns nur immer sein kann; aber er versteht, wie ihr gesehen habt, besser als irgend ein Mensch die Possen, jede Geberde nachzumachen, die er will."

Weiter brauchten sie nichts zu hören; mit Gewalt drangen sie durch die Menge und schrieen: „Man nehme diesen Ruchlosen und Verächter Gottes und der Heiligen gefangen! Er ist nicht kontrakt gewesen, sondern stellte sich nur so, um unser und unsers Heiligen zu spotten." Als der Pöbel dies vernahm, ergriffen sie ihn, zogen ihn bei den Haaren zur Erde, rissen ihm alle Kleider vom Halse, stießen ihn mit Händen und Füßen, und der hielt sich für einen Nichtswürdigen, der nicht hingegangen wäre, um ihm etwas zu versetzen. Mar-

tellino schrie um Hülfe und wehrte sich so gut er konnte, aber was vermochte er gegen eine solche Menge des über ihn herfallenden Pöbels, der alle Augenblicke sich vermehrte?

Stecchi und Marquis, die das mit ansahen, bedauerten zwar seine gefährliche Lage, aber sie trauten sich doch nicht Kräfte genug zu, ihm beizustehen, sondern schrieen vielmehr mit den übrigen: man schlage ihn todt! doch dachten sie darauf, ihn aus den Händen des Pöbels zu erlösen, der ihn ohne Zweifel umgebracht haben würde, wenn Marquis nicht unverzüglich das einzige ihm noch übrige Mittel ergriffen hätte.

Weil alle Gerichtspersonen mit zugegen waren, so lief er so hurtig er konnte zum Gerichtsverwalter und schrie um Hülfe. „Es ist ein Bösewicht da", sprach er, „der mir meinen Beutel mit ungefähr hundert Dukaten genommen hat; ich bitte euch ihn einzuziehen, damit ich das meinige wieder erlange."

Auf dieses Anbringen eilten augenblicklich ein Dutzend Gerichtsdiener an den Ort, wo der arme Martellino so übel behandelt in den größten Leiden lag, drangen durch den Haufen, rissen ihn ganz zerschlagen und zerfleischt aus ihren Händen und führten ihn zur Gerichtsstelle. Ihm folgte viel Volks, das von ihm beleidigt zu sein glaubte. Als sie hörten, daß er Dieberei wegen eingezogen würde, hielten sie dies für den anscheinendsten Vorwand, ihn ins Unglück zu bringen und sagten alle, daß er auch ihnen den Beutel genommen habe.

Der Richter, ein strenger Mann, ließ ihn auf diese Anklage sogleich bei Seite schaffen und befragte ihn darüber. In scherzendem Tone beantwortete Martellino alles, gleich als ob er die erlittenen Mißhandlungen für nichts achtete. Der Richter, hierdurch noch mehr aufgebracht, befahl, ihn auf die Folter zu binden und ihm noch eine derbe Tracht zuzuzählen, um ihn dadurch zum Geständniß dessen zu bringen, was man ihm Schuld gab, und nachher aufhängen zu lassen.

Nachdem er wieder losgebunden war, fragte ihn der Richter abermals, ob die von den Leuten wider ihn angebrachten Beschuldigungen begründet wären.

„Mein Herr", erwiderte er, als der Richter mit einer blos verneinenden Antwort sich nicht begnügen wollte, „ich bin bereit, euch die Wahrheit zu gestehen, aber verlangt von jedem, der mich anklagt, anzugeben, wann und wo ich ihm den

Beutel genommen haben soll, und ich will euch sagen, was ich gethan und was ich nicht gethan habe."

„Dies bin ich zufrieden", versetzte der Richter; er ließ hierauf etliche vor sich kommen, und der eine behauptete, daß es acht Tage, der andere sieben, der dritte vier wären, und noch andere gaben vor, daß am nämlichen Tage ihnen der Beutel genommen worden sei.

Als Martellino dies hörte, sagte er: „Mein Herr, alle diese lügen auf die gröbste Art. Die Wahrheit meiner Aussage will ich euch deutlich beweisen. Ich bin nie an diesem Orte gewesen, sondern erst vor einigen Augenblicken angelangt. Gleich als ich ankam, ging ich zu meinem Unglück aus, den Leichnam des Heiligen zu sehen, wo ich so zugerichtet worden bin, wie ihr seht. Dies kann der über die Einkommenden geordnete herrschaftliche Diener und sein Register oder auch mein Wirth bezeugen; findet ihr meine Angabe wahr, so bitte ich euch, mich wegen der Anschuldigungen dieser Boshaften nicht so übel zu behandeln, oder gar zum Tode zu verurtheilen.

Marquis und Stecchi, welche die Lage der Sache, die Härte des Kriminalrichters und die Folter des Martellino erfuhren, waren voller Furcht. „Wir haben unsere Sachen schlecht gemacht und ihn aus der Pfanne ins Feuer geworfen", sagte einer zum andern. Sie liefen daher mit der größten Eile herum, suchten ihren Wirth auf und erzählten ihm den ganzen Verlauf. Er lachte darüber und führte sie zu einem gewissen Alexander Agolanti, der in Treviso wohnte und bei den Gerichtsherren viel galt. Sie entdeckten ihm alles ordentlich mit der Bitte, sich des Martellino mitleidig anzunehmen.

Alexander mußte herzlich lachen, ging mit ihnen zur Herrschaft und bat, man möchte Martellino holen lassen, welches auch geschah. Die Abgeschickten fanden ihn voll Furcht und Schrecken im Hemde vor dem Richter stehn, der — vielleicht aus Haß gegen die Florentiner — nichts zu seiner Vertheidigung anhören wollte, sondern fest entschlossen war, ihn aufhängen zu lassen. Er wollte ihn der Herrschaft nicht einmal ausliefern, bis man ihn wider seinen Willen dazu zwang.

Als er vor den Herrn des Ortes kam, erzählte er ihm seine ganze Geschichte und bat, man möchte aus besonderer Gnade ihm die Freiheit schenken; er würde immer den Strick um den Hals zu haben glauben, ehe er nicht in Florenz wäre.

Der Herr lachte aus vollem Halse über diesen Zufall, ließ jedem ein Kleid geben, und so kehrten alle drei aus dieser großen Gefahr glücklich nach Hause.

Zweite Erzählung.

Das Gebet des heiligen Julian.

Zu Zeiten Markgrafs Azzo von Ferrara reiste ein Kaufmann Namens Rinaldo von Esti in Geschäften nach Bologna. Als er nach ihrer Beendigung nach Hause ritt, begegnete er auf dem Wege von Ferrara nach Verona etlichen Reisegefährten, welche er für Kaufleute hielt, die aber nichts als Räuber und liederliches Gesindel waren. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und war so unbedachtsam, bei ihnen zu bleiben.

Da sie den Kaufmann sahen und Geld bei ihm vermutheten, beredeten sie sich, ihn bei gelegener Zeit zu berauben. Um aber jedem Argwohn vorzubeugen, führten sie sich als ehrbare und wohlhabende Leute auf, sprachen nur von anständigen und erlaubten Dingen und suchten sich nachgiebig und gefällig gegen ihn zu betragen, so viel ihnen nur möglich war. Er schätzte es sich daher für ein Glück, sie angetroffen zu haben, weil er mit seinem Bedienten allein war.

Unterwegs redeten sie, wie es zu gehen pflegt, von einem und dem andern, und das Gespräch fiel endlich auf die Gebete.

„Welches Gebet sprecht ihr gewöhnlich auf der Reise, mein Herr?“ fragte einer von den Räubern; — denn ihrer waren drei. —

„Ich muß gestehen“, erwiderte Rinaldo, „in diesem Stücke bin ich ein ziemlich einfältiger und unerfahrener Mann und habe wenig Gebete bei der Hand; ich lebe nach der alten Welt und lasse fünf gerade sein. Indeß habe ich zeither auf meinen Reisen immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens bei Verlassung des Wirthshauses ein Pater Noster und ein Ave Maria zum Vater und zur Mutter des heiligen Julian zu

beten; alsdann bitte ich Gott und ihn, mir die folgende Nacht eine gute Herberge zu bescheeren. Schon oft bin ich unterwegs in großen Gefahren gewesen, aber immer glücklich ihnen entgangen und habe des Nachts beständig einen guten Ort und ein gutes Wirthshaus angetroffen. Ich glaube daher ganz gewiß, daß der heilige Julian, den ich anrufe, mir von Gott diese Gnade erbeten hat, und wenn ich des Morgens dies Gebet unterlassen habe, so ist mir, als könnte ich am Tage nicht glücklich reisen, noch abends in ein gutes Wirthshaus kommen."

„Habt ihr auch diesen Morgen gebetet?" fragte jener weiter.

„Freilich!" gab ihm Rinaldo zur Antwort.

Dies wird dir nichts helfen, dachte jener bei sich, der schon den Erfolg der Sache wußte; denn wenn es nicht fehlschlägt, wirst du schlecht herbergen, denke ich. — „Auch ich bin schon viel gereist", sagte er, „habe dies nie gebetet, ob ich es schon von andern oft rühmen hörte; gleichwohl hat mich deswegen noch nie eine schlechte Herberge betroffen. Heute Abend wollen wir sehen, wer bessere Einkehr finden wird, ihr, die ihr es gebetet oder ich, der ich es nicht gethan habe. — Doch sage ich an der Stelle auch ein dirupisti, oder intemerata, oder de profundis, oder wie die Gebete heißen, welche meine tugendreiche Großmutter mir gelehrt hat."

So setzten sie ihren Weg mit allerhand Gesprächen zusammen fort, bis die Räuber ihren Vortheil ersahen; denn als sie bei später Nacht diesseits Castel-Guglielmo an die Ueberfahrt eines Flusses kamen, hielten sie die Zeit und den einsamen versteckten Ort für die bequemsten, ihn anzuhalten, raubten ihm alles, ließen ihn zu Fuße im Hemde stehen, ritten ihren Weg und sagten: „Da geh und sieh, ob dein heiliger Julian dir diese Nacht ein gutes Lager verschaffen wird; das unsrige soll hoffentlich nicht schlecht sein." Darauf setzten sie über den Fluß und machten sich davon.

Rinaldos Bedienter, ein nichtswürdiger Kerl, that nicht das geringste zu seines Herrn Vertheidigung, als er diesen angefallen sah, sondern wandte sein Pferd um, flog in vollem Jagen nach Castel-Guglielmo und kehrte im Wirthshaus ein, weil er spät ankam, ohne sich um weiter etwas zu bekümmern.

Rinaldo wußte bei der großen Kälte und bei dem Schnee barfuß und im Hemde nicht was er anfangen sollte, weil ihm die

Nacht schon auf dem Hals war. Mit Zittern und Zähneklappern sah er sich nach einem Zufluchtsorte um, wo er die Nacht zubringen und nicht erfrieren möge; aber er fand keinen; denn ein kurz vorher in dieser Gegend geführter Krieg hatte alles verheert. Die Kälte trieb ihn daher nach Castel-Guglielmo, ungeachtet er nicht wußte, ob sein Bedienter dort oder anderswohin geflohen war. Er hoffte, Gott würde ihm, wenn er nur bis dahin käme, doch eine Hülfe zeigen. Die Dunkelheit der Nacht war Schuld, daß er beinahe eine Meile Weges vor Castel-Guglielmo umging, und so spät anlangte, daß nach bereits geschlossenen Thoren, die Brücken aufgezogen waren, und er nicht hineinkommen konnte.

In diesem traurigen und trostlosen Zustande suchte er ein Lager, um wenigstens seinen Körper gegen den Schnee zu schützen. Zum Glück entdeckte er ein Haus, das über die Stadtmauern ein wenig hervorragte; unter diesem entschloß er sich bis Tages Anbruch zu bleiben, und fand, als er hinkam, unter dem Dache zwar eine Thüre, die aber verschlossen war. Er legte sich daher mit Trauern und Jammern vor der Schwelle auf ein wenig in der Nähe zusammengesuchtes Stroh hin. Oft klagte er den heiligen Julian an, daß er den Glauben, den er bisher auf ihn gesetzt, nicht erfülle. Aber der heilige Julian erbarmte sich seiner, und verschaffte ihm in kurzem ein gutes Lager.

Es lebte an dem Orte eine Wittwe, die an Schönheit keiner etwas nachgab, von Markgraf Azzo wie sein Leben geliebt und hier unterhalten ward. Sie wohnte in dem nämlichen Hause, unter dessen Dache Rinaldo seine Zuflucht genommen hatte. Bei ihr hatte der Markgraf, welcher eben den Tag angekommen war, um die Nacht mit ihr zuzubringen, in der Stille ein Bad und ein herrliches Mahl zurichten lassen. Alles war bereit, und die Dame erwartete blos seine Ankunft, als unvermuthet ein Bedienter ihm Nachrichten brachte, die einen plötzlichen Aufbruch erforderten. Er ließ daher der Dame melden, daß sie auf ihn nicht warten sollte, und machte sich unverzüglich auf den Weg.

Betrübt über diesen Zufall und zweifelhaft in ihren Unternehmungen, entschloß die Dame sich endlich, in das für den Markgrafen zubereitete Bad zu gehn und nach dem Abendessen sich schlafen zu legen.

Als sie im Bade nahe bei der Thüre, wo der arme Rinaldo auf der Erde sich hingelegt hatte, das Winseln und das einem Storche ähnliche Klappern desselben hörte, rief sie ihre Magd und befahl ihr, unten an der Thüre nachzusehen, wer draußen sei, und was er mache. Sie ging und fand bei heiterm Himmel Rinaldo im Hemde und barfuß zitternd dasitzen. Auf ihre Frage: wer er wäre? entdeckte er, der vor Kälte kaum ein Wort herausbringen konnte, so kurz als möglich seinen Namen und wie er dahingekommen, mit dem erbarmungswürdigen Flehen, ihn doch die Nacht vor Kälte nicht sterben zu lassen.

Voll Mitleid kehrte die Magd zu ihrer Frau und erzählte ihr, die nicht minder gerührt ward, alles wieder. Sie besann sich auf den Schlüssel zur Thüre, die sonst dem Markgrafen zu seinen heimlichen Besuchen diente, gab ihn der Magd und sagte: „Geh, laß ihn still herein, es ist zu essen genug da, das ohnedies niemand will, und zum Nachtlager wird auch Rath werden." Die Magd lobte die Gütigkeit ihrer Frau sehr, öffnete die Thüre, und ließ ihn herein.

„Hurtig, guter Freund", sprach die Dame, als sie ihn ganz steif gefroren erblickte, „gehe in das noch warme Bad", und er befolgte es ohne Anstand mit Freuden. Durch die Wärme desselben völlig wieder hergestellt, glaubte er vom Tode zurückzukehren. Die Dame ließ ihm Kleider von ihrem kurz zuvor verstorbenen Manne holen, die ihm, als er sie anzog, wie auf seinen Leib gemacht paßten. Die weiteren Befehle der Dame erwartend, dankte er Gott und dem heiligen Julian, daß sie aus einer so elenden ihm bevorgestandenen Nacht ihn erlöst, und dem Anscheine nach zu einem guten Nachtlager verholfen hätten.

Nach dem Genuß einiger Ruhe begab die Dame sich in ein Zimmer, wo sie ein gutes Kaminfeuer hatte zubereiten lassen, und fragte: was der ehrliche Mann mache?

„Gnädige Frau", antwortete die Magd, „er hat sich angekleidet; es ist ein hübscher Mensch, und scheint ein wohlhabender artiger Mann zu sein."

„Geh", erwiderte die Dame, „rufe ihn, daß er her zum Feuer komme und speise, denn er wird vermuthlich nichts gegessen haben."

Rinaldo, der beim Eintritt aus dem Ansehen schloß, daß

es eine Dame von Stande sei, machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und stattete ihr für die ihm erwiesenen Wohlthaten den verbindlichsten Dank ab. Aus seinen Reden und seinem Betragen fand die Dame, daß die Magd recht geurtheilt habe; empfing ihn mit Freuden, hieß ihn freundschaftlich sich neben ihr zum Feuer setzen und befragte ihn, durch welchen Umstand er hierher gekommen wäre? Rinaldo erzählte ihr alles umständlich und fand desto mehr Glauben bei der Dame, da sie schon durch die Ankunft des Bedienten etwas von diesem Vorfalle gehört hatte. Sie sagte ihm, was sie von seinem Bedienten wußte, und wie er ihn morgen leicht wiederfinden könnte.

Hierauf ward die Tafel gedeckt und Rinaldo setzte sich auf Befehl der Dame nach dem Händewaschen mit ihr zu Tische. Er war lang von Person, schön und sein Benehmen gefällig, gebildet, und ein Mann von mittlern Jahren. Er erhielt daher manchen Blick und manche Schmeichelei von der Dame, die schon das brennendste Verlangen in ihrem Herzen empfand, statt des erwarteten Markgrafen diese Nacht mit ihm zuzubringen.

Nach der Tafel überlegte sie mit ihrer Magd, ob sie es wohl gut gethan fände, weil der Markgraf ihr vergebliche Hoffnung gemacht, das Gute zu genießen, welches das Glück ihr bescheert hätte? Die Magd, welche die Leidenschaft ihrer Frau kannte, redete ihr zu, es zu thun, wie sie wußte und konnte. Sie kehrte also zum Feuer zurück, wo sie Rinaldo allein gelassen hatte.

„Nun Rinaldo", sprach sie mit verliebtem Blicke, „warum steht ihr so nachdenkend da? glaubt ihr denn, daß ein Pferd und etliche verlorne Kleider nicht wieder zu ersetzen sind? tröstet euch und seid guten Muthes, ihr seid hier zu Hause. Ich muß wahrhaftig gestehen, wenn ich euch in diesen Kleidern meines seligen Mannes erblicke, glaube ich ihn zu sehen. Wohl hundertmal hatte ich den Abend in Willens, euch zu umarmen und zu küssen und würde es gewiß gethan haben, hätte ich nicht gefürchtet, euch zu mißfallen."

Rinaldo, ein offener Kopf, ging, als er die Dame so sprechen hörte und ihre funkelnden Augen sah, mit offenen Armen ihr entgegen. „Gnädige Frau", sprach er, „wenn ich bedenke, daß ich euch, meiner Retterin aus einem elenden Zustande, von nun an mein Leben zu verdanken habe, so würde

es der größte Undank sein, nicht alles anzuwenden, um euch gefällig zu werden. Stillt daher euer Verlangen, mich küssend zu umarmen; mit Vergnügen will ich es erwidern. — Einer weiteren Erklärung bedurfte es nicht.

Die Dame, brennend vor verliebter Sehnsucht, warf sich sogleich in seine Arme, drückte ihn tausendmal schmachtend an ihre Brust, küßte ihn, und ward wieder geküßt. Darauf erhoben sie sich, gingen ins Schlafzimmer, legten sich ohne Anstand nieder, und vollendeten das Opfer der Liebe bis zu Anbruch des Tages.

Als die Morgenröthe zu schimmern begann, hielt es die Dame, damit niemand etwas merkte, für schicklich aufzustehn, gab ihm etliche alte Kleider, füllte seinen Beutel mit Geld und empfahl ihm Verschwiegenheit. Dann ließ sie ihn wieder hinaus, wo er hereingekommen war, und zeigte ihm den Weg, welchen er nehmen müsse, um seinen Bedienten aufzufinden.

Bei Tages Anbruch ging er nach geöffneten Thoren, wie von einer weiten Reise kommend, in die Stadt, traf seinen Bedienten und legte die im Mantelsack habenden Kleider an. Eben wollte er aufs Pferd des Bedienten steigen, als man die drei Räuber, welche den Abend vorher ihn ausgezogen hatten, und über eine andere böse That ergriffen worden waren, hereingeführt brachte. Sie gestanden freiwillig ihren Raub, und Rinaldo erhielt sein Pferd, seine Kleider und sein Geld, außer ein Paar Schuhriemen, von denen die Räuber nicht wußten, wo sie hingekommen, wieder. Rinaldo dankte Gott und dem heiligen Julian, setzte sich auf sein Pferd, und kam gesund und glücklich nach Hause; die drei Räuber aber zierten den Tag darauf den Galgen.

Dritte Erzählung.

Alexander und der Abt.

Ehemals lebte in unserer Stadt ein Cavalier, Namens Tebald, der nach einiger Meinung aus der Familie der Lambert, nach andern aber von den Agolanten herstammen soll. Doch scheinen die letztern ihren Grund mehr von der Aehnlichkeit des Gewerbes seiner Söhne mit dem gewöhnlichen Gewerbe

der Agolanten, als anderswo hergenommen zu haben, und ich wage daher keine Entscheidung. Er war der reichste Cavalier seiner Zeit, und hatte drei schöne und wohlerzogene Söhne, davon der älteste Lambert, Tebald der zweite, und der dritte Agolant hieß. Der älteste war noch nicht achtzehn Jahre alt, als der reiche Tebald starb, und ihnen als seinen gesetzmäßigen Erben seine ganzen beweglichen und unbeweglichen Güter hinterließ.

Im Besitz so vieler Reichthümer an baarem Gelde und Gütern und keiner andern Aufsicht, als ihrer eigenen Willkür überlassen, verfielen sie in uneingeschränkte und unmäßige Verschwendung; hielten eine Menge Bedienung, viel und schöne Pferde, Hunde und Vögel und einen beständigen großen Hofstaat; machten Geschenke, stellten Ritterspiele an und thaten nicht blos das, was Cavalieren gebührte, sondern alles, was ihren jugendlichen Gelüsten behagte. Sie trieben diese Wirthschaft nicht lange, als das von ihrem Vater hinterlassene Vermögen abnahm. Da ihre Einkünfte zu dem einmal angefangenen Aufwande nicht mehr hinreichten, verpfändeten und verkauften sie ein Gut nach dem andern. Durch diese täglichen Veräußerungen sahen sie dann mit genauer Noth wohl ein, daß ihre Baarschaften wohl bald erschöpft sein würden, und die Dürftigkeit öffnete ihnen die Augen, welche die Reichthümer verschlossen hatten.

Lambert ließ daher eines Tages seine beiden Brüder rufen und stellte ihnen das Ansehen ihres verstorbenen Vaters, die Größe und Weitläufigkeit ihrer ehemaligen Reichthümer und die erniedrigende Armuth, worein ihre Verschwendung sie stürze, vor. Er sah dies am besten ein und rieth ihnen, ehe ihre traurigen Umstände noch bekannter würden, die wenigen ihnen noch übrig bleibenden Habseligkeiten mit einander zu verkaufen und fortzugehn.

Dies geschah: sie verließen ohne allen Abschied und Feierlichkeit Florenz und hielten sich nicht eher auf, bis sie nach England kamen. Sie gingen nach London, mietheten da ein Häuschen, machten wenig Aufwand, fingen stark an auf Zinsen zu leihen, und ein günstiges Glück ließ sie in wenig Jahren ein ansehnliches Vermögen zusammenbringen. Mit diesem kehrten sie allmählig einer nach dem andern nach Florenz zurück, erlangten einen großen Theil ihrer vormaligen Güter wieder, kauften noch mehrere dazu und verheiratheten sich.

Ihren Handel setzten sie indeß in England immer fort, schickten aber einen Neffen, Namens Alexander, zur Besorgung ihrer Geschäfte hinüber. Alle drei vergaßen jedoch, zu welchem Schritte ihre unüberlegte Verschwendung sie ehemals genöthigt hatte; denn ungeachtet sie bereits Familie hatten, ließen sie doch von neuem ohne Kopf und mehr wie jemals aufgehen; bei allen Kaufleuten standen sie darum in großem Ansehen und gutem Credit. Dieser Aufwand wurde von Alexanders eingeschickten Geldern, der auf die Güter und übrigen Einkünfte der Barone zu leihen gewagt hatte, woraus er einen gewissen und ansehnlichen Gewinn zog, einige Jahre unterhalten.

Während nun so die drei Brüder schwelgten und bei Geldmangel im festen Vertrauen auf englische Hülfe losborgten, brach unvermuthet ein Krieg in England zwischen dem Könige und einem seiner Söhne aus, der das ganze Reich in zwei Parteien theilte, wovon es die eine mit dem Vater, die andere mit dem Sohne hielt. Bei dieser Gelegenheit wurden Alexander, der auf keine andern Einkünfte sich verlassen konnte, alle Schlösser der Barone genommen. In der täglichen Hoffnung, daß der Friede zwischen Vater und Sohn bald wieder hergestellt und ihm darnach alles vom kleinsten bis zum größten vergütet werden würde, ging Alexander jedoch nicht von der Insel fort, und die drei Brüder in Florenz fingen täglich mehr an zu borgen, ohne ihre unmäßigen Ausgaben im geringsten einzuschränken.

Als aber die gefaßte Hoffnung in etlichen Jahren keineswegs in Erfüllung ging, verloren die drei Florentiner nicht nur allen Credit, sondern wurden auch, da die Gläubiger bezahlt sein wollten, sogleich eingezogen und mußten, weil ihr Vermögen zur Tilgung der Schulden nicht hinreichte, im Gefängniß bleiben. Ihre Weiber und kleinen Kinder begaben sich theils aufs Land, theils irrten sie hier und da in ziemlich ärmlichem Aufzuge herum und konnten nichts als das elendeste Leben erwarten.

Alexander, der in England ebenfalls verschiedene Jahre auf den Frieden vergeblich gehofft hatte, faßte endlich sowohl wegen der zu fürchtenden Gefahr, als wegen der Ungewißheit seiner Hoffnung den Entschluß, nach Italien zurückzugehen, und machte sich ganz allein auf den Weg.

Beim Aufbruch aus Brüssel sah er zu gleicher Zeit einen

Abt in weißer Kleidung abreisen, der außer einem großen Troß Gepäck von vielen Mönchen begleitet war; ihm folgten zwei bejahrte Cavaliere von der königlichen Familie, denen sich Alexander, weil er sie kannte, anschloß, und die ihn mit Vergnügen in ihre Gesellschaft aufnahmen.

Unterwegs fragte Alexander auf höfliche Art: wer denn die Mönche wären, die mit einem so großen Gefolge vorwegreisten und wo sie hingingen?

„Der Voranreitende", erwiderte einer dieser Cavaliere, „ist ein junger Anverwandter von uns, der kürzlich zum Abt einer der größten Abteien in England erwählt worden ist; weil er aber noch jünger ist, als die Gesetze bei einer solchen Würde es gestatten, so gehen wir mit ihm nach Rom, um von dem heiligen Vater seines jugendlichen Alters wegen Dispensation und darnach die Bestätigung seiner Würde zu erhalten; doch bitten wir dich, niemanden etwas zu sagen."

Der neue Abt, welcher, wie wir bei großen Herren täglich sehen, auf der Reise bald vor, bald hinter dem Zuge war, bekam im Vorbeireiten Alexander zu sehn. Dieser junge Mann, schön von Wuchs und Gestalt, und so artig, gefällig und gesittet, als nur irgend möglich, gefiel ihm beim ersten Anblick mehr, als ihm noch je etwas gefallen hatte; er rief ihn daher zu sich, ließ sich mit ihm in ein unterhaltendes Gespräch ein und fragte, wer er wäre? woher er käme? und wohin er ginge? Alexander befriedigte durch eine freimüthige Entdeckung seiner ganzen Umstände diese Neugier und erbot sich zu allen Diensten, welche seine wenigen Kräfte ihm erlaubten.

Aus seinem schönen verständigen Gespräche und besonders aus seinem Anstande schloß der Abt, daß Alexander ungeachtet des niedrigen Gewerbes, das er getrieben, doch ein braver Mann sei. Seine Neigung für ihn ward immer heftiger. Durch dessen Unglücksfälle gerührt, tröstete er ihn aufs freundschaftlichste mit der Hoffnung, daß, wenn er ein wohlhabender Mann wäre, Gott ihn auch wieder in den Stand versetzen, von dem das Schicksal ihn gestürzt hätte, ja vielleicht noch höher erheben könnte. Zugleich bat er ihn, da er nach Toskana ginge, in seiner Gesellschaft zu bleiben, weil er denselben Weg nähme. Alexander dankte dem Abt für seinen Trost und versicherte ihn, er sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen.

Der Abt empfand unterwegs, seitdem er Alexander ge-

sehn, ganz unbekannte Regungen in seiner Brust. Nach etlichen Tagen kamen sie an einen Ort, der mit Wirthshäusern schlecht versehen war. Weil der Abt daselbst übernachten wollte, ließ ihn Alexander, der als ein vielgereister Mann bereits gleichsam die Haushofmeisterstelle bei ihm vertrat, in dem Hause eines ihm wohlbekannten Wirths absteigen und bestellte ihm in dem minder schlechten Theile des Hauses ein Nachtlager; seine Leute aber suchte er in der Stadt, den einen hier, den andern dort, so gut als möglich unterzubringen.

Nachdem der Abt gespeist hatte, ein großer Theil der Nacht bereits verflossen, und jedermann zu Bett war, fragte Alexander den Wirth, wo er schlafen sollte?

„Dies weiß ich in Wahrheit selbst nicht“, antwortete der Wirth, „du siehst, daß alles besetzt ist, und ich mit meinen Leuten auf der Bank schlafen muß. In der Kammer des Abts sind etliche Speicher, wo ich dich ebenfalls hinführen, und dir droben ein Lager zurecht machen kann; du mußt dir's diese Nacht, so gut es sein kann, gefallen lassen.“

„Wie sollte ich“, entgegnete Alexander, „in die Kammer des Abts gehn, die so klein und enge ist, wie du weißt, daß nicht einmal einer von seinen Mönchen hat da bleiben können, wenn ich bei Zurechtmachung der Betten mich darauf besonnen hätte, so würde ich seine Mönche auf dem Speicher schlafen lassen, und mich an ihre Stelle gebettet haben.“

„Es ist nun einmal so“, war die Antwort des Wirths; „du kannst es aber, wenn du willst, in der Welt nicht besser als dort haben. Der Abt schläft und die Vorhänge sind zu: ich will dir in der Stille ein Stück Unterbette geben, worauf du dich legen kannst.“

Als Alexander sah, daß dies ohne Beunruhigung des Abts geschehen konnte, ließ er sichs endlich gefallen und machte so still als möglich sein Lager zurecht.

Der Abt, welcher keineswegs schlief, sondern vielmehr in Gedanken über seine neue Leidenschaft vertieft das ganze Gespräch des Wirths mit Alexander hörte und sich dessen Lager genau gemerkt hatte, war darüber sehr froh. „Gott hat meine Wünsche erhört“, sprach er bei sich selbst; „eine so gute Gelegenheit wird, wenn ich sie nicht ergreife, vielleicht sobald nicht wiederkommen!“ er entschloß sich, sie zu nützen. Als er glaubte, daß im Wirthshause alles still sei, rief er Alexander

mit leiser Stimme und bat ihn, sich zu ihm zu legen. Nach langem Weigern zog er sich endlich aus und legte sich hin.

Alexander staunte nicht wenig, als der Abt ihn wie verliebte Mädchen ihre Liebhaber zu umarmen und zu liebkosen anfing, und hielt dies für ein Zeichen einer sehr unanständigen Liebe desselben.

Als dieser Alexanders Verwunderung vermuthete, oder aus irgend einer Bewegung merkte, entblößte er sogleich mit Lachen das Hemd, nahm Alexanders Hand und legte sie auf seine Brust. „Laß deinen thörichten Wahn fahren, Alexander", sagte er „und entdecke, was hier verborgen ist." Er fand den schönsten runden Busen, fest und glatt wie Marmor und überzeugte sich bald näher, daß der vermeinte Abt ein Frauenzimmer sei. Ohne weitere Aufforderung umarmte er sie sogleich und wollte sie küssen.

„Ehe du dich mir näherst", waren ihre Worte, „höre zuvor was ich dir sagen will. Ich bin, wie du findest, ein Frauenzimmer und kein Mann. Unverheirathet reiste ich von Hause ab, um vom Papst mir einen Gemahl beilegen zu lassen. Dein Glück oder mein Unglück hat mich, als ich dich vor einigen Tagen sah, mit solcher Leidenschaft gegen dich entflammt, als vielleicht noch nie eine Frau für einen Mann hatte; ich bin daher entschlossen, dich vor allen andern zu meinem Gemahl zu wählen. Schlägst du mich aber aus, so verlaß den Augenblick diesen Ort und gehe deiner Wege."

Alexander schloß doch aus ihrem Gefolge, ungeachtet er sie nicht kannte, daß sie eine Dame von Stande und Vermögen sein müsse und von ihrer Schönheit überzeugten ihn seine Augen; er antwortete daher ohne langes Bedenken, daß er in die Erfüllung ihrer Wünsche sehr gern willigte.

Darauf richteten sie sich empor auf ihrem Lager, vollzogen vor einem Crucifix ihre Verlobung, indem die Dame Alexander einen Ring an dem Finger steckte, umarmten sich und weihten den übrigen Theil der Nacht ihrem beiderseitigen größten Vergnügen.

Nachdem sie bei Tagesanbruch ihres Betragens wegen die nöthigen Verabredungen genommen hatten, stand Alexander auf, ohne daß jemand wußte, wo er die Nacht zugebracht hatte, ging aus der Kammer, wie er hineingekommen war, machte sich voll Freuden mit dem Abt und seiner übrigen Ge-

sellschaft auf den Weg und in einigen Tagen kamen sie zusammen nach Rom.

Einige Tage nach ihrer Ankunft begab sich der Abt mit seinen beiden Kavalieren und Alexander ohne Anstand zum Papst und nach Bezeigung der gebührenden Ehrfurcht nahm der Abt also das Wort:

„Heiliger Vater! ihr werdet besser als irgend jemand wissen, daß der, welcher fromm und anständig leben will, so viel als möglich alle Gelegenheit zum Bösen vermeiden muß. Um mein Verlangen nach einem ehrbaren Leben desto vollständiger zu befriedigen, habe ich in der Kleidung, worin ihr mich seht, mit einem großen Theile des Schatzes den König von England, meinen Vater, weil er mich junges Frauenzimmer dem Könige von Schottland, einem Herrn von hohen Jahren, zur Gemahlin geben wollte, heimlich verlassen und mich hierher auf den Weg gemacht, um von eurer Heiligkeit einen Gatten zu erhalten. Aber nicht sowohl das Alter des schottischen Königs als die Furcht, wenn ich ihn ehelichte, aus jugendlicher Schwachheit den göttlichen Gesetzen und der Ehre des väterlichen königlichen Geblüts widrige Handlungen zu begehen, machten mich flüchtig. Gott, der unsere Bedürfnisse allein am besten kennt, sah diese Gesinnungen mit Erbarmen und stellte den für mich bestimmten Gemahl mir dar. Dies ist der junge Mann — auf Alexander zeigend —, der hier neben mir steht. Sein Betragen und seine Verdienste sind der größten Dame würdig, wenn gleich der Adel seines Geschlechts dem königlichen Glanze nicht beikommt. Ihn habe ich mir erwählt, ihn verlange ich und werde nie einen andern nehmen, mein Vater oder sonst jemand können dazu sagen, was sie wollen. Zwar ist nun die Hauptabsicht meiner Reise erfüllt, doch habe ich sie fortgesetzt theils um die heiligen und verehrungswürdigen Orte, wovon diese Stadt voll ist, und eure Heiligkeit zu besuchen, theils um meine blos vor dem Angesichte Gottes geschlossene Vermählung vor euch und jedermann bekannt zu machen. Ich bitte euch daher unterthänig, das zu genehmigen, was Gott und mir gefallen, und damit wir in desto gewisserer Zuversicht auf den Beifall desjenigen, dessen Statthalter ihr seid, zu Gottes und unserer Ehre mit einander leben und einst sterben können, uns euren Segen zu ertheilen.“

Voll Verwunderung hörte Alexander, daß seine Gemahlin die Tochter des Königs von England sei, und seine Freude darüber war unaussprechlich. Noch weit mehr aber staunten die beiden Kavaliere und waren so bestürzt, daß wenn sie anderswo als beim Papst gewesen wären, sie gewiß Alexander und vielleicht selbst die Prinzessin übel behandelt haben würden.

Auch der Papst wunderte sich nicht wenig über Wahl und Anzug der Prinzessin. Da er aber sah, daß die Sache nicht zu ändern war, versprach er ihr Gewährung ihres Wunsches, und nachdem er zuerst die beiden Kavaliere beruhigt, deren Bestürzung er merkte, und sie mit der Prinzessin und Alexander ausgesöhnt hatte, gab er Befehl zu den nöthigen Anstalten.

Als an dem vom Papst anberaumten Tage alle Kardinäle und eine Menge angesehener eingeladener Männer zu einem großen Feste versammelt waren, ließ er die Prinzessin, deren Schönheit und Artigkeit im königlichen Schmuck billig den Beifall aller erhielt, und Alexander holen, dessen prächtige Kleidung und anständiges Betragen ihm nicht das Ansehn eines Mannes, der auf Zinsen geliehen, sondern das eines Königs gab, und der von beiden Kavalieren alle Ehrenbezeigungen genoß, vollzog in aller Beisein noch einmal feierlich die Vermählung, richtete alsdann ein schönes prächtiges Hochzeitsmahl aus und ertheilte ihnen seinen Segen auf den Weg.

Alexander und seine Gemahlin beschlossen ihre Rückreise von Rom über Florenz zu nehmen. Der Ruf ihrer Vermählung war ihnen schon vorausgegangen, und sie genossen von den dortigen Einwohnern die größten Ehrenbezeugungen. Die Prinzessin bezahlte alle Schulden der drei Brüder, befreite sie aus dem Gefängnisse und gab ihnen ihre Weiber und Güter zurück. Unter den Segenswünschen aller verließ daher Alexander mit seiner Gemahlin in Agolants Begleitung Florenz, kam nach Paris und ward vom Könige aufs Anständigste empfangen.

Von hier gingen die beiden Kavaliere nach England und brachten es beim König dahin, daß er seine Tochter begnadigte und sie nebst dem Schwiegersohne mit den größten Freuden empfing. Kurz darauf machte er ihn mit großer Feierlichkeit zum Ritter und gab ihm die Grafschaft Cornwallis.

Durch Alexanders Vermittelung und kluges Benehmen

ward zum größten Glück für das Königreich auch der Sohn mit dem Vater ausgesöhnt, wodurch er sich die Liebe und Gewogenheit aller Einwohner erwarb.

Agolant erhielt die völlige Befriedigung aller Forderungen, kehrte mit unermeßlichen Reichthümern wieder nach Florenz, nachdem Graf Alexander ihn vorher zum Ritter gemacht hatte.

Der Graf führte mit seiner Gemahlin ein ruhmvolles Leben und soll nach einiger Meinung durch Klugheit, Tapferkeit und den Beistand seines Schwiegervaters späterhin Schottland erobert und die königliche Krone erlangt haben.

Vierte Erzählung.

Ruffolo's Schiffbruch.

Der Theil des Meeres von Reggio bis Gaeta wird für die anmuthigste Gegend Italiens gehalten. In demselben liegt nahe bei Salerno eine Küste, welche die Einwohner die von Amalfi nennen, eine Menge kleiner Städte, Gärten, Wasserkünste und unter andern reiche und angesehene Kaufleute enthält. Eine von diesen Städten führt den Namen Ravello.

Hier lebte ehemals ein außerordentlich reicher Mann, Namens Landolf Ruffolo, dem keiner von den jetzt noch dort befindlichen Reichen gleichkommt. Dennoch genügten ihm seine Reichthümer nicht, und da er sie stets zu verdoppeln suchte, lief er oft Gefahr alles und selbst das Leben zu verlieren. Als er nach Gewohnheit der Kaufleute seine Avisbriefe abgeschickt hatte, kaufte er ein großes Schiff, belud es auf seine Kosten mit verschiedenen Waaren und segelte damit nach Cypern.

Bei seiner Ankunft fand er daselbst noch eine Menge anderer Schiffe, welche mit ihm die nämlichen Waaren führten. Er mußte daher die seinigen nicht nur um einen sehr geringen Preis hingeben, sondern beinahe wegwerfen, wenn er sie los sein wollte, wodurch er in Gefahr kam, zu verarmen. Voll

nagender Bekümmerniß über einen Verlust, der ihn in so kurzer Zeit vom reichsten fast zum ärmsten Manne gemacht hatte und voll Verzweiflung, was er anfangen sollte, entschloß er sich entweder zu sterben oder durch Räuberei seinen Verlust zu ersetzen, um an den Ort nicht arm zurückzukehren, welchen er reich verlassen.

Er brachte sein Schiff an den Mann und kaufte von diesem und dem aus den Waaren gelösten Gelde ein leichtes zu Seeräubereien taugliches Fahrzeug, rüstete es mit allen Nothwendigkeiten aus, versorgte sich aufs beste und widmete sich den Räubereien gegen jedermann, besonders aber gegen die Türken.

Das Glück war ihm hierin günstiger als in dem Handel, und er machte in weniger denn einem Jahre so viel Beute und bekam so viele türkische Schiffe, daß nicht nur der bei der Handlung erlittene Schaden reichlich ersetzt, sondern auch sein Vermögen weit über die Hälfte vermehrt war. Die traurige Erinnerung an jenen Verlust erregte bei ihm den Gedanken der Genügsamkeit und den Entschluß, sich nicht durch Begierde nach mehrerem in neue Gefahr zu begeben, sondern mit dem Erworbenen nach Hause zurück zu kehren. Durch die Handlung abgeschreckt, wollte er sein Geld nicht von neuem auf das Spiel setzen und machte sich daher auf dem Fahrzeuge, mit welchem er es erworben, mit vollen Rudern auf den Weg.

Er war bereits im Archipel angelangt, als an einem Abend ein ihm widriger Südostwind sich erhob, wobei das Meer stärker anlief, als sein kleines Fahrzeug gut auszuhalten vermochte; daher flüchtete er in einen durch eine kleine Insel geformten Meerbusen, um daselbst gegen den Sturm gesichert günstigeren Wind zu erwarten.

Nach einer Weile langten zwei große Genuesische Schiffe mühsam an, die von Konstantinopel kamen und mit Landolf gleicher Gefahr zu entgehen suchten. Die Schiffsleute, von Natur geld- und raubgierig, versperrten den Ausgang, als sie das Fahrzeug sahen, und beschlossen sich desselben zu bemächtigen, da sie den Eigenthümer erfuhren und ihn dem Rufe nach bereits als einen reichen Mann kannten.

Ein Theil ihrer Mannschaft landete daher, mit Armbrüsten und hinlänglichen Waffen versehen, und nahm eine solche Stellung ein, daß niemand aus dem Fahrzeuge entkommen konnte,

ohne niedergemacht zu werden; die übrigen näherten sich in einem Boote durch Hülfe des Sturmes Landolfs Fregatte und bemächtigten sich ihrer nebst aller Mannschaft mit wenig Mühe und ohne Verlust eines Mannes. Ihn selbst brachten sie auf eines ihrer Schiffe, wo sie ihn mit einem schlechten Wamms bekleideten, nachdem sie sein Fahrzeug völlig ausgeplündert und versenkt hatten.

Den folgenden Tag wandte sich der Wind, und die nach Abend gehenden Schiffe setzten mit ausgespannten Segeln den Tag über ihre Reise glücklich fort. Allein gegen Abend erhob sich ein so entsetzlicher Sturm, und die Wogen schwollen so hoch empor, daß ein Schiff sich von dem andern trennte. Das, worauf der unglückliche und arme Landolf sich befand, lief durch die Gewalt des Windes bei der Insel Cefalonien mit dem größten Ungestüm gegen eine Sandbank und ward, einem gegen die Mauer geworfenen Glase gleich, in Stücken zerschmettert.

Die armen Unglücklichen auf demselben, welche schwimmen konnten, suchten so viel es die Dunkelheit der Nacht und das angeschwollene Meer erlaubten, sich auf die ihnen zuerst in den Weg kommenden Waaren, Kisten und Bretter zu retten, womit das Meer wie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich bedeckt war.

Hatte sich gleich der arme Landolf den Tag zuvor oft lieber den Tod als Rückkehr in seinem jetzigen armseligen Zustand gewünscht, so gerieth er doch beim Anblick desselben in Schrecken und ergriff wie die Uebrigen ein ihm entgegenkommendes Brett in der Hoffnung, wenn es nur das Untertauchen verhinderte, durch göttlichen Beistand noch ein Rettungsmittel zu finden. Auf diesem Brette gelang es ihm, trotz Ungestüm des Meeres und der Winde, welche ihn bald hier, bald dorthin warfen, sich bis zum Tage zu erhalten.

Als er beim Anbruch desselben sich umsah, entdeckte er nichts als Himmel und Wasser und ein auf dem Meere schwimmendes Kistchen, welches zuweilen sich so stark ihm näherte, daß er davon untergetaucht und ersäuft zu werden befürchten mußte. So oft es auf ihn zukam, stieß er es mit der Hand so weit von sich, als es seine wenigen Kräfte erlaubten. Aber plötzlich erhob sich durch sonderbare Schickung ein Wirbelwind, welcher mit solcher Gewalt die Kiste auf Landolfs Brett stieß, daß er umgeworfen mit Verlust desselben unter die Wellen tauchte.

Mehr die Furcht als seine Kräfte brachten ihn, als er wieder empor kam, zum Schwimmen, und da er das Brett weit entfernt sah, machte er sich, aus Besorgniß es nicht wieder zu erlangen, zu dem ihm nahen Kistchen, legte die Brust auf den Deckel und bewegte es mit den Armen so gut er konnte gerade vor sich hin. In dieser Verfassung ward Landolf, der nichts zu essen, aber mehr als ihm lieb war zu trinken hatte, den ganzen Tag und die folgende Nacht von den Wellen bald hier-, bald dorthin geworfen, ohne zu wissen wo er war.

Durch göttliches Geschick oder durch die Gewalt des Windes näherte Landolf, der leicht wie ein Schwamm, gleich denen die der Gefahr zu ertrinken nahe sind, mit beiden Händen den Rand der Kiste umfaßte, sich dem Ufer der Insel Korfu, wo eben eine arme Frau ihre Gefäße mit Sand reinigte und scheuerte.

Voll Schrecken lief sie mit lautem Schrei davon, als sie ihn kommen sah, ohne zu erkennen was er sei, und Landolf sprachlos, des Gebrauchs seiner Augen nicht mächtig, konnte sie auch nicht anrufen. Da aber die Wellen ihn immer näher zum Lande brachten, entdeckte die Frau endlich die Gestalt der Kiste und ward nach einer genauern Beobachtung zuerst seine ausgestreckten Arme, nachher aber auch das Gesicht gewahr und von ihrer Vermuthung überzeugt.

Mitleidig kehrte sie daher zu dem nunmehr ruhig gewordenen Meere und zog Landolf bei den Haaren mit sammt der Kiste ans Ufer. Mühsam löste sie ihm seine Hände von derselben, ließ solche von ihrer bei sich habenden Tochter auf den Kopf nehmen, trug ihn selbst wie ein kleines Kind ans Land, brachte ihn in eine Stube, rieb und badete ihn so lange mit warmem Wasser, bis die entwichene Wärme und einige von den verlorenen Kräften wiederkamen. Sie setzte ihm auch ein wenig guten Wein und Confekt zur Stärkung vor, als sie ihn zu gehöriger Zeit aus dem Bade genommen und wartete ihn einige Tage so gut als möglich, bis er seine Kräfte völlig wieder erlangte und wo er war erkannte.

Nunmehr hielt es die gute Frau für Pflicht, ihm seine Kiste wiederzugeben und ihm zu sagen, daß er seinen Weg weiter fortsetzen möchte. Zwar konnte er sich gar nicht mehr auf diese Kiste besinnen, doch nahm er sie in der Hoffnung,

als die Frau sie ihm darbot, wenigstens die Zehrung auf einige Tage darin zu finden, wiewohl auch sie ihm so leicht schien, daß er beinahe daran zweifelte. Dem ungeachtet öffnete er sie in Abwesenheit der Frau, um zu sehen, was darin sei und fand eine solche Menge gefaßter und ungefaßter Steine — auf die er sich ein wenig verstand und deren großen Werth er kannte — daß er, durch ihren Anblick völlig getröstet, Gott dankte, daß er auch diesmal ihn noch nicht verlassen hätte.

Zweimal in kurzem vom Schicksale so übel behandelt, dünkte ihm, aus Furcht vor einem dritten Unfalle, mehr Vorsicht nöthig, um diese Sachen mit nach Hause zu bringen. Er wickelte sie daher aufs sorgfältigste in einige Lumpen und bat die Frau, ihm für die Kiste, welche er nicht weiter brauchte, einen Sack zu geben. Die gute Frau that es mit Vergnügen, und nachdem er ihr auf alle mögliche Art für das erwiesene Gute gedankt, machte er sich auf den Weg, den Sack über die Schultern.

Er ging mit einer Barke nach Brindisi und von da die Küste hinunter bis nach Trani. Hier traf er von seinen Landsleuten einige Tuchhändler, welche ihn aus Barmherzigkeit kleideten und ihm, als er ihnen alle seine Zufälle außer dem mit der Kiste erzählt hatte, überdies noch ein Pferd liehen und bis nach Ravello bringen ließen, wohin er zu gehen vorgab.

Mit Dank gegen Gott, der ihm so weit geholfen, nahm Landolf, da er nunmehr in Sicherheit zu sein glaubte, seinen Sack hervor und fand bei genauerer Untersuchung so viele und so kostbare Steine, daß er mehr denn noch einmal so viele Reichthümer besaß, als vor seiner Abreise, wenn er sie auch nur um billigen Preis oder gar darunter verkaufte. Nachdem er seine Steine anzubringen Gelegenheit gefunden, schickte er eine beträchtliche Summe Geldes zur Belohnung der gutgesinnten Frau, die ihn aus dem Wasser gezogen, nach Korfu und nach Trani an die, welche ihn gekleidet hatten. Von dem Ueberreste lebte er anständig bis an sein Ende, ohne sich mit dem Handel weiter einzulassen.

Fünfte Erzählung.

Andreas von Perugia in Neapel.

In Perugia war, wie man mir erzählt hat, ein junger Mann, Namens Andreas von Pietro, seinem Gewerbe nach ein Roßhändler. Als er es erfuhr, daß in Neapel ein guter Kauf zu machen sei, machte er, der vorher nie aus dem Hause gekommen war, in Gesellschaft anderer Kaufleute, versehen mit einem Beutel von fünfhundert Dukaten, sich auf und traf an einem Sonntag abends dort ein.

Den andern Morgen begab sich Andreas auf den Markt, nachdem er von seinem Wirth die nöthige Erkundigung eingezogen hatte. Unter den vielen Pferden, die er hier sah, gefiel ihm manches; er feilschte fast alle, konnte aber über keines des Handels einig werden. Um jedoch zu zeigen, daß er zu kaufen im Stande sei, zog er als ein roher unvorsichtiger Mensch seinen bei sich habenden Geldbeutel oft in Gegenwart der Vorbeigehenden heraus.

Als er dies eben einmal that, ging von ungefähr eine zwar schöne, junge, aber jedem Liebhaber um billigen Preis zu Dienste stehende Sicilianerin unbemerkt bei ihm vorbei. Sein Beutel fiel ihr in die Augen. „Wer würde bei dem Besitze dieses Geldes froher sein als ich?" sprach sie bei sich selbst und ging weiter.

Eine alte Frau, gleichfalls eine Sicilianerin, begleitete dies Mädchen, ließ sie gehen, als sie des Andreas gewahr ward und lief voll Freuden hin, ihn zu umarmen. Stillschweigend sah das Mädchen dies mit an und blieb seitwärts stehen. Andreas bezeigte der Alten viel Freude, als er sie erkannte; sie versprach, ins Wirthshaus zu kommen und ging fort um ihn hier nicht lange aufzuhalten. Auch Andreas kehrte wieder zu seinem Handel, ohne jedoch diesen Morgen etwas zu kaufen.

Das Mädchen, welches erst Andreas Beutel und nachher die Freude ihrer Alten über ihn gesehen hatte, fing behutsam an diese auszufragen, wer und woher er sei? was er hier mache und woher sie ihn kenne? und war dabei nur auf ein Mittel bedacht, dessen Geld ganz oder theilweise zu erhalten.

Die Alte, welche lange bei Andreas' Vater in Sicilien und nachher in Perugia gewesen war, sagte ihr mit wenigen Worten alle Umstände des Andreas haarklein, so genau als er sie selbst erzählt haben würde und fügte hinzu, wo er eingekehrt und weswegen er hergekommen sei.

Als das Mädchen von seinen Anverwandten und ihren Namen hinlänglich unterrichtet war, entwarf sie sich einen boshaften Plan, dies zu nützen und suchte, als sie nach Hause kam, die Alte den ganzen Tag zu beschäftigen, damit sie nicht wieder zum Andreas zurückkehren könnte. Gegen Abend schickte sie eine von ihren Mädchen, die zu solchen Bestellungen vortrefflich abgerichtet waren, zu ihm ins Wirthshaus.

Zufälligerweise fand ihn diese allein an der Thüre und zog ihn bei Seite, als sie auf ihr Fragen hörte, daß er es selbst sei. „Mein Herr", sprach sie, „eine hiesige Dame wünscht euch zu sprechen, wenn ihr wollt." Andreas, der dies hübsche Mädchen für die Magd einer in ihn verliebten Dame hielt — gleich als ob es in Neapel keinen schönern jungen Mann weiter gegeben hätte — antwortete ohne Umstände, daß er dazu bereit sei und fragte die Magd, wo und wann die Dame ihn sprechen wollte?

„Wenn es euch gefällig ist, so erwartet sie euch in ihrer Behausung."

„Nun so geh voran, ich will dir folgen", entgegnete Andreas sogleich, ohne im Wirthshause etwas zu hinterlassen.

Das Mädchen führte ihn gerade zu der Wohnung der Sicilianerin, die in der Gegend Malpertuccio*) lag, — von deren Namen man schon auf ihre Ehrbarkeit schließen kann — und Andreas, der davon weder etwas wußte noch argwöhnte, sondern an einen anständigen Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu kommen glaubte, ging unbesorgt dahin. Als das Mädchen vorneweg beim Hause anlangte, stieg sie die Treppe hinauf, rief ihre oben an derselben wartende Frau und meldete ihr des Andreas Ankunft.

Eine ziemlich junge schlank gewachsene Person, schön von Gesicht und aufs anständigste gekleidet und geputzt, kam dem Andreas drei Stufen entgegen, empfing ihn mit offenen Armen, fiel ihm um den Hals und blieb, wie von einer zu großen

*) Das finstere Loch.

Zärtlichkeit hingerissen, ohne ein Wort zu reden, eine Weile in dieser Stellung: alsdann küßte sie ihm mit Thränen die Stirne und rief mit abgebrochenen Worten: „Sei willkommen, lieber Andreas!“ Staunend über diese zärtlichen Liebkosungen vermochte er ganz bestürzt nichts zu antworten als: „Ich freue mich, Madame, Sie zu sehen.“

Hierauf führte sie ihn bei der Hand in den Saal und aus demselben ohne weiteres Reden in ihr, von Rosen, Orangenblüthen und andern wohlriechenden Sachen duftendes Zimmer. Hier fand er ein schönes mit Vorhängen geziertes Bett und nach Gewohnheit des Orts viele Kleider nebst anderm schönen und reichen Putz aufgehangen. Als ein Neuling nahm er alle diese Dinge für zuverlässige Beweise des vornehmen Standes dieser Dame an, und nachdem sie sich mit einander neben ihrem Bette niedergelassen hatten, sprach sie also zu ihm:

„Ich bin überzeugt, Andreas, daß du dich sowohl über meine Liebkosungen als über meine Thränen wundern wirst, weil du mich weder kennst, noch vielleicht je nennen gehört hast; aber du sollst bald Dinge erfahren, die dich in noch größeres Staunen versetzen werden — ich bin deine Schwester. Da mir nun Gott die Gnade verliehen hat, vor meinem Ende einen meiner Brüder zu sehen, — die ich gern alle zu sehen wünschte — kann ich zufrieden sterben und wenn es diesen Augenblick geschehen sollte. Hast du vielleicht nie etwas davon gehört, so will ich es dir erzählen.“

„Peter, mein und dein Vater, wohnte, wie du wissen wirst, lange in Palermo, wo er seiner Güte und Gefälligkeit wegen sich die Liebe aller bis auf diese Stunde erwarb, die ihn kannten; aber meine damals verwittwete Mutter, eine adelige Dame, war diejenige, welche ihn am meisten und so heftig liebte, daß sie sich über die Furcht vor Vater, Geschwistern, ja selbst für ihre Ehre hinaussetzte und einen so vertrauten Umgang mit ihm pflog, daß ich daraus geboren ward und ihm mein Dasein zu verdanken habe, wie du siehst. Als Peter nachher veranlaßt ward von Palermo weg nach Perugia zu gehen, verließ er meine Mutter und mich als kleines Kind, ohne an uns weiter zu denken, wie ich gehört habe. Wäre er nicht mein Vater, so würde ich ihm dies sehr übel auslegen, nicht sowohl der Liebe wegen, die er mir als seiner von keiner Magd oder schlechten Dirne geborenen

Tochter schuldig war, sondern nur in Rücksicht der Undankbarkeit gegen meine Mutter, die sich und das Ihrige aus der aufrichtigsten Liebe in seine Arme warf, ohne ihn weiter zu kennen. Aber was hilft es? schlechte vor langen Zeiten geschehene Handlungen sind leichter zu tadeln, als zu ändern; die Sache war nun einmal so; er ließ mich als ein kleines Mädchen in Palermo, und meine Mutter, die Vermögen besaß, verheirathete mich an einen reichen Cavalier, einen Girgentiner, als ich zu meiner gegenwärtigen Größe heranwuchs, der aus Liebe zu meiner Mutter und mir nach Palermo zog. Hier fing er an, als ein eifriger Anhänger der Guelfen, sich in Unterhandlungen mit unserm König Karl einzulassen. Aber König Friedrich merkte dies zu früh, und mein Gemahl mußte Sicilien verlassen, als ich eben die angesehenste Dame dieser Insel zu werden hoffte. Mit Verlassung unserer Güter und Paläste und nur mit Fortschaffung dieser wenigen Sachen — ich sage wenigen in Rücksicht der vielen ehemals besessenen — flüchteten wir hierher. Jedoch war König Karl so gütig, unsern seinetwegen erlittenen Verlust einigermaßen wieder zu ersetzen, schenkte uns hier Güter und Häuser und giebt meinem Gemahle und deinem Schwager einen fortdauernden Gehalt, wie du aus dem urtheilen kannst, was du siehst. So bin ich hierher gekommen, wo ich dich, Gott sei es Dank, mein zärtlich geliebter Bruder, zu sehn das Vergnügen habe.“ Nach diesen Worten umarmte sie ihn von neuem und küßte nochmals mit zärtlichen Thränen seine Stirn.

Andreas, der bei Anhörung dieser so zusammenhängenden Geschichte, in der sie auch nicht einmal irrte oder stockte, sich erinnerte, daß sein Vater wirklich in Palermo gewesen und aus seinem eigenen Beispiele die Aufführung der Jugend und ihren Hang zur Liebe kannte, nahm ihre zärtlichen Thränen, ihre Umarmungen und ehrbaren Küsse für Beweise von der Wahrheit ihres Vorgebens an.

„Madame“, antwortete er, als sie schwieg, „meine Verwunderung hierüber darf euch nicht befremden; denn in Wahrheit, mein Vater hat entweder aus mir unbekannten Ursachen nie von eurer Mutter und von euch gesprochen, oder wenigstens ist es nie zu meiner Kundschaft gekommen; ich wußte daher eben so wenig von euch als von eurem Dasein. Aber desto angenehmer ist es mir hier, wo ich allein bin und es am we-

nigsten glaubte, eine Schwester zu finden. Wahrhaftig! jeder ist euch Achtung schuldig, er sei noch so vornehm, geschweige denn ich, ein so niedriger Handelsmann; aber ich bitte euch, mir doch noch zu sagen, woher ihr meine hiesige Anwesenheit wußtet?“

„Diesen Morgen“, war die Antwort, „erfuhr ich sie von einer armen Frau, die oft zu mir kommt und ihrem Vorgeben nach lange bei unserm Vater in Palermo und Perugia gewesen ist. Hätte mir es nicht anständiger erschienen, daß du zu mir in mein Haus kämst, als ich zu dir in ein fremdes, so fehlte wenig, ich wäre zu dir geeilt.“

Sie erkundigte sich endlich nach ihren Anverwandten, die sie einen nach dem andern mit Namen nannte, und Andreas, dadurch in demjenigen noch mehr bestätigt, was ihm so leicht zu glauben fiel, gab ihr von allem Nachricht.

Des langen Gesprächs und der großen Hitze wegen ließ sie griechischen Wein und Konfekt bringen und Andreas vorsetzen. Als er nunmehr um Essenszeit fortgehen wollte, hielt sie ihn zwar nicht zurück, umarmte ihn aber mit verstellter Betrübniß und sprach: „Ach ich Unglückliche! sehe ich nicht deutlich, wie wenig du mich achtest, da du eine noch nie gesehene Schwester so eilig verlassen und im Wirthshause essen willst, in deren Hause du eigentlich hättest absteigen sollen. Du kannst ja wohl bei mir speisen, ungeachtet mein Gemahl zu meinem Leidwesen nicht zu Hause ist, werde ich dir doch einige Ehre zu erzeigen wissen, so gut es einer Frau möglich ist.“

Andreas, der nichts dawider einzuwenden wußte, antwortete: „Ich habe alle einer Schwester gebührende Liebe für dich, doch wäre es eine Unhöflichkeit von mir, wenn ich nicht gehen und den ganzen Abend mit dem Essen auf mich warten lassen wollte!“

„Gott Lob“, entgegnete sie, „noch habe ich wohl jemanden im Hause, durch den ich sagen lassen kann, daß man auf dich nicht warte; aber noch höflicher und deiner Schuldigkeit gemäßer würde es sein, deine Gefährten zum Abendessen herzubitten; wolltest du mich nachher ja verlassen, so könntet ihr doch in Gesellschaft gehn.“

Andreas gab ihr zu erkennen, daß er diesen Abend keinen von seinen Gefährten bei sich zu haben wünschte, für seine

Person aber ihr Verlangen zu erfüllen bereit sei, weil sie es so haben wollte.

Sie that hierauf, als schicke sie ins Wirthshaus, sein Essen abzusagen; dann setzten sie sich nach manchem andern Gespräche zu Tische, genossen verschiedene herrliche Speisen, und sie suchte auf eine feine Art die Mahlzeit tief in die finstere Nacht zu verzögern. Als Andreas nach aufgehobener Tafel fortgehen wollte, versicherte sie ihn, daß sie dies auf alle Fälle nicht zugeben würde, weil Neapel nicht der Ort sei, wo besonders ein Fremder des Nachts sicher herumgehen könnte; sie habe nicht nur das Abendessen, sondern auch das Nachtquartier absagen lassen.

Er glaubte es und ließ sich's gefallen, durch ihre Täuschungen hintergangen, dazubleiben. Nach der Tafel wurde nicht ohne Ursache das Gespräch in die Länge gezogen, und da hiermit ein Theil der Nacht verfloß, wies sie Andreas in ihrem Zimmer ein Bette an, gab ihm einen kleinen Burschen, der ihm das Nöthige zeigte, und verfügte sich selbst mit ihren Frauen in ein anderes Gemach.

Bei der großen Hitze zog sich Andreas, da er allein war, sogleich bis auf das Wamms aus, legte die Beinkleider unter den Kopf in das Bette und fragte den Burschen, wo er hingehen sollte, als die Natur eine Entledigung des zu sich genommenen Ueberflusses forderte. „Dort hinein!" sagte dieser, und zeigte ihm einen Ausgang im Winkel des Zimmers. Andreas ging unbefangen hinein und trat auf ein Brett, das in die Höhe ging und mit ihm hinunter fiel, weil es auf der andern Seite von dem Balken, worauf es lag, los war. Zum Glück bewahrte ihn Gott des hohen Falles ungeachtet vor allem Schaden; aber von dem daselbst befindlichen Unflathe war er über und über beschmutzt.

Um das Vorhergehende und Folgende besser zu verstehen, will ich die Beschaffenheit dieses Ortes etwas deutlicher beschreiben. Es waren nämlich über ein enges Gäßchen — wie wir sie oft zwischen zwei Häusern sehen — zwei kleine Balken von einem Hause zum andern gelegt, etliche Bretter darauf genagelt und der Abtritt daselbst angebracht: mit einem dieser Bretter fiel nun Andreas hinunter.

Betrübt über diesen Fall fing er in dem Gäßchen an, den Burschen zu rufen, der es aber seiner Frau zu hinterbringen

eilte, als er ihn fallen hörte. Diese lief augenblicklich in sein Zimmer, suchte nach den Kleidern des Andreas, fand sie nebst dem Gelde, das er aus Mißtrauen thörichterweise beständig bei sich trug, und verschloß, nachdem sie die Absicht ihrer vorgegebenen Schwesterschaft erreicht hatte, sogleich die Thüre, zu welcher er vor seinem Falle hinausgegangen war, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Andreas fuhr, obwohl vergeblich fort, noch heftiger zu schreien, als er von dem Burschen keine Antwort erhielt. Jetzt erst fing er an den Betrug zu argwöhnen, wiewohl zu spät, stieg daher auf eine Mauer, womit das Gäßchen nach der Straße zu von einem Hause zum andern verschlossen war, kam über dieselbe auf die Straße, ging an die Thüre des Hauses, welches er sich sehr gut gemerkt hatte und schrie, klopfte und lärmte lange umsonst. „Ach ich Elender!“ rief er weinend über sein offenbares Unglück aus, „der ich in so kurzer Zeit fünfhundert Dukaten und eine Schwester eingebüßt habe.“ Nach mehreren andern Worten rufte und klopfte er von neuem dergestalt an die Thüre, daß viele Nachbarn darüber aufweckten und aufstanden, weil sie den Lärm nicht länger ertragen konnten.

Eine von den Dienstmädchen der Dame kam an das Fenster, stellte sich schläfrig und fragte höhnisch: „Wer klopft denn unten?“

„Ach!“ antwortete er, „kennst du Andreas, den Bruder der Madame Fiordaliso nicht?“

„Guter Freund“, erwiderte sie, „hast du zu viel getrunken, so gehe, schlafe aus und komme morgen wieder. Ich weiß weder etwas von Andreas, noch von deinem sonstigen Schwatzen. Pack dich fort, sage ich dir und laß uns ruhig schlafen.“

„Wie!“ rief Andreas aus, „du weißt nicht, was ich will? O du weißt es! wenn aber in Sicilien die Verwandtschaften von so kurzer Dauer sind, so gieb mir wenigstens meine zurückgelassenen Kleider wieder, und ich will gern in Gottes Namen gehen.“

Lächelnd entgegnete sie ihm: „Narr, ich glaube, du träumst.“ Dies sagen, hineinsehen und das Fenster zuschmeißen, war eins.

Als Andreas seines Verlustes gewiß war, war er so aufgebracht, daß sich sein Zorn fast zur Wuth steigerte, und nahm sich

vor, mit Gewalt wieder zu erlangen, was er mit Worten nicht erhalten konnte. Er warf daher nochmals einen großen Stein mit aller Kraft und weit härteren Schlägen als zuvor wider die Thüre.

Viele von den vorher aufgeweckten und aufgestandenen Nachbarn hörten dies, hielten ihn für einen Unverschämten, welcher der guten Frau zur Beschimpfung diese Reden erdächte, wurden endlich seines Klopfens überdrüssig und fuhren ihn an, wie die Hunde aus der Nachbarschaft auf einen Fremden losbellen. „Es ist die größte Unart", schrieen sie zum Fenster hinaus, „so spät vor dem Hause einer ehrlichen Frau solche Sachen zu reden. Geh in Gottes Namen, lieber Freund, und laß uns schlafen; hast du etwas bei ihr zu suchen, so komme morgen wieder, und beunruhige uns nicht in der Nacht."

Durch diese Worte vermuthlich aufgemuntert, kam ein Kuppler an's Fenster, der im Hause dieser ehrbaren Frau sich aufhielt, den Andreas aber weder gesehen noch bemerkt hatte, und fragte mit einer groben, fürchterlichen und aufgebrachten Stimme: „Wer ist dort unten?"

Andreas, als er bei dieser Stimme in die Höhe sah, wurde, so viel er entdecken konnte, einen Kerl mit schwarzem dichten Barte gewahr, der gähnend sich die Augen rieb, als käme er aus dem Bett oder aus tiefem Schlafe, und antwortete ihm nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder der Dame dieses Hauses."

Aber ohne das Ende der Antwort zu erwarten, fuhr jener noch heftiger als zuvor fort: „Ich weiß nicht, was mich abhält, hinunterzukommen und dich unverschämten besoffenen Esel, der du des Nachts niemanden schlafen läßt, zu Boden zu schlagen!" Darauf steckte er den Kopf wieder hinein und schmiß das Fenster zu.

Einige von den Nachbarn, welche mit den Umständen besser bekannt waren, sagten heimlich zu Andreas: „Um Gottes Willen, guter Freund, geh fort; soll diese Nacht nicht deine letzte sein, begieb dich ja in Sicherheit!" Erschrocken durch die Stimme und das Gesicht des Menschen und bewogen durch das Zureden dieser Leute, welche ihm die Sprache des Mitleids zu führen schienen, kehrte Andreas voll Betrübniß und Verzweiflung über den Verlust seines Geldes nach der Gegend zurück, woher er am Tage dem Mädchen gefolgt war, um, ohne zu wissen wohin, den Weg nach seinem Wirthshause aufzusuchen.

Aber der von ihm sich verbreitende Gestank wurde ihm jetzt so arg, daß er sich entschloß nach dem Meere zu gehn und sich abzuwaschen. Er wandte sich daher links, und kam auf die Straße Ruga Catalana.

Von ungefähr sah er auf diesem Wege zwei Leute mit einer Laterne auf sich zukommen. Aus Furcht, es möchte die Wache, oder sonst auf böse Thaten ausgehende Leute sein, suchte er sich vor ihnen in eine nahestehende Hütte zu verkriechen. Aber auch dahin folgten ihm diese, als ob sie sich verabredet hätten, betrachteten einige Eisenwerkzeuge, welche der eine von der Schulter nahm, und sprachen darüber.

„Aber was soll das heißen?" fing einer an, „hier ist ein so entsetzlicher Gestank, als ich ihn noch nie empfunden habe." Indem er dies sprach, entdeckte er mit aufgehobener Laterne den armen Andreas und fragte staunend: „wer ist da?" Als Andreas schwieg, gingen sie mit dem Lichte auf ihn zu und wollten wissen, was er so beschmutzt da mache? Er erzählte ihnen alle seine Unfälle ausführlich. Sie erriethen leicht den Zusammenhang und sagten zu einander: „der ist sicher im Hause Scarabone Buttafuoco gewesen.

„Mein Freund", wandte der eine sich wieder zu ihm, „du kannst noch Gott für den Verlust deines Geldes danken; denn wärst du nicht gefallen und aus dem Hause verschlossen worden, so würde man dir gewiß im Schlafe Geld und Leben geraubt haben. Aber was hilft dir jetzt dein Weinen? dadurch wirst du eben so wenig einen Heller, als einen Stern vom Himmel bekommen. Du bist in Lebensgefahr, wenn dich jener ein Wort davon sprechen hört."

„Du dauerst uns", fuhren sie nach einer kurzen Berathschlagung fort, „und wir hoffen dir deinen Verlust mit Ueberschuß zu ersetzen, wenn du uns in unserm Vorhaben behülflich sein willst." Verzweiflungsvoll antwortete Andreas, daß er dazu willig und bereit sei.

Es war den nämlichen Tag der Erzbischof von Neapel Philipp Minutolo begraben worden und ihm unter vielen andern Kostbarkeiten auch ein Rubin von mehr als fünfhundert Dukaten an Werth mit ins Grab gegeben worden; diese Leiche wollten jene berauben und so entdeckten sie dem Andreas ihre Absicht; mehr durch Geiz als durch Klugheit geleitet begab dieser sich auch mit ihnen auf den Weg nach der Hauptkirche.

„Könnten wir denn keine Gelegenheit finden", fragte der eine unterwegs, „den Andreas irgendwo ein wenig abzuwaschen, damit er nicht so entsetzlich stänke."

„O ja!" antwortete der andere, „wir sind hier in der Nähe eines Brunnens, wo gewöhnlich ein Rad mit einem großen Eimer sich befindet; dort wollen wir hurtig hingehen, um ihn zu waschen."

Als sie hinkamen und das Seil, aber keinen Eimer fanden, wurden sie einig, ihn an dem Seile in den Brunnen zu lassen, und wenn er sich drinnen gewaschen und solches durch Bewegung des Seiles zu erkennen gegeben habe, wieder herauszuziehen.

Kaum hatten sie ihn hinuntergelassen, so kamen einige Schaarwächter zum Brunnen und wollten, weil es sehr heiß war, und sie einem nachgelaufen waren, trinken. Beide flohen, ohne von der ankommenden Wache bemerkt zu werden, augenblicklich davon, und Andreas zog am Seile, als er sich im Grunde des Brunnens rein gewaschen hatte.

Durstig legten die Wächter ihre Schilder, Waffen und Kleider weg und fingen an das Seil in der Meinung herauszuziehen, daß der Eimer daranhinge. Andreas, da er sich am Rande des Brunnens sah, ließ das Seil fahren und faßte mit den Händen den Brunnen. Ein plötzlicher Schrecken verbreitete sich bei diesem Anblick über die Wächter; sie ließen, ohne ein Wort zu reden, den Strick fahren und liefen zu Andreas' größter Verwunderung davon, welcher, wenn er sich nicht festgehalten hätte, gewiß mit vieler Gefahr und vielleicht mit Verlust seines Lebens hinuntergefallen sein würde.

Sein Staunen wuchs, als er beim Heraussteigen Waffen fand, welche seine Gefährten, soviel er wußte, nicht getragen hatten. Voll Ungewißheit, Unentschlossenheit und Betrübniß über sein Schicksal ging er fort, ohne etwas anzurühren, und ohne zu wissen wohin. Unterwegens begegnete er seinen beiden Gefährten wieder, die zurückkamen und ihn aus dem Brunnen ziehen wollten. Nicht minder verwunderungsvoll fragten sie, wer ihn herausgezogen hätte? Andreas antwortete, daß er es nicht wisse und erzählte ihnen alles, wie es zugegangen und was er beim Brunnen gefunden habe. Lachend über diesen Zufall sagten sie ihm die Ursache ihrer Flucht, und wer ihn herausgezogen hätte.

Da es bereits Mitternacht war, gingen sie ohne weitere

Umstände zur Hauptkirche, kamen mit leichter Mühe hinein und zu dem großen Schwibbogen. Mit ihren Eisen hoben sie den schweren Deckel so weit empor, daß ein Mensch durchkommen konnte.

„Wer soll nun hinunter?" fragte hierauf der eine.

„Ich nicht", antwortete der andere.

„Ich auch nicht", erwiderte jener; „Andreas mag hinuntersteigen."

„Ich werde es auch bleiben lassen", entgegnete dieser.

„Wie!" fuhren ihn beide an, „du willst nicht hinein? bei Gott! wenn du es nicht thust, wollen wir dir mit diesem Eisenstabe eins vor den Kopf versetzen, daß du auf der Stelle liegen bleiben sollst."

Aus Furcht stieg er hinunter. Gewiß wollen sie mich anführen, dachte er bei sich selbst; wenn ich ihnen alles hingegeben habe und mich aus dem Schwibbogen zu kommen martere, gehn sie ihre Wege und ich bekomme nichts. Er hielt daher fürs beste, seinen Theil inne zu behalten, zog dem Erzbischof den kostbaren Ring, von dem er beim Hinuntersteigen hatte sprechen hören, vom Finger und steckte ihn an. Darauf zog er ihm das bischöfliche Kleid, die Mütze, die Handschuhe und alles bis aufs Hemde aus, und gab es ihnen mit der Versicherung, daß weiter nichts vorhanden sei. Zwar behaupteten sie, daß der Ring noch da sein, und er nur überall recht suchen müsse; aber er läugnete ihn gefunden zu haben, that als ob er suche und ließ sie eine Weile also warten. Diese, nicht minder boshaft als er, sahen ihre Zeit ab, indem sie ihn stets recht zu suchen antrieben, zogen die Stütze weg, worauf der Deckel des Schwibbogens ruhte, versperrten ihn und gingen davon.

Andreas' Empfindung hierbei kann sich jeder leicht denken. Oft versuchte er vergebens mit dem Kopfe und den Schultern den Deckel in die Höhe zu heben. Ohnmächtig vor Jammer fiel er endlich auf den Leichnam des Erzbischofs hin, und wer beide in dieser Lage gesehen hätte, würde schwer haben unterscheiden können, welcher der eigentliche Todte sei. Als er endlich wieder zu sich kam und sein Ende unzweifelhaft vor Augen sah, sei es, wenn niemand ihm die Gruft öffnete, in ihr vor Hunger und Gestank unter den Gewürmen des Leichnams seinen Geist aufzugeben, oder sei es, wenn jemand

ihn darinnen fände, als ein Dieb gehangen zu werden, fing er bitterlich an zu weinen.

In diesen traurigen Betrachtungen vertieft, hörte er Leute in der Kirche gehen und mit einander reden. Seine Furcht wuchs durch die Vermuthung, daß sie eben das, was er mit seinen Gefährten bereits ausgeführt, auszuführen gedächten. Nach Oeffnung und Stützung der Gruft geriethen sie ebenfalls über das Hineinsteigen in Streit. Keiner wollte es thun. „Wovor fürchtet ihr euch aber", fragte nach langem Gezänke ein Priester, „glaubt ihr, daß er euch beißen wird? die Todten fressen keinen Menschen, ich will hinuntersteigen." Mit diesen Worten legte er die Brust auf den Rand der Gruft, den Kopf heraus und die Füße hinein, um sich also hinabzulassen.

Bei diesem Anblick stand Andreas auf und ergriff den Priester bei einem Fuß, als ob er ihn hineinziehen wollte. Mit einem entsetzlichen Geschrei sprang dieser, als er es merkte, heraus, und alle liefen vor Schrecken wie von hunderttausend Teufeln gejagt davon und ließen die Gruft offen.

Freudiger als er gehofft, stieg Andreas, da er dies sah, heraus und nahm den nämlichen Weg, wo er hergekommen, zur Kirche hinaus. Da es bereits Tag zu werden begann, ging er, den Ring am Finger, auf geradewohl fort, kam zum Meere, und fand sich endlich wieder zum Wirthshause, wo seine Gefährten und der Wirth die ganze Nacht seinetwegen in Sorgen gewesen waren. Dieser rieth ihm, als er ihm seine Begebenheiten erzählte, Neapel sogleich zu verlassen, welches er unverzüglich bewerkstelligte und also für sein Geld, womit er auf den Pferdehandel ausgegangen, einen Ring nach Perugia brachte.

Sechste Erzählung.

Beritola.

Nach Kaiser Friedrich des Zweiten Tode ward, wie ihr, liebe Mädchen, wißt, Manfred zum Könige von Sicilien gekrönt. Bei ihm stand ein neapolitanischer Edelmann in großem Ansehn,

Arrighetto Capece, der Gemahl einer schönen adeligen Dame, einer Neapolitanerin, Beritola Carracciola genannt, welcher das Heft der Regierung dieser Insel in Händen hatte.

Als Arrighetto hörte, daß Manfred von König Karl bei Benevent überwunden und erschlagen worden war, und das ganze Königreich für diesen sich erkläre, machte er, weil er der Treulosigkeit der Sicilianer nicht traute und kein Unterthan von dem Feinde seines Herrn werden wollte, Anstalt zur Flucht. Aber er ward mit vielen andern Freunden und Anhängern König Manfreds von den Sicilianern, sobald sie dies merkten, gefangen und nebst dem Besitze der Insel an König Karl übergeben.

Beritola, ungewiß über Arrighetto's Schicksal, befürchtete jedoch das, was wirklich geschehen war, verließ zu Vermeidung der Schande bei dieser Zerrüttung alles Ihrige und flüchtete als eine Schwangere, nebst einem Sohne von ungefähr acht Jahren, Namens Gottfried, armselig auf einem Kahne nach Lipari, wo sie einen zweiten Sohn, welchen sie Scacciato nannte, gebahr. Nachdem sie eine Amme angenommen, setzten sie sich sämmtlich auf ein Fahrzeug, um zu ihren Anverwandten nach Neapel zu gehen. Aber wider alles Vermuthen verschlug ein heftiger Sturm ihr Schiff auf die Inlel Ponza, wo sie in Erwartung eines günstigen Windes in einen kleinen Meerbusen einliefen.

Beritola stieg mit den Uebrigen ans Land und suchte einen einsamen und entlegenen Ort auf, um ihren Arrighetto zu beweinen. Da sie diese Gewohnheit täglich fortsetzte, traf es sich, als sie eben in ihrem Trauern vertieft und allein war, ohne jemanden etwas gesagt zu haben, daß eine Seeräubergaleere kam und alle mit leichter Mühe wegführte. Nach Ausstoßung der bittersten Klagen kehrte Beritola nach dem Ufer zurück, um wie gewöhnlich ihren Sohn zu besuchen. Anfangs wunderte sie sich, keinen Menschen anzutreffen, argwohnte aber bald das Geschehene und ward, als sie ihre Augen auf die See warf und die Galeere in nicht zu weiter Entfernung mit dem nach sich führenden kleinen Fahrzeuge erblickte, vollkommen überzeugt, daß ihre Kinder, sowie ihr Gemahl verloren wären.

Arm, allein, verlassen und ungewiß ob sie irgend jemand hier wiederfinden würde, fiel sie mit Rufen nach ihrem Gatten

und Kindern halbtodt ans Ufer hin. Aber da war niemand, der durch frisches Wasser oder andere Mittel die entwichenen Kräfte zurückgerufen hätte und ihre Lebensgeister konnten daher nach Gefallen umherschweifen.

Thränen und Seufzer begleiteten ihre Rückkehr in den unglücklichen Körper. Als sie ihre Kinder lange vergeblich gerufen und in allen Höhlen gesucht hatte, fing bei Anbruch der Nacht ihre ungewisse Hoffnung endlich an für sie selbst zu sorgen, und sie kehrte vom Ufer in die Höhle zurück, wo sie zu weinen und zu klagen gewohnt gewesen war. Nachdem die Nacht mit großer Furcht und unbeschreiblichem Jammer verstrichen, und bereits die dritte Stunde des andern Tages vorbei war, nöthigte sie der Hunger, weil sie den Abend vorher nichts gegessen hatte, Kräuter zu suchen, die sie genoß, so gut sie konnte, und alsdann wieder mit Thränen den Betrachtungen ihres künftigen Schicksals sich überließ.

Indem sie so nachdachte, sah sie ein Reh in eine benachbarte Höhle hinein und bald wieder heraus ins Holz gehn. Sie stand daher auf, begab sich an den Ort, wo das Reh hergekommen war, und fand zwei vielleicht den nämlichen Tag erst geborene Rehe. Nichts auf der Welt konnte angenehmer und tröstlicher für sie sein. Liebkosend legte sie diese an ihre seit der letzten Niederkunft noch mit Milch versehene Brust, die sie nicht ausschlugen, sondern wie bei der Alten, ohne einigen Unterschied saugten.

Die Dame, welche in dieser Wüste wenigstens einige Gesellschaft gefunden zu haben glaubte, nährte sich von Kräutern und Wasser, weinte, so oft sie an ihren Gemahl, ihre Kinder und ihr voriges Leben gedachte und war, gewöhnt an diese Rehe wie an ihre eigenen Kinder, hier zu leben und zu sterben entschlossen.

Nach vielen Monaten, als dieser Aufenthalt sie fast verwildert hatte, verschlug ein ähnliches Schicksal ein Fahrzeug aus Pisa an den Ort ihrer ersten Landung, wo es etliche Tage verweilte. Auf ihm befand sich ein Cavalier aus der Familie der Marquis Malespini, Namens Konrad, mit seiner tugendhaften und frommen Gemahlin, welche von einer Wallfahrt nach den heiligen Orten des Königreichs Apulien zurückkehrten. Diese gingen eines Tages, um sich zu zerstreuen, mit einigen Bedienten und Hunden äuf der Insel

spazieren. Nicht weit von Beritolas Aufenthalt fingen Konrads Hunde an, die beiden bereits herangewachsenen weidenden Rehe zu verfolgen, die natürlich in Beritolas Höhle flüchteten. Sie stand auf, als sie dies hörte, und verjagte die Hunde mit einem Stecken.

Konrad und seine Gemahlin, die ihren Hunden nachgingen, kamen hinzu und wunderten sich nicht wenig über den Anblick dieser braunen, magern und fast mit Haaren bewachsenen Frau; aber auch sie stutzte noch weit mehr. Auf ihr Bitten rief Konrad seine Hunde zurück, und brachte sie durch Zureden auf seine Fragen: wer sie sei, und was sie da mache? endlich zur ausführlichen Erzählung von ihrem Stande, ihren Unfällen und ihrem grausamen Vorsatz. Ueber ihr Unglück mußte Konrad, der Arrighetto Capece sehr gut gekannt hatte, Thränen des Mitleids weinen. Er gab sich alle mögliche Mühe, sie von ihrem harten Entschlusse abzureden und erbot sich, sie nach Hause zu bringen, oder mit aller einer Schwester gebührenden Ehre bei sich zu behalten, bis Gott ein günstigeres Schicksal über sie verhängte.

Als er sie aber unbeweglich bei allen seinen Erörterungen fand, ließ er seine Gemahlin mit dem Auftrage bei ihr, sie mit Speise, und da sie ganz abgerissen war, mit einem ihrer Kleider zu versehen, auch alles anzuwenden, um sie mit fortzubringen. Konrads Gemahlin, sobald sie sich allein mit Beritola sah, tröstete sie und weinte mit ihr, konnte aber erst nach vieler Mühe sie zur Annahme von Speise und Kleidung bewegen; und da Beritola auf vieles Ermahnen sich endlich dahin erklärte, daß sie nie wieder an einen bekannten Ort sich begeben würde, brachte sie solche dahin, mit ihren beiden jungen Rehen nebst dem Alten, das mittlerweile wiedergekommen war und die Dame zu ihrer Verwunderung liebkoste, nach Sarazana zu gehn.

Bei schönem Wetter bestieg daher Konrad, seine Gemahlin und Beritola mit ihren drei Rehen, derentwegen sie, da nicht alle ihren Namen wußten, nur Cavriola*) genannt ward, ihr Fahrzeug und kamen mit günstigem Winde bald in den Ausfluß der Magra, wo sie ausstiegen und sich nach ihrem Schlosse begaben. Hier blieb sie bei Konrads Gemahlin in Wittwen=

*) Reh.

tracht und lebte, gleich einer von ihren Kammerfrauen, ehrbar, bescheiden und gehorsam und liebte stets ihre Rehe und sorgte für ihr Futter.

Die Seeräuber, welche bei Ponza das Fahrzeug weggenommen und Veritola, die sie nicht bemerkt, zurückgelassen hatten, gingen mit ihrer Beute nach Genua und vertheilten sie unter die Herren der Galeere. Durchs Loos kam die Amme mit ihren beiden Kindern nebst andern an einen gewissen Kaspar von Oria, welcher sie insgesammt als Sklaven zu Verrichtung häuslicher Dienste nach seiner Wohnung schickte.

Aeußerst betrübt beweinte die Amme lange den Verlust ihrer Frau und den erbärmlichen Zustand, in welchen sie mit den beiden Kindern sich versetzt sah. Als sie aber ihre Thränen als zwecklos einsah, ergab sie sich darein, mit ihnen als Sklaven zu leben. Ungeachtet ihrer Armuth war sie eine tugendhafte und verständige Frau. Sobald sie wieder einiger Ruhe und einiges Nachdenkens über ihren jetzigen Zustand fähig war, kam sie dahin, daß eine Entdeckung der beiden Kinder für dieselben nachtheilig sein könnte und beschloß daher in der Hoffnung, ein glücklicher Wechsel könne sie in späteren Jahren in ihre vorige Lage wieder versetzen, keinem Menschen vor Erscheinung dieses günstigen Augenblicks ihre Geburt anzuvertrauen, sondern sie für ihre eigenen Kinder auszugeben. Den ältesten nannte sie auch nicht Gottfried, sondern Jeannot von Pricoda; den Namen des jüngern aber hielt sie zu ändern für unnöthig. Sorgfältig machte sie Gottfried die Ursache seines veränderten Namens bemerklich, welches sie so oft wiederholte, daß der mit einem offenen Kopfe begabte Knabe den Unterricht seiner klugen Amme sehr gut befolgte.

Beide wurden also in schlechter Kleidung nebst ihrer Amme etliche Jahre lang zu allen geringen Arbeiten in Kaspars Hause gebraucht. Als aber Jeannot, der ungefähr ein Alter von sechzehn Jahren erreicht hatte, seinen zu mehr als Sklavenarbeit fähigen Geist fühlte, verabscheute er die Niedrigkeit seines Standes, verließ Kaspars Dienste, stieg auf eine nach Alexandrien gehende Galeere und durchstrich von dort aus, ohne sein Glück zu machen, verschiedene Länder.

Ungefähr drei oder vier Jahre nach seiner Entfernung von Kaspar, als er bereits ein schöner, ansehnlicher Mann

geworden war, hörte er, daß sein Vater, den er für todt gehalten, zwar noch lebe, aber bei König Karl im Gefängnisse und Elend schmachte. Verzweiflungsvoll kam er daher bei seinem Herumstreichen nach Sarazana und trat zufälligerweise in Konrad Malespini's Dienste, wo er seine Arbeit aufs beste und mit Beifall verrichtete. Er sah seine Mutter, die bei Konrads Gemahlin lebte, zwar selten, aber sie erkannten einander auch nie, so sehr hatte das Alter seit ihrem letzten Anblick beider Antlitz verändert.

Während daß Jeannot in Konrads Diensten war, kehrte eben dessen Tochter, Spina genannt, welche ein gewisser Niklas Grignano als Wittwe hinterlassen, zu ihrem Vater nach Hause. Sie war eine ziemlich schöne, einnehmende und junge Person, wenig über sechszehn Jahre alt und warf zum Unglück ihre Augen auf Jeannot, und dieser auf sie, so daß beide sich sterblich in einander verliebten. Diese Liebe blieb nicht lange ohne Erfüllung und dauerte etliche Monate, ehe sie von jemandem bemerkt ward. Sie wurden daher zu sicher und beobachteten weniger Behutsamkeit, als es die Umstände erforderten.

Eines Tages ward ein Spaziergang in ein schönes laubiges Gebüsche angestellt. Die junge Dame und Jeannot verließen die Gesellschaft und gingen voraus. Weil sie sich ein gutes Stück voraus zu sein glaubten, setzten sie sich an einem anmuthsvollen mit Rasen und Blumen bekleideten und mit Bäumen eingeschlossenen Orte nieder und überließen sich den Vergnügungen der Liebe. Ein ziemlich langer Zeitraum dünkte ihnen bei diesem wonnevollen Zeitvertreibe doch so kurz, daß sie erst von der Mutter der jungen Dame und nachher von Konrad überrascht wurden. Dieser Anblick setzte diesen in die äußerste Bestürzung. Er ließ beide, ohne zu sagen warum, von dreien seiner Leute gebunden auf eines seiner Schlösser führen und war vor Zorn und Gram wüthend entschlossen, sie dort des elendesten Todes sterben zu lassen.

Auch die Mutter der Dame war darüber zwar sehr beunruhigt und hielt ihre Tochter dieses Vergehens wegen der grausamsten Strafe schuldig; gleichwohl konnte sie Konrads Absicht gegen die Verbrecher, wie sie aus einigen Reden ersah, nicht billigen, sondern eilte ihrem aufgebrachten Gemahl nach und bat ihn, sich in der Hitze nicht zu übereilen, in seinem

Alter kein Mörder seiner Tochter zu werden und seine Hände nicht mit dem Blute eines seiner Bedienten zu besudeln, weil es noch andere Mittel gäbe, sie seine Rache fühlen zu lassen; er könnte sie ja in ein Gefängniß setzen und zur Beklagung ihres Fehlers ernähren. Durch diese und andere anhaltende Bitten brachte es die fromme Dame endlich dahin, daß er von seinem Vorsatze sie umzubringen, abstand und befahl, bis auf weitere Anordnung, jeden an einem besonderen Ort ins Gefängniß zu bringen, und sie bei wenig Speise und vielen Leiden sorgfältig zu bewahren. Dies geschah, und man kann sich leicht ihr elendes Leben, ihre anhaltenden Thränen und ihre mehr als nöthigen Fasten denken.

Nachdem Jeannot und Spina beinahe ein Jahr in diesem elenden Zustande zugebracht hatten, ohne daß Konrad sich ihrer erinnerte, fügte es sich, daß König Peter von Arragonien, durch Einverständniß mit Johann von Procida, die Insel Sicilien empörte, und sie König Karl abnahm, zu Konrads größter Freude, als ein Anhänger der Ghibellinen.

„Ich Unglücklicher!“ rief Jeannot, als er dies von seinem Wächter hörte, mit einem tiefen Seufzer aus, „seit vierzehn Jahren durchstrich ich in der einzigen Erwartung dieser Begebenheit die Welt, und jetzt, da sie sich zuträgt, schmachte ich, um vollends alle Hoffnung irgend eines glücklichen Lebens zu verlieren, in diesem Gefängnisse, woraus wahrscheinlich nur der Tod mich erlösen kann!“

„Aber was gehen dich denn die Handlungen der großen Könige an?“ entgegnete der Gefangenwärter; „was hast du in Sicilien zu thun?“

„O mein Herz droht zu zerspringen“, erwiderte Jeannot, „wenn ich meines Vaters Geschäfte mir daselbst überdenke. In so zartem Alter ich auch von ihm flüchtete, erinnere ich mich doch des Ansehns, in welchem er unter König Manfred stand.“

„Und wer war dein Vater?“ fragte der Gefangenwärter.

„Jetzt, da die Gefahr verschwindet, die ich sonst durch Entdeckung desselben befürchtete“, antwortete Jeannot, „kann ich ihn getrost nennen. Er hieß und heißt, wenn er noch lebt, Arrighetto Capece, und mein Name ist nicht Jeannot, sondern Gottfried. Könnte ich hinaus und nach Sicilien kommen, so würde ich ohne Zweifel eine ansehnliche Rolle spielen.“

Weiter ließ der ehrliche Mann sich nicht ein, sondern erzählte bei erster Gelegenheit Konrad dies alles. Zwar stellte sich dieser gegen den Gefangenwärter, als achte er nicht darauf, ging aber zu Veritola und fragte sie auf eine gute Art, ob sie von Arrighetto einen Sohn Namens Gottfried gehabt hätte? Als sie ihm mit Thränen sagte, daß der älteste von ihren beiden Söhnen, wenn er am Leben wäre, also heißen und ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt sein würde, merkte Konrad wohl, daß dies der nämliche sein müßte; er glaubte in diesem Falle zu gleicher Zeit ein Werk der Barmherzigkeit ausüben und seine und seiner Tochter Schande auslöschen zu können, wenn er sie ihm zur Gemahlin gäbe.

Er ließ daher Jeannot heimlich zu sich kommen und befragte ihn ausführlich über alle Umstände seines vorigen Lebens.

„Du weißt, Jeannot“, sprach er, nachdem er ihn aus deutlichen Merkmalen wirklich für Gottfried, des Arrighetto Capece Sohn, erkannte, „wie groß und wichtig die Beleidigung ist, die du mir an meiner Tochter zugefügt hast, obwohl ich dich so gütig und freundschaftlich behandelte, als es sich nur gegen einen Bedienten schickte, und du daher meine und der Meinigen Ehre stets hättest suchen und befördern sollen. Jeder andere, dem du diesen mir zugefügten Streich gespielt hättest, würde, was mir das Mitleid nicht verstattete, dich auf die elendeste Art haben sterben lassen. Wenn du denn die Wahrheit sagst, und wirklich der Sohn adeliger Eltern bist, so will ich deinem Leiden ein Ende machen, wenn es dir gefällt, dich aus deinem jetzigen Elende und Gefängnisse befreien, und zugleich deiner und meiner Ehre Gerechtigkeit widerfahren lassen. Spina, deine Geliebte, mit der du dich auf eine dir und ihr unerlaubte Art einließest, ist Wittwe, wie du weißt, und besitzt ein großes und ansehnliches Heirathsgut; du kennst ihr Betragen und ihre Eltern. — Von deinen jetzigen Umständen will ich nichts erwähnen. — Wenn du es also zufrieden bist, bin ich bereit, diejenige zu deiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen, welche du unehrbar zu deiner Geliebten wähltest, und dich als meinen Sohn mit ihr, so lange es dir gefällt, bei mir zu behalten.“

Hatte gleich das Gefängniß Jeannots Körper geschwächt, so war doch sein angeborner erhabener Geist und seine zärtliche Liebe gegen die Dame keineswegs vermindert. Auch jetzt, so sehnlich er Konrads Anerbieten wünschte, so ganz er sich

in seiner Gewalt sah, unterdrückte er keinen der Gedanken, welche die Großmuth seiner Seele ihm eingab.

„Konrad“, antwortete er, „weder Begierde noch Ansehn, noch Verlangen nach Reichthum, oder irgend eine andere Absicht haben mich je bewogen, deinem Leben oder deinem Vermögen verrätherisch nachzustellen. Ich liebte deine Tochter, liebe sie jetzt und werde sie ewig lieben, weil ich sie meiner Liebe würdig finde. Bin ich nach dem Urtheile einiger Schlechtdenkenden auf eine nicht ganz anständige Art mit ihr umgegangen, so habe ich mich eines Fehlers schuldig gemacht, welcher der Jugend eigen ist und nur mit ihr zugleich abgeschafft werden könnte. Bedächten die Alten, daß auch sie Jünglinge waren, verglichen sie andere Fehler mit den ihrigen und ihre mit andern, so würde der meine nicht so groß sein, als du und viele andere ihn machen, zumal da ich ihn als Freund und nicht als Feind beging. Dein Anerbieten habe ich jederzeit gewünscht und würde längst darum angehalten haben, wäre es mir vergönnt gewesen. Je weniger ich daher jetzt hoffen konnte, desto erwünschter ist es mir. Stimmt aber dein Wille mit deinen Worten nicht überein, so schmeichle mir mit keiner leeren Hoffnung; wirf mich wieder ins Gefängniß und quäle mich, so sehr es dir gefällt. So lange ich Spina liebe, werde ich aus Neigung zu ihr dich dennoch lieben und ehren, was du auch mit mir vornimmst.“

Konrad hörte dieser Rede mit Verwunderung zu; Gottfried dünkte ihm ein muthiger, vor Liebe glühender Mensch zu sein; er schätzte ihn deswegen noch höher, stand auf, umarmte ihn küssend und befahl sogleich Spina im Geheimen herbeizuholen. Sie kam; im Gefängnisse mager, bleich und schwach geworden, schienen sie und Jeannot jetzt ganz andere Personen zu sein. Mit einstimmigem Beifall vollzogen sie in Konrads Beisein nach unsern Gebräuchen ihre Verlobung.

Einige Tage darauf, nachdem er sie mit allem Nöthigen nach Wunsche hatte versorgen lassen, ohne daß jemand vom ganzen Vorgange etwas erfuhr, schien es ihm Zeit, ihren Müttern eine Freude zu machen. Er rief daher seine Gemahlin und Cavrivola und fragte diese: „Was würdet ihr sagen, Madame, wenn ich euch euern ältesten Sohn, als den Gatten einer meiner Töchter widergäbe?“

„Nichts!“ antwortete sie; „wenn es aber meine Kräfte

erlaubten, um so dankbarer sein, je angenehmer mir die Wiedererlangung dessen wäre, was ich höher als mich selbst schätzte und das in dem erwähnten Verhältnisse meine verlorene Hoffnung einigermaßen wieder beleben würde.“ Thränend schwieg sie.

„Und was meinst du zu einem solchen Schwiegersohne?“ wandte Konrad sich zu seiner Gemahlin.

„Wenn er euch gefällt“, entgegnete sie, „würde ich mit dem schlechtesten Menschen, geschweige denn mit einem solchen Kavalier zufrieden sein.“

„In wenig Tagen“, erwiderte Konrad, „hoffe ich euch diese Freude zu machen.“

Als er sah, daß beide junge Leute ihre vorige Lebhaftigkeit wieder erlangt hatten, ließ er sie anständig kleiden. „Würde deine jetzige Freude“, sagte er zu Gottfried, „nicht noch vollkommener sein, wenn du deine Mutter hier wiedersähest?“

„Zwar kann ich nicht glauben, daß ihr Leben den Schmerzen und Unglücksfällen so lange widerstanden hat; wäre es aber möglich, so würde meine Freude unbeschreiblich sein, weil ich durch ihren guten Rath vielleicht einen großen Theil meines Vermögens in Sicilien wieder erlangen könnte.“

Konrad ließ hierauf beide Damen holen. Voll Verwunderung, welche Eingebung Konrad zu einer solchen Herablassung und Heirath bewogen haben könnte, bezeigten sie dem neuen Brautpaare eine außerordentliche Freude.

Veritola, eingedenk der Reden Konrads, fing Jeannot an zu betrachten und entdeckte durch eine verborgene Kraft in ihm Ueberreste der jugendlichen Züge ihres Sohnes. Ohne weitere Erklärung fiel sie ihm mit offenen Armen um den Hals; aber durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft und der mütterlichen Freude ihrer Lebenskraft beraubt, sank sie gleich einer Todten in die Arme ihres Sohnes. Dieser staunte darüber nicht wenig, und obgleich er sie schon oft im Schlosse gesehen und nie erkannt hatte, entdeckte er doch jetzt augenblicklich in ihr seine Mutter. Mit Vorwürfen gegen sich selbst und seine vorige Unachtsamkeit schloß er sie in seine Arme und bedeckte ihre Wangen mit Thränen und zärtlichen Küssen.

Als Veritola von Konrads Gemahlin und Spina mitleidsvoll durch frisches Wasser und andere Mittel wieder zu sich gebracht war, umarmte und küßte sie von neuem mehr als

tausendmal mit häufigen Thränen und sanften Ausdrücken mütterlicher Zärtlichkeit ihren mit Achtung sie betrachtenden Sohn.

Drei bis viermal ward diese Szene zur größten Freude der Anwesenden wiederholt; sie erzählten einander alle Begebenheiten, und als Konrad allen seinen Freunden diese neue Verbindung bereits bekannt gemacht hatte und ein schönes und prächtiges Fest geben wollte, sprach Gottfried zu ihm: „Ihr habt mir bereits viel Angenehmes und meiner Mutter viel Ehre erwiesen; wollt ihr aber alles erfüllen, was bei euch steht, so bitte ich euch, meine Mutter und mich an diesem festlichen Tage durch die Gegenwart meines Bruders zu erfreuen, der, wie ihr wißt, als Sklave im Hause Kaspars von Oria lebt, welcher ihn und mich erbeutete; alsdann bitte ich euch ferner, jemanden nach Sicilien zu schicken, welcher von der Beschaffenheit und den Verhältnissen des Landes, von meinem Vater Arrighetto, von seinem Tode, Leben und von den übrigen Umständen Kundschaft einzuziehen suche.

Konrad gefiel Gottfrieds Verlangen, und er schickte daher ohne Anstand verständige Leute nach Genua und Sicilien.

Der nach Genua Abgeordnete fand Kaspar, bat in Konrads Namen auf das inständigste, ihm Scacciato mit der Amme zu verabfolgen und erzählte ihm alles, was Konrad an Gottfried und seiner Mutter gethan hätte.

Kaspar antwortete voll Verwunderung, daß er gewiß alles mögliche thun würde, um Konrad einen angenehmen Dienst zu erweisen und daher den verlangten jungen Menschen mit seiner Mutter, die seit vierzehn Jahren in seinem Hause wären, gern überschicken wolle: daß er aber Konrad warne, sich wohl vorzusehen, nicht zu viel zu glauben, noch durch Jeannots Vorspiegelungen sich täuschen zu lassen, der sich jetzt Gottfried nenne; denn er sei ein größerer Bösewicht, als Konrad sich vielleicht einbilde.

Indeß er diesem Manne eine Ehre erzeigte, ließ er die Amme heimlich rufen und befragte sie behutsam über diese Umstände. Da sie von dem Aufruhr in Sicilien und von Arrighettos Leben gehört hatte, entdeckte sie mit Aufopferung ihrer ehemaligen Furcht ihm den ganzen Verlauf nebst der Ursache ihres bisherigen Betragens.

Da des Abgeschickten und der Amme Aussagen ganz übereinstimmten, fing Kaspar an, die Sache zu glauben und ward davon immer überzeugter, als er bei verschiedenen fein angestellten Untersuchungen alle Augenblicke neue Beweise fand. Aus Scham über die niedrige diesem jungen Manne zugefügte Behandlung gab er ihm zur Entschädigung und in Rücksicht auf Arrighetto's ihm bekannten ehemaligen und jetzigen Verdienste seine Tochter, ein schönes Mädchen von ungefähr elf Jahren, mit einem reichen Heirathsgute zur Gemahlin. Nach einem großen deshalb angestellten Feste begleitete Kaspar den jungen Mann und seine Tochter nebst dem Abgesandten und der Amme auf einer wohlausgerüsteten Galeere bis nach Lerici, wo Konrad die ganze Gesellschaft empfing und sie auf eines seiner nahegelegenen Schlösser zu dem daselbst bereiteten herrlichen Feste führte.

Das Entzücken der Mutter über ihren wiedergefundenen Sohn, die Wonne der beiden Brüder, die Freude dieser drei über die rechtschaffene Amme, das Vergnügen derselben über Kaspar und seine Tochter und deren über jene und die Empfindungen, welche alle zusammen in Konrads, seiner Gemahlin, seiner Kinder und Freunde Gesellschaft beseelte, lassen sich mit Worten nicht ausdrücken noch beschreiben; ich überlasse sie eurer Vorstellung.

Um die Freude vollkommener zu machen, ließ Gott nach seiner überschwenglichen Güte noch die angenehme Nachricht von Arrighetto Capece's Leben und Wohlstand eintreffen; denn als die Gäste sich mit großer Feierlichkeit zu Tische gesetzt hatten, langte noch beim ersten Gerichte der Abgeordnete aus Sicilien an.

Unter andern erzählte er: das Volk habe bei Entstehung des Aufruhrs wider König Karl Arrighetto aus seinem Gefängniß gezogen und ihn als Karls Hauptfeind zum Anführer gegen die Franzosen erwählt. Dadurch sei er bei König Peter in solche Gunst gekommen, daß er ihm alle seine Ehrenstellen und Güter wieder eingeräumt und in Ansehen und Wohlstand versetzt habe. Uebrigens sei er von Arrighetto mit vielen Ehrenbezeigungen und großer Freude über die Nachricht von seiner Gemahlin und seinen Söhnen, von welchen er seit seiner Gefangenschaft nichts gehört, aufgenommen worden, und er schicke ihnen ein Yachtschiff mit einigen Kavalieren, die bald anlangen würden.

Nachdem man diesen Abgeordneten mit dem größten Vergnügen empfangen und angehört hatte, ging Konrad mit einigen Freunden augenblicklich den Kavalieren entgegen, welche Veritola und Gottfried abzuholen kamen, empfing sie freudig und führte sie zu dem noch nicht zur Hälfte begonnenen Mahle.

Die Dame, Gottfried und alle Anwesende empfanden bei ihrem Eintritt eine Freude sonder Gleichen. Bevor sie sich zur Tafel setzten, statteten sie Konrad und seiner Gemahlin Arrighetto's Gruß und bestmöglichsten Dank für die seiner Gattin und seinem Sohne erzeigte Ehre ab und erklärten, daß Arrighetto jederzeit zu allen angenehmen Gegendiensten bereit sei. Darauf wandten sie sich zu Kaspar, dessen Güte ihnen unerwartet war, und versicherten, daß sie überzeugt wären, Arrighetto würde ihm gewiß ähnlichen und noch größern Dank sagen, wenn er dessen Benehmen gegen Scacciato erführe. Nunmehr nahmen sie freudig an dem festlichen Mahle der beiden Brautpaare Theil. Konrad ließ es bei diesem heutigen Tage nicht bewenden, sondern bereitete seinem Schwiegersohne und seinen übrigen Verwandten und Freunden noch mehrere Tage manche Festlichkeiten.

Als es nach einiger Ruhe Veritolas Gottfried und den übrigen Zeit zum Aufbruche schien, verließen sie mit vielen Thränen Konrad, seine Gemahlin und Kaspar, begaben sich nebst Spina und der andern Dame auf ihr Schiff und langten mit glücklichem Winde bald in Sicilien an, wo sie alle, die Söhne und die Frauen, zu Palermo von Arrighetto mit unaussprechlicher Freude empfangen wurden. Sie sollen, wie man glaubt, nachher noch lange glücklich daselbst gelebt und Gott für diese Wohlthat gedankt haben.

Siebente Erzählung.

Alatiel.

Vor geraumer Zeit herrschte in Babylon ein Sultan, Namens Beminedab, dessen Wünsche das Glück öfters begün-

stigte. Er hatte unter andern Kindern eine Tochter Namens Alatiel, die größte Schönheit auf dem Erdboden, wie alle behaupteten, die sie gesehen haben. Diese versprach er dem Könige von Algarve, welcher ihm in einer großen Schlacht gegen ein arabisches Heer vor allem zum Siege verhalf, auf sein Anhalten aus besonderen Gnaden zur Gemahlin. Er ließ sie also in einer anständigen Begleitung von Männern und Frauen mit einer kostbaren reichen Ausstattung auf einem wohl bewaffneten und ausgerüsteten Schiffe unter Segenswünschen ihm zuführen.

Die Schiffsleute liefen bei günstiger Witterung mit gespannten Segeln aus dem Hafen von Alexandrien und setzten ihre Reise etliche Tage glücklich fort. Schon waren sie an Sicilien vorbei und nahe am Ende ihrer Fahrt, als plötzlich verschiedene überaus heftige Sturmwinde sich erhoben, welche das Schiff der Prinzessin mit ihrem Gefolge so herumtrieben, daß sie sich mehr als einmal für verloren erachteten. Gleichwohl erhielten sich die erfahrenen Schiffsleute durch Anwendung aller ihrer Geschicklichkeit und Kräfte trotz dem Ungestüm des Meeres noch zwei Tage. Als aber beim Anbruch der dritten Nacht die Wuth des Sturmes mit jedem Augenblick sich mehrte, statt nachzulassen, und sie weder aus der Schifffahrtskunde, noch aus dem mit Wolken und schwarzer Nacht bedeckten Himmel die Gegend erkennen konnten, wo sie sich befanden, begann das Schiff unweit der Insel Majorca leck zu werden.

Hülflos war jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht und unbesorgt für die übrigen. Man setzte ein Boot aus, zu welchem die Männer des Schiffes ihre Zuflucht nahmen, die sich lieber dem Boote als dem lecken Schiffe überlassen wollten. Als ihnen aber alle auf dem Schiffe befindlichen Männer folgten, ungeachtet die ersteren sie mit bewaffneter Hand abhielten, liefen sie dem Tode gerade entgegen, welchem sie zu entfliehen glaubten; denn das Boot, unfähig eine solche Menge bei diesem Sturme auszuhalten, sank und alle kamen um das Leben.

Das lecke und beinahe wasservolle Schiff ward mit so gewaltiger Schnelligkeit auf eine Sandbank der Insel Majorca getrieben, weil niemand als Alatiel mit ihren Frauen sich darauf befand, die aus Furcht vor dem Wüthen des Meeres

halbtodt dalagen, daß es ungefähr einen Steinwurf vom Ufer gegen alle Unfälle des Meeres unbeweglich blieb.

Als bei Tagesanbruch das Ungewitter sich ein wenig legte, erhob die dem Tode nahe Dame ihr Haupt und begann, so schwach sie war, bald diesen, bald jenen ihrer Leute zu rufen; aber vergeblich, denn sie waren zu weit entfernt. Anfangs staunte sie; da aber weder jemand antwortete noch erschien, überfiel sie ein heftiger Schrecken, welcher sich noch mehrte, als sie die meisten ihrer Gesellschafterinnen bei der nach langem Rufen angestellten Untersuchung ohne Empfindung vor Herzensangst und Furcht getödtet fand. Ganz allein, ohne zu erkennen oder zu erfahren wo sie war, wußte sie in ihrer Noth keinen Rath, gab sich alle Mühe die noch Lebenden zum Aufstehn zu bringen und brach mit ihnen in die bittersten Thränen aus, da diese eben so wenig von den Männern wußten und sie das Schiff gestrandet und voller Wasser sahen.

Es war bereits in der neunten Stunde, ehe sie irgend jemanden am Ufer gewahr wurden, dessen Mitleid ihnen einige Hülfe hätte verschaffen können: als ungefähr ein Kavalier, Namens Pericon von Visaglia, auf der Rückkehr von einem seiner Güter mit vielen Bedienten vorbeiritt. Beim Erblicken des Schiffes errieth er beinahe dessen Schicksal und befahl einem seiner Leute unverzüglich sich demselben wo möglich zu nähern und ihn von den darauf befindlichen Gegenständen zu benachrichtigen. Mühsam stieg der Bediente hinan und fand die Dame mit ihrer kleinen Gesellschaft voll Furcht auf des Schiffes Vordertheil versteckt, die bei seinem Anblick ihn mit Thränen inständig um Erbarmen flehten und wegen Unterschied der Sprache durch Zeichen ihm ihr Unglück zu erkennen gaben.

Der Bediente beobachtete alles so gut er konnte und gab Pericon davon Nachricht. Dieser ließ sogleich die Frauen nebst den kostbarsten fortzubringenden Sachen an das Land und auf eines seiner Schlösser schaffen, um sie durch Unterhalt und Ruhe wieder zu beleben. Aus dem reichen Putze und aus der Ehre, welche die übrigen Frauen der Dame allein bezeigten, schloß er auf ihren vornehmen Stand. Obgleich bleich und verstellt durch die Ungemächlichkeiten des Meeres, verkannte Pericon die Schönheit ihrer Bildung nicht und faßte sogleich den Entschluß, sie zur Gemahlin zu nehmen, wenn sie unver=

heirathet wäre, oder, wenn er sie als Gattin nicht besitzen könnte, wenigstens als Freundin zu behalten.

Zwar kränkte es ihn, der ein ansehnlicher starker Mann war, nicht wenig, als er die Dame nach sorgfältiger Wartung von einigen Tagen völlig wiederhergestellt und ihre Schönheit über alles Lob erhaben fand, daß er mit ihr nicht sprechen und also ihren Stand nicht entdecken konnte; jedoch sparte er bei der Heftigkeit seiner Leidenschaft keine Mühe, durch einschmeichelnde und liebevolle Geberden sie zur ungeweigerten Erfüllung seiner Wünsche zu bringen; aber alles war umsonst. Je mehr sie indeß seinen vertrauten Umgang vermied, desto mehr entbrannte Pericons Leidenschaft.

Als die Dame dies merkte und aus ihrem bisherigen Aufenthalte und den Gebräuchen schloß, daß sie unter Christen und an einem Orte sei, wo ihre Entdeckung wenig helfen würde, wenn sie ihr auch möglich gewesen wäre, für die Länge der Zeit aber sich gegen die Gewalt oder Liebe des Pericon zu schwach fühlte: faßte sie großmüthig den Entschluß, ihr elendes Schicksal zu besiegen. Sie befahl ihren Frauen, deren Anzahl bis auf drei geschmolzen war, keinem Menschen ihren Stand zu entdecken ohne die gewisseste Hoffnung auf Befreiung, und ermahnte sie höchlich, ihre Keuschheit zu bewahren mit der Versicherung, daß sie selbst nie jemanden eine Vergünstigung gestatten würde, außer ihrem Gemahle. Die Frauen lobten ihren Vorsatz und versprachen, diese Befehle möglichst zu befolgen.

Pericons Leidenschaft wuchs täglich mehr, je öfter er den Gegenstand seiner Wünsche sich verweigert sah. Da Liebkosungen nichts ausrichteten, sann er auf List und Ränke und war entschlossen, am Ende Gewalt zu brauchen. Weil er einigemal den Geschmack der Dame am Wein bemerkt hatte, den sie nach ihren Gesetzen zu trinken nicht gewohnt war, hielt er diesen Diener der Venus für das beste Mittel zu ihrer Täuschung.

Mit verstellter Gleichgiltigkeit gegen ihren Widerwillen gab er unter dem Vorwande einer Feierlichkeit ein herrliches Mahl, welchem auch die Dame beiwohnte. Während mancherlei Vergnügungen verabredete er mit ihrem Bedienten, ihr eine Mischung von verschiedenen Weinen zu reichen, welches dieser auf das beste befolgte. Gelockt durch des Ge-

tränkes Lieblichkeit, genoß sie sorglos dessen mehr, als es ihrer Ehrbarkeit zuträglich war, überließ sich uneingedenk ihrer vormaligen Unfälle nur der Freude und fing durch das Beispiel einiger auf majorcanische Art tanzenden Frauen gereizt an, alexandrinisch zu tanzen.

Pericon glaubte sich bei diesem Anblick der Erfüllung seiner Wünsche nahe, ließ die Tafel mit Speisen und Getränken immer auffrischen und verlängerte sie bis in die späteste Nacht. Nach Entfernung der übrigen Gäste begleitete er die Dame in ihr Schlafzimmer, wo sie vom Weine berauscht unbekümmert um ihre Ehre sich ohne Zurückhaltung oder Scham in Pericons Gegenwart wie vor einer ihrer Frauen auszog und in das Bette begab. Er folgte ihr ohne Verzug, legte sich nach ausgelöschtem Lichte an ihre Seite, schloß sie in seine Arme und genoß ohne weiteren Widerstand die himmlische Wollust der Liebe.

Bisher unbekannt mit den Waffen der Männer bedauerte die Dame nach diesem Versuche, den Liebkosungen des Pericon so lange widerstanden zu haben, wartete künftig nicht mehr auf die Einladung zu so süßen Nächten, sondern bot sich oft selbst an, nicht mit Worten — denn diese verstand sie nicht — sondern durch Zeichen. Aber das Schicksal, neidisch über die frohen Tage des Pericon und der Dame und nicht zufrieden, diese von der Gemahlin eines Königs zur Buhlerin eines Kavaliers herabgesetzt zu haben, hatte ihr noch grausamere Verbindungen vorbehalten.

Pericon hatte einen Bruder von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, schön und blühend wie eine Rose, Marato genannt. Auf ihn machte Alatiel beim ersten Anblick den stärksten Eindruck, und auch er glaubte aus ihren Geberden auf ziemliche Gunst bei ihr schließen zu können, so daß nichts als Pericons beständige Wachsamkeit ihn an der Erreichung seiner Wünsche hinderte. Ein grausamer Entschluß entstand daher, dem bald eine boshafte Ausführung folgte.

Es lag eben im Hafen bei der Stadt ein mit Waaren nach Chiarenza in Romanien bestimmtes, zwei jungen Genuesern gehöriges Schiff, welches mit aufgespannten Segeln blos auf günstigen Wind wartete. Mit diesen verabredete Marato, ihn nebst der Dame in der folgenden Nacht aufzunehmen.

Beim Einbruch derselben begab er sich mit einigen seiner vertrautesten Gefährten heimlich nach Pericons Hause, der nichts dergleichen sich versah und verbarg sich selbst abgeredetermaßen in demselben. Nachdem ein Theil der Nacht verflossen, öffnete er seinen Gehilfen das Haus, ging mit ihnen nach Pericons Schlafzimmer, ermordete den Schlafenden, bemächtigte sich der aufgeweckten und weinenden Dame mit Bedrohung des Todes beim geringsten Lärmen und schaffte sie nebst dem größten Theile von Pericons Schätzen unbemerkt an das Meer. Hier stieg er mit ihr ohne Anstand in das Schiff, seine Gehilfen kehrten nach Hause und die Schiffsleute, welche soeben günstigen Wind bekommen hatten, lichteten die Anker.

Zwar empfand die Dame über ihr voriges und jetziges Schicksal die heftigste Betrübniß; aber Marato tröstete sie durch diejenigen Mittel, womit die Natur die Männer versah, so daß sie des Pericon vergaß und sich bald an ihn gewöhnte. Aber kaum schien sie zufrieden, als das durch die bisherigen Unfälle noch nicht besänftigte Schicksal ihr ein neues Unglück bereitete.

Ihre schon oft gerühmte außerordentliche Schönheit und ihr einnehmendes Betragen entzündete die beiden jungen Schiffsherren so sehr, daß sie unbekümmert um alles übrige blos sie zu bedienen und ihr zu gefallen suchten, jedoch Marato die Ursache davon sorgfältig verbargen. Als einer des andern Leidenschaft merkte, hielten sie eine geheime Unterredung und beschlossen, den Gegenstand ihrer Neigung gemeinschaftlich zu erwerben, gleich als ob man die Liebe wie die Waaren und den Gewinn theilen müßte. Doch weil Marato's wachsames Auge jede Absicht auf die Dame hinderte, so warfen sie ihn verabredetermaßen unversehens hinterrücks über Bord, als er eines Tages im schnellsten Laufe des Schiffes auf dessen Vordertheile stand und nach dem Meere sah, und fuhren weiter als eine Meile, ehe ihn jemand vermißte.

Bei dieser Nachricht brach die Dame über Marato's unwiederbringlichen Verlust in neue Klagen aus; aber die beiden Liebhaber fanden sich sogleich zu ihrer Tröstung ein und suchten sie, die nicht sowohl Marato's Verlust als ihr unseliges Geschick beweinte, mit süßen Worten und großen Versprechungen zu beruhigen, wovon sie doch wenig verstand.

Als sie nach vielem Zureden und wiederholtem Umgange die Dame ziemlich besänftigt zu haben glaubten, kam es nun unter ihnen zur Frage, welcher zuerst bei ihr schlafen sollte? Jeder verlangte den Vorzug, und da keiner nachgeben wollte, geriethen sie anfangs mit so harten Worten und heftigem Zanke zusammen, daß sie zuletzt im Zorne wüthend nach den Degen griffen, und da die auf dem Schiffe befindlichen Personen sie nicht trennen konnten, einander verschiedene Stiche versetzten, wovon der eine sogleich todt hinfiel, der andere aber an verschiedenen Theilen des Leibes tödtlich verwundet, sein Leben noch rettete.

Die Dame, welche nunmehr hülflos und verlassen dem Zorne der Anverwandten und Freunde der beiden Schiffsherren sich ausgesetzt sah, war äußerst niedergeschlagen; doch befreite das Zureden des Verwundeten und die baldige Ankunft in Chiarenza sie von der Furcht des Todes.

Hier stieg sie mit dem Verwundeten in einem Wirthshause ab. Der Ruf ihrer ungemeinen Schönheit verbreitete sich bald durch die ganze Stadt und kam bis zu den Ohren des Prinzen von Morea, der damals in Chiarenza sich aufhielt, daß er sie zu sehn wünschte. Er fand beim ersten Anblick ihre Reize weit über allen Ruf und verliebte sich so sehr in sie, daß er an weiter nichts denken konnte. Als er die Art hörte, wie sie hierher gekommen sei, hielt er die Erlangung ihres Besitzes für nicht unmöglich, gab sich deswegen alle Mühe, und die Eltern des Verwundeten, welche dies erfuhren, überschickten sie ihm ohne Anstand, worüber sowohl der Prinz als die Dame, die dadurch vielen Gefahren entgangen zu sein glaubte, sich ungemein freuten.

Der Prinz, welcher die Dame außer ihrer Schönheit mit königlichen Sitten geziert fand, ihren Stand aber nicht entdecken konnte, hielt sie wenigstens für eine adelige Person, verdoppelte daher seine Liebe und behandelte sie auf die anständigste Art, nicht wie seine Beischläferin, sondern wie seine Gemahlin.

In Rücksicht der vorherigen Unglücksfälle war ihr der gegenwärtige Zustand erträglich; ihre Zufriedenheit und Heiterkeit gaben ihrer Schönheit neue Blüthe, und sie schien beinahe das einzige Gespräch Romaniens geworden zu sein. Dies erregte bei dem Herzoge von Athen, einem jungen, schönen

und ansehnlichen Manne, einem Freunde und Verwandten des Prinzen, das Verlangen sie zu sehen; er ließ sich bei ihm zu einem Besuche melden, kam seiner Gewohnheit nach mit einem stattlichen, ansehnlichen und ehrwürdigen Gefolge nach Chiarenza und ward mit vieler Ehre und Feierlichkeit empfangen.

Nach einigen Tage fiel das Gespräch auch auf die Schönheit dieser Dame. Der Herzog fragte, ob sie denn wirklich so ein Wunder der Schönheit sei, als man sage? „Noch weit mehr!“ erwiderte der Prinz; „aber nicht meine Worte, sondern deine eigenen Augen sollen dich davon überzeugen.“

Auf Verlangen führte er ihn in ihre Behausung, wo sie mit vielem Anstande und Heiterkeit von ihr, die diesen Besuch bereits wußte, empfangen wurden. Sie mußte sich zwischen beiden niedersetzen, obgleich sie sich mit ihr der Sprache wegen wenig oder gar nicht unterhalten konnten; sie weideten sich beide an ihrer Schönheit, besonders aber der Herzog, dem es fast unbegreiflich schien, eine Sterbliche zu sehen. Aber unbemerkt sogen seine Augen aus ihrem Anblick bas Gift der Liebe und anstatt seiner Meinung nach an ihrer Bewunderung sich zu vergnügen, stürzte er sich in die größte Unruhe und ward sterblich in sie verliebt.

Als er nebst dem Prinzen die Dame verlassen und Zeit zum Nachdenken bekommen hatte, schätzte er diesen des Besitzes einer solchen Schönheit wegen für den glücklichsten Mann von der Welt und faßte, mehr für seine erhitzte Leidenschaft als für seine Ehre besorgt, nach langem Hin- und Herdenken den Entschluß, ihm dies Glück zu rauben, es koste auch was es wolle und sich dessen Genuß zu verschaffen. Voll Ungeduld nach dem Ziele seiner Wünsche vergaß er Vernunft und Recht und überließ sich dem Zauber seiner Gedanken.

Seinem boshaften Plane zu Folge hielt er eines Tages durch Vermittelung eines vertrauten prinzlichen Kammerdieners Namens Curiaci alle seine Pferde und Sachen zur Abreise bereit und ward von diesem in der folgenden Nacht nebst noch einem Gefährten bewaffnet in des Prinzen Schlafzimmer gebracht. Er fand diesen der großen Hitze wegen ganz entblößt, um frische Luft zu schöpfen am Fenster, das Gesicht nach dem Meere gekehrt, die Dame aber schlafend. Leise schlich er sich nach nöthiger seinem Gehülfen gegebener An-

weisung durch das Zimmer an das Fenster, stieß dem Prinzen ein Schwert bis an's Heft durch den Leib und warf ihn sogleich zu dem Fenster hinaus. Weil das Schloß sehr hoch und nach dem Meere zu lag, das Fenster aber, an welchem der Prinz gestanden hatte, nach einigen durch die Gewalt des Meeres zerfallenen Hütten ging, wo selten oder nie ein Mensch hinzukommen pflegte, konnte dieser Mord, wie er wohl wußte, nicht so leicht bemerkt werden.

Sobald der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen war, warf er dem Curiaci unter dem Scheine einer Liebkosung den deshalb mitgebrachten Strick plötzlich um den Hals, zog ihn zusammen, daß er nicht den geringsten Lärm machen konnte, erwürgte ihn mit Hülfe des dazu gekommenen Herzogs und warfen ihn dem Prinzen nach.

Ueberzeugt weder von der Dame, noch von sonst jemanden bemerkt worden zu sein, nahm der Herzog hierauf ein Licht, ging damit zum Bett der festschlafenden Dame, entblößte sie behutsam, betrachtete sie und fand alles bewunderungswürdig an ihr. Hatte sie ihm schon gekleidet gefallen, so gefiel sie ihm nackend über alle Maßen. Von der heftigsten Leidenschaft brennend, legte er sich unerschrocken durch die erst begangene Schandthat mit noch blutigen Händen zu ihr, die voll Schlaf ihn für die Person des Prinzen hielt.

Nach einigem Genusse unaussprechlicher Wonne stand er auf, ließ die Dame von etlichen seiner herbeigerufenen Leute, so daß sie keinen Lärm machen konnte, durch die heimliche Thür, wo er hereingekommen, auf ein Pferd setzen und eilte in aller Stille mit seinem Gefolge nach Athen. Weil er aber eine Gemahlin hatte, brachte er die äußerst betrübte Dame nicht nach Athen, sondern auf eins seiner schönsten nicht weit von der Stadt nach dem Meere zu gelegenen Landgüter, wo er sie im Geheimen auf das anständigste unterhalten und mit allem Nöthigen versorgen ließ.

Den andern Morgen erwarteten die Hofleute bis neun Uhr das Aufstehen des Prinzen. Da sie aber nichts hörten, öffneten sie endlich die verschlossene Thüre des Zimmers mit Gewalt und bildeten sich ein, als sie niemanden darinnen fanden, er habe sich heimlich mit seiner Schönen zum Vergnügen auf einige Tage irgend wohin begeben und waren außer Sorgen.

Zufälligerweise ging den Tag darauf ein Wahnsinniger in jene Ruinen, wo die Körper des Fürsten und des Curiaci lagen, zog diesen beim Stricke heraus und schleppte ihn hinter sich her, welcher zu nicht geringer Verwunderung von vielen erkannt ward. Durch Zureden bewogen sie diesen Menschen, sie an den Ort zu führen, wo er den Körper herausgezogen, und fanden daselbst auch zum größten Leidwesen der ganzen Stadt den Leichnam des Fürsten, den sie mit vielen Ehrenbezeugungen begruben. Da man bei Nachspürung des Thäters einer solchen Grausamkeit den Herzog von Athen vermißte und seine heimliche Abreise erfuhr, fiel der Verdacht und die Vermuthung sogleich auf ihn, daß er die Dame entführt habe.

Ohne Anstand setzten sie einen Bruder des Ermordeten auf den Thron und forderten von ihm Rache. Durch so mancherlei Umstände von der Gewißheit ihrer Vermuthung überzeugt, bot er sofort seine Freunde, Anverwandten und Vasallen aller Orten auf, sammelte ein ansehnliches, zahlreiches und tapferes Heer und ging damit gerade auf den Herzog los.

Auch dieser rüstete sich mit aller Macht zur Gegenwehr, als er es erfuhr und erhielt die Hülfe vieler Fürsten, worunter sich auch der Sohn des Kaisers zu Konstantinopel, Konstantin, und sein Enkel Emanuel mit einer schönen und starken Mannschaft befanden. Diese empfing der Herzog, besonders aber seine Gemahlin, Konstantins Schwester, mit vieler Achtung.

Als die Sache täglich mehr zum Kriege sich anließ, fand die Herzogin Gelegenheit, diese beiden zu sich kommen zu lassen, erzählte ihnen mit Thränen ausführlich die ganze Begebenheit und die Veranlassung des Krieges, beklagte sich über den vom Herzoge dieser Frau wegen, die er ihrer Vermuthung nach heimlich unterhielte, zu erduldenden Schimpf und bat, sie möchten zur Ehre des Herzogs und zu ihrem Troste die schicklichsten Maßregeln ergreifen. Schon bekannt mit diesen Umständen suchten sie die Herzogin ohne viele Fragen zu trösten, machten ihr die beste Hoffnung und beurlaubten sich, nachdem sie den Aufenthalt der Dame erfahren hatten.

Das viele Rühmen, welches man von dieser bewunderns-würdigen Schönheit machte, erregte ihre Neugier sie zu sehen, und sie baten daher den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Unein-

gedenk dessen, was ihm selbst beim Anblick derselben begegnet war, versprach er es, ließ auf dem Wohnsitze der Dame im Garten ein herrliches Frühstück bereiten und führte sie den andern Morgen mit einigem Gefolge dahin.

Konstantin, der neben ihr saß, betrachtete sie mit Verwunderung, glaubte etwas so schönes noch nie gesehen zu haben und verargte es weder dem Herzog noch jedem andern um ihres Besitzes willen Verrätherei oder andere unerlaubte Handlungen zu begehen. Je öfter er sie ansah, desto mehr gefiel sie ihm, und es ging ihm wie dem Herzog.

Von Liebe gegen sie entflammt, verließ er sie, keineswegs mehr auf den Krieg, sondern nur darauf bedacht, wie er sie dem Herzog am besten entführen könnte, ohne daß jemand seine Neigung merkte. Während dieser heftigen Leidenschaft nahte die Zeit zum Aufbruche gegen den Fürsten heran, welcher sich bereits dem Gebiete des Herzogs näherte. Der Herzog und Konstantin rückten daher sammt allen übrigen den ertheilten Befehlen zu Folge aus Athen, um des Feindes weiterem Vordringen ein Ziel zu setzen. Konstantin, dessen Sinn und Gedanken nur auf die Dame gingen und der bei jetziger Abwesenheit des Herzogs die bequemste Gelegenheit zur Erreichung seiner Wünsche zu haben glaubte, schützte nach einigen Tagen eine Unpäßlichkeit vor, um seiner Rückreise einen Anschein zu geben, übertrug mit Genehmigung des Herzogs sein Kommando dem Emanuel und kehrte zu seiner Schwester nach Athen zurück.

Eines Tages brachte er sie im Gespräche auf die Beleidigungen, welche sie vom Herzog der von ihm unterhaltenen Dame wegen erdulden müßte und versprach mit ihrer Einwilligung sie durch Entfernung dieser Dame davon zu befreien. Die Herzogin, welche Konstantins Anerbieten der Liebe zu ihr und nicht zur Dame zuschrieb, bedung sich dies blos aus, daß ihr Gemahl von ihrer Beistimmung nie etwas erführe und stellte dann dem Gutbefinden des Konstantin die Ausführung seines Vorhabens anheim.

Konstantin ließ heimlich ein leichtes Fahrzeug zurichten und schickte solches, nachdem er seine darauf befindlichen Leute mit hinlänglichen Befehlen versehen, eines Abends in die Nähe des Gartens, wo die Dame sich aufhielt; er selbst begab sich mit dem übrigen Gefolge zu ihr in den Palast, wo jedermann

ihn mit Freuden empfing. Auf seine Veranlassung ging die Dame, von ihren und seinen Leuten begleitet, mit ihm im Garten spazieren. Unter dem Vorwande einer wegen des Herzogs mit ihr zu pflegenden Unterredung führte er sie nach einer gegen das Meer gehenden von einem seiner Leute bereits geöffneten Thüre, gab das Zeichen zur Annäherung des Fahrzeugs, ließ sie plötzlich ergreifen und hineinschaffen, wandte sich dann drohend zu ihren Bedienten und sprach: „Keiner rege sich, oder rede ein Wort, will er nicht augenblicklich des Todes sein! meine Absicht ist nicht, dem Herzoge die Dame zu entführen, sondern nur diesen meine Schwester beschimpfenden Gegenstand zu entfernen.“ Keiner wagte zu antworten. Konstantin bestieg daher mit seinem Gefolge das Fahrzeug, setzte sich zur weinenden Dame und ließ mit vollen Rudern abfahren.

Flugschnell kamen sie bei Anbruch des andern Tages nach Egina und langten, nachdem sie hier einige Ruhe und Konstantin die Vergnügungen der Liebe mit der ihre unglückliche Schönheit beweinenden Dame genossen, in kurzem zu Chio an. Aus Furcht vor den Vorwürfen seines Vaters und aus Besorgniß, seinen Raub wieder zu verlieren, hielt er diesen Ort für den sichersten Wohnsitz, wo die Schöne zwar etliche Tage ihr Unglück beklagte, durch Konstantins wiederholte Tröstungen aber endlich die Fügungen des Schicksals sich gefallen ließ.

Hier traf es sich, daß Osbech, damaliger König der Türken, der zur nämlichen Zeit in beständigem Kriege mit dem Kaiser lebte, nach Smyrna kam. Als er hörte, daß Konstantin mit einem entführten Weibe zu Chio sorglos schwelge, ging er in der Nacht mit etlichen bewaffneten Fahrzeugen dahin, bestieg mit seinen Leuten heimlich das Schloß, nahm, ehe man die feindliche Absicht merkte, die meisten in den Betten gefangen, brachte die, welche zu den Waffen griffen um, brannte das Schloß nieder und kehrte mit Beute und Gefangenen wieder nach Smyrna.

Nach seiner glücklichen Ankunft fand der junge Osbech bei Untersuchung der Beute zu seiner größten Freude auch die schöne Dame, welche er schlafend von Konstantins Seite aus dem Bette genommen hatte, erklärte sie sogleich zu seiner Gemahlin, vollzog das Beilager und lebte mit ihr in Smyrna etliche Monate ruhig und zufrieden.

Bereits vor diesem Ereignisse hatte der Kaiser mit Bassano,

dem Könige in Cappadocien, Unterhandlungen gepflogen, den Osbech auf der andern Seite anzugreifen, während er ihn auf der einen selbst bekriegte, jedoch der von Bassano gemachten unannehmlichen Bedingungen wegen nicht einig mit ihm werden können. Als er aber das Schicksal seines Sohnes erfuhr, willigte er voll Betrübniß ohne Verzug in das Verlangen des Königs, feuerte ihn möglichst zum Angriff gegen Osbech an und rüstete sich selbst, um ihm in den Rücken zu fallen.

Osbech übergab, als er dies hörte, seine Schöne der Aufsicht eines getreuen Dieners und Freundes, versammelte sein Heer und ging auf den König von Cappadocien los, um von diesen beiden mächtigen Feinden nicht eingeschlossen zu werden. Nachdem sie eine Zeit lang gegen einander im Felde gestanden, kam es zur Schlacht; Osblech blieb, seine Armee ward geschlagen und zerstreut, und Bassano ging siegreich ungehindert nach Smyrna, wo sich alles dem Sieger unterwarf.

Auch Osbechs Vertrauter, Antiochus genannt, der die Aufsicht über die Dame erhalten hatte, ward in diese Schöne verliebt, ungeachtet seiner Jahre und uneingedenk der seinem Herrn und Freunde schuldigen Treue, und fand um so mehr Eingang, da er ihre Sprache verstand, und sie seit mehreren Jahren wie taubstumm hatte leben müssen, ohne jemanden zu verstehen oder verstanden zu werden. In wenig Tagen verleitete ihn die Liebe zu Freiheiten, die bald einen nicht blos freundschaftlichen, sondern verliebten Umgang bewirkten und sie zu beider Entzücken auf das innigste verbanden, unbekümmert um ihren Herrn.

Bei der Nachricht von Osbechs Niederlage und Tode und von Bassano's Ankunft und Entschluß alles zu plündern, hielten sie es für rathsamer ihn nicht zu erwarten, sondern flüchteten mit einem großen Theile von Osbechs Schätzen heimlich nach Rhodus, wo Antiochus nach einem kurzen Aufenthalte tödtlich erkrankte.

Als er die Annäherung seines Todes merkte, entschloß er sich, sein Vermögen und seine angebetete Schöne seinem besten und vertrautesten Freunde, einem cyprischen Kaufmann, zu übertragen, ließ daher beide zu sich kommen und sprach: „Ich fühle mein unaufhaltsam herannahendes Ende. So sehr mich dies bekümmert, weil ich eben jetzt mein Leben recht zu genießen anfing, so ruhig sterbe ich doch, wenn es einmal sein

muß, da es in den Armen zweier über alles in der Welt mir theuern Personen geschieht: in den deinigen, liebster Freund, und in denen dieser Dame, welche ich seit ihrer Bekanntschaft mehr als mich selbst geliebt habe. Zwar geht es mir allerdings nahe, dieselbe hier fremd, hülf- und rathlos nach meinem Tode zu wissen; aber ohne dich würde ich noch weit besorgter sein; denn ich glaube, du wirst meinetwegen ebenso für sie als für mich selbst sorgen. Daher bitte ich so viel ich kann, dir auf meinen Todesfall mein Vermögen und sie empfohlen sein zu lassen und mit beiden so umzugehn, wie du es zur Ruhe meiner Seele erforderlich finden wirst. Dich aber, meine Geliebte, beschwöre ich, mich nach meinem Tode nicht zu vergessen, um mir dort mit der Hoffnung schmeicheln zu können, hier von dem schönsten Weibe, welches die Natur je schuf, geliebt zu werden. Gebt ihr mir in diesen Stücken eine überzeugende Hoffnung, so werde ich ohne Zweifel getröstet von hinnen scheiden."

Mit Thränen hörten beide diese Rede an und trösteten ihn als er schwieg mit der festen Zusicherung, sein Verlangen zu erfüllen, wenn er ja sterben sollte. Kurz darauf verschied er und ward von ihnen anständig begraben.

Nach einigen Tagen veräußerte der cyprische Kaufmann alle seine Habseligkeiten in Rhodus, um mit einem dort befindlichen catalonischen Schiffe nach Cypern zurückzukehren. Die Dame, als er ihr sein Vorhaben entdeckte und ihren Entschluß verlangte, erklärte, ihn mit seiner Erlaubniß zu begleiten, weil sie hoffte, er werde aus Freundschaft für den Antiochus sie wie eine Schwester ansehen und behandeln. Der Kaufmann versicherte, daß er es mit Vergnügen thun und sie aus Vorsorge gegen alle Unannehmlichkeiten auf der Reise für seine Gattin ausgeben wollte.

Man räumte ihnen im Vordertheile des Schiffs ein Kämmerchen ein, wo sie sich mit einander in ein Bett legten, um in ihren Handlungen und Worten keine Widersprüche zu zeigen. So geschah es aber, was keins von beiden bei der Abreise von Rhodus gedacht, daß sie durch die vielvermögende Dunkelheit, Gelegenheit und Wärme des Bettes angelockt, die Freundschaft und Liebe des verstorbenen Antiochus vergaßen, von gleichen Begierden hingerissen, sich der Wollust überließen und ehe sie nach Basso, der Heimath des Cypriers, kamen, die engste

Verwandtschaft errichteten; hier blieb sie eine Zeit lang bei diesem Kaufmann.

Von ungefähr kam ein Cavalier Namens Anthigono, ein Mann in hohen Jahren, von vielem Verstande, aber wenig Vermögen in seinen Angelegenheiten nach Basso. Weil er sich in zu viele Händel mischte, war ihm das Glück in den Diensten des Königs von Cypern entgegen gewesen. Als einst der cyprische Kaufmann eben mit Waaren eine Reise nach Armenien unternommen hatte, ging Anthigono vor der Wohnung dieser Dame vorbei, die zufälligerweise am Fenster stand, staunte ihre Schönheit an, glaubte sie sonst schon gesehen zu haben und konnte sich doch nicht auf den Ort besinnen.

Die Dame, welche lange genug vom Schicksale gemißhandelt dem Ende ihrer Leiden sich näherte, erinnerte sich sogleich dessen, als sie Anthigono sah, und des Ansehens, in welchem er bei ihrem Vater in Alexandrien gestanden hatte. Plötzlich lebte in ihr die Hoffnung auf, durch seinen Rath vielleicht wieder zum königlichen Stande zu gelangen; sie ließ ihn geschwind rufen, weil der Kaufmann nicht zu Hause war und fragte ihn schüchtern, ob er nicht, wie es ihr schiene, Anthigono von Famaugusta wäre?

„Ja“, antwortete Anthigono, „auch ich soll euch kennen und gesehen haben, Madame, weiß aber nicht wo; ist es euch daher nicht zuwider, so bitte ich meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen.“

Vergewissert von seiner Person fiel sie ihm mit Thränen um den Hals und fragte ihn, der sich nicht wenig wunderte, ob er sie nie in Alexandrien gesehen hätte? Alsbald erkannte er Alatiel, die vermeintlich im Meere ertrunkene Tochter des Sultans, und wollte ihr die schuldige Ehrerbietung erweisen; doch gab sie es nicht zu, sondern bat ihn, sich neben ihr niederzulassen. Mit Achtung fragte Anthigono hierauf, wie, wenn und woher sie an diesen Ort gekommen sei, indem ganz Egypten sie vor vielen Jahren wirklich im Meere ertrunken geglaubt habe?

„Dies hätte ich lieber gewünscht“, entgegnete sie, „als jenes elende Leben zu führen und mein Vater wird, glaube ich, wenn er mein Schicksal erfährt, es nicht minder wünschen.“ Nach diesen Worten zerfloß sie von neuem in Thränen.

„Verzweifelt nicht vor der Zeit, Madame“, erwiderte Anthigono. „Erzählt mir, wenn es euch gefällt, eure Zufälle und

euern Lebenswandel; vielleicht können wir mit Gottes Hülfe der Sache eine glückliche Wendung geben."

„Anthigono", anwortete die Dame, „ich glaubte in dir meinen Vater zu erblicken, und aus der ihm schuldigen Liebe und Zärtlichkeit entdeckte ich mich dir, da ich sonst wohl hätte verborgen bleiben können. Wenig Personen würden mir so viel Freude gemacht haben, als dein Anblick; daher will ich dir wie meinem Vater das offenbaren, was ich von meinem traurigen Schicksale stets verborgen gehalten habe. Findest du darin eine Möglichkeit, mich in meine vorigen Umstände zu versetzen, so bitte ich dich es zu thun; wo nicht, so entdecke wenigstens nie jemanden mich gesehn oder von mir gehört zu haben." Nach ununterbrochenen Thränen erzählte sie ihm hierauf alle ihre Schicksale, von dem Schiffbruche bei Majorca an bis auf diesen Augenblick.

Selbst Anthigono vergoß dabei Thränen des Mitleids. „Madame", sprach er nach einigem Nachdenken, „da bei diesen Unfällen euer Stand verborgen geblieben ist, so hoffe ich euch nicht nur euerm Vater, sondern auch dem Könige von Algarve als Gemahlin zu größerer Freude als jemals zu überbringen." Auf Verlangen entdeckte er ihr seinen ganzen Plan und begab sich augenblicklich nach Famaugusta zum Könige, um durch Verzug keinen neuen Anfall zu veranlassen. „Mein Beherrscher", sprach er, „es steht bei euch eine Handlung zu unternehmen, die euch vielen Ruhm verschaffen und zugleich, ohne große Kosten, meiner Armuth aufhelfen kann."

„Und wie das?" fragte der König.

„Es ist", war Anthigono's Antwort, „die schöne dem Gerüchte nach längst ertrunkene Tochter des Sultans in Baffo angekommen und befindet sich nach vielen großen, ihrer Ehre wegen ausgestandenen Gefahren jetzt in armseligen Verhältnissen und wünscht zu ihrem Vater zurückzukehren. Der Entschluß, sie ihm unter meiner Aufsicht zuzuschicken, würde euch eben so viel Ehre als mir Nutzen bringen, weil dieser Dienst, wie ich glaube, dem Sultan unvergeßlich bliebe."

Voll königlichen Gefühls versprach er es ihm sogleich, ließ sie auf das anständigste abholen und nach Famaugusta bringen, wo sie vom Könige und seiner Gemahlin mit unbeschreiblicher Freude und größter Ehre empfangen ward und

ihnen nach des Anthigono Unterricht alle ihre Begebenheiten erzählte.

Einige Tage darauf schickte der König sie auf ihr Verlangen mit einer ansehnlichen und ehrwürdigen Begleitung von Männern und Frauen unter Anthigono's Aufsicht dem Sultan zu und es ist gar keine Frage, ob sie sowie Anthigono und seine ganze Gesellschaft mit Freuden aufgenommen worden. Nach genossener Ruhe war der Sultan begierig zu wissen, wie sie ihr Leben gerettet und wo sie so lange sich aufgehalten, ohne je von ihren Verhältnissen etwas erfahren zu haben.

Die Dame, welche den Unterricht des Anthigono vollkommen inne hatte, fing daher also an: „Mein Vater! ungefähr den zwanzigsten Tag nach meiner Abreise ward unser Schiff in einer Nacht leck und gegen eine Küste im Westen nahe bei einem Ort getrieben, der „Aiques Mortes“ genannt wird. Das Schicksal der darauf befindlichen Männer habe ich nie erfahren. Bei Tages Anbruch fanden sich die Bauern, welche das gestrandete Schiff bemerkt hatten, aus der ganzen Umgegend ein, um es zu plündern und brachten mich nebst zweien meiner Damen ans Ufer; soviel ich mich damals erinnerte, als ich wieder zu mir kam, wurden diese von den jungen Leuten eine hier, die andere dorthin weggeführt, so daß ich nie wieder etwas von ihnen gehört habe. Auch mich schleppten zwei dieser Burschen bei meinen geflochtenen Haaren weinend einem dichten Walde zu, als ungefähr vier Personen geritten kamen, bei deren Anblick sie von mir abließen und die Flucht ergriffen. Diese dem Ansehn nach ehrwürdigen Männer eilten zu mir, fragten eben so viel als ich ihnen sagte, ohne daß eins den andern verstand. Nach langen Berathungen setzten sie mich auf eines ihrer Pferde und brachten mich in ein den Grundsätzen ihrer Religion gemäß eingerichtetes Nonnenkloster, wo ich, was sie auch sagen mochten, von allen liebreich aufgenommen und jederzeit geehrt wurde, auch nachher wie die übrigen Frauenzimmer mit vieler Andacht dem heiligen Crescentius, dem Liebling der Weiber dieses Landes, diente. Als ich in einiger Zeit ihrer Sprache ein wenig kundig ward und sie nach meinem Stande und Geburtsorte fragten, gab ich mich in Rücksicht meines Aufenthalts und aus Besorgniß, durch Geständniß der Wahrheit von ihnen als eine Feindin ihrer Gesetze verstoßen zu werden, für die Tochter

eines angesehenen cyprischen Kavaliers aus, welche auf der Reise zu ihrem Gemahl nach Kreta das Unglück gehabt hätte, verschlagen zu werden und beobachtete auch oft aus Furcht größerer Gefahren ihre Gebräuche. Die älteste dieser Frauen, welche sie Aebtissin nannten, fragte zuweilen, ob ich nicht Lust habe nach Cypern zurückzukehren, und ich gab ihr meine heftigsten Wünsche darnach zu erkennen; doch aus Besorgniß für meine Ehre wollte sie mich niemanden anvertrauen, bis vor ungefähr zwei Monaten etliche brave Männer aus Frankreich mit ihren Gemahlinnen hinkamen, worunter ein Anverwandter der Aebtissin war. Diesen empfahl sie mich, als sie ihr Vorhaben erfuhr nach Jerusalem zu reisen, zu dem Grabe, worein die Juden den Herrn der Christen, nachdem sie ihn umgebracht, gelegt haben sollen, mit der Bitte, mich nach Cypern zu meinem Vater zu bringen. Durch Erwähnung der Achtung und Freude, womit die Gesellschaft mich aufnahm, will ich die Erzählung nicht verlängern. Wenige Tage nach unserer Abreise landeten wir in Baffo, wo ich unbekannt und unbekümmert um einen Vorwand gegen den Kavalier, der dem Verlangen jener verehrungswürdigen Dame gemäß mich meinen Eltern übergeben sollte, durch das mitleidsvolle Geschick Gottes den Anthigono im Augenblicke unserer Landung am Ufer erblickte. Sogleich rief und bat ich ihn in unserer Sprache, um von den andern nicht verstanden zu werden, mich als seine Tochter aufzunehmen. Er verstand mich alsbald, bezeigte mir eine große Freude, that der Gesellschaft alle bei seinem armseligen Zustande mögliche Ehre an und brachte mich zum Könige von Cypern, dessen ehrerbietige und gütige Aufnahme und Sendung an euch ich nie genug rühmen kann. Was ich in meiner Erzählung etwa übergangen habe, mag Anthigono hinzufügen, der mein Schicksal oft mit angehört hat."

„Mein Beherrscher", wandte Anthigono sich hierauf zum Sultan, „ich vermisse darin nichts von dem, was sie und ihre Reisegefährten, die Kavaliere und Damen, mir mehr als einmal erzählt haben. Freilich ziemte es ihr nicht, ihres mit den Nonnen geführten ehrbaren Lebens, ihrer Tugend, ihrer löblichen Sitten und der Thränen und Klagen ihrer Gefährten beim Abschiede zu gedenken, zu deren ausführlicher Schilderung der heutige Tag ja die ganze folgende Nacht nicht hinreichen würden. Es genügt mir daher nach dem, was ich gesehen und

gehört habe, euch zu versichern, daß ihr die schönste, ehrbarste und tugendhafteste Tochter unter allen gekrönten Häuptern zu haben euch rühmen könnt.

Voll unaussprechlicher Freude bat der Sultan Gott oft um die Gnade allen, besonders aber dem Könige von Cypern, die seiner Tochter erwiesene Ehre würdig zu vergelten, entließ den Anthigono mit ansehnlichen Geschenken wieder nach Cypern, und bezeugte dem Könige durch Schreiben und durch eine besondere Gesandtschaft den größten Dank.

Nunmehr wünschte er nichts, als die Vermählung seiner Tochter mit dem Könige von Algarve zu vollziehen, gab ihm daher vor allem Nachricht und stellte es ihm frei, sie abholen zu lassen. Er that es auf eine sehr anständige Art und empfing sie mit Entzücken. Ungeachtet sie bei acht Männern an zehntausendmal geschlafen hatte, glaubte er doch ihrem Vorgeben nach eine Jungfer an seine Seite zu bekommen und durchlebte viele Jahre glücklich mit ihr als Königin. Daher sagt man:

„Neumond und geküßter Mund,
Sind gleich wieder frisch und gesund!"

Achte Erzählung.

Der Graf von Angers.

Kaum war das römische Kaiserthum an die Deutschen übergegangen, als gewaltige Fehden und heftige ununterbrochene Kriege beide Nationen entzweiten. Sowohl zur Landesvertheidigung als zum Angriffe rüstete daher der König von Frankreich nebst seinem Sohne durch die mächtige Unterstützung des Reiches, ihrer Freunde und Anverwandten ein zahlreiches Heer aus und zogen damit gegen ihre Feinde. Um aber das Königreich nicht ohne Regiment zu verlassen, übertrugen sie vor dem Abmarsche ihrem treusten Freunde und Diener, dem Grafen Walther von Angers, den sie als einen angesehenen und einsichtsvollen Mann kannten und ungeachtet seiner Kriegskenntnisse ihn für geschickter zum Hofleben, als zu den An-

strengungen des Krieges hielten, als General-Statthalter von Frankreich die ganze Regierung.

Er trat sein Amt mit aller Klugheit und Sorgfalt an und zog bei jedem Geschäfte die Königin und ihre Schwiegertochter zu Rathe, die er doch mehr als seine Beherrscherinnen verehrte obgleich sie seiner Aufsicht und Gewalt untergeben waren.

Walther, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, war einer der schönsten Kavaliere seiner Zeit, einnehmend, artig, witzig, zärtlich und geschmackvoll in der Kleidung. Bei den öftern Zusammenkünften und Unterredungen mit den beiden Fürstinnen über Staatsangelegenheiten zog er die Aufmerksamkeit der Gemahlin des Kronprinzen dergestalt auf sich, daß sie hingerissen durch seine Person und sein Betragen unbemerkt von den heftigsten Leidenschaften gegen ihn entbrannte. In Betracht ihrer Munterkeit und Jugend und des Verlustes seiner Gattin, die ihm nur einen Sohn und eine Tochter von zarten Jahren hinterlassen, glaubte sie, der Erreichung ihrer Wünsche nichts als die Schamhaftigkeit des Geständnisses im Wege zu finden, die sie endlich auch zu überwinden sich entschloß.

Unter dem Vorwande einer Unterredung in Geschäften, ergriff sie die Gelegenheit ihn rufen zu lassen, als sie einst allein war. Der Graf, dessen Gesinnungen von den ihrigen weit entfernt waren, erschien sogleich, setzte sich auf ihren Befehl neben ihr ganz allein auf einem Ruhebette im Zimmer nieder und fragte bereits zum zweiten Male nach der Ursache seiner Berufung, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich siegte die Liebe, und die Fürstin fing schamroth und beinahe weinend, zitternd und mit abgebrochenen Worten also an: „Theuerster Freund! ihr seid zu einsichtsvoll, als daß ihr nicht die bald stärkere, bald schwächere Gebrechlichkeit der Männer und Frauen kennen solltet. Billig muß in deren Rücksicht ein gewissenhafter Richter bei den nämlichen Verbrechen, aber bei verschiedenen Verhältnissen nicht immer einerlei Strafe erkennen. Wer wird arme zum Lebensunterhalte arbeitende Personen, wenn sie den Lockungen der Liebe Gehör geben, nicht ahndungswerther finden, als eine reiche, müßige und mit allem nach Wunsche versehene Dame? Noch mehr ist diese Dame zu entschuldigen, wenn sie einen klugen und tugendhaften Liebhaber gewählt hat. Sollten daher alle diese und mehrere andere bei mir zusammentreffende Umstände, überdies meine Jugend und die Abwesenheit meines

Gemahls nicht auch eine solche Leidenschaft entschuldigen und in euern Augen zu meinem Vortheil entscheiden? Bewirken sie bei euch das, was sie bei einsichtsvollen Männern bewirken würden, so werdet ihr mir euern Beistand mit Rath und That in meinem Anliegen nicht versagen. Bei der Entfernung meines Gemahls konnte ich den Regungen des Fleisches und der Macht der Liebe, deren Gewalt die tapfersten Männer geschweige denn gebrechliche Weiber unterliegen müssen, nicht länger widerstehen, ließ mich bei meiner euch bekannten Gemächlichkeit von den Reizungen der Liebe hinreißen und ward verliebt. Zwar verkenne ich die Vorwürfe nicht, denen ich mich bei Entdeckung meiner Liebe aussetze; ich finde aber auch in ihr nicht die mindeste Unanständigkeit, wenn sie verschwiegen bleibt. Doch hat die Heftigkeit meiner Leidenschaft mich keineswegs verblendet, sondern mir vielmehr einen meiner Person würdigen Liebhaber gezeigt — euch, den schönsten, artigsten angenehmsten und einsichtsvollsten Kavalier von ganz Frankreich, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht. Ich bin so gut als ohne Gemahl, ihr seid ohne Gattin. Um der zu euch tragenden Liebe willen beschwöre ich euch mir die eurige nicht zu versagen. Habt Mitleid mit meiner Jugend, die wie ein Eiszapfen vom Feuer euretwegen verzehrt wird." Ein Sturm von Thränen unterbrach ihre Worte; sie schlug ihre weinenden Augen nieder und ließ ihr Haupt wie ohnmächtig in den Schooß des Grafen sinken.

Der gewissenhafte Graf verwies ihr diese thörichte Liebe mit den bittersten Vorwürfen, stieß sie mit Gewalt zurück, als sie sich um seinen Hals werfen wollte und schwur ihr, sich eher viertheilen zu lassen, als in ein solches Verbrechen wider die Ehre seines Monarchen bei ihr oder irgend einer anderen Person zu willigen.

Plötzlich verwandelte die Dame, als sie dies hörte, ihre Liebe in den heftigsten Zorn. „Nichtswürdiger!" rief sie, „also verschmähst du meine Liebe? ha! Gott lasse mich nicht eher rasten, bis ich dich, der du mich wolltest sterben lassen, todt und gar aus der Welt weiß." Sogleich fuhr sie mit den Händen in die Haare, zerstreute sie, riß ihr Gewand vom Busen und fing gewaltig an zu schreien: „Hülfe! Hülfe! der Graf von Angers will mir Gewalt anthun!"

Bei diesem Anblick verließ der Graf, mehr aus Furcht

vor dem Hofneide, als vor seinem Gewissen und in der Besorgniß, daß man der Bosheit der Fürstin mehr als seiner Unschuld glauben möchte, augenblicklich Zimmer und Palast, eilte nach Hause, setzte sich ohne langes Besinnen mit seinen beiden Kindern zu Pferde und flüchtete mit ihnen in größter Geschwindigkeit nach Calais.

Auf das Geschrei der Fürstin eilten viele herzu, welche, als sie dieselbe sahen und die Ursache ihres Schreiens vernahmen, nicht nur ihren Worten glaubten, sondern auch dieser Absicht das bisherige artige und einnehmende Betragen des Grafen zuschrieben. Wüthend liefen sie nach seinem Hause, um ihn zu verhaften; plünderten alles aus und rissen es bis auf den Grund nieder, als sie ihn nicht fanden.

Die verunstaltete Nachricht hiervon kam bald bis ins Lager und zu den Ohren des Königs und seines Prinzen, die voll Bestürzung den Grafen und seine Nachkommen zur ewigen Verbannung verdammten und dem eine große Belohnung versprachen, welcher ihn lebend oder todt bringen würde.

Bekümmert, daß er seine Unschuld durch die Flucht verdächtig gemacht, kam der Graf, ohne sich zu erkennen zu geben oder erkannt zu werden mit seinen beiden Kindern nach Calais, ließ sich sogleich übersetzen und ging in ärmlicher Kleidung nach London. Vorher aber gab er seinen Kindern den nöthigen Unterricht und ermahnte sie vorzüglich den elenden Zustand geduldig zu ertragen, in welchen das Schicksal sie ohne ihre Schuld mit ihm versetzt habe, und so lieb ihnen ihr Leben, sich vor Entdeckung ihres Geburtsortes und ihres Namens sorgfältig zu hüten. Der Sohn Namens Ludwig war ungefähr neun und die Tochter, Violante genannt, etwa sieben Jahre alt. Sie merkten bei dem zarten Alter den Bescheid ihres Vaters so gut als möglich und befolgten ihn in ihrem Betragen. Zur weiteren Sicherheit hielt er es für gut, ihre Namen zu ändern und hieß den Knaben Perotto, die Tochter aber Jeanette.

In diesem schlechten Aufzuge ging er, wie wir die französischen Bettler sehn, in London herum Almosen bitten. Eines Morgens ward ihn in dieser Beschäftigung bei einer Kirche die Gemahlin eines königlichen Marschalls gewahr, welche aus der Kirche kam, fragte nach seinem Vaterlande und ob die Kinder ihm gehörten? Er gab vor, er sei aus der Picardie und habe

wegen Verbrechen seines ältern ungerathenen Sohnes mit diesen beiden Kindern flüchten müssen. Mitleidig warf die Dame ihre Augen auf das Mädchen, deren Schönheit, Artigkeit und einnehmendes Betragen ihr gefielen. „Guter Freund", sprach sie, „willst du mir deine Tochter lassen, so will ich sie ihres vortheilhaften Aussehens wegen zu mir nehmen und wenn sie sich gut aufführt, mit der Zeit anständig verheirathen." Willig nahm der Graf dies Anerbieten an und übergab sie ihr mit Thränen und vielen Empfehlungen.

Nachdem er seine Tochter so gut angebracht hatte und wußte bei wem, entschloß er sich, nicht länger dazubleiben, durchstrich bettelnd die Insel und kam des Fußgehens ungewohnt mit vieler Mühe nebst Perotto nach Wallis.

Hier lebte ein zweiter Marschall des Königs, der einen ansehnlichen Hof und Hofstaat unterhielt; auf dessen Schloß erschien der Graf zuweilen, um für sich und seinen Sohn etwas Essen zu erhalten. Als einst der Sohn des Marschalls nebst einigen Edelknaben mit jugendlichen Beschäftigungen, als Laufen und Springen daselbst sich belustigten, mischte Perotto sich unter sie und machte jeden angestellten Versuch eben so geschickt und noch besser als die übrigen. Der Marschall, welcher dies etlichemal mit ansah, fand an der Art und dem Benehmen des Burschen einen Gefallen, fragte nach ihm und ließ sich ihn ausbitten, als er erfuhr, daß er der Sohn eines armen Bettlers sei. Der Graf, welcher zu Gott nur um dies einzige flehte, überließ ihm denselben mit Freuden, so sehr der Abschied ihn schmerzte.

Nunmehr, da Sohn und Tochter versorgt waren, wollte er nicht länger in England bleiben und ging so gut er konnte nach Irland, vermiethete sich, als er nach Stamford kam, bei einem Cavalier eines auf dem Lande lebenden Grafen als Bedienter, verrichtete alle einem Bedienten oder Burschen nur zukommenden Dienste und duldete unerkannt von jedermann lange mancherlei Ungemach und Beschwerden.

Violante wuchs unter dem Namen Jeannette in London an Jahren, Größe und Schönheit, erwarb sich auf eine bewundernswürdige Art die Gunst der Dame und ihres Gemahls, aller Hausgenossen und Bekannten, und ward von allen, die ihr Betragen und ihre Sitten bemerkten, der größten Ehre und des größten Glückes würdig geachtet. Die Dame, welche von

ihrer Abkunft weiter nichts, als die Aussage des Vaters bei der Ueberlassung hatte erfahren können, war daher bedacht, sie ihrem vermeintlichen Stande gemäß zu verheirathen.

Aber Gott, der als der untrügliche Kenner unserer Verdienste ihre Geburt und ihre unverschuldete Büßung anderer Fehler kannte, schützte dieses edle Mädchen vor den Händen eines niedrigen Mannes und verhängte nach seiner großen Güte über sie ein besseres Schicksal.

Jeannettens Gebieterin hatte einen einzigen Sohn, äußerst geliebt von ihr und ihrem Gemahle; nicht blos aus elterlicher Zärtlichkeit, sondern noch mehr seiner Tugend und Verdienste wegen, weil er sich durch Sitten, Muth, Tapferkeit und Schönheit vor allen auszeichnete. Er war ungefähr sechs Jahre älter als Jeannette und ward in ihre Artigkeit und Reize so heftig verliebt, daß er alles darüber vergaß. Aber in der Meinung von ihrem geringen Stande wagte er es nicht, um sie als Gattin bei seinen Eltern anzuhalten, weil er einer so niedrigen Leidenschaft wegen ihre Vorwürfe befürchtete und verbarg sie daher so gut als möglich. Doch eben dies entflammte sie weit heftiger, als es eine Entdeckung hätte thun können, und er fiel aus übermäßigem Gram in eine gefährliche Krankheit.

Man nahm zu seiner Wiederherstellung verschiedene Aerzte an. Sie untersuchten alle Umstände seiner Krankheit; doch da keiner deren Ursache zu entdecken vermochte, zweifelten sie einstimmig an dessen Genesung. Seine Eltern, selbst voll der heftigsten Betrübniß und Niedergeschlagenheit, fragten ihn oft mit dringenden Bitten um den Ursprung seiner Krankheit; aber Seufzer oder Versicherung seines herannahenden Endes waren seine einzigen Antworten.

Als einst ein junger aber sehr geschickter Arzt seinen Arm am Pulse hielt, trat eben Jeannette in das Zimmer, die ihn aus Ehrfurcht gegen seine Mutter mit vieler Sorgfalt bediente. Bei ihrem Anblick sagte er zwar kein Wort, machte auch nicht die mindeste Bewegung; aber die im Herzen auflodernde Liebesflamme setzte sein Blut in stärkere Wallung. Der Arzt wunderte sich über diese Bemerkung und blieb ruhig, um die Dauer der Pulsschläge zu beobachten, welche nachließen, sobald Jeannette aus dem Zimmer ging. Daraus argwöhnte er den Grund seiner Krankheit und befahl nach einer Weile, indem

er noch immer den Arm des Kranken behielt, Jeannetten unter dem Vorwande eines Auftrages zu rufen. Kaum erschien sie, als der Puls von neuem sich verdoppelte und nur mit ihrer Entfernung sich verminderte.

Nunmehr glaubte der Arzt eine ziemliche Gewißheit erlangt zu haben, begab sich zu den Eltern und sagte: „Die Genesung eures Sohnes steht nicht in der Aerzte, sondern in Jeannettens Händen, in welche der junge Mann sterblich verliebt ist, wie ich aus einigen Bemerkungen überzeugt bin, ungeachtet sie seine Leidenschaft nicht weiß, wie ich glaube. Ist euch sein Leben lieb, so werdet ihr die nöthigen Maßregeln zu ergreifen wissen.“ Beide freuten sich über diese Nachricht und über die Möglichkeit seiner Genesung, ob ihnen gleich das dem Vermuthen nach einzige Mittel, die Ehe ihres Sohnes mit Jeannetten, sehr zu Herzen ging.

Als der Arzt fort war, verfügten sie sich zu dem Kranken. „Mein Sohn“, sprach die Mutter, „nie hätte ich mir die Verheimlichung irgend eines Wunsches von dir vermuthet, am wenigsten aber desjenigen, auf dessen Erfüllung dein Leben beruht, wie du siehst. Stets und noch jetzt konntest du zu deinem Vergnügen, mir gleich dem meinigen theuer, alles, selbst das minder Anständige, von mir erwarten. Da du es aber dennoch gethan hast, so hat Gott, weit mehr als du selbst für dich und deine Genesung besorgt, mir die Ursache deiner Krankheit entdeckt, welche in nichts als übertriebener Liebe gegen ein Mädchen besteht, sie sei auch wer sie wolle. Schäme dich daher der Entdeckung nicht, zumal da dein Alter Liebe heischt, und ich dich ohne sie weit geringer schätzen würde. Gestehe mir, mein Sohn, deine Neigung ohne Scham und Zurückhaltung, laß deine tiefsinnigen Gedanken fahren, die dich verzehren und tröste dich mit der Versicherung, daß ich, die ich dich mehr als mein Leben liebe, nichts zu deiner Beruhigung unterlassen werde, was du verlangst und in meinen Kräften steht. Verjage deine Furcht und Schamhaftigkeit und sage mir, was ich zu deiner Liebe beitragen kann. Findest du mich um die Befriedigung deiner Leidenschaft nicht bemüht, so halte mich für die grausamste Mutter, die je einen Sohn gebar.“

Der Jüngling schämte sich zwar anfangs bei den Reden seiner Mutter, als er aber bedachte, daß niemand besser als

sie sein Verlangen zu erfüllen im Stande sei, setzte er seine Scham bei Seite und antwortete ihr: „Madame, keine andere Ursache hat mich zur Verbergung meiner Neigung bewogen als die Bemerkung, daß die meisten Personen bei Erreichung mehrerer Jahre sich an ihre Jugend nicht erinnern; da ich euch jedoch so rücksichtsvoll finde, will ich die Wahrheit eurer vorgeblichen Entdeckung nicht leugnen, sondern euch auch den Gegenstand meiner Liebe anzeigen, jedoch mit der Bedingung, euer Versprechen, als das einzige Mittel meiner Genesung, nach Möglichkeit zu erfüllen.

Die Dame, welche sich die Ausführbarkeit des entworfenen Planes so leicht vorstellte, versicherte ihn freudig, daß er ihr getrost alle seine Anliegen entdecken könnte, und daß sie ohne Anstand sich Mühe geben würde, seiner Zufriedenheit gemäß zu handeln.

„Madame", fuhr hierauf der Jüngling fort, „die außerordentliche Schönheit und das lobenswerthe Betragen unserer Jeannette, ihre Unwissenheit, ich will nicht sagen Gleichgültigkeit gegen meine Liebe und meine Schüchternheit, diese jemanden zu entdecken, haben mich in meinen gegenwärtigen Zustand versetzt. Wenn ihr euer Versprechen auf die eine oder andere Art nicht erfüllt, so wird das Ziel meiner Tage gewiß kurz sein."

Die Dame, welche diesen Augenblick geschickter zum Troste als zu Vorwürfen hielt, sagte lächelnd: „O mein Sohn, wenn dies die Ursache deiner Krankheit ist, so tröste dich und lasse mich nach deiner Genesung für das übrige sorgen."

Voll schmeichelnder Hoffnung ließ der junge Mann in kurzem die vollkommenste Besserung spüren, und die Dame suchte mit Freuden ihr Versprechen zu erfüllen. Sie rief daher eines Tages Jeannetten und fragte sie im Scherz auf eine gute Art, ob sie denn keinen Liebsten hätte?

„Madame", antwortete Jeannette schamroth, „bei einem armen Mädchen, das wie ich aus ihrem Hause verjagt anderer Gnade leben muß, sind Liebesgedanken eben so unvermuthbar, als unschicklich."

„Wenn du denn keinen hast", erwiderte die Dame, „wollen wir dir einen geben, mit dem du recht artig leben und die Früchte deiner Schönheit genießen sollst; denn ein so hübsches Mädchen darf ohne Liebhaber nicht sein."

„Allerdings“, entgegnete Jeannette, „bin ich euch, Madame, die ihr aus väterlicher Armuth mich gerissen und als euer Kind auferzogen habt, allen Gehorsam schuldig; doch glaube ich, daß meine Folgsamkeit hier am unrechten Orte stehen würde. Gefiele es euch, mir einen Gatten zu geben, so würde ich ihn lieben, aber nur als Gatten; denn die Ehre ist das einzige von meinen Voreltern mir übrig gebliebene Erbtheil, welches ich lebenslang bewahren und erhalten will.“

So entgegen die Dame diese Antwort ihren Absichten in Erfüllung des ihrem Sohne gegebenen Versprechens fand, so mußte sie doch als eine tugendhafte Frau das Mädchen deshalb loben und sagte: „Wie dann aber, Jeannette, wenn ein so junger Herr als der König von einem so hübschen Mädchen wie du einen Liebesdienst verlangte, würdest du es ihm wohl abschlagen?“

„Er müßte Gewalt brauchen“, artwortete Jeannette sogleich, „sonst würde er mit meiner Einwilligung nie etwas Unanständiges von mir erlangen.“

Bei diesen Gesinnungen verlor die Dame weiter keine Worte, sondern nahm sich vor, sie auf die Probe zu stellen. Mit der Beschönigung, daß es ihr allerdings unanständig schiene, sich als Unterhändlerin bei ihrem Sohne brauchen zu lassen und ihr Mädchen zu verkuppeln, rieth sie ihm, sich gesund zu stellen und versprach, ihn mit ihr in einem Zimmer allein zu lassen, wo er sich Mühe geben möchte, sie zu seinem Willen zu bringen. Aber damit war der junge Mann keineswegs zufrieden, sondern fiel plötzlich wieder in die äußerste Schwachheit.

Dies bewog die Mutter, Jeannetten ihre Absicht zu entdecken, aber sie fand dieselbe standhafter als jemals. Endlich erzählte sie alle diese Vorgänge ihrem Gemahl, und sie beschlossen, ungeachtet es ihnen schwer anging, einmüthig seine Verheirathung mit Jeannetten, weil sie das Leben ihres Sohnes mit einer unanständigen Frau doch seinem Tode ohne sie vorzogen, und nach vielen neuen vergeblichen Versuchen erfolgte jene wirklich.

Freudig und mit demüthigem Herzen dankte Jeannette Gott für diese Gnade, doch gab sie sich nie für etwas anderes als für die Tochter eines Picardiers aus und mit größerer Freude, als je ein Mensch empfand, feierte der junge Mann

nach seiner Genesung die Hochzeit, und sie genossen die glücklichsten Tage.

Perotto, der in Wallis bei dem Marschalle des Königs von England geblieben war, wuchs ebenfalls heran und erwarb sich die Gunst seines Herrn. Er zeichnete sich durch Schönheit, noch mehr aber durch Muth dergestalt aus, daß ihm in Turnieren, Ringelrennen und allen anderen Waffenübungen keiner im ganzen Lande glich und war daher überall unter dem Namen Perotto der Picardier bekannt und berühmt. So wie Gott sich seiner Schwester angenommen hatte, so gab er auch ihm Beweise seiner Vorsorge.

Eine in dieser Gegend ausgebrochene Pest raffte fast die Hälfte der Einwohner dahin, und der größte Theil der Uebriggebliebenen flüchtete aus Furcht in andere Gegenden. Das Land glich daher einer Einöde. Auch der Marschall, sein Herr, dessen Gemahlin, ihr Sohn, eine Menge Brüder, Enkel und Anverwandten starben an dieser Pest, und es blieb niemand von ihm übrig, als eine mannbare Tochter nebst einigen Hausgenossen, worunter Perotto sich befand.

Als die Pest etwas nachließ, nahm die Dame Perotto wegen seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit auf Gutbefinden und Anrathen der wenigen lebend gebliebenen Landleute zum Gemahl und machte ihn zum Besitzer der ihr zugefallenen Erbschaft; auch ernannte bald darauf der König von England, welcher die Verdienste Perottos des Picardiers kannte, ihn bei der Nachricht von dem Tode seines Marschalls zu dessen Nachfolger.

Dies ist die kurze Geschichte der beiden unschuldigen Kinder des Grafen von Angers, die er verloren gegeben hatte.

Seit der Flucht des Grafen aus Paris waren nun bereits achtzehn Jahre verflossen, als er nach Ueberstehung mancherlei Ungemachs bei seinem elenden Zustande in Irland in ziemlich hohem Alter ein Verlangen empfand, wo möglich das Schicksal seiner Kinder zu erfahren.

Da er seine vorige Gestalt völlig verändert und seinen Körper durch die vielen Beschwerlichkeiten mehr abgehärtet fand als bei der Ruhe seiner Jugend, so verließ er in ärmlicher und schlechter Kleidung seinen bisherigen Herrn und ging nach England an den Ort, wo er Perotto gelassen hatte.

Er freute sich ungemein, ihn als Marschall in großem Ansehen gesund, munter und schön zu finden. Doch wollte er sich nicht eher zu erkennen geben, bis er auch Nachricht von Jeannetten hätte. Er machte sich daher wieder auf den Weg und ging ohne Rasten nach London, wo er bei behutsamer Erkundigung nach den Umständen der Dame, welcher er seine Tochter anvertraut hatte, Jeannettens Verheirathung mit ihrem Sohne erfuhr. Die Freude über das Leben und Glück seiner Kinder machte alle bisherigen Unfälle ihm geringe.

Voll Verlangen seine Tochter zu sehen, hielt er sich als ein armer Mann in der Nähe ihres Hauses auf. Eines Tages sah ihn Jakob Lamiens — so hieß Jeannettens Gemahl — und befahl aus Mitleid mit seiner Armuth und seinem Alter einem seiner Leute ihn in das Haus zu führen und aus Barmherzigkeit mit Essen zu versorgen, welches der Bediente willig befolgte.

Jeannette hatte mit Jakob bereits einige der schönsten und artigsten Kinder gezeugt, wovon das älteste höchstens acht Jahre alt war. Diese traten, als sie den Grafen essen sahen, voll Freuden um ihn herum, gleich als ob sie durch einen geheimen Zug ihren Großvater erkannt hätten, und er bezeigte seinen Enkeln so viele Freundschaft und Liebkosungen, daß die Kinder, ungeachtet ihr Hofmeister sie abrief, ihn gar nicht wieder verlassen wollten.

Jeannette kam, als sie dies hörte, aus ihrem Zimmer herzu und drohte den Kindern mit Schlägen, wenn sie dem Verlangen des Hofmeisters nicht folgen würden. Weinend baten sie um die Erlaubniß bei diesem braven Manne, der sie mehr als ihr Hofmeister liebte, bleiben zu dürfen, worüber die Dame und der Graf lachen mußten. Der Graf, welcher nicht als Vater, sondern als armer Mann sich auf den Weg gemacht hatte, seiner zur vornehmen Frau erhobenen Tochter aufzuwarten, empfand bei ihrem Anblicke ein unbeschreibliches Vergnügen in seiner Seele. Aber seine vorige Gestalt war durch Alter, graues Haar, Bart, mageres und braunes Gesicht so verändert, daß sie ihn weder damals noch in der Folge erkannte.

Die Mutter, welche die Unabläßigkeit der Kinder und ihr Weinen sahe, als der Alte fort wollte, ließ durch den Hofmeister ihnen noch eine Weile dazubleiben gestatten. Aber

Jakobs Vater, der indeß zurückkehrte und von dem Hofmeister diese Begebenheiten hörte, sagte aus Verachtung gegen Jeannetten: „Laß sie zum Henker stehen; sie machen sich eine Vorstellung ihrer Abkunft; sie stammen von mütterlicher Seite aus dem Bettelstande, daher ist es kein Wunder, daß sie gern um Bettler sind." Diese Worte gingen dem Grafen sehr zu Herzen, doch schickte er sich in die Zeit und ertrug diese Beleidigung gleich vielen anderen.

Als Jakob die Freude seiner Kinder über den rechtschaffenen Grafen erfuhr, befahl er, obgleich ungern, doch aus Liebe zu ihnen und um ihr Weinen zu hindern, den Mann in Dienst zu nehmen, wenn er dableiben wollte. Dieser erklärte seine Bereitwilligkeit zu bleiben, daß er jedoch auf weiter nichts als auf Pferde sich verstünde, womit er zeitlebens beschäftigt gewesen. Man wies ihm daher ein Pferd an, das er zuritt, um den Kindern eine Freude zu machen.

Während der erzählten Schicksale des Grafen von Angers und seiner Kinder starb der König von Frankreich nach verschiedenen Waffenstillständen mit den Deutschen, und sein Sohn dessen Gemahlin den Grafen zur Flucht gebracht hatte, ward an seiner Stelle zum Könige gekrönt. Nach Ablauf des letzten Stillstandes erneuerte derselbe den Krieg auf das heftigste, wozu der König von England als ein neuer Anverwandter unter dem Kommando seines Marschalls Perotto und Jakob Lamiens, des Sohnes seines zweiten Marschalls, ihm ansehnliche Hilfstruppen schickte. Den letztern begleitete der ehrliche Graf unerkannt von jedermann, und lebte lange als dessen Bedienter im Kriegsheere, wo er durch seine Rechtschaffenheit mit Rath und That mehr Gutes stiftete, als man ihm zumuthete.

In diesem Kriege fiel auch die Königin von Frankreich in eine gefährliche Krankheit. Als sie die Annäherung ihres Todes merkte, beichtete sie dem Erzbischofe von Rouen, einem dem allgemeinen Rufe nach frommen und unbescholtenen Manne, reuig ihr Sünden und entdeckte unter anderen nicht nur ihm, sondern auch noch mehreren braven Männern ihre ungerechte Anklage des Grafen von Angers und erzählte ihnen ausführlich alle Umstände mit der Bitte, es bei dem Könige dahin zu bringen, daß er den Grafen, wenn er noch am Leben, oder doch eines seiner Kinder wieder in ihre vorigen Umstände ver-

setzte. Bald darauf starb sie und ward mit vielen Ehrenbezeugungen begraben.

Mitleidig beseufzte der König bei der Nachricht von diesem Geständnisse das dem unschuldigen Grafen zugefügte Unrecht und ließ durch öffentlichen Ausruf in der ganzen Armee und an verschiedenen anderen Orten demjenigen die ansehnlichste Belohnung versprechen, welcher ihm den Grafen von Angers oder eines seiner Kinder entdecken würde; durch die Beichte der Königin von der Unschuld seiner Verbannung überzeugt, wollte er ihn in seinen vorigen und noch höheren Stand wieder einsetzen.

Sobald der Graf dies erfuhr und von dem Versprechen versichert war, begab er sich zu Jakob, bat ihn, sich mit ihm zu Perotto zu verfügen und versprach, ihnen die vom Könige gesuchten Personen zu zeigen. Als sie alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Perotto, der bereits sich zu entdecken gedachte: „Jakob ist der Gemahl deiner Schwester; sie hat nie ein Heirathsgut gehabt; damit sie aber ohne dasselbe nicht bleibe, soll er und kein anderer dem Könige dich als den Sohn des Grafen von Angers vorstellen und die ansehnlichen Geschenke erhalten, welche derselbe für dich, für deine Schwester Violante und seine Gemahlin und für mich den Grafen von Angers, euren Vater, verspricht.“

Mit Thränen warf sich ihm Perotto, als er ihn nach genauer Betrachtung erkannte, augenblicklich zu Füßen und rief ihn umarmend: „Willkommen, mein Vater!“

Jakob wußte bei den Reden des Grafen und Perottos Benehmen vor Verwunderung und Freude nicht, was er machen sollte. Doch glaubte er den Worten des Grafen, sank schamvoll über die als Knecht ihm zugefügten Beleidigungen ebenfalls weinend zu seinen Füßen und bat demüthig alles bisherigen Unrechts wegen um Verzeihung, die er auch von dem Grafen, der liebreich ihn aufrichtete, erhielt.

Alle drei erzählten nunmehr mit Freudenthränen einander ihre mancherlei Schicksale. Jakob und Perotto wollten ihren Vater zwar anders kleiden, aber er gab es nicht zu, sondern verlangte, wenn Jakob der versprochenen Belohnung gewiß wäre, dem Könige zu desto größerer Beschämung in dem Aufzuge eines Knechts vorgestellt zu werden.

Jakob ging also mit dem Grafen und Perotto zu dem

Könige und machte sich anheischig, gegen die dem Ausrufe gemäße Belohnung ihm den Grafen und seine Kinder vorzustellen. Sogleich ließ der König die in Jakobs Augen wunderschönen für alle bestimmten Geschenke holen und befahl, wenn er seinem Versprechen zu Folge den Grafen und seine Kinder wirklich anzeigte, sie wegzunehmen. Darauf wandte Jakob sich zu seinem Knechte, dem Grafen, und Perotto und sprach: „Sire, sehet hier Vater und Sohn! die Tochter, meine Gattin, sollt ihr mit göttlicher Hilfe auch bald zu sehen bekommen.“

Bei diesen Worten betrachtete der König den Grafen und erkannte ihn seiner ungemein veränderten Gestalt ungeachtet nach einer Weile. Mit Augen voll Thränen hob er ihn auf, der zu seinen Füßen lag, umarmte ihn und empfing auch Perotto aufs freundschaftlichste. Alsdann befahl er, den Grafen mit Kleidung, Bedienung, Pferden und Rüstung seinem Stande gemäß zu versehen, welches sogleich erfolgte. Ueberdies erwies der König auch Jakob viel Ehre und erkundigte sich nach ihren bisherigen Schicksalen.

Als Jakob die für Entdeckung des Grafen und seiner Kinder bestimmten Geschenke empfing, sagte der Graf: „Nimm diese Beweise der königlichen Pracht; aber erinnere dich, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine und meine Enkel, von mütterlicher Seite keineswegs aus dem Bettlerstande stammen.“ Jakob nahm die Geschenke und ließ seine Gemahlin und Mutter nach Paris kommen, wo auch Perottos Gemahlin erschien, und alle genossen beim Grafen, vom Könige in alle seine Güter eingesetzt und zu noch größerm Ansehen erhoben, eine Freude sonder Beispiel. Nach einiger Zeit kehrte jeder mit des Grafen Erlaubniß nach Hause, und er beschloß sein Leben in Paris rühmlicher als zuvor.

Neunte Erzählung.

Frau Ginevra Lomellino.

In einem Wirthshause zu Paris befanden sich einige der wohlhabendsten italienischen Kaufleute ihrer gewöhnlichen Ge-

schäfte wegen beisammen. Nach einem vergnügten Abendessen fiel das Gespräch auf mancherlei Gegenstände und unter andern auch auf ihre zurückgelassenen Weiber. „Ich weiß nicht, was meine Frau macht!“ sagte der eine scherzend, „aber das weiß ich, fände ich hier ein hübsches Mädchen, das mir gefiele, ich setzte die Liebe zur Frau bei Seite und nähme das Vergnügen mit, wenn ich es haben könnte.“ „Das thue ich auch!“ sprach der andere, „denn ich mag glauben oder nicht, daß meine Frau Liebeshändeln nachgeht, so geschieht es doch. Was einer glaubt, das widerfährt ihm.“ Der dritte war fast gleicher Meinung, und in kurzem schienen alle darin übereinzukommen, daß die Weiber in Abwesenheit der Männer ihre Zeit zu nützen wüßten.

Ein einziger, Namens Bernardo Lomellino aus Genua, behauptete das Gegentheil und versicherte, daß Gott ihm eine Gattin bescheert habe, die nicht nur alle weiblichen, sondern auch die meisten für Kavaliere und andere junge Männer anständige Tugenden in sich vereine und deren Gleichen man in Italien vielleicht nicht fände. Schön, ziemlich jung, geschickt und behende verrichte sie jedes für Frauen gehörige Geschäft, als Seidenarbeiten und dergleichen besser, als irgend eine andere. Kein Kammerdiener oder Bedienter wisse geschickter als sie mit der Tafel großer Herren umzugehen: sie sei geschmackvoll, verständig und sehr bescheiden, wisse Pferde zuzureiten, Vögel abzurichten, zu lesen, zu schreiben und Rechnung wie ein Kaufmann zu führen. Nach vielen anderen Lobeserhebungen kam er endlich auf den Gegenstand ihres Gesprächs, betheuerte mit der heiligsten Versicherung, daß keine ehrbarere und keuschere Fräu gefunden werden könnte, und daß er versichert sei, sie würde sich doch mit keinem andern einlassen, und wenn er in zehn Jähren gar nicht nach Hause käme.

Bei diesem letzten Lobe fing einer von den Kaufleuten, Ambrosius von Piacenza, ein junger Mann, aus vollem Halse an zu lachen und fragte höhnisch, ob er vom Kaiser vor anderen Männern ein besonderes Privilegium deshalb erhalten hätte?

„Nicht dem Kaiser“, antwortete Bernardo ein wenig betreten, „sondern einem weit mächtigeren, Gott selbst, verdanke ich diese Gnade.“

„Bernardo", erwiderte Ambrosius, „ich zweifle im geringsten nicht an der Wahrheit deiner Einbildung; aber du scheinst mir zu wenig Rücksicht auf die Natur der Sache genommen zu haben; denn ich halte dich nicht für so einfältig, daß du nach reiflicherem Nachdenken und Bemerkungen nicht mit mehr Einschränkung gesprochen haben solltest. Glaube des freien Urtheils wegen über unsere Weiber nicht, daß sie anders handeln oder denken, als die deinige. Diese Reden haben blos eine der Natur gemäße Vorsicht zum Grunde. — Aber ich möchte mit dir über diese Materie ein wenig schwatzen."

„Ich habe jederzeit den Mann für das edelste Geschöpf Gottes unter den Sterblichen nach dem Weibe halten gehört. Doch sind die Männer, wie man durchgängig glaubt und ihre Handlungen zeigen, vollkommener, besitzen daher unstreitig mehr Entschlossenheit und Beständigkeit. Die Weiber hingegen sind überhaupt aus leicht zu erweisenden Gründen, die ich jedoch hier übergehe, weit veränderlicher. Ist nun der Mann bei aller seiner Standhaftigkeit nicht Herr über sich, eine Person zu begehren, die ihm gefällt, zu ihrer Erlangung alles anzuwenden: — geschweige denn einer zu willfahren, die ihn selbst darum bittet! — was willst du dann von einer von Natur veränderlichen Frau gegen die Bitten, Schmeicheleien, Geschenke und tausend andere Sachen eines klugen Liebhabers erwarten? traust du ihr Widerstand genug zu? wahrhaftig! wenn du es auch versichertest, so könnte ich mir doch nicht vorstellen, daß du es glauben solltest. Du gestehst selbst, daß deine Gattin eine Frau und von Fleisch und Bein, wie die andern sei; folglich muß sie auch gleiche Begierden und gleiche Kräfte zum Widerstande mit ihnen haben, und sie kann bei aller ihrer Ehrbarkeit handeln wie die andern. Mögliche Dinge darf man so hartnäckig wie du nicht läugnen und das Gegentheil behaupten!"

„Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph", entgegnete Bernardo, „und will dir als Kaufmann antworten. Das was du meinst, kann Närrinnen widerfahren, die keine Scham besitzen, und dies weiß ich wohl; aber verständige Frauen sind standhafter in der Sorge für ihre Ehre als Männer, die sich darüber meist wenig Kummer machen, und von dieser Art ist meine Frau."

„Wahrhaftig!“ antwortete Ambrosius, „wenn ihnen bei jedem Liebeshandel ein Horn vor der Stirn zum Andenken wüchse, so glaube ich schon, daß wenige dergleichen thun würden, aber es wächst ihnen nicht nur kein Horn, sondern man sieht es den Klugen nicht einmal an, und es verdirbt weder Füße noch Gestalt. Die Scham und Befleckung der Ehre findet blos in Dingen statt, die an den Tag kommen; wenn es daher in der Stille geschehen kann, thun sie es gewiß oder wenn sie es unterlassen, geschieht es aus Dummheit; denn sei versichert, es giebt keine Keusche, als die entweder nie einen Liebhaber gehabt, oder in ihrer Liebe kein Gehör gefunden hat. Ungeachtet ich aus natürlichen und hinreichenden Gründen von meiner Meinung überzeugt bin, so würde ich sie doch nicht mit solcher Zuversicht behaupten, wenn ich nicht schon oft bei vielen die Erfahrung gemacht hätte, und ich getraue mir zu behaupten, daß ich diese deine heilige Frau, wenn ich bei ihr wäre, in kurzem dahin bringen wollte, wohin ich schon manche gebracht habe.“

Bernardo erwiderte bestürzt: „Wir könnten in einen weitläufigen Wortstreit gerathen; du würdest auf deiner und ich auf meiner Meinung bestehen, am Ende aber käme doch nichts heraus. Weil du indeß behauptest, daß alle Weiber zu haben sind und deine große Geschicklichkeit darin rühmst, so will ich, um dich von der Ehrbarkeit meiner Frau zu überführen, mir den Kopf abschlagen lassen, wenn du sie zu deinem Willen bringst, und verlange nicht mehr als tausend Dukaten, wenn du es nicht vermagst.“

„Ich wüßte nicht“, antwortete Ambrosius hitzig, „was ich beim Gewinn mit deinem Blute machen sollte; aber wenn du die Bestätigung deiner Behauptung wünschest, so setze fünftausend Dukaten gegen tausend, welche du doch geringer als deinen Kopf achten wirst. Wenn du auf keiner gewissen Zeit bestehst, so mache ich mich anheischig, nach Genua zu gehen und innerhalb drei Monaten, vom Tage meiner Abreise, meine Absicht bei deiner Frau zu erreichen und zu deiner Ueberzeugung etwas von ihren liebsten Sachen und solche untrügliche Beweise zu bringen, welche dir das Geständniß der Wahrheit abnöthigen sollen; doch mit dem Bedinge, daß du mir auf dein Wort versprichst, in dieser Zeit nicht nach Genua zu kommen, noch ihr etwas davon zu schreiben.“

Bernardo war es zufrieden. Die übrigen Kaufleute gaben sich zwar alle Mühe, diesen Vertrag zu hindern, weil sie die unglücklichen Folgen desselben voraussahen; aber diese beiden waren so erhitzt, daß sie alles Zuredens ungeachtet sich einander eigenhändig verschriebeu.

Nach dieser Verbindung verließ Ambrosius den Bernardo und eilte so schnell er konnte nach Genua. Ein Aufenthalt von etlichen Tagen und eine mit vieler Behutsamkeit nach dem Namen der Straße und der Aufführung dieser Frau eingezogene Erkundigung lehrten ihn mehr, als Bernardo behauptet hatte, und er sah die Thorheit seines Unternehmens ein; doch suchte er die Bekanntschaft eines armen Weibes, das öfter im Hause Zutritt hatte und die Gunst der Frau genoß. Da er nichts weiter von ihr erlangen konnte, bewog er sie durch Bestechung, ihn in einem künstlich zubereiteten Kasten nicht nur in das Haus, sondern auch in das Schlafzimmer der Frau tragen zu lassen und ihn unter dem Vorwande einer Reise von etlichen Tagen zur Aufbewahrung daselbst nach seiner Vorschrift zu empfehlen.

Der Kasten ward wirklich ins Schlafzimmer gesetzt. In der Nacht, als Ambrosius die Frau im Schlafe glaubte, öffnete er den Kasten geschickt, ging leise in das durch ein Licht erleuchtete Zimmer, betrachtete und merkte sich die Lage desselben, die Gemälde und alle daselbst befindliche Sonderbarkeiten. Darauf näherte er sich dem Bette und deckte die nebst einem kleinen Mädchen fest schlafende Frau behutsam auf. Er fand sie nackend eben so schön als gekleidet und ward kein anderes Kennzeichen gewahr, welches er ihrem Manne hinterbringen könnte, als ein unter der linken Brust mit goldgelben Haaren umwachsenes Mahl, nach dessen Beobachtung er sie still wieder zudeckte. Ungeachtet der Anblick so reizender Gegenstände ihn beinahe sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich an ihre Seite zu legen verleitet hätte, so wagte er es wegen des Rufs ihrer Grausamkeit und Unbiegsamkeit in diesem Punkte doch nicht, sondern kehrte, nachdem er den größten Theil der Nacht nach Belieben im Zimmer zugebracht und eine Börse, ein Nachtgewand, einen Ring und einen Leibgürtel aus einem Schranke genommen hatte, in seinen Kasten zurück, den er wie zuvor wieder verschloß. Dies wiederholte er zwei Nächte, ohne von der Frau bemerkt zu werden.

Den dritten Tag kam das „arme Weib" abgeredetermaßen nach ihrem Kasten und brachte ihn an seinen vorigen Ort zurück. Ambrosius stieg heraus, bezahlte der Frau das Versprochene und eilte vor Ablauf der Zeit möglichst geschwind mit diesen Sachen wieder nach Paris. Er rief die Kaufleute zusammen, welche bei dem Gespräche und der Wette zugegen waren und erklärte in Bernardo's Gegenwart, daß er die angestellte Wette durch Erlangung des Gerühmten gewonnen habe. Zum Beweise der Wahrheit beschrieb er zuerst die Gestalt des Zimmers und die Gemälde desselben und zeigte dann die mitgenommenen, vorgeblich aber von ihr erhaltenen Sachen vor.

Bernardo gestand die Beschaffenheit des Zimmers, daß er die Sachen kenne und sie von seiner Frau wären zu; doch setzte er hinzu, hätte er ja von einem seiner Leute der Merkwürdigkeiten des Zimmers erfahren und diese Sachen bekommen können, und er halte alles dieses zu Gewinnung der Wette nicht hinlänglich, wenn er weiter keine Beweise angeben könnte.

„Dies könnte allerdings hinreichen", erwiderte Ambrosius; „weil du aber noch mehr verlangst, muß ich dir sagen, daß Ginevra, deine Frau, unter der linken Brust ein ziemliches, ungefähr von sieben goldgelben Haaren umgebenes Mahl hat."

Bernardo empfand bei diesen Worten einen Schmerz, als führe ihm ein Dolch durch das Herz, veränderte seine Gesichtsfarbe und gab dadurch, hätte er auch kein Wort gesagt, ein ziemlich deutliches Geständniß von Ambrosius Vorgeben. „Meine Herren", sprach er nach einigen Minuten, „Ambrosius sagt die Wahrheit, er hat die Wette gewonnen, und ich bin ihn zu bezahlen bereit, sobald er es verlangt." Den folgenden Tag geschah die Auszahlung. Bernardo verließ voll Wuth gegen seine Frau Paris und reiste nach Genua.

Dort ging er nicht in die Stadt, sondern blieb etwa zwanzig Meilen davon auf einem seiner Güter, schickte einen zuverlässigen Bedienten mit ein paar Pferden ab, meldete seiner Frau in einem Briefe seine Zurückkunft und verlangte, sie solle mit diesem Bedienten zu ihm kommen. Dem Diener aber gab er heimlichen Befehl, seine Frau unterwegs, wo er die beste Gelegenheit sähe, ohne Barmherzigkeit umzubringen und wieder zu ihm zurück zu kehren.

Der Bediente ward bei seiner Ankunft in Genua mit dem Briefe und Auftrage von der Frau freudig empfangen. Sie

setzte sich des andern Morgens mit ihm zu Pferde und reiste nach dem Gute ab.

Unter mancherlei Gesprächen kamen sie in ein tiefes einsames und von hohen Grotten und Bäumen eingeschlossenes Thal. Der Bediente hielt diesen Ort für den bequemsten zur sichern Ausführung der Befehle seines Herrn, zog den Degen und ergriff die Frau mit den Worten beim Arm: „Befehlt eure Seele Gott, Madame, denn ihr müßt auf der Stelle sterben!“

„Um Gottes Willen!“ rief die Dame bei diesen Worten und beim Erblicken des Degens voll Schrecken, „sage mir, was ich dir zu Leid gethan habe, das diesen Mord verdiente, ehe du mich umbringst?“

„Mich habt ihr nicht im Geringsten beleidigt, Madame!“ erwiderte der Bediente; „was ihr aber euerm Manne gethan habt, weiß ich nicht, denn er hat mir befohlen, euch unterwegs ohne Barmherzigkeit umzubringen und mir mit Aufhängen gedroht, wenn ich es unterließe. Ihr kennt meine Ergebenheit gegen ihn und mein Unvermögen, seinem Verlangen entgegen zu handeln. Ich bedaure euch, Gott weiß es, aber ich kann mir nicht helfen.“

„Ich bitte dich um Gottes Willen“, entgegnete sie „werde einem Andern zu Gefallen kein Mörder einer Person, die dich nie beleidigte. Dem allwissenden Gott ist bekannt, daß ich nie etwas beging, weshalb ich von meinem Gemahle diesen Lohn verdiente; doch dies wollen wir jetzt nicht untersuchen. Es steht bei dir, Gott, deinem Herrn und mir gefällig zu werden. Nimm diese meine Kleider, gieb mir dafür ein Wamms und einen Ueberrock, kehre damit zu meinem und deinem Herrn und sage ihm, du habest mich umgebracht. Bei dem Leben, das du mir erhältst, schwöre ich dir, mich von hier zu entfernen und in eine Gegend zu begeben, wo weder er noch du oder sonst jemand in hiesiger Gegend von mir etwas erfahren sollt.“

Der Bediente, welcher sie ungern umbrachte, ließ sich leicht zum Mitleid bewegen, nahm ihre Kleider, gab ihr ein Wamms, einen Ueberrock und etwas von seinem bei sich führenden Gelde, ließ sie mit der Bitte, sich aus diesem Thal zu entfernen, zu Fuße in dem Thale und kehrte zu seinem Herrn, den er versicherte, nicht nur seine Befehle vollzogen, sondern

auch ihren todten Körper den herbeieilenden Wölfen überlassen zu haben.

Nach einiger Zeit kam Bernardo nach Genua, ward aber durchgängig verachtet, weil man diese Handlung wußte.

Seine Frau ging verlassen und untröstlich beim Anbruche der Nacht mit möglichster Verstellung in ein nahe gelegenes Städtchen. Ein altes Weib verschaffte ihr das Nöthige um sich ihr Wamms zu verkürzen und auf ihren Leib anzupassen. Aus ihrem Hemde verfertigte sie ein Paar Beinkleider, verschnitt sich die Haare, kleidete sich ganz als Matrose und nahm ihren Weg nach dem Meere. Zufälligerweise traf sie hier einen catalonischen Kavalier, Namens 'N Carache, der von seinem in der Nähe stehenden Schiffe in der Dämmerung abgestiegen war, um sich an einer Wasserquelle zu erfrischen, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, trat als Bedienter in seine Dienste und ging unter dem Namen Sicurano aus Finale mit zu Schiffe. Dieser gab ihr bessere Kleidung und sie erwarb sich durch gute und ordentliche Bedienung seine ganz besondere Gunst.

Bald darauf segelte der Catalonier mit seiner Schiffsladung nach Alexandrien, um dem Sultan einige fremde Falken zu überreichen. Sicurano's Betragen, der, so oft der Catalonier bei ihm speiste, ihm zur Aufwartung folgte, gefiel diesem so, daß er ihn sich ausbat und von seinem Herrn allerdings ungern erhielt. Auch erwarb sich Sicurano in kurzer Zeit durch seine gute Aufführung die Gunst und Liebe des Sultans nicht minder als die des Cataloniers.

Zu Akri, einer unter des Sultans Botmäßigkeit stehenden Stadt, ward alle Jahre zu einer bestimmten Zeit eine Art Messe abgehalten, zu welcher eine Menge christlicher und sarazenischer Kaufleute zusammenkamen. Zu dieser und ihrer Waaren Sicherheit schickte der Sultan gewöhnlich außer einigen andern Bedienten auch einen seiner angesehensten Männer mit einigem Gefolge als Aufseher über die Wache hin und jetzt, als diese Zeit herannahte, beschloß der Sultan den Sicurano zu schicken, welcher die Landessprache bereits sehr gut verstand.

Als Herr und Befehlshaber der Wache über die Kaufleute und ihre Waaren ging also Sicurano nach Akri und verrichtete sein Amt sorgfältig und getreu. Er fand, als er sich umsah, viele sicilianische, pisanische, genuesische, venezianische und andere

italienische Kaufleute, mit denen er Freundschaft machte zum Andenken seiner Landsmannschaft. Einst ward er in einem venezianischen Kaufmannsgewölbe unter anderen Kostbarkeiten auch einen Beutel und einen Leibgürtel gewahr, die er als ihm gehörig sogleich erkannte. Staunend, doch ohne seine Gesichtsfarbe zu verändern, fragte er auf eine gute Art, wem diese Sachen gehörten und ob sie zu verkaufen wären?

Es war nämlich Ambrosius von Piacenza mit vielen Waaren auf einem venezianischen Schiffe angelangt. Dieser kam hervor, als er die Frage des Befehlshabers hörte. „Mein Herr!" sagte er lächelnd, „die Sachen gehören mir: sie sind nicht zu verkaufen, wenn sie euch aber gefallen, so will ich euch ein Geschenk damit machen."

Sicurano, der aus seinem Lächeln argwohnte, er habe ihn vielleicht irgend woraus erkannt, erwiderte mit ernstem Gesicht: „Du lachst vielleicht, daß ich als ein Kriegsmann mich nach solchen weiblichen Sachen erkundige?"

„Deswegen lachte ich nicht", entgegnete Ambrosius, „sondern über die Art ihrer Erlangung."

„Nun", war Sicurano's Antwort, „ist es erlaubt zu wissen, wie du sie erhieltest?"

„Mein Herr. Es schenkte sie mir nebst andern Sachen eine genuesische Dame, Namens Ginevra, die Gattin Bernardo Lomellino's, zum Andenken ihrer Liebe, als ich einst bei ihr schlief; ich muß nur über Bernardo's Einfalt lachen, der so thöricht war, fünftausend Dukaten gegen tausend zu verwetten, daß ich seine Frau nicht dahin bringen würde. Ich habe es vermocht und darum die Wette gewonnen. Er, der mehr seiner Einfalt wegen sich selbst, als sie, einer allen Weibern gemeinen Handlung halber, hätte bestrafen sollen, kehrte von Paris nach Genua und ließ sie umbringen, wie ich gehört habe."

Alsbald errieth Sicurano die Ursache von Bernardo's Zorn gegen sie, erkannte deutlich den Urheber seines Unglücks und beschloß seine Rache. Indeß bezeugte er über diese Erzählung viel Freude und knüpfte aus Verstellung mit Ambrosius ein so enges Freundschaftsband, daß dieser nach beendeter Messe auf sein Zureden mit allen Sachen nach Alexandrien zog, wo Sicurano ihm ein Gewölbe anlegte, ihn mit Geld unterstützte und in Rücksicht des ansehnlichen Gewinnes bald dazubleiben bewog.

Sicurano war nur darum besorgt, Bernardo von seiner

Unschuld zu überführen und ruhte nicht eher, bis er durch Vermittelung einiger angesehener genuesischer Kaufleute in Alexandrien Gelegenheit fand', ihn kommen zu lassen. Er erschien in ziemlich elenden Verhältnissen und ward bei einem von Sicurano's Freunden heimlich empfangen, bis es ihm Zeit zur Ausführung seines Vorhabens schien.

Schon vorher hatte Sicurano den Ambrosius die Geschichte vor dem Sultan zur größten Belustigung erzählen lassen. Nach Bernardo's Ankunft glaubte er der Sache keinen größern Aufschub geben zu dürfen, ersah eine gelegene Zeit und bat den Sultan, Ambrosius und Bernardo vor sich fordern zu lassen und in dessen Gegenwart jenen, wenn Güte nicht fruchtete, mit Schärfe zum Geständniß der Wahrheit desjenigen zu bringen, wessen er von Bernardo's Frau sich rühmte.

Ambrosius und Bernardo erschienen, und der Sultan befahl in vieler Beisein jenem mit ernster Miene zu bekennen, wie er eigentlich von Bernardo die fünftausend Dukaten gewonnen habe? auch Sicurano, auf den Ambrosius das meiste Vertrauen setzte, war zugegen und drohte ihm mit noch aufgebrachtern Blicken die größten Martern an, wenn er es nicht gestünde. Ambrosius, von beiden Seiten erschreckt, erzählte nach wiederholten Drohungen endlich umständlich den Verlauf der Sache, in Bernardo's und einer Menge Gegenwart, weil er weiter keine Strafe als den Ersatz der fünftausend Dukaten und der Sachen befürchtete.

„Und was machtest du bei diesen Lügen mit deiner Frau?" wandte Sicurano sich zu Bernardo, gleichsam als Vollstrecker der Befehle des Sultans.

„Hingerissen vom Zorn über den Verlust meines Geldes, antwortete er, und von der entehrenden Schande, die ich von meiner Frau erhalten zu haben glaubte, ließ ich sie durch einen meiner Bedienten umbringen und sie wurde sogleich von den Wölfen verzehrt, wie dieser mich benachrichtigte."

Noch wußte der Sultan nach Anhörung dieser Aussagen die Absicht Sicurano's nicht, der dies angestellt und sich ausgebeten hatte; als dieser also anfing: „Ihr seht deutlich, mein Beherrscher, wie viel diese gute Frau dem Liebhaber und ihrem Manne zu verdanken hat. — Jener raubt ihr die Ehre durch lügenhafte Befleckung ihres guten Rufes und macht ihr den Mann abwendig; dieser, noch grausamer, glaubt einem

Betrüger mehr, als seiner langen Erfahrung und giebt sie einem Mörder und den Wölfen Preis. Beider Liebe und Güte ist auch so groß, daß weder der eine noch der andere sie bei einem langen Umgange mehr kennt. Damit ihr aber vollkommen klar seid, welche Strafe jeder von beiden verdient, so soll die arme Frau selbst vor euch und vor ihnen erscheinen, wenn ihr mir versprecht, den Betrüger zu bestrafen, dem Betrogenen aber zu verzeihen.

Der Sultan, entschlossen die ganze Sache dem Gutbefinden des Sicurano zu überlassen, gab hierzu seine Einwilligung. Bernardo, der seine Frau gewiß todt glaubte, staunte nicht wenig und Ambrosius, sein Schicksal ahnend, fing an mehr als den Ersatz des Geldes zu besorgen und erwartete voll Furcht und Hoffnung mit gleicher Verwunderung ihre Ankunft.

Sicurano warf nach dieser Erlaubniß sich dem Sultan mit Thränen zu Füßen, ließ mit einemmale die männliche Stimme und das angenommene männliche Wesen fahren. „Ich, mein Beherrscher", sprach sie, „bin diese elende und unglückliche Ginevra, welche fälschlich und boshaft von diesem treulosen Ambrosius beschimpft und von diesem grausamen unbilligen Manne an einen seiner Bedienten zum Morde und zur Speise der Wölfe überliefert, sieben Jahre lang in Mannsgestalt die Welt durchstrichen hat." Indem sie dies sprach, überzeugte sie durch Entblößung ihrer Brust den Sultan und alle Anwesende von ihrem Geschlechte und fragte dann den Ambrosius mit Verachtung, wann er die zuvor gerühmte Nacht mit ihr zugebracht hätte, — der, bei ihrer Erkennung verstummt, kein Wort hervorbringen konnte.

Dem Sultan, welcher Sicurano beständig für einen Mann gehalten hatte, schien, was er sah und hörte, vor Verwunderung mehr einem Traume als einer Begebenheit ähnlich. Als aber die Täuschung verschwand und er sich von der Wahrheit überzeugte, machte er dem Lebenswandel, der Standhaftigkeit, Sittsamkeit und Tugend der bisher unter dem Namen Sicurano verborgenen Ginevra die größten Lobeserhebungen, ließ anständige weibliche Kleidung und Frauen zu ihrer Gesellschaft kommen und schenkte Bernardo in Gemäßheit ihrer Bitte die verdiente Todesstrafe. Als er sie erkannte, warf er sich ihr mit Thränen zu Füßen und bat um Vergebung, die sie ihm

unverdient aufs gütigste ertheilte, ihn aufstehen ließ und als ihren Mann auf das zärtlichste umarmte.

Der Sultan befahl hierauf, daß Ambrosius sogleich an einem hohen Orte der Stadt gegen die Sonne an einen Pfahl gebunden, mit Honig bestrichen und nicht eher herunter genommen werden sollte, bis er selbst abfiele. Er ließ ferner dessen gewiß mehr als zehntausend Dublonen betragendes Vermögen der Frau übergeben, stellte Bernardo, ihrem Manne und ihr, als der tugendhaftesten Frau zu Ehren ein herrliches Fest an und verehrte ihr überdies noch an Geschmeide, goldenen Spangen und silbernem Geräthe und Gelde, ebenfalls mehr als zehntausend Dublonen am Werthe, ließ ein Fahrzeug zurichten und gab ihnen nach beendigtem Feste die Erlaubniß ihren Wünschen gemäß wieder nach Genua zu kehren. So kehrten sie reich und zufrieden in ihre Heimath zurück. Man empfing sie mit vorzüglicher Ehre und Ginevra, welche alle für todt gehalten, galt ihr Leben lang als ein Muster der Tugend.

Ambrosius ward denselben Tag, als man ihn an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen hatte, unter den größten Martern von Fliegen, Wespen und Hummeln, deren es in diesem Lande eine Menge giebt, nicht nur getödtet, sondern auch bis auf die Knochen abgezehrt, welche nur noch von den Sehnen zusammengehalten lange Zeit, ohne abgenommen zu werden, denen ein Zeugniß seiner Bosheit gaben, welche sie sahen. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!

Zehnte Erzählung.

Richard von Chinzica.

In Pisa war ein Richter, stärker am Geiste als am Körper, Namens Richard von Chinzica. Er glaubte einer Frau eben so gewachsen zu sein, als den Studien, besaß ein ansehnliches Vermögen und gab sich alle Mühe, eine schöne und junge Frau zu erlangen, obgleich er doch beides vermieden haben sollte, wenn er sich so wie andern gerathen hätte. Sein Wunsch ward erfüllt, indem Lotti Gualandi ihm eine seiner Töchter, Namens Bartholomea, eines der schönsten und artig-

sten Mädchen in Pisa, zur Frau gab — ungeachtet die meisten daselbst den Eidechsen gleichen. Diese führte der Richter mit großer Freude nach Hause und richtete ein schönes und prächtiges Hochzeitsmahl aus. In der ersten Nacht erfüllte er übel und böse einmal seine Pflicht, doch wäre es auch diesmal beinahe fehlgeschlagen; wenigstens mußte er den andern Morgen, als ein hagerer Mann von wenig Säften, durch starke Getränke und Konfekt sich erholen und durch mancherlei Mittel seine Lebensgeister wieder erwecken.

Nunmehr lernte der gute Richter seine Kräfte ein wenig besser als zuvor kennen. Er fing daher an, seine Frau aus einem den Schulkindern sehr nützlichen und vermuthlich in Ravenna gefertigten Kalender*) zu unterrichten, und zeigte ihr fast alle Tage nicht ein, sondern wohl mehrere Feste, an welchen der angeführten Gründe halber aus Achtung Mann und Frau der Beiwohnung sich enthalten müßten. Hierzu fügte er noch die Festtage: Quatember, Apostel- und tausend andere heilige Tage, die Freitage, Sonnabende und Sonntage, die ganze vierzigtägige Fastenzeit, gewisse Mondenwechsel und andere Ausnahmen; weil er unfehlbar glaubte, bei der Frau im Bette ebenso feiern zu können, als er es zuweilen in Prozeßsachen bei seinem Richteramte that.

Diese Gewohnheit beobachtete er zum größten Mißvergnügen seiner Frau lange Zeit, die er des Monats kaum einmal bedachte und hielt sie beständig sehr eingezogen, damit nicht ein anderer ihr die Arbeitstage ebenso lehrte, wie er die Feiertage.

Bei heißer Witterung bekam Richard Lust, einige Tage auf eines seiner schönen Güter nahe am Berge Nero zur Erholung und Abkühlung zu reisen. Seine schöne Frau begleitete ihn. Um ihr den dortigen Aufenthalt angenehm zu machen, ließ er einst fischen, begab sich mit zwei Kähnen, er mit den Fischern in dem einen und seine Gattin mit einigen Frauen im andern, zum Zusehen und sie entfernten sich im Vergnügen unbemerkt etliche Meilen in das Meer.

Plötzlich, als sie am aufmerksamsten zusahen, kam Paganino

*) Die außerordentliche Menge der Kirchen und Feste in Ravenna, sagt Manni, veranlaßte die faulen Schulkinder um das Schulgehen zu vermeiden fleißig nach den rothen Tagen im Kalender zu sehen.

von Monaco, ein damals berühmter Seeräuber, mit einer Galeere, stieß beim Erblicken der Kähne auf sie los, und erreichte den mit den Frauen, welche nicht so hurtig fortkommen konnten, erbeutete vor Richards Augen die schöne Dame, ohne nach weiter etwas zu fragen, der bereits gelandet und entfernte sich mit seiner Galeotte.

Die Betrübniß des Richters, der vor Eifersucht selbst die Luft in Verdacht hatte, läßt sich hierbei leicht denken. Vergeblich beschwerte er sich in Pisa und anderen Orten über die Seeräuber, ohne jedoch zu wissen, wer seine Frau weggenommen, oder wohin man sie gebracht habe.

Paganino, der diese Schönheit ganz zuträglich fand, weil er selbst keine Frau hatte, beschloß, sie beständig bei sich zu behalten und suchte daher ihre Thränen durch süße Tröstungen zu stillen. Als er die wörtlichen Tröstungen nicht hinreichend fand, schritt er, der seit seiner Kindheit längst Kalender, Fest- und Feiertage vergessen hatte, beim Einbruche der Nacht zu thätlichen, welche so wirksam waren, daß sie noch vor der Ankunft in Monaco sich Richter und Gesetze aus dem Kopfe schlug und mit Paganino das vergnügteste Leben von der Welt führte. Auch hielt er sie in Monaco außer den Tröstungen sehr anständig, gleich seiner Gattin.

Einige Zeit darauf erfuhr Richard den Aufenthalt seiner Frau und entschloß sich mit dem sehnlichsten Verlangen, sie selbst abzuholen und für ihre Auslösung alles zu bezahlen, was man verlangte, weil er niemanden uneigennütziger zu dieser Verrichtung hielt. Er schiffte sich daher nach Monaco ein. Sie sahen einander und am Abend erzählte sie es Paganino und gab ihm von Richards Absichten Nachricht.

Den andern Morgen suchte Richard Paganino auf, ließ sich in ein Gespräch ein und kam in wenig Stunden mit ihm, der sich stellte, als ob er ihn nicht kenne und wartete, wo er hinaus wollte, in große Vertraulichkeit und Freundschaft. Als Richard seine Zeit ersah, entdeckte er ihm so gut und bescheiden als möglich die Ursache seiner Anwesenheit und bat ihn, für die Zurückgabe seiner Gattin nach Belieben zu fordern.

„Ich freue mich der Bekanntschaft", erwiderte Paganino mit heiterer Miene, „muß euch auch gestehen, daß ich eine junge Dame bei mir habe, von der ich aber nicht weiß, ob sie

eure oder eines andern Frau ist, denn ich kenne weder euch noch sie weiter, als seit ihrem Aufenthalte bei mir. Wenn ihr eurem Vorgeben nach ihr Mann seid, so will ich euch als einen dem Anscheine nach braven Kavalier zu ihr führen, und ich bin versichert, sie wird euch erkennen. Gesteht sie es und ist mit euch zu gehen bereit, so will ich mich eurer Artigkeit wegen mit einer von euch selbst bestimmten Auslösung begnügen. Ist es aber nicht also, so würdet ihr eine Unhöflichkeit begehen, wenn ihr mir als einem jungen Manne, der trotz jedem andern eine Frau, zumal eine der reizendsten, die ich je sahe, zu unterhalten vermag, solche rauben wolltet."

„Sie ist wahrhaftig meine Frau", war Richards Antwort, „und du wirst sehen, wenn du mich zu ihr führst, wie sie mir sogleich um den Hals fallen wird; ich unterwerfe mich daher deinem Ausspruche."

„So wollen wir denn gehen", sagte Paganino und ließ die Frau, als sie in sein Haus kamen, in einen Saal rufen, wo sie in völligem Anzuge und Putze aus ihrem Zimmer vor Paganino und Richard erschien. Aber sie empfing Richard nicht anders, als sie jeden Fremden würde empfangen haben, welchen Paganino mitgebracht hätte.

Der Richter, welcher die freudigste Aufnahme erwartete, staunte darüber nicht wenig; doch dachte er bei sich selbst: vielleicht hat die Traurigkeit und der lange Schmerz über ihren Verlust meine Gestalt so verändert und ihr unkenntlich gemacht. „Mein Kind", sagte er daher, „der Vorsatz, dich zum Fischen zu führen, ist mir theuer zu stehen gekommen; denn einen größeren Schmerz als ich über deinen Verlust empfand kann man nicht empfinden, und doch scheinst du mich nicht zu kennen und machst mir ein so sprödes Kompliment. Kennst du deinen Richard nicht, der hergekommen ist, für deine Wiedererlangung alles zu bezahlen, was dieser Kavalier verlangt, in dessen Hause wir sind und der, Dank sei es ihm, dich auf mein Verlangen mir ausantworten will?"

Lächelnd fragte die Frau: „Redet ihr zu mir, mein Herr? betrachtet mich recht, damit ihr mich nicht verkennt! denn ich kann mich nicht besinnen, euch je gesehen zu haben."

„Bedenke", erwiderte Richard, „was du sagst! Betrachte mich recht, und du wirst dich, wenn du willst, meiner wohl erinnern und deinen Richard von Chinzica erkennen."

„Um Verzeihung, mein Herr", entgegnete die Dame; „es möchte sich vielleicht weniger schicken, als ihr glaubt, euch so genau zu betrachten; gleichwohl habe ich es schon genug gethan, um zu finden, daß ich euch nie gesehen habe."

Richard, der sich einbildete, daß sie aus Furcht vor Paganino und in seiner Gegenwart ihre Bekanntschaft mit ihm nicht gestehen wollte, bat nach einer Weile Paganino um die Erlaubniß, sie in einem Zimmer allein sprechen zu dürfen. Paganino war es zufrieden, doch bedingte er sich, sie wider ihren Willen nicht zu küssen und befahl der Dame, sich mit ihm in das Zimmer zu verfügen, seinen Antrag zu hören und ihm nach Belieben zu antworten.

Als die Dame mit Richard allein war und sie sich niedergelassen hatten, fing Richard also an: „Nun, Herz meines Leibes, meine Seele, meine süße Hoffnung, kennst du deinen Richard, der dich mehr als sich selbst liebt, noch nicht? ist es möglich? habe ich mich denn so sehr verändert? komm, mein schönstes Auge, sieh mich nur ein wenig an!"

Die Frau unterbrach ihn mit Lachen: „Haltet mich nicht für so vergeßlich, daß ich in euch nicht Richard von Chinzica, meinen Mann, erkennen sollte; ihr habt aber, so lange ich bei euch gewesen, schlecht genug gezeigt, daß ihr mich kennt. Wenn ihr so klug gewesen und noch wäret, als ihr dafür gehalten sein wollt, so würdet ihr doch wohl eingesehen haben, daß ich als eine junge frische und rasche Person auch das kenne, was für Weiber außer Nahrung und Kleidern gehöret, ob sie es gleich aus Scham nicht sagen. Ihr wißt am besten, wie wenig ihr dafür gesorgt habt. War euch aber das Studium der Gesetze lieber als eure Frau, so solltet ihr sie nicht nehmen; denn ich habe euch nie als Richter, sondern als den größten Kenner der Festtage und Vigilien gefunden, der nichts als Heilige und Festtage auftischte. Wahrhaftig, wenn ihr den Arbeitsleuten auf euren Gütern eben so viel Feiertage gegeben hättet als dem, welcher mein kleines Feld bearbeiten sollte, ihr würdet nie ein Korn geerntet haben. Hier habe ich aus Erbarmen mit meiner Jugend meinen mir vom Himmel bestimmten Theil angetroffen. In diesem Zimmer weiß man nichts von Feiertagen — ich rede von solchen, die ihr, mehr auf den Gottesdienst als auf Bedienung eurer Frau bedacht, zuviel feiertet — und durch diese Thür ist noch kein Sonn-

abend, Freitag, Vigilie, Quatember oder die so langen Fasten gekommen; hier wird Tag und Nacht gearbeitet, und ich erinnere mich der heutigen Zugabe bei Ertönung der Morgenstunde noch gar wohl. Hier will ich meine Jugend der Arbeit widmen und die Feiertage, Buß- und Fasttage bis ins Alter verschieben. Ihr könnt in Gottes Namen nächstens euern Rückzug antreten und ohne mich so viele Feiertage halten, als euch gefällt."

Richards Schmerz hierbei war unaussprechlich. „O meine liebe Seele", sprach er, als sie schwieg, „was sagst du? nimmst du denn keine Rücksicht auf deine und deiner Anverwandten Ehre? willst du noch länger das sündliche Leben einer Buhlerin dieses Menschen dem ehelichen Stande mit mir in Pisa vorziehen? mit größter Schande wird er dich, wenn er deiner überdrüssig, verstoßen; hingegen würde ich dich stets lieben und nach meinem Tode Frau im Hause lassen. Kannst du einer so unerlaubten und unanständigen Wollust deine Ehre und mich aufopfern, der dich mehr als sein Leben liebt? nein, meine beste Hoffnung, rede nicht mehr so, entschließe dich mit mir zu kommen; da ich deine Wünsche nun kenne, will ich mich künftig besser angreifen; ändere deinen Entschluß, mein liebstes süßestes Gut, und begleite mich; ich habe seit deiner Entfernung keine Freude empfunden."

„Niemand kann und soll zärtlicher gegen meine Ehre sein als ich", erwiderte sie. „Blos in Rücksicht meiner Eltern gab ich euch meine Hand; waren sie damals um meine Ehre wenig bekümmert, so will ich es jetzt auch nicht um die ihrige sein. Macht euch daher keine Sorge. Ich muß gestehen, daß ich mich viel mehr für Paganinos Frau und für eure ehemalige Buhlerin in Pisa halte, wenn ich die nur nach Mondenvierteln und geometrischen Quadraturen mögliche Vereinigung unserer Planeten bedenke, und wie Paganino hier die ganze Nacht mich in seine Arme schließt, mich küßt und — ich kann es euch nicht sagen wie behandelt. Ihr versprecht, euch anzugreifen — und wie denn? in drei Absätzen einen Todten aufzurichten? ich kann mir leicht vorstellen, was für ein braver Ritter ihr während meiner Abwesenheit geworden seid. Geht und sorgt doch nur für euer Leben! ihr steht da wie ein Täubchen, so schwindsüchtig und elend seht ihr aus. Ich versichere euch, daß, wenn ich gleich von jenem verlassen werden sollte, wie

er es nicht in Willens zu haben scheint, ich doch nie zu euch, aus dem man nach einer gänzlichen Zerstoßung keine Salzsuppe bringen würde und den ich zu meinem größten Schaden und Nachtheil einmal habe kennen lernen, wieder heimkehren, sondern mein Glück anderswo suchen würde, das, ich sage es noch einmal, hier weder Feiertag noch Vigilie kennt. Mein Entschluß hierzubleiben ist gefaßt; verlaßt mich daher sobald als möglich, oder ich werde unter dem Vorwande einer Gewaltthätigkeit um Hülfe rufen."

Nunmehr sah der gute Richter sein elendes Schicksal und seine Thorheit im Heirathen einer jungen Frau wohl ein, verließ voll Verzweiflung, Betrübniß und Traurigkeit das Zimmer und nach wiederholten unfruchtbaren Bitten bei Paganino auch unverrichteter Sache seine Frau und kehrte nach Pisa zurück. Vor Gram verfiel er in Wahnsinn, ging in Pisa herum und sagte jedem ihn Grüßenden oder um etwas Fragenden weiter nichts als: „Die Weiber wollen von Freitagen nichts wissen!" und starb nach kurzer Zeit.

Als Paganino seinen Tod erfuhr, nahm er die Dame ihrer zu ihm tragenden Liebe wegen zur gesetzmäßigen Frau, und sie arbeiteten mit einander zum Vergnügen ohne Vigilien oder Fasten, so lange die Beine sie trugen.

Dritter Tag.

Erste Erzählung.

Masetto von Lamporecchio.

In unserer Nachbarschaft war ein noch jetzt durch Andacht sehr berühmtes Nonnenkloster, dessen Namen ich jedoch verschweige, um seinen Ruf nicht zu verkleinern. In demselben befanden sich vor nicht gar langer Zeit nur acht junge Nonnen

und eine Aebtissin, welche einen guten ehrlichen Menschen zum Gärtner ihres Gartens hatten. Genügsam mit seinem Lohne schloß er mit dem Verwalter seine Rechnung ab und kehrte nach seiner Heimath Lamporecchio zurück.

Unter denen, welche ihn freudig empfingen, war auch ein junger, starker, kraftvoller Bauer, der als Landmann zugleich ein schönes Aussehen hatte; Masetto war sein Name. Dieser fragte ihn, wo er so lange gewesen sei, und als es ihm der gute ehrliche Nuto — so hieß jener — erzählte, erkundigte er sich noch genauer, was er denn im Kloster zu thun gehabt hätte?

„Ich bearbeitete", antwortete Nuto, „einen schönen großen Garten, ging zuweilen nach Holz in den Wald, trug Wasser und verrichtete andere dergleichen Dinge; aber die Nonnen gaben mir so wenig Lohn, daß er kaum zu Schuh und Strümpfen hinreichte; auch sind es lauter junge Mädchen, die den Teufel im Leibe zu haben scheinen. Nichts kann man ihnen recht machen. Wenn ich zuweilen im Garten arbeitete, sagte eine: setze dies hierher, und die andere: setze das dorthin; die dritte nahm mir die Hacke aus der Hand und sagte: so ist's nicht recht. Auf diese Art schoren sie mich, bis ich die Arbeit stehen ließ und davon ging. Aus mehr als einer Ursache mochte ich nicht länger dableiben und bin hierher gekommen. Der Verwalter bat mich, wenn ich hier einen dazu tauglichen Menschen fände, ihm solchen zuzuweisen; ich habe es ihm auch versprochen, aber Gott erhalte ihn so lange gesund, bis ich ihm einen aufsuchen und schicken werde."

Masetto kam hierbei eine solche Lust an, um diese Nonnen zu sein, daß er bald nicht mehr bleiben konnte. Aus Nuto's Reden schloß er zwar auf die Möglichkeit, seine Wünsche zu erreichen; doch hielt er es für unschicklich, ihm etwas davon zu sagen. „Du hast recht gethan", sprach er, „daß du zurückgekehrt bist; wie soll ein Mann mit Frauen zurechte kommen? beim Teufel ist's besser; unter siebenmalen wissen sie sechsmal nicht, was sie wollen."

Nach dieser Unterredung sann Masetto auf Mittel zu diesen Nonnen zu kommen. Zwar fühlte er sich den von Nuto erwähnten Arbeiten vollkommen gewachsen und glaubte dabei nichts zu verlieren; nur fürchtete er wegen seiner Jugend und Gestalt nicht angenommen zu werden. Nach vielem Hin- und Hersinnen dachte er: der Ort ist ziemlich entfernt

von hier, niemand kennt mich dort; wenn ich mir den Anschein eines Stummen geben kann, wird man mich gewiß annehmen.

Auf diesem Einfall beharrte er, nahm ein Beil auf die Schulter und ging als ein Bettler nach diesem Kloster, ohne jemanden zu sagen wohin. Bei seinem Eintritt in dasselbe traf er zufälligerweise den Verwalter im Hofe und bat ihn durch Zeichen nach Art der Stummen aus Erbarmen um Essen; er wolle, wenn es nöthig, einiges Holz dafür machen. Willig gab ihm dieser zu essen und nachher etliche Klötzer, womit Nuto nicht hatte zurechte kommen können, welche Masetto aber als ein starker Kerl in kurzem zerspaltete.

Der Verwalter, welcher eben ins Holz gehen mußte, nahm ihn mit sich, dasselbe klein zu hacken, gab ihm einen Esel und machte ihm bemerklich, daß er das Holz darauf nach Hause schaffen sollte. Er machte seine Sache so gut, daß der Verwalter ihn zu einigen vorhabenden Geschäften noch etliche Tage behielt.

In der Zeit fügte es sich, daß die Aebtissin ihn sah und den Verwalter fragte, wer er wäre?

„Madame“, antwortete dieser, „es ist ein armer taubstummer Mensch, der dieser Tage um Almosen hergekommen ist; ich habe ihm Gutes gethan und verschiedene nöthige Sachen verrichten lassen; wenn er die Gärtnerei verstünde und dableiben wollte, könnten wir ihn gut brauchen, glaube ich. Er ist ein starker Kerl und könnte viel arbeiten; es wäre auch nicht zu befürchten, daß er uns die jungen Mädchen an sich lockte.“

„Du hast wahrhaftig recht“, erwiderte die Aebtissin; „wenn du siehst, daß er arbeiten kann, so suche ihn hier zu behalten; gieb ihm ein Paar Schuhe und eine alte Kutte, sei gegen ihn gefällig, thue ihm eine Güte und reiche ihm zu essen genug“, welches der Verwalter zu thun versprach.

Masetto, der in einiger Entfernung alle Worte hörte und sich stellte, als ob er den Hof kehrte, sagte bei sich selbst: Macht ihr mich zum Gärtner, so will ich euch den Garten bestellen, wie es noch nie geschah.

Der Verwalter fand seine Arbeit sehr gut, fragte ihn daher durch Zeichen, ob er dableiben wollte, und erhielt auf gleiche Art seine Einwilligung. Er nahm ihn also an, übertrug ihm die Gartenarbeit, zeigte ihm seine Verrichtungen,

ging alsdann seinen übrigen Geschäften im Kloster nach und verließ ihn.

Als er einige Täge nach einander gearbeitet hatte, fingen die Nonnen an, ihn zu necken, über ihn zu spotten, wie es den Stummen gewöhnlich geht, und ihm die häßlichsten Reden von der Welt zu sagen, weil sie glaubten nicht verstanden zu werden. Die Aebtissin, welche sich vielleicht einbildete, daß er gewisser anderer Theile eben so unmächtig als der Sprache sei, bekümmerte sich wenig oder gar nicht darum.

Einst hatte er sich hingelegt, um von der vielen Arbeit auszuruhen. Zwei junge im Garten herumspazierende Nonnen nahten sich ihm und fingen an, ihn zu betrachten, der sich schlafend stellte. „Wenn ich wüßte", sagte die eine etwas Muthwillige zur andern, „daß du mich nicht verriethest, wollte ich dir einen Einfall entdecken, welchen ich schon etliche mal gehabt habe und der dir vielleicht auch nützlich sein könnte."

„Immer sag ihn getrost", antwortete diese, „es soll ihn gewiß kein Mensch von mir erfahren."

„Ich weiß nicht", „fing die Muthwillige hierauf an, „ob du nachgedacht hast, wie eingesperrt wir hier sind und wie außer dem alten Verwalter und diesem Stummen kein Mann hereinzukommen wage. Gleichwohl habe ich oft von verschiedenen Frauen gehört, die uns besuchen, daß alle anderen Süßigkeiten der Welt nur ein Schatten gegen diejenigen sind, welche eine Frau in dem Umgange mit einem Manne genießt. Daher war ich schon manchmal Willens, mit diesem Stummen die Wahrheit dieses Vorgebens zu versuchen, weil ich keines anderen habhaft werden kann. Auch schickt er sich am besten dazu, weil er nichts wiederzusagen vermöchte, wenn er gleich wollte. Du siehest, was für einfältiger Tropf er ist; ich möchte wohl deine Gesinnungen hierüber wissen."

„Ei!" entgegnete die andere, „was redest du? weißt du nicht, daß wir Gott unsere Keuschheit gelobt haben?

„O!" erwiderte jene, „wie viel wird ihm täglich versprochen und nicht gehalten! es werden sich schon andere finden, welche das erfüllen, was wir zugesagt haben."

„Aber wenn wir schwanger würden, was sollte alsdann werden?"

„Du sorgst für das Unglück, ehe es kommt! Wenn dies geschähe, wollten wir schon Rath schaffen. Da giebt es tau-

fenderlei Mittel die Sache so anzufangen, daß niemand etwas erfährt, dem wir selbst nichts davon sagen."

„Nun gut, wie wollen wir es aber machen", fragte hierauf jene, deren Lüsternheit noch größer war als der ersteren, „um zu versuchen, was die Männer für Geschöpfe sind."

„Es geht, wie du siehst, auf neun Uhr; die übrigen Schwestern werden alle schlafen, wie ich glaube; laß uns im Garten umsehen, ob jemand da ist: finden wir niemand, so haben wir weiter nichts zu thun, als ihn bei der Hand dort in das Häuschen zu führen, wo er Wasser holt. Wenn eine drinnen bei ihm ist, muß die andere Wache halten. Aus Dummheit wird er sich alles gefallen lassen, was wir verlangen."

Masetto hörte die ganze Unterredung und erwartete, bereit zu gehorchen, nichts als ihre Aufforderung.

Als sie sich überall umgesehen und keinen Zeugen entdeckt hatten, näherte sich diejenige, welche die Rede angefangen, dem Masetto und weckte ihn, der augenblicklich aufstand. Mit schmeichelhaften Geberden führte sie ihn, der ein einfältiges Lächeln annahm bei der Hand in die Hütte, wo Masetto ohne langes Bitten ihr Verlangen erfüllte. Nachdem diese ihren Wunsch erreicht hatte, machte sie als eine gewissenhafte Gefährtin der andern Platz und Masetto, der sich noch immer einfältig stellte, that auch ihren Willen. Ehe sie fortgingen, versuchte jede noch einmal die Fähigkeiten des Stummen. Nunmehr gestanden sie einander oft, daß die Süßigkeit dieser Sache alles, was sie davon gehört hätten, noch überträfe und ersahen schickliche Stunden, um sich mit dem Stummen zu ergötzen.

Eines Tages zeigte eine Schwester, welche die Sache gemerkt hatte, dies zwei anderen aus einem Fenster ihrer Zelle. Anfangs waren sie der Meinung, es der Aebtissin entdecken zu müssen, änderten aber ihren Entschluß, vereinigten sich mit jenen und nahmen an den Arbeiten des Masetto Theil. Endlich traten auch die noch übrigen drei durch verschiedene Zufälle und zu verschiedenen Zeiten in diese Gesellschaft.

Die Aebtissin, welche hiervon bisher nichts gemerkt hatte, traf die Reihe zuletzt. Einst ging sie bei großer Hitze ganz allein im Garten spazieren und fand Masetto, ungeachtet er den Tag über wenig gearbeitet hatte, von der nächtlichen Anstrengung abgemattet, unter einem Mandelbaume ausgestreckt

schlafen. Der Wind hatte seine Kleider aufgehoben, und er lag ganz entblößt. Der Aebtissin, welche bei diesem Anblicke sich allein sah, kam eben die Lust an, welche ihre Nönnchen hingerissen hatte. Sie weckte Masetto auf und führte ihn mit sich auf ihr Zimmer, wo sie ihn etliche Tage zum größten Leidwesen der Nonnen, die sein Außenbleiben schmerzlich fühlten, behielt und diejenigen Süßigkeiten zu wiederholten malen genoß, welche sie den übrigen vormals als tadelhaft verwiesen hatte. Endlich schickte sie ihn zurück auf seine Stube, ließ ihn fleißig wieder kommen und verlangte mehr als einen bloßen Antheil von ihm.

Masetto, der so vielen nicht gewachsen war, befürchtete, daß die längere Fortsetzung seiner Stummheit ihn ins größte Unglück stürzen könnte. Er zerriß daher sein Zungenband, als er einst bei der Aebtissin schlief. „Madame", fing er an, „ich habe gehört, daß zwar ein Hahn für zehn Hennen genug sei, und daß zehn Männer vielfach kaum eine Frau oder doch mit Mühe befriedigen können, und ich soll ihrer neun bedienen? dies kann ich um alles in der Welt nicht länger aushalten. Was ich bisher gethan, hat mich bereits so herunter gebracht, daß ich wenig oder nichts mehr vermag; laßt mich daher entweder in Gottes Namen gehen, oder sucht dem Dinge abzuhelfen."

Ganz betäubt, rief die Dame aus, als sie ihn reden hörte, den sie für stumm gehalten: „Wie! ich glaubte, du wärest stumm?"

„Ich war es, Madame", erwiderte Masetto, „aber nicht von Natur; eine Krankheit raubte mir die Sprache, und erst seit dieser Nacht spüre ich, Gott sei es aus allen Kräften gedankt, deren Rückkehr."

Die Dame glaubte es und fragte, was er denn mit den neun sagen wollte, die er zu bedienen hätte?

Masetto erzählte ihr den ganzen Handel. Die Aebtissin sah nun wohl, daß ihre Nonnen ihr an Tugend glichen; doch war sie aus Vorsicht darauf bedacht, den Masetto nicht reisen zu lassen, sondern mit ihren Nonnen ein Mittel ausfindig zu machen, das Kloster durch ihn in keinen übeln Ruf zu bringen. Vor wenigen Tagen war ihr Verwalter gestorben. Sie bekannten einander einstimmig das, was jede unwissend der andern gethan hatte, und verabredeten daher mit Masetto's Einwilligung den Leuten in der Umgegend glauben zu machen,

daß er durch ihr Beten und durch das Verdienst des Schutzheiligen des Klosters nach einer langen Stummheit die Sprache wieder erlangt habe, erwählten ihn zum Verwalter, und so gingen seine Arbeiten fort, so lange er es aushalten konnte.

Dadurch gab er zwar einer Menge junger Mönchlein das Dasein, aber man behandelte die Sache so vorsichtig, daß sie erst nach der Aebtissin Tode bekannt ward, als Masetto, dem Alter schon nahe, im Begriffe war sich mit seinen Reichthümern zurückzuziehen, worinnen er auch bei dieser Nachricht desto weniger Schwierigkeit fand.

Masetto kehrte daher in seinem Alter reich und als Vater ohne Sorgen und Kosten für die Erhaltung seiner Kinder nach einer durch seine Klugheit gut angewandten Jugend heim nach dem Orte, den er mit einem Beile auf den Rücken verlassen hatte.

Zweite Erzählung.

König Agilulf's Stallknecht.

Agilulf, König der Longobarden, wählte nach dem Beispiele seiner Vorfahren Pavia, eine lombardische Stadt, zur Residenz. Er hatte die zurückgelassene Wittwe Vetars, vormaligen Königs der Longobarden, Teudelinden zur Gemahlin, eine schöne, kluge und tugendhafte, aber in Liebeshändeln sehr unglückliche Dame. Durch seine Tapferkeit und Klugheit genossen die Longobarden seit einiger Zeit Glück und Ruhe. Ein Stallbedienter des Königs, von der niedrigsten Abkunft, aber zu mehr als seiner geringen Handthierung fähig, schön von Person und an Größe dem Könige gleich, verliebte sich sterblich in sie. Da aber sein niedriger Stand ihn die offenbarste Unschicklichkeit seiner Leidenschaft einsehen ließ, so verbarg er sie wohlbedächtig jedermann und wagte es nicht, sie ihr durch einen Blick zu entdecken.

Lebte er gleich ohne alle Hoffnung ihr zu gefallen, so achtete er sich's doch zur Ehre, seinen Sinn auf einen so hohen Gegenstand gerichtet zu haben. Von Liebe entflammt

gab er sich alle Mühe, seine Gefährten in dem zu übertreffen, wodurch er der Königin zu gefallen glaubte. Wenn sie daher ausreiten wollte, nahm sie das unter seiner Aufsicht stehende Pferd vor allen andern am liebsten. Dies rechnete er sich zur größten Gnade und schätzte sich glücklich, beim Absteigen nur ihre Kleider berühren zu können.

Je mehr sich aber die Hoffnung verringert, desto heftiger wird die Liebe einer öfteren Erfahrung zu Folge. So ging es auch dem armen Stallknecht. Es ward ihm äußerst schwer, diese heftige Leidenschaft wie bisher länger verborgen zu halten, und er beschloß hoffnungslos und doch unfähig sich dieser Liebe zu entschlagen sich das Leben zu nehmen. In der Wahl der Todesart war er darauf bedacht, diejenige zu dulden, welche man seiner Liebe zur Königin zuschreiben müßte. Er nahm sich daher vor, sein Glück bei ihr zu versuchen und entweder ganz oder zum Theil seine Sehnsucht zu stillen.

Seine Absicht war jedoch nicht, der Königin etwas zu sagen oder ihr durch Briefe seine Liebe zu entdecken, weil er beides für vergeblich hielt, sondern durch List zu einem Beischlaf bei ihr zu gelangen. Dies war nicht anders möglich, als wenn er ein Mittel ausfindig machen könnte, statt des Königs, der, wie er wußte, nicht beständig bei seiner Gemahlin schlief, zu ihr in das Schlafzimmer zu kommen, und damit er sähe, wie und in welcher Kleidung dieser zu ihr ging, verbarg er sich verschiedene Nächte in einem großen Saale des königlichen Palastes, welcher zwischen dem Zimmer des Königs und der Königin lag.

In einer dieser Nächte sah er den König eingehüllt in einem großen Mantel, in der einen Hand eine abgebrannte Kerze, in der andern ein Stöckchen, aus seinem Schlafzimmer zu der Königin gehen und ohne ein Wort zu sagen mit dem Stöckchen ein oder zweimal an die Thüre klopfen, die man ihm sogleich öffnete und die Kerze aus der Hand nahm.

Als er dies und die Rückkehr des Königs bemerkt hatte, glaubte er es ebenfalls so machen zu müssen. Er suchte daher einen Mantel ähnlich dem, welchen er beim Könige gesehen hatte, eine Kerze und ein Stöckchen zu bekommen, badete sich vorher wohl, damit der Pferdegeruch der Königin nicht mißfallen oder sie den Betrug entdecken möchte und verbarg sich mit diesen Dingen wie vormals in dem großen Saale.

Als er alles um sich herum im Schlafe merkte und es ihm Zeit schien, entweder sein Verlangen zu befriedigen, oder durch eine so wichtige Gelegenheit dem längst gewünschten Tode Raum zu geben, machte er mit dem bei sich führenden Steine und Stahle ein wenig Feuer, brannte seine Kerze an, ging versteckt und eingehüllt im Mantel zur Thüre des Schlafgemachs und klopfte zweimal mit dem Stöckchen.

Eine Kammerfrau öffnete schlaftrunken ihm das Zimmer, nahm das Licht ab und verbarg es. Er ging daher, ohne zu sprechen hinein, legte seinen Mantel nieder und stieg zu der schlafenden Königin ins Bett. Voll Entzücken schloß er sie in seine Arme und erkannte sie, sich verdrießlich stellend — in welchem Falle der König gewöhnlich von nichts hören wollte — etlichemal, ohne daß er oder sie etwas sprachen.

Zwar kam ihm das Scheiden sehr sauer an, doch stand er aus Furcht, seine langes Verweilen möchte seine Freude in Traurigkeit verwandeln, auf, nahm Mantel und Licht und ging ohne ein Wort zu sagen hinaus und begab sich möchlichst geschwind zurück in sein Bett.

Er konnte kaum hinein sein, als der König aufstand und zum Zimmer der Königin ging. Sie wunderte sich darüber nicht wenig. „Ei! mein Herr", sprach sie beherzt durch seine Freude, als er ins Bett kam und sie freundlich grüßte, „was ist denn dies heut für eine Neuerung? den Augenblick habt ihr mich nach einem über die Gewohnheit bei mir genossenen Vergnügen verlassen und jetzt kommt ihr schon wieder! bedenkt was ihr thut."

Dies brachte den König sogleich auf den Gedanken, daß seine Gemahlin durch Gleichheit der Gebräuche und der Person getäuscht worden sei. Da er aber sah, daß weder sie noch sonst jemand es gemerkt habe, hatte er den klugen Einfall es ihr auch nicht zu entdecken. Viele würden dies nicht gethan, sondern gesagt haben: ich bin nicht dagewesen! wer war es? wie ging er? wo kam er her? Woraus mancherlei Unheil entstanden wäre. Dadurch hätte er die Dame unnöthigerweise in Unruhe gesetzt und ihr vielleicht Anlaß gegeben, sich mehrmals nach dem bereits Versuchten zu sehnen und das, was beim Stillschweigen ihm keine Schande bringen konnte, würde ihm durch Ausplaudern die größte Beschimpfung zugezogen haben. Mehr mit beunruhigten Gedanken als Blicken und

Worten entgegnete daher der König: „Meine Beste, hältst du mich nicht für einen Mann, der, wenn er bereits dagewesen, noch einmal kommen könnte?“

„Das wohl, mein Herr“, erwiderte die Königin; „nur bitte ich euch, eure Gesundheit in Acht zu nehmen.“

„So will ich denn“, antwortete der König, „eurem Rathe folgen und für diesmal zurückkehren, ohne euch weiter zu beschweren.“

Voll Zorn und Unwillen über den ihm gespielten Streich nahm er seinen Mantel und verließ das Zimmer, um in der Stille den Thäter zu suchen, weil seiner Meinung nach es jemand aus dem Hause sein müsse, der, wer er auch wäre, aus demselben nicht habe entkommen können. Mit einem kleinen Lichte und einer kleinen Laterne begab er sich daher auf den sehr großen im Palaste über dem Stalle gelegenen Saal, wo die meisten seiner Leute in verschiedenen Betten schliefen. In der Voraussetzung, daß demjenigen, welcher die von seiner Gemahlin erwähnte That unternommen, Puls und Herz eines so verwegenen Betrugs halber noch schlagen müsse, ging er leise von einem Ende des Saales zum andern und fühlte jedem leise auf die Brust, um sein Herzklopfen zu beobachten.

Alle schliefen fest, bis auf den, welcher bei der Königin gewesen war. Als dieser den König kommen sah und den Gegenstand seiner Untersuchung merkte, überfiel ihn eine Furcht, welche das von der gehabten Arbeit herrührende Herzklopfen um ein Großes vermehrte. In der festen Einbildung, daß der König ihn bei dieser Entdeckung sogleich umbringen würde, sann er hin und her, was er anfangen sollte; weil er ihn jedoch ohne Waffen sah, beschloß er, sich schlafend zu stellen und sein Benehmen abzuwarten.

Nachdem der König viele untersucht und keinen gefunden hatte, von dem er diese That vermuthen konnte, kam er auch zu diesem. „Hier ist er“, sagte er bei sich selbst, als er sein Herz so schlagen fand. Da er aber beschlossen hatte, ihm nichts zu thun, was man merken könnte, verschnitt er ihm blos mit einer bei sich habenden Scheere ein wenig die Haare, welche damals sehr lang getragen wurden, um an diesem Zeichen des andern Morgens ihn zu erkennen, und kehrte alsdann wieder auf sein Zimmer.

Dieser, voller Ränke, bemerkte alles und errieth deutlich

die Ursache seiner Bezeichnung. Er stand daher ohne langes Besinnen auf, nahm eine Scheere, deren zum Glück einige des Stalles wegen für die Pferde da waren, verschnitt allen im Saale Schlafenden auf gleiche Art die Haare über den Ohren und legte sich alsdann unbemerkt wieder nieder.

Beim Aufstehen befahl der König allen seinen Leuten, vor ihm zu erscheinen, ehe man die Thüren des Palastes öffnete. Dies geschah, und als sie alle mit entblößtem Haupte vor ihm standen, sah er sich nach dem Geschornen um. Mit Verwunderung fand er bei dem größten Theile die Haare auf ähnliche Art verschnitten. „Der, welchen ich suche", sagte er bei sich selbst, „zeigt hinlänglich, daß er einen hohen Verstand besitzt, ungeachtet seiner Niedrigkeit." Da er also sah, daß er ihn ohne Lärm nicht entdecken konnte, durch eine kleine Rache aber sich keine größere Schande zuziehen wollte, begnügte er sich, ihm mit einem einzigen Worte einen Verweis und seine Bemerkung zu erkennen zu geben. „Der Thäter", wandte er sich daher zu allen, „schweige und thue es nicht mehr; nun geht in Gottes Namen!"

Ein anderer würde sie haben wollen binden, martern, ausforschen und vernehmen lassen. Dadurch hätte er zwar dasjenige entdeckt, was jeder zuzudecken bemüht sein sollte, aber dies würde — wenn er auch hinlängliche Rache genommen — seine Schande keineswegs verringert, sondern um vieles vergrößert und die Ehre seiner Gattin befleckt haben.

Voll Erstaunen fragte einer den andern, was der König mit diesen Worten habe sagen wollen; aber keiner verstand sie, außer dem, welchen sie angingen, und dieser war so klug, bei des Königs Lebzeiten nie etwas davon zu entdecken und sein Leben durch eine ähnliche That weiter aufs Spiel zu setzen.

Dritte Erzählung.

Der Beichtvater als Kuppler.

Vor einigen Jahren lebte in unserer Stadt, die reicher an Betrügereien als an Güte und Redlichkeit ist, eine vornehme

Dame, begabt von der Natur mit Schönheit, Artigkeit, Verstand und Verschlagenheit nicht minder als irgend eine andere. Ihren Namen, und den Namen der übrigen Personen dieser Geschichte will ich verschweigen, obgleich ich sie weiß, weil noch einige leben, welche Unwillen über eine Sache empfinden möchten, die man nur mit Lachen ansehen muß.

Aus hohem Stande hatte sie des Vermögens wegen einen Wollarbeiter geheirathet. Aber sie konnte den stolzen Gedanken nicht ablegen, daß der reichste Mann von niederer Abkunft und keiner adeligen Person würdig sei. Die gemeinen Beschäftigungen ihres Mannes, der bei allem Reichthume es nie weiter brachte als sich aufs Sortieren, auf Einschlag und Aufzug zu verstehen, ein Gewebe anzufangen oder sich mit einer Spinnerin über das Gespinnste zu zanken: so faßte sie den Entschluß, keine als die unumgänglichsten Liebkosungen weiter von ihm anzunehmen, sondern zu ihrer Befriedigung eine Person, deren würdiger als der Wollhändler, sich zu suchen und verliebte sich in einen recht braven Mann von mittlern Jahren dergestalt, daß sie die Nacht vor Gram nicht schlafen konnte, wenn sie ihn einen Tag nicht gesehen hatte.

Allein, der ehrliche Mann, der dies nicht wußte, bekümmerte sich nicht darum und sie war aus Furcht vor den dabei möglichen Gefahren zu vorsichtig, als daß sie es ihm durch Abschickung einer Frau oder eines Briefes zu entdecken gewagt hätte. Da sie dessen Umgang mit einem Mönche bemerkte, der, so plump er auch war, doch seines unbescholtenen Lebens wegen fast überall im Rufe eines rechtschaffenen Bruders stand, hielt sie diesen für den besten Unterhändler zwischen ihr und ihrem Geliebten. Als sie den desfallsigen Maaßregeln nachgedacht hatte, ging sie zu einer passenden Stunde in die Kirche des Geistlichen, ließ ihn rufen, um, wenn es ihm gefällig, bei ihm zu beichten und der Bruder hörte sie willig, welcher sie dem Ansehn nach für eine vornehme Dame hielt.

„Mein Pater", fuhr sie nach abgelegter Beichte fort, „ich muß in einer Sache, die ihr gleich hören sollt, um euren Beistand und guten Rath bitten. Ihr kennt nun meine Eltern und meinen Mann, der mich mehr als sein Leben liebt, und — was er bei seinem Reichtum leicht vermag — jeden meiner Wünsche sogleich erfüllt. Ich liebe ihn daher mehr als mich selbst und wäre des Scheiterhaufens würdiger, als irgend

eine Missethäterin, wenn ich etwas seiner Ehre oder seinem Vergnügen Nachtheiliges nur denken, geschweige unternehmen wollte. Doch ein Mensch, dessen Name ich in Wahrheit nicht weiß, der aber das Ansehen eines wohlhabenden Mannes hat und, wenn ich mich nicht irre, oft mit euch umgeht, schön und groß von Person, in braunem Tuche anständig gekleidet, scheint mir den gefaßten Entschluß nicht zuzutrauen, denn er belagert mich ordentlich; ich darf nicht an die Thüre oder ans Fenster, noch weniger aus dem Hause gehn, so ist er den Augenblick da und ich wundere mich, ihn nicht schon hier zu sehn. Dies ist mir sehr unangenehm, weil solche Handlungen ehrbare Frauen oft in üble Nachrede bringen können. Anfangs war ich Willens, es ihm durch einen meiner Brüder sagen zu lassen. Als ich aber bedachte, daß die Männer ihre Aufträge oft so ausrichten, daß es zu einer schlechten Antwort und endlich von Worten gar zu Thätlichkeiten kommt: so habe ich geschwiegen, um Unglück oder Aergerniß zu vermeiden, und den Entschluß gefaßt, es lieber euch, den ich für seinen Freund halte, als sonst jemand zu entdecken; zumal da es sich für euch am besten schickt, nicht nur Freunden, sondern auch Fremden solche Sachen zu verweisen. Ich bitte euch daher um Gottes Willen, es ihm vorzuhalten und ihn zu bitten, künftig dergleichen Dinge zu unterlassen. Es giebt ja hier noch Frauenzimmer genug, die dazu geneigt sind und an seinem Angaffen und Buhlen ein Vergnügen finden werden; mich aber verdrießt es, weil ich nicht die geringste Neigung dazu habe.“ Nach diesen Worten schlug sie das Gesicht nieder, als wollte sie weinen.

Der fromme Pater merkte sogleich, wen die Dame meinte, lobte ihren guten Vorsatz gar sehr und versprach ihr, im festen Glauben an der Wahrheit ihres Vorgebens, es dahin zu bringen, daß dieser Mann ihr nicht weiter beschwerlich fallen sollte, empfahl ihr aber auch, da er ihr Vermögen kannte, mit Klagen über seine Dürftigkeit die Werke des Mitleids und der Almosen.

„Ich bitte euch höflichst darum“, erwiderte die Dame, „sollte er ja läugnen, so sagt ihm getrost, daß ich selbst es euch entdeckt und mich darüber beschwert habe.“ Eingedenk der Ermunterungen des Bruders zu Werken der Barmherzigkeit, füllte sie ihm nach geendeter Beichte und erhaltener Lossprechung heimlich die Hand mit Gelde und bat ihn, für ihre

verstorbenen Angehörigen Messe zu lesen, stand auf und ging nach Hause.

Bald darauf kam jener brave Mann seiner Gewohnheit nach zu dem frommen Bruder. Nach einer kurzen Unterredung über diese und jene Materie zog er ihn bei Seite und gab ihm einen derben Verweis wegen des vermeintlichen Auflauerns und Angaffens bei dieser Dame.

Der ehrliche Mann, welcher sie nie gesehen hatte und selten bei ihrem Hause vorbeizugehn pflegte, wollte vor Verwunderung sich entschuldigen; aber der Bruder, ohne ihn aufkommen zu lassen, sagte: „Stelle dich nicht verwundert, noch verliere die Worte mit vergeblichem Läugnen! Ich habe es nicht von den Nachbarn, sondern von ihr selbst mit vielen Beschwerden über dich gehört. Ueberhaupt schicken sich solche Possen nicht mehr für dich, und ich kann dir so viel sagen, daß ich keine größere Feindin von diesen Thorheiten, als sie gefunden habe. Ich bitte dich daher, um deiner Ehre und ihrer Beruhigung willen, wegzubleiben und sie gehen zu lassen.“

Klüger als der heilige Bruder merkte dieser bald die List der Dame, stellte sich ein wenig schamhaft und versprach, sich künftig nicht weiter damit abzugeben. Sobald er den Pater verließ, nahm er seinen Weg nach dem Hause der Dame, die stets bei einem kleinen Fenster ihn vorbeigehn zu sehn lauschte. Als sie ihn erblickte, bezeigte sie so viel Heiterkeit und Wohlwollen, daß er leicht einsehen konnte, er habe den wahren Sinn der Worte des Paters entdeckt. Von diesem Tage an ging er mit Behutsamkeit gern an diesen Ort und ließ ihr, die er alle Zeit traf, zu ihrem größten Vergnügen und Troste deutlich merken, daß er sonst keine Geschäfte daselbst habe.

Als diese nach einiger Zeit hinlänglich überzeugt war, ihm eben so zu gefallen, wie er ihr, wünschte sie ihn noch mehr zu entflammen und von ihrer Liebe zu versichern. Sie ging daher zu einer gelegenen Zeit wieder zu dem frommen Bruder in die Kirche, setzte sich ihm zu Füßen und fing an zu weinen.

Mitleidig fragte der Bruder, als er dies sahe, was sie ihm neues brächte?

„Mein Pater“, antwortete die Dame, „meine Neuigkeiten betreffen nichts anders, als jenen Gott vergessenen Mann, euern

Freund, über den ich mich vorgestern beschwerte. Er scheint zu meiner größten Plage geboren zu sein und durch seine Handlungen mir keine ruhige Stunde zu lassen. Bald werde ich keinen Fuß mehr aus dem Hause setzen dürfen."

„Wie?" entgegnete der Bruder, „hat er nicht aufgehört, dich zu beunruhigen?"

„O nein!" erwiderte die Dame, „vielmehr geht er, seitdem ich mich über ihn beschwert, gleichsam zum Hohn, weil er dies vielleicht übel genommen, statt einemmale, wohl siebenmal vorbei und wollte Gott! es wäre beim Vorbeigehen und Ansehen geblieben; aber er ist so verwegen und frech gewesen, mir gestern eine Frau mit Anträgen und verliebtem Geschwätze ins Haus zu senden und mir einen Beutel und einen Leibgürtel — als ob ich deren keine hätte — zu schicken. Dies brachte mich entsetzlich auf, daß ich ihm den Teufel auf den Hals geschickt haben würde, hätte ich nicht auf euch Rücksicht genommen und mich der Sünde gefürchtet. Doch ich habe mich gefaßt und ohne euer Vorwissen nichts sagen oder thun wollen. Zwar hatte ich den Beutel und Leibgürtel der Frau, die sie mir brachte, mit einer schönen Abfertigung bereits zurückgegeben, um ihm solche wieder zuzustellen: weil ich aber besorgte, sie möchte diese Sachen behalten und ihm sagen, daß ich sie angenommen habe, wie solche Leute es manchmal machen, wie ich hörte, so rief ich sie zurück und nahm voll Wuth sie ihr wieder aus der Hand. Ich bringe sie euch, damit ihr sie ihm mit der Versicherung wiedergebt, daß ich seine Geschenke nicht brauche und Gottlob! von meinem Manne so viel Beutel und Leibgürtel habe, daß ich ihn damit ersticken könnte. Zugleich muß ich euch aber auch als meinen Vater um Verzeihung bitten, wenn ich, im Falle er nicht nachläßt, es meinem Manne und meinen Brüdern sage, es mag daraus entstehen, was da will. Es ist mir lieber, daß ihm eine Unhöflichkeit begegne, als daß ich seinetwegen in üblen Ruf komme, wenn er es nicht anders haben will."

Mit ununterbrochenem heftigen Weinen zog sie hierauf einen schönen reichen Beutel und prächtigen kostbaren Gürtel unter ihren Kleidern hervor und warf sie dem Prior auf den Schooß.

In völligem Glauben an das Vorgeben der Dame nahm er mit Bestürzung die Sachen und sagte: „Meine Tochter, daß diese Dinge dich ärgern, wundert mich nicht, noch kann

ich dich deshalb tadeln; doch ist es mir lieb, daß du hierin meinem Rathe folgen willst. Ich habe es ihm vorgestern verwiesen, aber er hat sein Versprechen schlecht gehalten und ich will ihm sowohl dieser, als der jetzigen Handlung wegen den Kopf so waschen, daß er dir, glaube ich, keinen Verdruß weiter bereiten soll; nur laß dich unter göttlichem Beistand vom Zorn nicht überwältigen, es jemand von den Deinigen zu sagen, weil zu viel Unheil daraus entstehen könnte. Fürchte deshalb nie eine üble Nachrede, weil ich vor Gott und den Menschen jederzeit den stärksten Beweis deiner Ehrbarkeit ablegen kann."

Die Dame stellte sich ein wenig getröstet, brach daher diese Rede ab und sagte, mit seinem und seines Gleichen Geize sehr wohl bekannt: „Mein Herr, diese Nacht sind mir einige meiner Anverwandten erschienen, die ihrer vielen Leiden wegen, glaube ich, nichts als Almosen verlangen; besonders erregt der Kummer und das Elend meiner armen Mutter Erbarmen. Ihre große Angst rührt, halte ich dafür, von der Beunruhigung her, worin sie mich durch diesen Feind Gottes sieht. Ich wünschte daher, daß ihr für ihre Seelen die vierzig*) Messen des heiligen Gregors und euer Gebet verrichtetet, damit Gott sie aus diesem quälenden Feuer erlöse." Bei diesen Worten drückte sie ihm einen Dukaten in die Hand.

Freudig nahm ihn der fromme Bruder, stärkte mit Ermahnungen und Beispielen ihre Andacht, gab ihr seinen Segen und ließ sie gehen.

Sobald die Dame weg war, schickte er nach seinem Freunde, ohne zu merken, daß man ihn zum besten hatte. Dieser vermuthete sogleich, als er den Bruder bei seiner Ankunft zornig fand, Nachrichten von der Dame zu hören und erwartete seinen Antrag. Mit Wiederholung der vormaligen Ermahnungen ließ er ihn von neuem hart und zornig an und verwies ihm das von der Dame Gehörte sehr. Der ehrliche Mann, welcher die Absicht des Paters noch nicht errathen konnte, leugnete ziemlich kaltblütig, daß er sie ihr geschenkt habe, um ihm den Glauben daran nicht zu benehmen, wenn etwa die Dame ihm den Beutel und Gürtel gegeben hätte.

*) Manni glaubt, es müsse nur dreißig heißen. Das Volk soll den heiligen Gregor dreißig Tage beweint haben und daher der Ursprung dieser Messen kommen.

„Wie kannst du es leugnen, Bösewicht?“ fuhr der Bruder hitzig auf; „sieh! mit Thränen hat sie selbst mir solche gebracht; da, kennst du sie?“

„Leider kenne ich sie“, antwortete er mit verstellter Scham, „und gestehe mein Unrecht, schwöre euch aber auch, daß ihr nichts mehr davon hören sollt, da ich die Person so standhaft finde.“

Nach vielen Worten gab endlich der einfältige Bruder seinem Freunde den Beutel und Gürtel, bat ihn mit vielen guten Lehren, sich weiter nicht damit abzugeben und ließ ihn nach erneuten Versprechen gehn.

Aeußerst vergnügt über die Gewißheit von der Liebe dieser Dame sowohl, als über das schöne Geschenk, eilte dieser brave Mann vom Pater gerade an einen Ort, wo er unbemerkt von anderen den richtigen Empfang von beiden seiner Schönen zeigte, welche voll Freuden darüber und noch mehr über den noch glücklicheren Erfolg ihres Einfalls, zur Vollendung ihrer Wünsche nichts sehnlicher, als nur noch eine Reise ihres Mannes erwartete.

Wirklich mußte dieser auch kurz darauf in Geschäften nach Genua reisen. Sobald er des Morgens aufs Pferd gestiegen und fort war, eilte die Dame zu dem frommen Bruder. „Mein Pater“, sprach sie nach vielen Klagen und Weinen, „ich muß euch bekennen, daß ich es in der That nicht länger aushalten kann; weil ich euch aber vor etlichen Tagen versprochen habe, ohne euer Vorwissen nichts zu thun, so bin ich gekommen mich deshalb bei euch zu entschuldigen und will euch jetzt das Unternehmen eures guten Freundes, eines leibhaftigen Teufels, diesen Morgen kurz vor Tage erzählen, damit ihr seht, daß ich Ursache zu weinen und zu klagen habe. Ich weiß nicht, welcher Unstern ihm die gestrige Abreise meines Mannes nach Genua kund gemacht hat; kurz, er kam diesen Morgen zu der gedachten Zeit in meinen Garten, stieg auf einen an meinem Schlafzimmer, welches nach dem Garten geht, stehenden Baum und hatte bereits das Fenster zum Einsteigen geöffnet, als ich erwachte, aus dem Bette sprang und zu schreien anfing; ich würde auch fortgefahren haben, hätte er sich nicht entdeckt und um Gottes und euretwillen gebeten, weil er noch nicht drinnen war. Ich schwieg daher aus Achtung vor euch, lief nackend, wie ich erschaffen bin, ans Fenster und verschloß es ihm vor der Nase; hoffentlich wird er nachher zum Henker gegangen

sein, wenigstens habe ich nichts weiter von ihm gehört. Urtheilt nun selbst, ob dies anständig und zu erdulden ist. Ich kann es daher nicht länger mehr mit ansehn, denn ich habe euretwegen schon genug von ihm erduldet.“

Der Pater gerieth darüber in so heftigen Zorn, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, und fragte blos etlichemal, ob sie auch recht gesehen, daß es kein anderer gewesen wäre?

„Gottlob“, antwortete die Dame, „ich kann ihn noch wohl von andern unterscheiden! ich versichere euch, daß er es war; glaubt seinem Leugnen nur nicht!“

„Ich muß gestehen, liebste Tochter“, antwortete der Pater, „daß dies eine große Verwegenheit und unüberlegte Handlung ist. Du thatest deine Schuldigkeit, indem du ihn fortjagtest. Aber da Gott dich vor der Schande bewahrte, so bitte ich dich auch, weil du zweimal meinem Rath gefolgt hast, es auch noch diesmal zu thun. Beklage dich noch nicht darüber gegen einen deiner Anverwandten, sondern überlaß es mir zu versuchen, ob ich diesen entfesselten Teufel, den ich für einen Heiligen hielt, bändigen kann. Gelingt es mir, ihn von diesem viehischen Vorsatze abzubringen, nun wohl! kann ich es nicht, so gebe ich dir mit meinem gegenwärtigen Segen die Erlaubniß, nach deinem Gutdünken zu handeln.“

„Wohl auch diesmal“, sagte die Dame, „will ich euch nicht erzürnen, noch ungehorsam sein; wenn ihr ihn dahin zu bringen vermögt, daß er mir weiter keinen Verdruß macht, so will ich in dieser Angelegenheit nicht wieder zu euch kommen“, und verließ ein wenig mißmuthig den Bruder.

Kaum war die Dame zur Kirche hinaus, so ließ der Pater seinen Freund rufen, zog ihn bei Seite und sagte ihm alle nur erdenkliche Grobheiten, nannte ihn einen Treulosen, Meineidigen und Verräther. Er, der schon zweimal die Absicht der Verweise des Paters erfahren hatte, ward aufmerksam, suchte durch überlegte Antworten ihn auszuforschen und sagte: „warum so zornig, ehrwürdiger Herr, als hätte ich Christum gekreuzigt?“

„Man sehe den Unverschämten!“ erwiderte der Pater, „und höre seine Reden; spricht er nicht gerade, als ob es ein oder zwei Jahre wären und er in dieser Zeit seine Bosheiten und Ungezogenheiten vergessen hätte? sind dir die Beleidigungen, welche du andern zugefügt, seit der heutigen Morgenstunde

schon entfallen? wo warst du diesen Morgen ein wenig vor Tage?"

„Ich wüßte nicht", war die Antwort, „wo ich gewesen sein sollte; ihr habt zu frühzeitig Nachricht davon erhalten."

„Freilich habe ich Nachricht davon; vermuthlich bildetest du dir ein, die Dame würde dir in Abwesenheit ihres Mannes sogleich aufmachen und mit offenen Armen dich empfangen. Eine schöne Ehre, ein Nachtwanderer, ein Gartenerbrecher und Baumkletterer zu sein! glaubst du durch Ungestüm über die Unschuld dieser Dame zu siegen, daß du des Nachts auf die Bäume und von da zu ihr ins Fenster steigst? deine Handlungen mißfallen ihr äußerst und bringen dich in Verachtung. Schon aus ihrem Benehmen in verschiedenen Fällen und besonders aus meinen Verweisen hättest du dies deutlich merken können. Schwieg sie bisher stille dazu, so muß ich dir sagen, daß es nicht aus Liebe zu dir, sondern auf mein Bitten geschah; aber sie wird es nicht länger thun. Ich habe ihr die Erlaubniß gegeben, wenn du noch irgend etwas ihr Mißfälliges unternimmst, nach ihrem Gutdünken zu handeln. Was willst du machen, wenn sie es ihren Brüdern sagt?"

Als der Kavalier wußte, so viel ihm nöthig war, suchte er den Pater mit vielen weitläufigen Versprechungen zu besänftigen und verließ ihn. Zur Morgenstunde der darauf folgenden Nacht ging er in den Garten, stieg auf einen Baum, durch das offenstehende Fenster zur Dame hinein und warf sich ohne Anstand in ihre Arme, die mit der größten Sehnsucht ihn erwartete.

Freudig empfing sie ihn mit den Worten: „Dank sei es dem frommen Pater, der dir den Weg zu mir so gut gelehrt hat." Beide waren voll Entzücken, sprachen und lachten über die Dummheit des einfältigen Mönches, schimpften auf Rocken, Kämme und Kartetschen, vertrieben sich aufs angenehmste die Zeit und nahmen solche Maßregeln, daß sie noch mehrere Nächte eben so vergnügt mit einander zubringen konnten, ohne weiter zum Pater zu gehen.

Vierte Erzählung.

Bruder Puccio.

In der Nähe von San Pankrazio wohnte, wie man mir erzählt hat, ein ehrlicher reicher Mann, Puccio di Rinieri genannt. Aus Andacht trat er unter dem Namen des Bruders Puccio in die Brüderschaft des heiligen Franziskus, um sich dem geistlichen Leben zu widmen. Da er außer einer Frau und Magd weiter niemand hatte und die Noth ihn zu keiner Handthierung trieb, besuchte er fleißig die Kirchen. Er war ein einfältiger plumper Mensch, der sein Pater Noster betete, Predigten und Messen abwartete und nie bei den Gesängen der Säkularien fehlte, fastete, sich kasteite und peitschte, kurz, ganz zur Sekte der sogenannten Flagellanten gehörte.

Seine Gattin, Namens Elisabeth, eine junge Frau von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, munter, schön und rund wie ein Paradiesapfel, mußte der Frömmigkeit, vielleicht auch des Alters ihres Mannes wegen oft mehr fasten, als ihr lieb war; denn wenn sie bei ihm schlafen oder mit ihm scherzen wollte, erzählte er ihr die Predigten des Bruders Nastagio, die Klagen der Magdalene und dergleichen Sachen.

Es war damals eben ein Mönch aus der Brüderschaft in San Pankrazio von Paris angekommen, Don Felice mit Namen, ein noch junger schöner Mann, der viel Kopf und Kenntniß besaß. Mit diesem machte Bruder Puccio, dem er seine Zweifel sehr gut auflöste, und weil er seine Neigung kannte, als einen frommen Mann sich zeigte, genaue Bekanntschaft, nahm ihn zuweilen mit nach Hause, behielt ihn, wie sich's traf, zum Mittag- und Abendessen, und aus Liebe zum Bruder Puccio ward auch dessen Frau seine Vertraute und erwies ihm gern alle Ehre.

Bei seinen fortgesetzten Besuchen beim Bruder Puccio merkte der Mönch wohl, woran es dieser muntern, runden Frau am meisten fehlte, und war darauf bedacht, dem Bruder Puccio wo möglich eine Mühe zu ersparen. Durch verliebte Blicke, die er zuweilen auf eine gute Art anbrachte, machte er auch endlich ihr Herz mit dem seinigen von gleicher Leiden-

schaft entzündet. Als der Mönch dies sah, gab er ihr, sobald es schicklich, seine Wünsche zu erkennen, fand sie zwar ganz willig zur Erfüllung derselben, aber noch fehlte es ihnen an Gelegenheit, weil sie außer ihrem Hause an keinem Orte in der Welt zusammenzukommen wagten und es in demselben unmöglich war, indem Bruder Puccio nie aus der Stadt kam.

Voll Bekümmerniß darüber fiel der Mönch endlich nach langem Sinnen auf ein Mittel, ohne Argwohn mit der Frau sich zu unterhalten, selbst bei der Anwesenheit des Bruder Puccio.

„Ich habe schon oft gemerkt, Bruder Puccio", sagte er einst, als dieser ihn besuchte, „daß dein größtes Verlangen nach Seligkeit geht; aber du scheinst mir einen sehr weiten Weg dazu erwählt zu haben. Es giebt einen viel kürzeren, welchen nur der Papst und seine vornehmsten Prälaten wissen und befolgen, aber nicht wollen bekannt werden lassen, weil sonst der geistliche Stand, der größtentheils von Almosen lebt, mit einem Male vernichtet werden möchte; denn die Laien würden ihn weder mit Almosen noch irgend etwas weiter unterstützen. Dir als meinem Freunde, der mir so viel Gutes gethan, wollte ich ihn wohl zeigen, wenn ich glauben könnte, daß du ihn befolgtest und keinem Menschen auf der Welt entdecktest."

Begierig drang der Bruder Puccio mit den anliegendsten Bitten in ihn, diesen Weg ihn zu lehren, schwur niemand solchen zu offenbaren, als dem er es erlaubte und versprach, wenn er befolgbar, ihn zu wählen.

„Nach dieser Zusage", war die Antwort des Mönches, „will ich dir ihn also zeigen. Die heiligen Lehrer halten, mußt du wissen, folgende Buße zur Seligkeit nöthig; aber versteh mich recht! Ich will nicht sagen, daß du nach der Buße kein Sünder mehr wärst; doch wird sie so viel wirken, daß deine bisherigen Sünden durch sie völlig vergessen und vergeben, die nachherigen aber dir nicht zur Verdammung gereichen, sondern so wie jetzt die verzeihlichen durch das Weihwasser abgewaschen werden.

Vor allen Dingen muß der Mensch, wenn er die Buße anfangen will, seine Sünden sorgfältig beichten, dann fasten und vierzig Tage lang der größten Enthaltsamkeit sich befleißigen, während welcher du weder andere Frauen noch sogar

deine eigene Frau anrühren darfst. Du mußt ferner in deinem eigenen Hause einen Ort haben, wo du des Nachts den freien Himmel sehen kannst und dich nach dem Vespergebete dahin begeben. Daselbst wird eine sehr breite Tafel so aufgestellt, daß du stehend den Rücken darauf lehnest, die Füße auf der Erde behältst und die Arme — wenn du willst allenfalls auf einen Klotz gelegt — in Form eines Kreuzes ausstreckest und so mit Anschauung des Himmels unbewegt bis zur Morgenstunde stehen bleibst. Wenn du gelehrt wärst, solltest du während der Zeit gewisse Gebete beten, die ich dir sagen wollte; da du es aber nicht bist, so wird es genug sein, dreihundert Paternoster und dreihundert Avemaria herzusagen und bei Betrachtung des Himmels stets deine Gedanken auf den Schöpfer dieses Weltalls und auf das Leiden seines lieben Sohnes zu richten, dem du in deiner Lage gleichst. Nach der Morgenstunde kannst du gehen, wenn du willst, dich so angekleidet auf dein Bett werfen und schlafen. Des Morgens mußt du wieder die Kirche besuchen, daselbst wenigstens drei Messen hören und fünfzig Paternoster und ebensoviel Avemaria beten, alsdann mit Einfalt deine vorhabenden Geschäfte verrichten, essen, zur Vesper in die Kirche gehen und gewisse unumgänglich nöthige Gebete sagen, die ich dir geschrieben geben will, und gegen die Abendstunde wieder auf die vorige Art zurückkehren. Wenn du dies und zwar mit Andacht thust, wie ich es bereits gethan habe, so wirst du, glaube ich, noch vor dem Ende der Buße einen bewunderungswürdigen Vorgeschmack von der ewigen Seligkeit spüren."

„Diese Sache", entgegnete Bruder Puccio, „ist so schwer und lang eben nicht, daß sie sich nicht thun lassen sollte; ich will daher immer künftigen Sonntag den Anfang damit machen." Als er nach Hause kam, erzählte er mit Erlaubniß des Mönches alles umständlich seiner Frau, die sehr gut verstand, was das unbeweglich liegen bis zur Morgenstunde bedeuten sollte. Die Art gefiel ihr sehr wohl, und sie sagte ihm, daß sie mit diesem und jedem andern zum Besten seiner Seele unternommenen Guten zufrieden sei, wollte auch, damit seine Buße desto ersprießlicher wäre, mit ihm wenigstens fasten, weil sie weiter nichts thun könnte.

Verabredetermaßen fing also Bruder Puccio am Sonntage seine Buße an, und der Mönch kam zur festgesetzten

Stunde die meisten Abende unbemerkt zur Frau zum Essen, wo die herrlichsten Speisen und Getränke aufgetischt wurden, schlief alsdann bis zur Morgenstunde bei ihr und verließ sie, ehe Bruder Puccio zu ihr ins Bette zurückkehrte.

Der Ort, welchen Bruder Puccio zu seiner Buße erwählt hatte, war zu Seiten der Schlafkammer seiner Frau und blos durch eine dünne Wand geschieden. Da nun der Mönch und die Frau lebhaft mit einander scherzten, kam es dem Bruder Puccio vor, als ob die Decke des Zimmers sich bewegte, und weil er bereits seine hundert Paternoster gebetet hatte, machte er eine Pause, rief, doch ohne sich zu bewegen seine Frau und fragte, was sie mache?

Scherzhaft antwortete die Frau, welche so eben vielleicht den ungesattelten Esel des heiligen Benedikt oder des heiligen Johannn Albert ritt: „Ach, lieber Mann, ich werfe mich so sehr herum."

„Wie wirfst du dich denn herum?" fragte Bruder Puccio; „was soll denn das Herumwerfen bedeuten?"

Lächelnd und guten Muthes erwiderte diese brave Frau, die wohl Ursache zu lachen hatte: „Wie? ihr wißt nicht, was das zu bedeuten hat? ich habe es ja tausendmal von euch gehört, daß wer des Abends nicht ißt, die ganze Nacht sich herumwerfen muß."

Bruder Puccio glaubte also, daß ihr vorgebliches Fasten die Ursache ihres unruhigen Schlafs und ihrer Bewegung im Bette sei. „Habe ich dir nicht gerathen, liebe Frau", sagte er in Einfalt, „nicht zu fasten? weil du es aber nun einmal hast thun wollen, so mußt du nicht daran, sondern ans Schlafen denken; du wirfst dich zuweilen so im Bette herum, daß sich mein ganzes Lager bewegt."

„Sei deshalb unbesorgt", war die Antwort der Frau; „ich weiß schon, was ich unternehme; thut nur das eurige, ich will mein möglichstes auch thun."

Puccio war also ruhig und legte wieder Hand an seine Paternoster. Aber die Frau und der Mönch ließen von dieser Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bette zubereiten, wo sie sich aufs angenehmste mit einander unterhielten, so lange die Buße des Puccio dauerte. Sobald der Mönch fort war, ging auch die Frau in ihr Bette, wo in kurzem ihr Mann von seiner Buße anlangte.

Auf diese Art setzte Bruder Puccio seine Buße und die Frau mit dem Mönche ihr Vergnügen fort. „Du läßt den Bruder Puccio büßen, und wir erlangen die Vortheile davon", sagte sie oft scherzend zu ihm. Die Frau, welche sich dabei sehr wohl befand, gewöhnte sich so an die Speisen des Mönches, daß sie wegen der langen Fasten bei ihrem Manne auch nach geendigter Buße ein Mittel fand, anderswo mit ihm zu essen und behutsam noch lange mit ihm sich zu ergötzen.

Bruder Puccio, der durch seine Buße das Paradies zu gewinnen glaubte, brachte also, wie im Eingange gedacht, seinen eigenen Wegweiser, den Mönch hinein und ersetzte seiner Frau durch jenes Mitleid reichlich den bei ihm erlittenen großen Mangel.

Fünfte Erzählung.

Zima und seine Dame.

In Pistoja lebte ein Edelmann aus dem Geschlechte der Vergellesi, Namens Franz, ein reicher, einsichtsvoller, verschlagener, übrigens aber äußerst geiziger Mann. Er sollte auf einen Gerichtstag nach Mailand gehen und hatte bereits alles Nöthige besorgt, so daß es ihm nur noch an einem schönen für ihn passenden Pferde fehlte, das er aber nach seinem Wunsche nicht finden konnte.

Nun lebte damals auch ein junger Mensch in Pistoja von geringer Abkunft, aber vielem Vermögen, Richard mit Namen, der seines zierlichen sauberen Anzuges wegen fast durchgängig nur Zima*) genannt ward und schon lange die Gemahlin des Franz, eine sehr schöne aber auch tugendhafte Dame, vergeblich geliebt und um ihre Gunst sich beworben hatte. Dieser besaß eines der herrlichsten Pferde in Toskana, das er wegen seiner Schönheit sehr hoch schätzte. Da jedermann dessen Leidenschaft für die Gemahlin des Franz kannte, versicherte

*) Was wir Stutzer nennen.

man diesen, daß er um der Liebe zu seiner Gattin willen das Pferd vom Zima gewiß bekommen würde, wenn er ihn darum bäte.

Franz ließ also, vom Geize geblendet, den Zima rufen und fragte ihn, in der Absicht es geschenkt zu bekommen, ob er sein Pferd verkaufen wolle?

„Mein Herr", antwortete Zima dem Kavalier, „verkaufen würde ich euch mein Pferd nicht um alles in der Welt; aber schenken wollte ich es euch unter der Bedingung, mir zu erlauben, daß ich, ehe ihr es nehmt, in eurem Beisein einige Worte mit eurer Gemahlin sprechen dürfte, jedoch in einer Entfernung, daß mich niemand weiter als sie verstehe."

Aus Geiz und in der Hoffnung ihn anzuführen, entgegnete der Kavalier, daß er dies zu jeder Stunde zufrieden sei; er führte also den Zima in den Saal seines Palastes, ging zu seiner Gattin, erzählte ihr, wie leicht er das Pferd bekommen könnte, und verlangte, daß sie kommen und den Zima anhören, jedoch sich wohl hüten sollte, ihm auf alle seine Reden nur das geringste zu antworten.

So sehr der Dame dies mißfiel, so versprach sie es doch, um den Willen ihres Mannes zu erfüllen und begleitete ihn in den Saal, den Antrag des Zima zu hören.

Dieser setzte sich, nachdem er den Handel mit dem Kavalier richtig gemacht hatte, in eine Ecke des Saales in gehöriger Entfernung von allen zur Dame und redete sie also an: „Schöne Frau! ich traue euch Verstand genug zu, daß ihr seit langer Zeit werdet gemerkt haben, wie sehr eure Schönheit, die alle übertrifft, welche ich jemals sah, mich gegen euch entflammt hat: eures löblichen Betragens und eurer seltenen Tugend nicht zu gedenken, die schon das Herz jedes edeldenkenden Mannes zu fesseln vermögen. Ich darf euch daher nicht erst versichern, daß meine Liebe der heftigsten und feurigsten gleiche, die je ein Mann für eine Frau empfand; sie wird unstreitig währen, so lange mein elendes Leben diese Glieder noch trägt, ja auch dort, wenn dies Gefühl uns noch wie hier beseelt, wird sie mich begleiten. Glaubet gewiß, daß ihr nichts, es sei schätzbar oder geringe, so ganz das eurige nennen, auf nichts so ganz rechnen könnt, als auf mich und auf alles, was ich vermag und besitze. Um euch vollkommen davon zu überzeugen, würde ich es für die größte

Gnade erachten, wenn ihr nach Belieben etwas verlangtet, was in meinem Vermögen steht, und die ganze Welt sollte meinen Befehlen gewiß sogleich gehorchen. Nach diesen Versicherungen meiner Ergebenheit wage ich nicht unbillig eine Bitte an euch, in deren Händen meine ganze Ruhe, mein Glück und mein Wohl sich befinden. Euer unterthänigster Diener bittet euch, meine Theuerste, einzige Hoffnung meiner Seele, womit sie bei dieser heftigen Leidenschaft sich nährt, um die einzige Gnade, um Milderung der vormaligen mir bezeigten Härte, damit ich durch euer Mitleid getröstet in eurer Schönheit nicht blos die Urheberin meiner Leidenschaft, sondern auch die Erhalterin meines Lebens finden möge. Wird euer stolzer Sinn durch mein Bitten nicht bewegt, so werden meine Tage ohne Zweifel kurz, mein Tod unausbleiblich sein, und man wird euch meinen Mörder nennen. Vergeßt meinetwegen, daß mein Tod euch eben keine Ehre bringt, aber fürchtet die Vorwürfe eures Gewissens, die Gedanken, welche bei größerer Fassung in euch aufsteigen werden: wie Unrecht that ich, kein Mitleid mit meinem Zima zu haben! Je vergeblicher diese Reue alsdann ist, desto größer wird euer Kummer sein. Um dies zu verhüten, so laßt euch jetzt erweichen, da ihr mir noch helfen könnt, und zum Mitleid bewegen, ehe ich sterbe; bei euch allein steht es, mich zum vergnügtesten oder zum unglücklichsten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe von der Größe eurer Güte, daß ihr eine so heftige und zärtliche Leidenschaft nicht mit dem Tode belohnen, sondern meine Lebensgeister, welche erschrocken bei eurem Anblick erzittern, durch eine heitere und gnädige Antwort beleben werdet."

Hier schwieg er mit einem tiefen Seufzer und einige Thränen rollten von seinen Wangen, während er die Antwort der Dame erwartete.

Sie, auf welche das lange Buhlen, die Thränen, Nachtmusiken und alle andere Bemühungen des Zima aus Liebe zu ihr bisher keinen Eindruck gemacht hatten, ward durch die rührenden Worte eines so feurigen Liebhabers bewegt, und sie fing an zu fühlen, was sie vorher nie gefühlt hatte — Liebe! Zwar schwieg sie den Befehlen ihres Mannes zu Folge, doch konnte ein Seufzer das nicht verbergen, was sie dem Zima in ihrer Antwort gern würde entdeckt haben.

Zima wunderte sich, als er eine Weile vergeblich auf

Antwort gewartet hatte, und fing an die List des Kavaliers zu beargwöhnen; aber der Blick ihrer funkelnden Augen, welche sie zuweilen auf ihn richtete, und die Seufzer, welche sie zu unterdrücken sich bemühte, belebten ihn mit neuer Hoffnung und brachten ihn zu dem Entschluß, im Namen der Dame, so daß sie es hörte, sich selbst also zu antworten:

„Schon lange, mein lieber Zima, habe ich deine heftige uneingeschränkte Liebe gegen mich gemerkt und werde, was mir nicht anders als angenehm sein kann, aus deinen gegenwärtigen Reden noch überzeugter davon. Habe ich dir hart und grausam erschienen, so glaube nicht, daß meine Mienen die Empfindungen meines Herzens ausdrückten; ich habe dich jederzeit geliebt und höher als irgend einen Mann geschätzt. Theils aus Furcht vor andern, theils um der Erhaltung meiner Ehre willen mußte ich so handeln. Jetzt kommt die Zeit, wo ich dir deutlich Beweise meiner Liebe geben und die deinige belohnen kann. Tröste dich daher und fasse Hoffnung! Franz geht nun in kurzem, da du ihm aus Liebe zu mir das schöne Pferd geschenkt hast, wie du weißt, auf einen Gerichtstag nach Mailand. Nach seiner Abreise sollst du, verspreche ich dir bei der gegen dich tragenden aufrichtigen Liebe auf mein Wort, in wenig Tagen bei mir sein, wo wir unsere Leidenschaften auf die angenehmste und vollkommenste Art befriedigen wollen. Damit ich weiter nicht nöthig habe, mich deshalb mit dir zu besprechen, so merke, welchen Tag du zwei Tücher an dem Fenster meines nach dem Garten zu gehenden Zimmers hängen siehst, und suche in der folgenden Nacht unbemerkt zu mir in den Garten zu kommen. Ich werde dich erwarten, und wir wollen alsdann unsern Wünschen gemäß die ganze Nacht in Freuden und Wonne mit einander zubringen."

„Theuerste Frau!" erwiderte Zima auf diese im Namen derselben gethane Antwort für seine Person, „mein Herz ist von so großer Freude über eure gütige Antwort durchdrungen, daß ich kaum Worte zum schuldigen Dank aufzubringen vermag. Könnte ich aber auch sprechen, wie ich wünschte, so finde ich doch keinen Ausdruck für den Dank, den ich euch darbringen möchte und sollte. Urtheilt daher selbst nach eurer billigen Denkungsart von dem, wozu meinen Wünschen die Worte fehlen. Nur so viel sage ich, daß ich auf eine pünktliche Befolgung eurer Befehle bedacht sein werde und hoffe

alsdann mit mehr Fassung für diese mir erzeigte Gunst euch allen mir möglichen Dank abzustatten. Der Himmel schenke euch übrigens das erwünschte Vergnügen und Gute! so lebt denn wohl!"

Als die Dame kein Wort auf alles dies erwiderte, stand Zima auf und ging zum Kavalier, der ihm lächelnd entgegen eilte, als er ihn kommen sah, und fragte: „Nun, habe ich mein Versprechen gehalten?"

„Nein, mein Herr", antwortete Zima, „ihr erlaubtet mir mit eurer Gattin zu reden und habt mich mit einer marmornen Statue sprechen lassen!"

Dies gefiel dem Kavalier ungemein, und die vorige gute Meinung von seiner Gattin ward dadurch noch mehr bestätigt. „Das Pferd", sagte er, „ist nunmehr also mein?"

„Ja, mein Herr", entgegnete Zima; „wenn ich aber gewußt hätte, daß ich von der mir verstatteten Erlaubniß diesen Nutzen ziehen sollte, würde ich es euch lieber gleich geschenkt haben, ja ich wünschte, ich hätte es gethan! denn auf die Art habt ihr das Pferd gekauft, ohne daß es von mir verkauft worden."

Der Kavalier lachte darüber und ging, nachdem er das Pferd bekommen hatte, in wenig Tagen auf den Gerichtstag nach Mailand.

Eingedenk der Worte des Zima, seiner Liebe zu ihr und des ihretwegen verschenkten Pferdes sagte die allein zurückgebliebene Dame bei sich selbst, als sie den Zima sehr oft vor ihrem Hause vorbeigehen sah: „Was soll ich machen? soll ich meine Jugend so verlieren? mein Mann ist nach Mailand gegangen und kommt binnen sechs Monaten nicht zurück; wann wird er diese wieder einbringen? etwa wann ich alt bin? und wann werde ich wohl wieder einen Liebhaber wie Zima bekommen? Ich bin allein und darf mich vor niemand fürchten; warum soll ich denn die gute Zeit nicht genießen, da ich ihrer genießen kann? nicht immer wird diese Freiheit mir bleiben! wer erfährt je etwas davon? und erfährt man es, nun so ist Reue der That immer besser, als Reue der Unterlassung."

Nach diesen Ueberlegungen hing sie eines Tages zwei Handtücher an das von Zima ihr angezeigte Gartenfenster, und dieser ging, als er dies sah, froh die folgende Nacht ganz allein heimlich in den offenstehenden Garten und durch

eine andere Thür ins Haus zu der ihn erwartenden Dame, die mit großer Freude bei seinem Erblicken ihm entgegen eilte und ihn nach tausend Küssen und Umarmungen die Treppe hinauf führte. Sie legten ohne Anstand sich nieder, um das äußere Ziel der Liebe zu erreichen. Dieser Besuch war zwar der erste, aber nicht der letzte; denn sowohl während der Abwesenheit des Kavaliers in Mailand als auch nachher fand Zima zu deren Entzücken sich mehreremal ein.

Sechste Erzählung.

Richard Minutolo und Catella.

In Neapel, einer von den ältesten aber auch angenehmsten Städten Italiens, lebte ehemals ein junger Mann, berühmt durch den Adel seines Geschlechts und glänzend durch seine Reichthümer, Namens Richard Minutolo. Ungeachtet er eine sehr schöne, junge und artige Gattin hatte, verliebte er sich doch in eine andere, welche dem allgemeinen Urtheile nach alle übrigen Neapolitanerinnen an Schönheit übertraf, Catella genannt, die Gemahlin eines ebenfalls jungen Kavaliers, Philipp Fighinolfi, der sie ihrer Tugend wegen über alles liebte und schätzte.

Richard Minutolo wandte aus Liebe zur Catella gern alles an, was die Gunst und Neigung einer Frau zu gewinnen vermag; aber alles sah er zu seiner Verzweiflung vereitelt und vermochte es gleichwohl nicht, dieser Leidenschaft zu entsagen; sterben konnte er nicht, und doch fand er im Leben keine Freude. Vergebens riethen ihm einige seiner Anverwandtinnen mit möglichster Beredtsamkeit, welche ihn in dieser Lage sahen, von jener Liebe abzulassen, weil doch seine Mühe fruchtlos sei, Catella kein anderes Glück als ihren Philipp kenne und den so eifersüchtig liebe, daß sie von dem Vogel in der Luft fürchte, er möge ihn ihr entreißen.

Die Nachricht von Catella's Eifersucht wandte Richard sogleich zum Vortheil seiner Leidenschaft an, stellte sich, als ob er an ihrer Liebe verzweifelnd, seine Neigung auf eine andere

Dame gerichtet habe und fing ihretwegen an, Ritterspiele und Ringelrennen zu halten, ja auch alles das zu thun, was er sonst Catella zu gefallen unternommen hatte. Dies trieb er nicht lange, als alle Neapolitanerinnen und sogar Catella gewiß glaubten, daß er nicht mehr sie, sondern die zweite Dame auf das heftigste liebe, und seine Standhaftigkeit bewirkte, daß niemand mehr daran zweifelte, sondern auch Catella selbst ihre ehemals ihm bewiesene Kälte ablegte und ihn als ihren Nachbarn, wenn sie vorbeiging, wie andere aufs freundschaftlichste grüßte.

Bei heißem Wetter pflegen die Neapolitaner in großen Gesellschaften von Damen und Kavaliers nach dem Ufer des Meeres zu spazieren, um daselbst mittags und abends zu speisen. Als Richard erfuhr, daß Catella dahin gegangen sei, folgte er ihr mit seinen Freunden und trat erst nach langen Einladungen zu der Frauengesellschaft der Catella, weil er keine Lust dazubleiben zeigte. Er ward von ihnen mit dem neuen Gegenstande seiner Liebe mannigfach aufgezogen und gab ihnen selbst immer mehr Stoff dazu, indem er sich auf das heftigste in ihn entbrannt stellte.

In einer Weile, als nach Gewohnheit des Orts die eine Dame hier, die andere dorthin sich begeben hatte und blos Catella mit einigen wenigen zurückgeblieben war, ließ ihr Richard etwas von einem Liebeshandel ihres Gemahls merken, wodurch sie alsbald in die heftigste Eifersucht gerieth und sehnlichst den Grund von Richards Worten zu erfahren brannte. Ja, sie konnte nicht über einige Augenblicke an sich halten, sondern beschwor Richard bei der von ihm am meisten geliebten Person, ihr zu entdecken, was er von Philipp wüßte.

„Ihr habt mich“, war seine Antwort, „bei einer Person beschworen, derentwegen ich euch keine Bitte abzuschlagen vermag; ich will es euch daher, jedoch unter dem Versprechen sagen, daß ihr weder ihn, noch sonst jemand etwas davon merken laßt, bevor ihr nicht von der Wahrheit meiner Nachricht überzeugt seid, wozu ich euch wohl ein Mittel zeigen will, wenn ihr es verlangt.“

Der Dame gefiel sein Verlangen, ihre vermeinte Gewißheit wuchs und sie schwor ihm, es nie zu offenbaren.

„Wenn ich euch“, sprach Richard, nachdem sie bei Seite gegangen, damit es sonst niemand hörte, „wie ehemals noch

liebte, so hätte ich nicht das Herz, euch eine , wie ich glaubte, so unangenehme Sache zu sagen. Da aber meine Leidenschaft vorüber, so mache ich mir weniger Bedenken, euch in allen Stücken die Wahrheit zu gestehen. Ich weiß nicht, ob Philipp je Schande von meiner Liebe zu euch gehabt, oder Erwiederung derselben bei euch vermuthet hat; wenigstens ließ er mich nie etwas davon merken. Aber vielleicht wollte er blos eine Zeit abwarten, wo ich seiner Meinung nach den wenigsten Verdacht auf ihn setzen könnte. Er scheint mir jetzt das erwidern zu wollen, was er zweifelsohne von mir befürchtet hat, nämlich meine Frau zu seinem Vergnügen zu brauchen. Seit kurzem hat er sie heimlich mit wiederholten Abschickungen behelligt; aber sie hat mir alles wieder entdeckt und ihm antworten lassen, wie ich ihr rieth. Noch diesen Morgen, ehe ich hierher kam, fand ich meine Frau mit einer Fremden im engsten Vertrauen sprechen, die ich sogleich für das erkannte, was sie war. Ich rief daher meine Gattin und fragte sie nach der Absicht dieser Frau. „Es ist die Unterhändlerin des Philipp", entgegnete sie, „den du mit deinen Antworten und Vertröstungen mir auf den Hals gelockt hast. Er verlangt schlechterdings meinen Entschluß zu wissen und plagt und bittet mich, ihm eine heimliche Zusammenkunft in einem hiesigen Bade zu bewilligen. Wenn du nicht gewesen wärst, weiß ich nicht, warum ich so viele Umstände machte; ich würde mir ihn auf eine Art vom Halse geschafft haben, daß ihm die Lust, nach mir weiter zu sehn, vergangen sein sollte." — Nunmehr, denke ich, geht es so weit, daß es nicht länger auszuhalten ist, und ich war eben Willens, es euch zu entdecken und euch den Lohn eurer unerschütterlichen Treue sehen zu lassen, die mich dem Tode so nahe brachte. Damit ihr dies aber nicht für leere Worte und Erdichtungen haltet, so könnt ihr euch handgreiflich davon überzeugen, wenn ihr wollt. Ich ließ der Abgeschickten durch meine Frau antworten, daß sie in der neunten Stunde, wenn die Leute schliefen, in dem Bade sich einfinden wollte, worauf sie das Weib freudig verließ. Hoffentlich bildet ihr euch nicht ein, daß ich sie hinschicken werde; aber an eurer Stelle würde ich es so einrichten, daß er mich anstatt der Erwarteten daselbst träfe, würde nach einer Weile ihm zu erkennen geben, mit wem er zu thun gehabt habe und ihm die verdiente Lobrede halten. Dies wäre, glaube ich, für ihn Beschimpfung

und Strafe genug wegen der wider euch und mich unternommenen Beleidigung.“

Catella glaubte, ohne Rücksicht auf den Erzähler und dessen Betrug, nach Gewohnheit der Eifersüchtigen sogleich diese Nachricht, reimte damit einige vorherige Begebenheiten zusammen und versicherte brennend vor Zorn, daß sie, da die Ausführung nicht so schwer sei, es gewiß thun und ihren Mann so beschämen wolle, wenn er käme, daß er bei jedem Anblick einer Frau daran denken sollte.

Voll Freude und Hoffnung eines glücklichen Erfolgs seines guten Einfalls bestätigte sie Richard noch mehr in ihrem Vorsatz und machte ihr die Sache so wahrscheinlich als möglich, bat sie jedoch, ihn nie als den Angeber zu entdecken, welches sie auf ihr Wort versprach.

Den andern Morgen ging Richard zu einer alten Frau, welcher das Catella genannte Bad gehörte, entdeckte ihr seinen Plan und bat sie soviel als möglich um ihren Beistand. Die Frau, welche viele Verbindlichkeiten gegen ihn hatte, war hierzu bereit und sie verabredeten mit einander ihre Worte und Handlungen. Sie hatte in dem Badehause ein sehr finsteres Zimmer ohne irgend ein Fenster, wodurch das Lichte hätte hereinfallen können. Dies machte die Frau auf Richards Anordnung zurecht und setzte ein Bett hinein, so gut sie konnte, worin derselbe sich nach dem Essen legte und Catella erwartete.

Voll Unwillen über Richards Nachricht, auf die sie mehr als nöthig traute, kehrte Catella abends nach Hause, wo auch Philipp beschäftigt mit mancherlei Gedanken anlangte. Sein etwas kälteres Betragen vermehrte ihren Verdacht und sie sagte bei sich selbst: „wahrhaftig, er hat den Kopf voll von der Frau, mit welcher er sich morgen zu vergnügen gedenkt; aber ich will ihm die Freude gewiß verderben.“ Mit diesen Gedanken und mit dem, was sie ihm nach ihrer Zusammenkunft sagen wollte, beschäftigte sie sich den größten Teil der Nacht. Kurz um neun Uhr stand Catella auf und ging, ohne sich weiter zu besinnen, in das von Richard ihr genannte Bad und fragte die Alte, ob Philipp am Tage dagewesen wäre?

„Seid ihr“, entgegnete die Frau auf Richards Eingeben, „diejenige Dame, die ihn hier sprechen soll?“

„Ich bin es“, antwortete Catella.

„So geht denn zu ihm.“

Catella, welche suchte, was sie nicht zu treffen wünschte, ließ sich zu Richards Zimmer führen, ging mit bedecktem Haupte hinein und verschloß sich.

„Willkommen, mein Leben!“ sprang Richard mit leiser Stimme freudig auf, als er sie kommen hörte, schloß sie in seine Arme und Catella, welche ihre angenommene Rolle gut spielen wollte, umarmte und küßte ihn wieder und bezeigte ihm ohne ein Wort zu reden viel Freude, weil sie durch die Sprache von ihm erkannt zu werden besorgte. Die Kammer war nach beider Wunsch so dunkel, daß auch nach der längsten Verweilung die Augen nichts zu erkennen vermochten. Richard führte sie auf das Bett, wo beide stillschweigend die längste Zeit in einem so entzückenden Vergnügen zubrachten, daß sie das Reden leicht darüber vergessen konnten.

Als es Catella aber Zeit schien, ihren gefaßten Unwillen auszulassen, fing sie wüthend vor Zorn an: „O wie unglücklich ist das Schicksal der Weiber und wie übel die Liebe sehr vieler gegen ihre Männer angewandt! ich Elende! seit acht Jahren liebte ich dich wie mein Leben und du unternimmst alles und opferst dich einer fremden Frau zu Gefallen auf! ruchloser Bösewicht, mit wem glaubst du dich unterhalten zu haben? ich bin diejenige, die du mit falschen Schmeicheleien lange genug hintergangen und ihr die Liebe geheuchelt hast, welche du einer andern weihest. Ich bin Catella — nicht Richards Gemahlin, treuloser Verräther! höre und erkenne mich an meiner Stimme: ja ich bin es! Tausend Jahre würden mir nicht so lang scheinen, als die Zeit, ehe wir an das Licht kommen, um dich zu beschämen, wie du es verdienst, Nichtswürdiger! Gegen wen habe ich Unglückliche so viel Jahre eine solche Liebe verschwendet? Gegen diesen Niederträchtigen, der in der Meinung, die Frau eines andern in seinen Armen zu haben, mich in dieser kurzen Zeit mit mehr Gunstbezeigungen und Liebkosungen überhäuft hat, als er mir während unsrer ganzen übrigen Verbindung erwiesen? — Heute bist du muthig genug gewesen, Unverschämter, und zu Hause stellst du dich so schwach, so abgemagert, so kraftlos! zum Glück hast du dein eigenes, nicht wie du glaubtest, das Feld einer andern bearbeitet. Nun wundere ich mich nicht, warum du die vorige Nacht dich mir nicht näherteſt. Du wolltest dich deiner Bürde anderswo entledigen und als ein frischer Ritter im Treffen

erscheinen. Aber Dank sei es dem Schicksale und meinem Einfalle! das Wasser ist den Berg hinunter gelaufen, wie es sich gehört. — Aber warum antwortest Du nicht, Bösewicht? warum sprichst du kein Wort? hatte meine Stimme dich stumm gemacht? bei Gott! was hindert meine Hände, dir die Augen auszukratzen? du glaubtest deine Sache wohl recht geheim angefangen zu haben! wahrhaftig, andere Leute sind auch nicht dumm; es ist dir nicht gelungen, und ich habe bessere Spürhunde gehabt, als du vielleicht vermuthetest.“

Richard freute sich herzlich über diese Reden, umarmte und küßte sie ohne Antwort von neuem und machte ihr noch größere Liebkosungen als zuvor.

„Du irrst dich, Verabscheuungswürdiger, wenn du jetzt durch deine unaufhörlichen Liebkosungen mir zu schmeicheln und mich zu besänftigen gedenkst. Ich ruhe nicht eher, bis ich dich in Gegenwart aller deiner Anverwandten, Freunde und Nachbarn beschimpft habe. Bin ich, Ruchloser, denn nicht eben so schön als Richards Frau, oder bin ich von minder edler Geburt? warum antwortest du nicht, Nichtswürdiger! was hat sie vor mir voraus? packe dich und rühre mich nicht weiter an; für heut' hast du gekämpft genug; denn jetzt weiß ich schon, da du mich kennst, würden dir deine Unternehmungen Mühe kosten; ich will dir aber künftig schon Lust machen. Doch worauf warte ich, daß ich den Richard nicht holen lasse, der mehr als sich selbst mich geliebt, aber nie nur eines günstigen Blickes sich hat rühmen können? ich finde auch kein Unrecht, wenn ich es thäte. Da du seine Frau hier zu treffen glaubtest, so ist es eben so viel, als ob du sie gehabt hättest, denn an dir hat es nicht gefehlt; du könntest mir daher mit Recht keine Vorwürfe machen, wenn ich es mit ihm hielte.“

Bei dieser Rede und bei dem Verdrusse der Dame besorgte Richard doch, daß viel Unheil daraus entstehen könne, wenn er sie bei diesem Glauben ließe, beschloß sich zu entdecken und sie aus ihrem Irrthum zu reißen. „Meine Seele“, sprach er, indem er sie so fest umarmte, das sie sich nicht loszureißen vermochte, „was ich durch bloße Leidenschaft nicht erhalten konnte, hat mich die Liebe durch List erlangen gelehrt — ich bin euer Richard.“

Catella, welche Richard bei diesen Worten an der Stimme erkannte, wollte plötzlich vom Bett aufspringen, aber sie konnte

nicht und als sie zu schreien anfing, hielt ihr Richard mit einer Hand den Mund zu. „Das Geschehene, Madame, kann nie wieder ungeschehen gemacht werden, wenn ihr gleich euer ganzes Leben hindurch schrieet. Sollte durch euer Rufen oder andere Maaßregeln irgend jemand etwas davon erfahren, so würde zweierlei daraus folgen. Erstlich — woran euch nicht wenig gelegen sein muß — die Befleckung eurer Ehre und eures guten Rufes. Wollt ihr auch sagen, ich hätte euch durch List hierher gebracht, so würde ich es leugnen und behaupten, euch durch versprochene Gelder und Geschenke dazu bewogen zu haben, die aber eurer Hoffnung nicht reichlich genug entsprochen und euch daher zu solchen Reden und Lärm gereizt hätten. Der Pöbel ist immer geneigter das Böse anzunehmen, wie ihr ja wißt; er wird daher mir nicht weniger als euch glauben. Es würde aber auch fürs zweite zwischen eurem Gemahl und mir eine Todfeindschaft entstehen, die ihm so gut als mir das Leben kosten könnte und doch euch weder Vergnügen noch Zufriedenheit gäbe. Bringt, mein Herz, euch nicht in Schande und euren Mann und mich nicht in Gefahr und Zwist. Ihr seid nicht die erste, werdet auch nicht die letzte Betrogene sein. Mein Betrug geschah auch nicht in der Absicht, euch das eurige zu rauben, sondern aus der heftigsten Liebe, die ich zu euch trage und beständig zu euch tragen werde. Schon seit langer Zeit stehe ich mit allen meinen Kräften und Vermögen euch zu Diensten; aber von nun an soll dies mehr als jemals geschehen. Eure in allen Dingen bekannte Klugheit versichert mich, daß ihr sie auch hierin beweisen werdet."

Mit Thränen hörte Catella dem Richard zu; so aufgebracht und ärgerlich sie auch war, so gab sie doch den begründeten Vorstellungen desselben Gehör, da ihr Verstand die erwähnten Folgen wohl einsah. „Richard", antwortete sie, „ich weiß nicht, ob mir Gott Geduld verleihen wird, dein mir zugefügtes Unrecht und deinen Betrug zu ertragen; doch will ich hier, wo meine Unbesonnenheit und übertriebene Eifersucht mich geführt haben, nicht schreien; aber ich versichere dich, daß ich nicht eher ruhen werde, bis ich auf eine oder die andere Art mich dieser That wegen an dir gerächt habe. Laß mich gehen und halte mich nicht länger; du hast deine Absicht erreicht und mich nach deinem Gefallen verspottet; es ist Zeit mich zu lassen — laß mich, ich bitte dich!"

Aber Richard, der ihr Gemüth noch zu sehr aufgebracht fand, wollte sie nicht verlassen, bevor er nicht völlig mit ihr ausgesöhnt sei. Er wandte daher von neuem die schmeichelhaftesten Worte an und brachte es durch wiederholte Bitten und Beschwörungen dahin, daß sie überwunden endlich in den Frieden willigte und beide aufs vergnügteste gern noch eine Weile beisammen blieben.

Die Dame, welche nunmehr das Geschmackvollere der Küsse eines Liebhabers, als eines Ehemannes kannte, wandelte ihre vormalige Härte gegen Richard in Zärtlichkeit, liebte ihn von dem Tage an auf das heftigste und gelangte durch kluge Mittel noch öfter zum Genuß ihrer Liebe, welchen ich auch jedem unter uns wünsche.

Siebente Erzählung.

Tebaldo und Hermeline.

In Florenz lebte ein junger Kavalier, Namens Tebaldo degli Elisei, der sich in eine gewisse Madame Hermeline, die Gattin Aldobrandin Palermini, sterblich verliebt hatte und seiner Artigkeit wegen die Erfüllung seiner Wünsche wohl verdiente. Aber das Schicksal, die Feindin der Glücklichen, war ihm entgegen; denn als die Frau dem Tebaldo eine Zeit lang zu Willen gewesen war, entzog sie ihm, was auch die Ursache sein mochte, mit einemmale ihre Gunst und wollte weder seine Abgeschickten anhören, noch ihn auf irgend eine Art sehen. Er fiel darüber in die tiefste und nagendste Schwermuth, jedoch war er so geheimnißvoll in seiner Liebe, daß niemand ihr die Ursache seiner Traurigkeit zuschrieb.

Nachdem er sich vergeblich alle Mühe gegeben hatte, diese seiner Meinung nach unverschuldeterweise ihm entzogene Liebe wieder zu erlangen, beschloß er diesen Ort zu verlassen, um durch seine Auszehrung der Urheberin seines Unglücks keine Freude zu machen. Heimlich, ohne seinen Freunden und Anverwandten ein Wort zu sagen außer einem Vertrauten, der um alles wußte, ging er mit so vielem Gelde als er auftreiben

konnte unter dem Namen Philipp Sanlodechio nach Ancona, wo er mit einem reichen Kaufmann bekannt ward, zu ihm als Diener trat und mit nach Cypern segelte.

Sein Betragen und seine Artigkeit gefielen dem Kaufmann so, daß er ihm nicht nur einen ansehnlichen Gehalt aussetzte, sondern ihn auch zum Theil als seinen Handlungsgesellschafter annahm und ihm die Besorgung der meisten Geschäfte überließ, die er so gut und so sorgfältig verrichtete, daß er in wenig Jahren einer der größten, reichsten und berühmtesten Kaufleute ward.

Zwar erinnerte er sich in diesen Umständen oft seiner grausamen Schönen und ward von seiner Leidenschaft und dem Wunsche sie wiederzusehen, heftig bestürmt; doch siegte er standhaft genug in diesem Streite sieben Jahre hindurch. Als er aber eines Tages in Cypern ein Lied singen hörte, daß er ehedem auf seine Schöne, ihre beiderseitige Liebe und sein Vergnügen an ihr gedichtet hatte: hielt er es für unmöglich, daß sie seiner vergessen haben könnte und sein Verlangen, sie wieder zu sehn, ward so groß, daß er es nicht länger auszuhalten vermochte, sondern sogleich seine Rückkehr nach Florenz veranstaltete.

Er brachte alles in Ordnung und ging mit einem einzigen Bedienten nach Ancona, schickte von hier aus alle seine Sachen an einen Freund seines anconischen Handelsgefährten nach Florenz und folgte in der Gestalt eines vom heiligen Grabe kommenden Pilgers mit seinem Bedienten nach.

Bei ihrer Ankunft in Florenz kehrte er in einem Gasthof nahe beim Hause seiner Geliebten ein, welcher zwei Brüdern gehörte. Sein erster Gang war nach ihrer Wohnung, um womöglich sie zu sehn; aber er fand Thüre, Fenster und alles verschlossen. Voll Furcht, sie möchte gestorben oder weggezogen sein, nahm er seinen Weg nach dem Hause seiner Brüder, vor welchem er mit Verwunderung deren vier in schwarzer Kleidung stehen sah.

Da er es nicht für möglich hielt, in einer von der bei seiner Abreise so verschiedenen Kleidung und Person erkannt zu werden, näherte er sich getrost einem Schuhmacher und fragte ihn um die Ursache dieser schwarzen Kleider.

„Sie trauern“, antwortete er, „weil vor ungefähr vierzehn Tagen ihr seit langer Zeit abwesender Bruder Tebaldo umgebracht worden ist; sie sollen einen gewissen Aldobrandin

Palermini eingezogen und der That gerichtlich überführt haben, denn er meinte es mit dessen Frau sehr gut und war unbekannt hergekommen, sie zu besuchen."

Verwundert, einer Person bis zum Verwechseln ähnlich zu sehen und betrübt über Aldobrandin's Unglück kehrte Tebaldo, als er vernommen hatte, daß dessen Frau noch lebe und gesund sei, den Kopf voll Gedanken schon bei später Nacht nach dem Wirthshause zurück, wo man ihm, nachdem er mit seinem Bedienten zu Abend gegessen, im obersten Theile des Hauses ein Bett anwies. Aber seine Unruhe, das schlechte Lager, vielleicht auch die geringe Kost ließen ihn die halbe Nacht nicht schlafen.

In dieser Schlaflosigkeit hörte er Personen vom Dache in das Haus steigen und bemerkte durch die Ritze seiner Kammerthüre ein Licht. Als er derselben sich näherte, um die Sache genauer zu untersuchen, ward er ein schönes junges Mädchen mit einem Lichte gewahr, auf welche drei vom Dache hinuntergestiegene Männer zukamen, wovon der eine, nachdem sie einander viel Freude bezeigten, zu dem Mädchen sagte: „Nun können wir, Gott sei Dank! sicher sein; denn wir haben gewiß erfahren, daß Aldobrandin Palermini der Ermordung des Tebaldo Elisei von dessen Brüdern überwiesen worden und auf sein Geständniß bereits das Urtheil gesprochen sei. Doch müssen wir ruhig sein, sonst würden wir, wenn man uns je als Thäter entdeckte, mit Aldobrandin in gleiche Gefahr kommen." Darauf gingen sie mit dem Mädchen hinunter zu Bett, das sich darüber sehr freute.

Tebaldo machte hierbei mancherlei Betrachtungen; theils über die vielen und großen Irrthümer, worein die Menschen verfallen könnten, da seine Brüder einen Fremden statt seiner betrauert und begraben hätten und einen Unschuldigen durch Anklage auf unbegründeten Verdacht und durch falsche Zeugen zum Tode brächten; theils über die blinde Härte der Gesetze und ihrer Vollstrecker, welche, um die Erforschung der Wahrheit bekümmert, sehr oft auf eine grausame Art das Falsche beweisen und sich Diener der Gerechtigkeit und Gottes nennen ließen, da sie doch Werkzeuge der Ungerechtigkeit und des Satans wären.

Alsdann dachte er über Aldobrandins Rettung nach, entwarf einen Plan seiner Maaßregeln, stand des Morgens auf, sobald es ihm Zeit schien, ging ganz allein ohne seinen Be-

dienten nach dem Hause seiner Geliebten, fand zum Glück die Thüre offen und fand sie bei dem Hineintreten mit Thränen und Gram auf der Erde eines Saales sitzend. Voll Mitleid beinahe weinend, näherte er sich ihr. „Betrübt euch nicht, Madame“, sprach er, „eure Beruhigung ist nahe!“

Bei diesen Worten schlug sie ihr Gesicht in die Höhe. „Guter Freund“, sagte sie weinend, „ich halte dich für einen fremden Pilger; was kannst du von meiner Ruhe oder von meinem Jammer wissen.“

„Madame“, antwortete er, ich komme soeben von Konstantinopel und bin von Gott gesandt, eure Thränen in Freude zu verwandeln und euren Mann vom Tode zu befreien.“

„Wie?“ waren die Worte der Frau, „du kommst jetzt erst von Konstantinopel; wie kennst du meinen Mann oder mich?“

Dieser erzählte ihr Aldobrandins ganze traurige Geschichte und sagte ihr, wer sie wäre, wie lange sie verheirathet sei und andere Umstände mehr, die er sehr gut wußte.

Die Frau hielt ihn vor Verwunderung für einen Propheten, beugte sich vor ihm zu Füßen und bat ihn um Gottes Willen, wenn er zu Aldobrandins Rettung käme, so sei keine Zeit zu verlieren.

„Steht auf, Madame“, fuhr der Pilger mit verstellter Frömmigkeit fort, „und weint nicht! aber merkt wohl auf meine Reden und hütet euch sie je weiter zu sagen. Euer Kummer rührt, wie mir Gott offenbart hat, von einer ehemals begangenen Sünde her, welche dies Unglück einigermaßen bestrafen und euch zur Besserung bringen soll, wollt ihr anders nicht in ein noch größeres verfallen.“

„Mein Herr“, entgegnete die Frau, „ich habe der Sünden so viele, daß ich nicht weiß, in welcher Gott meine Besserung vorzüglich verlangt; entdeckt sie mir, da sie euch bekannt ist, so will ich alles mögliche zur Verhütung meines Fehlers thun.“

„Ich weiß sie sehr wohl, Madame“, erwiderte der Pilger „und werde euch nicht meiner bessern Belehrung wegen, sondern weil ihr keine Gewissensbisse mehr darüber zu empfinden vorgebt, befragen. Aber zur Sache! — Sagt mir, erinnert ihr euch nicht, je einen Geliebten gehabt zu haben?“

Diese Worte zwangen ihr einen tiefen Seufzer ab und setzten sie in das größte Erstaunen, weil sie glaubte, daß nie

jemand etwas davon erfahren habe; obgleich man seit dem Begräbnißtage des ermordeten vermeintlichen Tebaldos einiger unvorsichtiger Worte wegen davon sprach, welche Tebaldos Freund hatte fahren lassen, der davon wußte. „Ich sehe“, antwortete sie, „daß Gott euch alle Geheimnisse der Menschen offenbart; ich will euch daher auch die meinigen nicht verschweigen. Es ist wahr, ich liebte in meiner Jugend auf das heftigste diesen unglücklichen Jüngling, dessen Ermordung meinem Mann jetzt aufgebürdet wird und dessen Tod ich eben so sehr beweint, als mich über denselben betrübt und beklagt habe; denn so stark und spröde ich mich auch gegen ihn betrug, so hat doch weder seine Abreise noch lange Abwesenheit, noch sein unglücklicher Tod diese Liebe aus meinem Herzen verbannen können.“

„Den unglücklichen Ermordeten“, erwiderte der Pilger, „liebtet ihr nie, sondern den Tebaldo Elisei, und was war die Ursache, daß ihr euch mit ihm entzweitet? hatte er euch beleidigt?“

„In Wahrheit nie!“ antwortete die Frau. „Die Ursache des Bruchs war ein Mönch, dem ich in der Beichte einst meine Liebe und unsern vertrauten Umgang gestand; er machte mir den Kopf so warm, daß mich noch davor schaudert, indem er mir vorstellte, wie ich in den Rachen des Satans, in den tiefsten Abgrund der Hölle fahren und in das Fegefeuer geworfen werden würde, wenn ich nicht abließe. Ich faßte darauf den festen Entschluß, seinen weitern Umgang zu vermeiden und um der Gelegenheit dazu zu entgehen, beschloß ich, keine Briefe oder Abschickungen mehr von ihm anzunehmen. Verzweiflungsvoll ging er daher vermuthlich fort, obschon ich glaube, daß ich meinen festen Vorsatz geändert haben würde, wenn er länger beharrte, und ich ihn wie den Schnee beim Feuer hätte verzehren sehen; denn nur allein zu ihm hatte ich in der Welt das größte Verlangen.“

„Eben diese Sünde“, erwiderte der Pilger, „beunruhigt euch heute. Tebaldo brauchte keine Gewalt, als ihr euch in ihn verliebtet, ich weiß es zuverlässig. Es war euer Wille, weil er euch gefiel, auf euer Verlangen kam er zu euch und genoß eures Umgangs. Ihr überhäuftet ihn dabei mit so viel Schmeicheleien und Gefälligkeiten, daß ihr, wenn er euch auch zuerst geliebt hätte, ihm seine Liebe tausendmal verdoppeltet. Aus welcher Ursache konntet ihr bei diesen mir bekannten Umständen

eure Gunst ihm so unfreundlich entziehen? ihr solltet den ganzen Handel vorher überlegt, und wenn ihr ihn für unerlaubt gehalten und Reue darüber befürchtet hättet, ihn nicht angefangen haben. Er hatte eben so viel Anspruch auf euch, als ihr auf ihn; ihn nicht mehr für den eurigen zu erkennen, stand in eurem Belieben, denn er war euer Eigentum; aber ihm seine Rechte auf euch zu entziehen, war Raub und eine unschickliche Handlung, da es mit seiner Einwilligung nicht geschah. Ich bin, müßt ihr wissen, auch ein Mönch und mit den Maßregeln der Klosterbrüder ziemlich bekannt; es schickt sich auch für mich eher als für einen andern, etwas freier davon zu euch zu sprechen, und ich will sie euch daher ein wenig schildern, damit ihr sie in Zukunft besser kennt.

Ehedem waren die Mönche fromme und brave Leute; aber die, welche heut' zu Tage unter diesem Namen dafür gelten wollen, haben mit jenen nichts als die Kappen gemein, und auch diese schicken sich für Mönche nicht; denn statt daß ihre Stifter sie enge, schlecht und von grobem Tuche anordneten, um durch Verhüllung des Körpers in ein so geringes Gewand den Abscheu des Gemüths vor den zeitlichen Dingen zu bezeichnen: tragen sie solche jetzt weit, gefüttert, glänzend und von dem feinsten Tuche, so artig und hohenpriesterlich gemacht, daß sie ohne Scham in den Kirchen und auf dem Markte wie die Weltkinder mit ihren Kleidern damit prahlen. Gleich dem Fischer, der bei Auswerfung seines Netzes auf einen reichhaltigen Fischzug denkt: geht ihre vorzüglichste Sorgfalt dahin, mit ihrem weiten Saume recht viel Betschwestern, Wittwen, einfältige Weiber und Männer zu berücken. Und es ist der Wahrheit angemessener zu behaupten, daß sie nicht einmal die Kappen der Mönche, sondern blos ihre Farbe beibehalten haben. Sonst hatten die Mönche das Wohl der Menschen zum Augenmerk, jetzt trachten sie nur nach Weibern und Vermögen. Ihr einziges Bestreben geht dahin, mit Lärmen und Gemälden die Gemüther der Thoren zu schrecken und ihnen die Vergebung der Sünden durch Almosen und Messen zu predigen, damit sie, die aus Niederträchtigkeit und Trägheit, nicht aus Frömmigkeit den Mönchsstand ergriffen haben, von einem Brot, vom andern Wein und vom dritten ein anderes Opfer für die Seelen der Verstorbenen erhalten. Almosen und Beten versöhnen allerdings die Sünden; wüßte oder sähe

man aber, wem man solche brächte, würde man sie gewiß lieber selbst behalten oder anderen Sauen vorwerfen. Weil sie wissen, daß sie sich desto besser befinden, je weniger bemittelte Personen es giebt, so ist jeder bemüht, durch Lärmen oder Erschrecken andere um das zu bringen, was er ihnen allein für zuträglicher hält. Sie schreien wider die Wollust, weil sie andere von den Weibern verscheuchen und ihrer allein genießen wollen. Sie verdammen Wucher und schändlichen Gewinn, damit sie als Wiedererstatter derselben ihre Kutten desto weiter machen lassen und sich Bisthümer und andere große Prälaturen von dem erkaufen können, was sie für den Weg zum Verderben ausgegeben haben. Wirft man ihnen dann diese und andere ihrer Ungezogenheiten vor, so halten sie es für die würdigste Entledigung ihrer Schuld zu antworten: Richtet euch nach unseren Worten aber nicht nach unseren Thaten! gleich als ob es der Heerde eher als dem Hirten möglich wäre, standhaft und eisenfest zu sein. Aber die meisten wissen auch schon, gegen wen sie eine solche Antwort gebrauchen, die sie nicht einmal in ihrer wörtlichen Bedeutung nehmen. Wenn unsere Mönche sagen: man solle sich nach ihren Worten richten, so verlangen sie Anfüllung des Beutels mit Gelde, Entdeckung eurer Geheimnisse, Keuschheit, Duldung, Vergebung des Unrechts, Enthaltung übler Nachrede, kurz, lauter gute, anständige und fromme Handlungen; aber warum dies alles? damit sie das thun können, wozu sie keine Gelegenheit haben würden, wenn es die Weltkinder thäten. Ohne Geld, weiß jeder, kann die Faulheit nicht bestehen; wenn du daher dein Vermögen auf Vergnügungen wendest, können die Ordensbrüder nicht faullenzen; wenn du bei den Frauen herumzögest, hätten die Mönche keinen Platz; wenn du nicht geduldig und nachsichtsvoll gegen das Unrecht wärest, dürften sie es nicht wagen in dein Haus zu kommen und deine Familie zu beflecken.

Aber warum laß ich mich so weit darauf ein? sie klagen durch diese Entschuldigung bei vernünftigen Leuten sich selbst an. Warum bleiben sie nicht zu Hause, wenn sie sich nicht Enthaltsamkeit und Frömmigkeit genug zutrauen? oder wenn sie ja lehren wollen, warum folgen sie nicht jenem Ausspruch des Evangeliums: Christus fing an zu handeln und alsdann zu lehren. Ihre Werke müssen ihrem Unterrichte vorgehen.

Ich habe meiner Tage tausend Buhler und Verliebte unter ihnen gefunden, die nicht nur weltlichen, sondern auch klösterlichen Frauen nachliefen, und diese machen gewöhnlich den meisten Lärm auf der Kanzel. Solchen Beispielen sollten wir folgen? jeder hat seinen Willen es zu thun; aber es wäre, Gott weiß, eine Thorheit!

Ich will indeß zugeben, daß der Verweis des Bruders begründet und die Verletzung der ehelichen Treue eine große Sünde sei; ist aber Menschenraub nicht eine noch größere? ist es nicht weit sündlicher, jemanden umzubringen, zu verjagen und in der Welt umherirren zu lassen? Jedermann wird es zugestehen. Der vertraute Umgang eines Mannes mit einer Frau ist ein Fehler der Natur; Rauben, Umbringen und Verstoßen aber rührt von der Bosheit des Gemüths her. Ihr beginget, wie gesagt, einen Raub, indem ihr euch dem Tebaldo entzogt, dem ihr euch freiwillig ergeben hattet. Auch unterließt ihr eurerseits nicht, ihn durch eure immer zunehmende Grausamkeit zu einem Selbstmord zu verleiten, und die Gesetze erkennen den Urheber einer ungerechten Handlung für eben so schuldig als den Vollstrecker. An seiner Verbannung und seinem siebenjährigen Herumziehen in der Welt seid ihr unleugbar schuld und mit jedem dieser Fälle habt ihr weit größere Sünde als in dem Umgange mit ihm begangen. Aber vielleicht verdiente Tebaldo diese Behandlung? doch nein! eurem eigenen Geständniß und meinem Wissen nach liebte er euch mehr als sich selbst; er ehrte, erhob und pries euch vor allen Frauen, wenn er Gelegenheit fand, rühmlich und ohne Verdacht von euch zu sprechen. Sein ganzes Vermögen, alle seine Ehre und alle seine Freiheit opferte er euch auf. War er kein edler junger Mann? war er weniger schön als seine Mitbürger? hatte er keine Verdienste in Dingen, welche Jünglinge zieren? war er nicht geliebt, nicht werth gehalten, nicht von jedermann gern gesehen? Dies alles werdet ihr eben so wenig läugnen. Wie konntet ihr daher auf das Geschwätz eines einfältigen, dummen und neidischen Paters einen so grausamen Entschluß gegen ihn fassen? ich begreife die Thorheit der Frauen nicht, welche die Männer verachten und gering schätzen. Bedächten sie das Wesen und die Größe des Adels, womit Gott die Männer vor allen anderen Kreaturen geziert hat: sie sollten es für ein Glück halten, von einem geliebt zu

werden, ihn äußerst verehren und ihm in aller Sorgfalt zu gefallen suchen, um solchen nie zu verlieren. Was ihr auf Zureden eines scheinheiligen Bruders gethan habt, der vermuthlich die Stelle des zu Vertreibenden suchte, wißt ihr am besten. Dies ist die Sünde, welche die in ihren Unternehmungen alles wohl erwägende Vorsehung nicht hat ungestraft lassen können. So ungerecht eure Bemühungen waren, euch vom Tebaldo zu entfernen, so unverschuldet ist seinetwegen die Gefahr eures Mannes und eure Unruhe. Wollt ihr davon befreit sein, so müßt ihr versprechen — und es auch halten! — dem Tebaldo, wenn er aus seiner langen Verbannung je zurückkehren sollte, eure Gunst, Liebe, Wohlgewogenheit und Vertraulichkeit wieder zu schenken, kurz, ihn ganz in den Stand wieder einzusetzen, worinnen er sich vor der thörichten Ueberredung des einfältigen Bruders befand."

Die Frau hörte dieser ihr so wahrscheinlichen Erzählung aufmerksam zu. „Freund Gottes", entgegnete sie, als er in der Meinung schwieg, daß ihr Kummer wirklich von der angegebenen Sünde herrühre, „ich finde eure Reden sehr begründet, lerne aus eurem Vortrage die bisher alle für heilig gehaltenen Brüder ziemlich kennen und sehe die Größe meines gegen Tebaldo begangenen Fehlers sehr wohl ein. Stände es bei mir, so wollte ich ihn auf die mir angezeigte Art gern wieder gut machen; aber wie ist dies möglich? Tebaldo ist todt und kann nie wieder zurückkehren. Wozu soll ich euch also unmögliche Dinge versprechen?"

„Tebaldo ist keineswegs todt, Madame", erwiderte dieser; „nach dem, was Gott mir offenbart hat, befindet er sich gesund und wohl bis auf eure Gunst."

„Bedenkt, was ihr sagt! ich sah ihn mit verschiedenen Stichen getödtet vor meiner Thüre liegen, schloß ihn in diese meine Arme und benetzte mit meinen Thränen das Gesicht des Ermordeten. Dies eben gab vermuthlich Gelegenheit zu den unanständigen Reden, die man seitdem davon geführt hat."

„Ihr mögt sagen, was ihr wollt, Madame!" fuhr der Pilger fort, „ich versichere euch, daß Tebaldo lebt, und wenn ihr ihm das Versprechen halten wollt, so hoffe ich, sollt ihr ihn bald wiedersehen."

„Ja, das will ich gern, und nichts in der Welt würde

mir eine größere Freude machen, als meinen Mann frei und außer Gefahr, Tebaldo aber lebendig zu sehen."

„Madame", sprach Tebaldo, dem es nun Zeit schien, sich zu erkennen zu geben, und die Frau mit einer gewissen Hoffnung zu beleben, „um euch eures Mannes wegen zu trösten, ist es nöthig, euch ein großes Geheimniß zu offenbaren, das ihr wohl bei euch behalten und zeitlebens niemanden entdecken müßt."

Da sie allein waren, und die Frau nunmehr ein großes Verlangen auf die bei dem Pilger bemerkte Heiligkeit gesetzt hatte, zog Tebaldo einen sorgfältig verwahrten, von der Frau in der letzten Nacht, als er bei ihr war, erhaltenen Ring hervor und zeigte ihn ihr mit den Worten: „Kennt ihr dies, Madame?"

Die Frau erkannte ihn beim ersten Anblick. „Ja, mein Herr", antwortete sie, „ich habe ihn ehemals dem Tebaldo gegeben."

Plötzlich stand der Pilger auf, warf sein Pilgerkleid und seinen Hut ab und fragte in florentinischem Tone: „Kennt ihr auch mich?"

Sie war ganz erstarrt, als sie den Tebaldo erkannte und fürchtete sich wie vor Leuten, die nach ihrem Tode herumgehen; sie eilte ihm daher nicht als ihrem aus Cypern gekommenen Tebaldo entgegen, sondern wollte vor Furcht vor ihm fliehen, als ob er aus dem Grabe zurückkehre.

„Zweifelt nicht", sprach er, „ich bin euer Tebaldo lebend und gesund, der nie gestorben, obgleich ihr und meine Brüder es glaubtet."

„Willkommen, mein zärtlich geliebter Tebaldo", rief nunmehr die Frau, mit Thränen und Küssen ihn umarmend aus, als sie nach einiger Erholung seine Stimme erkannte und nach einer genauen Untersuchung sich überzeugte, daß es Tebaldo wirklich sei.

„Madame", sagte Tebaldo nach Erwiderung ihrer Umarmungen und Küsse, „jetzt ist zu verträuterer Bewillkommnung keine Zeit; ich eile, euch Aldobrandin frisch und gesund wiederzugeben. Noch vor morgen Abend sollt ihr, hoffe ich, eine erfreuliche Botschaft von ihm hören. Erlange ich, wie ich glaube, von seiner Befreiung gute Nachrichten: so will ich diese

Nacht zu euch kommen und sie euch mit mehr Bequemlichkeit als jetzt erzählen.“

Darauf nahm er seine Kappe und seinen Hut wieder, verließ die Frau nach einigen Küssen und hoffnungsvollen Tröstungen und ging nach Aldobrandin's Gefängniß, den mehr die Furcht vor seinem herannahenden Tode, als die Hoffnung einer baldigen Erlösung beschäftigte. Einem Tröster gleich trat er mit Erlaubniß des Gefangenwärters hinein: „Aldobrandin“, sprach er, nachdem er sich neben ihm niedergelassen hatte, „ich bin dein Freund! Gott hat mich aus Erbarmen mit deiner Unschuld zu deiner Rettung gesandt; wenn du aus Achtung gegen ihn mir eine geringe Bitte zugestehst, sollst du zweifelsohne noch vor morgen Abend statt des erwarteten Todesurtheils deine Befreiung hören.“

„Braver Mann“, antwortete Aldobrandin, „du mußt allerdings mein Freund sein, da du für meine Rettung sorgst, obgleich ich dich nicht kenne, noch je gesehen zu haben mich erinnere. Die Sünde, weshalb ich zum Tode verurtheilt werden soll, habe ich nie begangen, wenn ich schon durch viele andere mich dieser Strafe schuldig gemacht hätte. Ich versichere deshalb, daß ich zur Ehre Gottes alles, groß und klein, nicht nur versprechen, sondern auch thun würde, wenn er jetzt sich meiner erbarmte; verlange daher, was du willst, und du sollst es gewiß erhalten, wenn ich davon komme.“

„Ich verlange weiter nichts“, entgegnete der Pilger, „als daß du den vier Gebrüdern Tebaldo verzeihest, die dich als den vermeinten Mörder ihres Bruders in diese Lage versetzt haben, und wenn sie dich um Vergebung bitten, für deine Brüder und Freunde erkennest.“

„Nur der weiß“, erwiderte Aldobrandin, „welcher beleidigt ward, wie süß die Rache und wie groß das Verlangen darnach ist. Dennoch will ich, damit Gott meine Rettung beschließe, ihnen gern vergeben und verzeihe ihnen schon jetzt. Komme ich lebendig aus diesem Kerker, will ich dein Verlangen vollkommen befriedigen.“

Dies gefiel dem Prediger, doch entdeckte er ihm nichts weiter, sondern bat ihn inständig, guten Muthes zu sein, weil er gewiß vor Ende des folgenden Tages zuverlässige Nach-

richten von seiner Befreiung hören sollte und ging von ihm gerade vor Gericht.

„Mein Herr!“ sagte er insgeheim zu dem vorsitzenden Kavalier, „jeder, besonders aber ein Mann an eurer Stelle, muß die Erforschung der Wahrheit zu seiner angenehmsten Beschäftigung machen, damit die Unschuldigen nicht leiden, sondern die Verbrecher ihren Lohn erhalten mögen. Ich komme zu eurer Ehre und zur Bestrafung des Schuldigen hierher. Ihr habt, wie ihr wißt, wider Aldobrandin Palermini hart verfahren, glaubt in ihm Tebaldo Elisei's Mörder entdeckt zu haben und steht im Begriff ihn zu verurtheilen. Eure Ansicht ist falsch, und dies will ich euch noch vor Mitternacht durch Ueberlieferung der wahren Mörder dieses jungen Mannes beweisen.“

Voll Mitleid mit Aldobrandin gab dieser des Pilgers Worten gern Gehör und nahm, hinlänglich von ihm unterrichtet, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirthe waren, nebst ihrem Bedienten ohne Widerstand gefangen. Er wollte sie erst auf die Folter bringen, um den Verlauf der Sache zu erfahren, aber sie ließen es nicht dahin kommen; denn jeder gestand für sich und nachher alle zusammen umständlich den an Tebaldo Elisei verübten Mord, den sie nicht gekannt hätten, und führten auf Befragen den Grund an, daß er des einen Frau in dessen Abwesenheit übel behandelt und sie mit Gewalt zu seinem Willen habe zwingen wollen.

Als der Pilger dies alles wußte, beurlaubte er sich von dem Kavalier und ging heimlich nach dem Hause der Hermeline, die er allein, weil die übrigen bereits schlafen gegangen waren, mit eben so großem Verlangen auf freudige Nachricht von ihrem Manne, als auf völlige Aussöhnung mit Tebaldo warten fand. „Meine Geliebte“, rief er ihr beim Eintritt entgegen, „freue dich, morgen wirst du deinen Aldobrandin gewiß frisch und gesund wiedersehen!“ und er erzählte ihr sein ganzes Verfahren, um sie noch mehr davon zu überzeugen.

Die Frau empfand über diese beiden so sonderbaren und unerwarteten Zufälle — den Tebaldo, dessen wirklichen Tod sie beweint zu haben glaubte, gesund wiederzufinden, und Aldobrandin, dessen Tod sie in wenig Tagen beweinen zu müssen fürchtete, von der Gefahr befreit zu sehen — die größte Menschen

mögliche Freude, umarmte und küßte aufs zärtlichste ihren Tebaldo, ging hierauf mit ihm ins Bette, und so schlossen beide zu ihrem größten Vergnügen den reizendsten Frieden. Bei Tagesanbruch stand Tebaldo auf, als er seiner Geliebten sein weiteres Vorhaben mitgetheilt hatte, empfahl ihr nochmals die größte Verschwiegenheit und verließ ihr Haus in Pilgerkleidung, um zu gehöriger Zeit Aldobrandins Angelegenheiten zu besorgen.

Der Richter befreite, nachdem er hinlänglich von der Sache unterrichtet zu sein glaubte, Aldobrandin sogleich am frühen Morgen und ließ einige Tage darauf den Thätern an der Stelle, wo sie den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen.

Als Aldobrandin zu seinem, seiner Frau und aller Freunde und Anverwandten größtem Vergnügen durch des Pilgers Maßregeln sich in Freiheit sah, räumten ihm die beiden Eheleute in ihrem Hause, so lange er in der Stadt bleiben wollte, eine Wohnung ein und konnten ihm nicht Ehre und Freude genug erweisen, besonders die Frau, welche wußte, wem sie solche erzeigte.

Nunmehr schien es auch dem Tebaldo Zeit, seine Brüder mit Aldobrandin auszusöhnen, welche, wie er hörte, durch dessen Befreiung sich beschimpft fanden und aus Furcht mit Waffen versehen waren; er verlangte von Aldobrandin die Erfüllung seines Versprechens, wozu er gleich bereit war. Der Pilger ordnete darauf an, daß Aldobrandin auf den folgenden Tag ein prächtiges Mahl zubereiten und seine Anverwandten sowohl mit ihren Weibern, als die vier Brüder und ihre Gattinnen einladen sollte; Tebaldo selbst versprach noch, die Einladung der vier Brüder und ihrer Frauen zum Gastmahl und zur Versöhnung auf sich zu nehmen.

Aldobrandin willigte vollkommen in das Verlangen des Pilgers, und dieser ging augenblicklich zu den vier Brüdern. Nachdem er lange hierüber mit ihnen gesprochen hatte, überführte er sie endlich durch unumstößliche Gründe von der Nothwendigkeit, sich beim Aldobrandin um seine Verzeihung und Freundschaft zu bewerben, und lud darauf sie und ihre Weiber auf morgen zum Essen bei Aldobrandin ein und erhielt ihr Wort.

Um die Mittagsstunde des andern Tages fanden sich zuerst die vier Gebrüder Tebaldo in ihrer schwarzen Kleidung nebst einigen Freunden bei Aldobrandin ein, legten in Gegenwart der ganzen eingeladenen Gesellschaft ihre Waffen nieder,

warfen sich in Aldobrandins Arme und baten ihn ihres Verfahrens wegen um Verzeihung. Gerührt umarmte sie Aldobrandin mit Thränen und vergab ihnen in wenig Worten alles ihm angethane Unrecht. Darauf erschienen ihre Schwestern und Weiber ebenfalls in Trauerkleidern und wurden von der Frau Hermeline und den übrigen Damen gleich freundlich empfangen.

Die Gesellschaft ward aufs prächtigste bewirthet und alles ging dabei aufs anständigste zu; doch herrschte eine gewisse Stille, welche der noch frische durch die Trauerkleider der Anverwandten Tebaldo's erneuerte Schmerz verbreitete. Einige tadelten daher den Einfall und die Einladung des Pilgers.

Als er dies merkte und seinem Entschlusse nach es ihm Zeit schien, diesen Tadel nicht länger auf sich sitzen zu lassen, stand er auf, als die andern noch Früchte aßen, und sprach: „Noch hat zur Aufheiterung dieses Mahles niemand als Tebaldo gefehlt, und doch war er die ganze Zeit unerkannt bei euch; ich will ihn euch zeigen.“ Sogleich warf er seine Kappe und die ganze Pilgerkleidung von sich und stand in einem seidenen grüngestreiften Wamms vor ihnen. Voll Verwunderung betrachteten und erkannten ihn alle, aber keiner wagte es, ihn wirklich dafür zu halten.

Tebaldo erzählte ihnen daher mancherlei Familienvorfälle und verschiedene seiner eigenen Begebenheiten, und seine Brüder und alle übrigen Männer eilten mit Thränen der Freude ihn zu umarmen; auch die Frauen, seine Anverwandtinnen sowohl, als die anderen bis auf Hermelinen, thaten nachher ein Gleiches.

„Was ist das?“ fragte Aldobrandin, als er dies sah, „bezeigst du Tebaldo gleich andern Frauen nicht auch deine Freude?“

„Keine der Anwesenden“, antwortete sie in aller Gegenwart, „würde ihm lieber ihre Freude bezeigt haben und bezeigen als ich, die ich ihm mehr als alle übrigen verdanke und durch seine Vermittelung dich wiedererlangt habe; aber die unanständigen Reden halten mich zurück, welche man seit dem Tage geführt hat, als wir den vermeintlichen Tebaldo beweinten.“

„Bildest du dir denn ein“, erwiderte Aldobrandin, „daß ich solchen Verläumdern glauben sollte? bewies er nicht durch

Beförderung meiner Rettung deutlich die Unwahrheit dessen, was ich ohnedies nicht glaubte? geh sogleich ihn zu umarmen!“

Die Frau, welche blos darauf wartete, säumte nicht ihrem Manne hierin zu gehorchen, stand auf und umarmte ihn gleich den übrigen. Dieser Edelmuth des Aldobrandin gefiel Tebaldos Brüdern und der ganzen Gesellschaft so, daß aller alte in den Gemüthern durch das vormalige Gerede etwa noch übrige Groll sich verlor.

Nach diesen Freudenbezeigungen bat Tebaldo selbst seine Brüder, Schwestern und Anverwandten ihre Trauerkleider abzulegen und andere holen zu lassen. Nach ihrer Umkleidung erfolgten Gesänge, Tänze und mancherlei Ergötzlichkeiten, und das so still angefangene Mahl endigte sich in lauter Freude. Alle Anwesenden gingen vergnügt mit zu Tebaldo und setzten auf diese Art die Feierlichkeiten einige Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten Tebaldo einige Zeit gleichsam als einen vom Tode erstandenen bewunderungswürdigen Menschen. Viele, selbst seine Brüder, behielten noch einige Zweifel, ob er es wirklich sei, konnten sich davon noch immer nicht überzeugen und würden es vielleicht auch lange noch nicht geglaubt haben, hätte nicht ein Zufall ihnen von des Ermordeten Umständen hinlänglichen Aufschluß gegeben.

Eines Tages gingen Leute aus Sarzana vor dem Hause vorbei und kamen, als sie Tebaldo sahen, auf ihn zu: „Wie geht's, Fativolo?“ fragten sie.

„Ihr verkennt mich!“ antwortete Tebaldo in Gegenwart seiner Brüder.

Als sie ihn reden hörten, baten sie beschämt um Verzeihung. „In Wahrheit“, sagten sie, „ihr gleicht mehr, als wir je irgend etwas ähnliches gesehen haben, einem unserer Gefährten, Fativolo von Pontriemoli, der vor ungefähr vierzehn Tagen oder darüber hierhergekommen ist, und von dem wir seit der Zeit nicht das geringste wieder gehört haben. Wir wunderten uns wohl über den Anzug, denn er war, wie wir ein Soldat.“

Tebaldo's ältester Bruder trat hervor, als er dies hörte und fragte nach der Kleidung dieses Fativolo, und ihre Aussage traf pünktlich mit jener überein. Aus diesen und andern Kennzeichen merkte man, daß der Ermordete wirklich nicht

Tebaldo, sondern Fativolo gewesen sei, weshalb die Brüder und jedermann den vorigen Argwohn fahren ließen.

Tebaldo blieb mit seinen erworbenen Reichthümern bei seiner Geliebten, und sie genossen durch die kluge Vermittelung der Frau ihrer Liebe noch lange, ohne sich weiter zu entzweien. Der Himmel erhöre auch hierin unsere Wünsche!

Achte Erzählung.

Ferondo im Fegefeuer.

In Toskana liegt, wie so viele andere, eine Abtei an einem etwas einsamen Orte. Man wählte in demselben einen Abt, der einer der frömmsten Mönche außer in Liebeshändeln war; er wußte sich jedoch so vorsichtig dabei zu benehmen, daß niemand etwas erfuhr, noch argwohnte, sondern daß er durchgängig für den heiligsten und rechtschaffensten Mann galt.

Mit diesem Abte hatte ein reicher Bauer, Namens Ferondo, ein sehr einfältiger und unverständiger Mann, einen vertrauten Umgang, der dem Abte blos deswegen gefiel, um an seiner Einfalt zuweilen sich zu ergötzen. Bei dieser Gelegenheit lernte der Abt auch die schöne Frau des Ferondo kennen und verliebte sich so in sie, daß er Tag und Nacht an weiter nichts dachte. Die Nachricht, daß Ferondo seiner übrigen Einfalt und Dummheit ungeachtet in der Liebe zu seiner Frau klug und wachsam genug sei, brachte ihn beinahe zur Verzweiflung. Dennoch bewog er Ferondo durch seine Verschlagenheit, ihn mit seiner Frau einigemal zum Vergnügen im Garten der Abtei zu besuchen. Hier sprach er auf eine bescheidene Art so viel von der Glückseligkeit des ewigen Lebens und von den frommen Handlungen der Menschen, daß die Frau Lust bekam, bei ihm zu beichten und auf ihr Bitten von Ferondo auch Erlaubniß dazu erhielt.

Sie erschien also zur größten Freude des Abts im Beichtstuhl und fing zu allererst also an, als er sie zu seinen Füßen hatte niedersetzen lassen: „Ehrwürdiger Herr, wenn mir Gott

einen rechtschaffenen Mann, oder lieber gar keinen gegeben hätte, so wäre es mir vielleicht möglich, durch eure Anleitung den zum ewigen Leben mir gezeigten Weg zu betreten. Aber wenn ich Ferondo und seine Einfalt betrachte, muß ich mich für eine Witwe ansehen, da ich doch verheirathet bin, weil ich bei seinem Leben keinen andern Mann nehmen darf; auch ist er bei aller seiner Dummheit ohne Ursache so eifersüchtig, daß ich deshalb in beständiger Uneinigkeit und Verdruß mit ihm lebe. Ich bitte euch daher, ehe ich etwas anderes beichte, aufs inständigste um euren guten Rath; denn wenn von dieser Seite das Vermögen zum Guten nicht anfängt, so wird mein Beichten und mein Gutesthun mir wenig helfen."

Diese Rede erfüllte des Abtes ganze Seele mit Vergnügen, und das Glück schien ihm den Weg zu seinen heißesten Wünschen geöffnet zu haben. „Meine Tochter", sprach er, „ich hielt schon einen thörichten Mann für eine so schöne und zärtliche Frau wie ihr für Kummers genug; aber noch größer ist der, einen eifersüchtigen zu haben. Ich kann mir daher, weil ihr an dem eurigen beides findet, eure erwähnte Unruhe leicht vorstellen; aber kurz, ich weiß dabei keinen andern Rath oder Mittel, als Ferondo von dieser Eifersucht zu heilen. Die Arznei zu seiner Genesung kenne ich sehr wohl, wenn ihr nur das geheim halten könnet, was ich euch entdecke."

„Zweifelt daran nicht, mein Pater!" erwiderte die Frau; „ich würde eher sterben, als irgend jemand etwas von dem sagen, was ihr mir zu offenbaren verbietet. — Aber wie ist dies möglich?"

„Wenn wir ihn heilen wollen", antwortete der Abt, „muß er nothwendig in das Fegefeuer."

„Und wie soll er lebendig hineinkommen?"

„Er muß sterben und dann hineingehen. Hat er Strafe genug zur Heilung seiner Eifersucht geduldet, so wollen wir Gott mit gewissen Gebeten um dessen Wiederauferweckung bitten, und es wird geschehen."

„So soll ich also eine Witwe bleiben?"

„Nur eine Zeit lang, während welcher ihr euch aber hüten müßt, einen andern zu heirathen, sonst würdet ihr sündigen, und, wenn Ferondo wiederkäme, zu ihm selbst müssen und ihn eifersüchtiger als jemals finden."

„Genest er nur von diesem Uebel, und darf ich nicht stets in diesem Kerker bleiben: so bin ich zu thun bereit, was euch gefällt.“

„Ich will es thun; aber welche Belohnung habe ich für einen solchen Dienst von euch zu erwarten?“

„Was ihr verlangt, mein Pater, wenn ich es im Stande bin; aber was besitzt eine Person wie ich anständiges für einen solchen Mann?“

„Liebe Frau“, erwiderte der Abt, „ihr könnt nicht weniger für mich, als ich für euch thun; ich bin auf euer Glück und eure Beruhigung bedacht, und ihr könnt mein Wohl und meine Lebenserhaltung befördern.“

„Wenn das ist, bin ich bereit.“

„Schenkt mir eure Liebe, und ihr werdet mein brennendes mich verzehrendes Verlangen befriedigen.“

„Ach mein Pater!“ entgegnete die Frau ganz erstaunt über diesen Antrag, „was verlangt ihr? ich hielt euch für einen Heiligen; aber schickt es sich für solche Männer, Weibern so etwas zuzumuthen, die des Rathes wegen zu ihnen kommen?“

„Wundert euch nicht, mein schönes Kind, daß der Heiligkeit dadurch nichts abgeht; sie hat ihren Sitz in der Seele, und meine Bitte an euch ist eine Schwachheit des Leibes. Aber dem sei wie ihm wolle, eure reizende Schönheit hat mich so eingenommen, daß die Liebe zu diesem Schritt mich verleitet. Ihr könnt euch auf eure Schönheit mehr als irgend eine Frau einbilden, weil sie heiligen Leuten gefällt, welche lauter himmlische Schönheiten zu sehen gewohnt sind. Bin ich gleich Abt, so bin ich doch ein Mensch wie andere, und wie ihr seht, noch eben nicht alt. Mein Verlangen kann euch auch nicht unangenehm sein, vielmehr solltet ihr es wünschen; denn so lange Ferondo im Fegefeuer bleibt, werde ich euch bei meinen nächtlichen Besuchen statt seiner trösten. Niemand wird es auch merken, weil jedermann diejenige und eine noch höhere Meinung von mir hat, in welcher ich kurz zuvor bei euch stand. Verstoßt die Gnade nicht, welche der Himmel euch schenkt. Es giebt ihrer genug, welche das wünschen, was ihr haben könnt und haben werdet, wenn ihr meinem wohlgemeinten Rath folgt. Ueberdies habe ich schöne und kostbare Juwelen, die für niemand anders als euch bestimmt sind.

Thut daher, meine süßeste Hoffnung, das für mich, was ich für euch mit Vergnügen unternehme."

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie ihm etwas abschlagen sollte, was sie gleichwohl ihm zuzugestehn für Unrecht hielt. Der Abt, welcher sah, daß sie ihn angehört hatte, ihre Antwort aber noch zurückhielt, glaubte sie bereits halb bekehrt, fuhr daher immer fort und setzte ihr in den Kopf, daß es eine heilige Handlung sei, ehe er aufhörte. Schamhaft erklärte sie ihm, daß sie ganz zu seinem Befehle wäre, daß sie aber früher nichts thun könnte, bis Ferondo im Fegefeuer sich befände.

„Dahin wollen wir ihn bald bringen", erwiderte der Abt sogleich; „schickt ihn nur morgen oder übermorgen zu mir!" er drückte ihr dabei heimlich einen schönen Ring in die Hand und ließ sie von sich.

Voll Freuden über dies Geschenk und in Erwartung der künftigen, kehrte die Frau wieder zu ihren Gespielinnen, erzählte ihnen Wunderdinge von der Heiligkeit des Abtes und ging mit ihnen nach Hause. Wenige Tage darauf ging Ferondo nach der Abtei und bei dessen Erblicken beschloß der Abt sogleich, ihn in das Fegefeuer zu schicken. Er nahm daher ein Pulver von wunderbarer Kraft, welches er von einem großen Fürsten aus der Levante bekommen hatte und das nämliche sein sollte, dessen sich der Alte vom Berge ehemals bediente, wenn er einen schlafend in sein Paradies schicken oder daraus verstoßen wollte. Dies Pulver brachte, mehr oder weniger gegeben, denjenigen, welcher es nahm, ohne den geringstem Schaden in einen solchen Schlaf, daß jedermann ihm alles Leben abgesprochen haben würde, so lange die Wirkung dauerte. Davon gab er dem Ferondo so viel, als er für hinlänglich hielt ihn drei Tage schlafen zu lassen, in einem Becher etwas trüben Weines in seiner Zelle ein und führte ihn dann auf den Klosterplatz, um mit einigen andern Mönchen sich an seiner Dummheit zu belustigen.

In kurzem äußerte das Pulver seine Wirkung und nahm ihm mit einem so plötzlichen, heftigen Schlafe den Kopf ein, daß er stehend einschlief und hinfiel. Der Abt stellte sich über diesen Zufall erschrocken, ließ ihm die Ader schlagen, frisches Wasser in das Gesicht spritzen und andere Mittel mehr anwenden, um ihn wieder zu sich zu bringen, wenn es etwa eine

Ohnmacht oder ein anderer Zufall wäre. Als aber der Abt und die Mönche sahen, daß er durch alles dieses sich nicht wieder erholte, und sie auch am Puls keine Bewegung spürten, hielten sie ihn für ausgemacht todt, ließen es daher seiner Frau und Anverwandten melden, welche alsbald erschienen, und der Abt befahl ihn angekleidet, wie er war, zu begraben, nachdem sie ihn ein wenig beweint hatten.

Als die Frau nach Hause kam, versicherte sie ihrem kleinen Sohn, daß sie nie wieder ausgehen wollte, hielt sich auch zurück und besorgte die Erziehung ihres Kindes und die Verwaltung des von ihrem Manne hinterlassenen Vermögens.

In der Nacht stand der Abt nebst einem bolognesischen Mönch, auf den er sich verlassen konnte und welcher den nämlichen Tag von Bologna angekommen war, heimlich auf, zogen Ferondo aus dem Grabe, brachten ihn in eine Grube, worin man kein Licht sah und welche zum Gefängniß für klösterliche Verbrecher bestimmt war, zogen ihm statt der seinigen Mönchskleider an, ließen ihn auf einem Bund Stroh liegen und der bolognesische Mönch, welchen der Abt in dem, was er thun sollte, unterrichtet hätte, mußte auf seine Erweckung warten, ohne daß es jemand wußte.

Des andern Tages ging der Abt mit einigen Mönchen zü der Frau, unter dem Vorwande sie zu besuchen, welche er betrübt in schwarzer Kleidung traf. Nach einigen Tröstungen fragte er sie heimlich, wie es um ihr Versprechen stünde? und die Frau, welche frei und ohne Hinderniß Ferondos oder sonst jemandes sich sahe, auch einen andern schönen Ring am Finger des Abtes bemerkte, erklärte sich bereit und verabredete mit ihm in der folgenden Nacht einen Besuch bei ihr.

Beim Einbruch der Nacht ging der Abt in Ferondos Kleidern, von seinem Mönche begleitet, zu ihr, schlief bis zur Morgenstunde mit dem größten Entzücken bei ihr, kehrte alsdann nach seiner Abtei zurück und machte diesen Weg in der nämlichen Absicht ziemlich oft. Diejenigen, welche im Hin- und Hergehen ihm einigemal begegneten, hielten ihn für Ferondo, der in diese Gegend verbannt sei, und die einfältigen Leute erzählten einander und selbst der Frau viele Histörchen davon; diese aber kannte die Umstände besser.

Der bolognesische Mönch trat, als Ferondo erwachte und nicht wußte wo er war, mit einer entsetzlichen Stimme und

einer Art von Ruthe in der Hand zu ihm und beschenkte ihn mit einer tüchtigen Anzahl Streiche.

„Wo bin ich nur immer?“ schrie Ferondo weinend.

„Im Fegefeuer“, antwortete der Mönch.

„So bin ich denn todt?“

„Allerdings.“

Ferondo fing daher an, sich, seine Frau und sein Söhnchen zu beweinen und sagte die sonderbarsten Dinge von der Welt. „Ach, essen die Todten auch?“ fragte er beim Erblicken des Essens und Trinkens, welches der Mönch ihm brachte.

„Ja“, antwortete der Mönch. „Deine ehemalige Frau hat, was ich dir bringe, diesen Morgen zu einer Messe für dich in die Kirche geschickt und auf göttlichen Befehl soll ich dir es reichen.“

„Gott vergelt's ihr“, entgegnete Ferondo; „ich meinte es recht gut mit ihr, ehe ich starb; die ganze Nacht schloß ich sie in meine Arme und that nichts als sie küssen, zuweilen aber auch etwas mehr, wenn mir es ankam.“ Als der Hunger sich einfand, fing er an zu essen und zu trinken; aber der Wein wollte ihm nicht schmecken. „Vergebe es ihr Gott“, sagte er daher, „daß sie den Geistlichen keinen Wein aus dem Fasse längs der Mauer gegeben hat.“

Nach dem Essen nahm der Mönch ihn von neuem vor und zählte ihm wie vorher seine Züchtigung zu.

„Aber sage mir nur“, sagte Ferondo nach langem Schreien, „aus was für Ursache du mich so schlägst?“

„Auf göttlichen Befehl“, erwiderte der Mönch, „muß ich dich alle Tage zweimal so behandeln.“

„Aber warum denn das?“

„Weil du eifersüchtig warst, da du doch die beste Frau in der ganzen Gegend hattest.“

„Aber freilich“, seufzte Ferondo, „und die zärtlichste; süßer als Konfekt! Hätte ich gewußt, daß Gott des Menschen Eifersucht übel nähme, ich würde es nie gewesen sein.“

„Das hättest du dort oben bedenken und dich bessern sollen“, entgegnete der Mönch. „Wenn du je wieder zurückkehrst, so nimm dir ein Beispiel daran und werde nie wieder eifersüchtig.“

„Kommt denn je ein Gestorbener wieder?“ fragte Ferondo.

„Wenn es Gott zuläßt, ja.“

„Ach, ich wollte der beste Mann von der Welt sein, wenn

ich wiederkehrte; ich würde sie nie schlagen: nie ihr eine Unhöflichkeit sagen außer des Weines wegen, den sie uns diesen Morgen und ohne Licht geschickt hat, so daß ich im Finstern habe essen müssen."

„Sie that es wohl", entgegnete der Mönch; aber diese sind bei der Messe verbrannt worden."

„So! So! wahrhaftig wenn ich zurückkomme, will ich sie machen lassen, was sie will. — Aber sage mir, wer du bist, daß du mich so geißelst?"

„Auch ein Todter, aus Sardinien gebürtig. Weil ich einst meinen Herrn seiner Eifersucht wegen lobte, hat mich Gott zu der Strafe verdammt, dir zu essen, zu trinken und diese Streiche zu geben, so lange bis derselbe ein anderes über dich und mich beschließen wird."

„Ist denn sonst niemand weiter als wir beide hier?"

„O! zu Tausenden: aber du kannst sie weder sehen noch hören, obgleich sie dich sehen."

„Ach! wie weit sind wir denn von unserer Gegend entfernt?"

„Mehr als tausend Meilen."

„Wahrhaftig, das ist weit — so dächte ich müßten wir wohl gar aus der Welt sein."

Bei diesen und ähnlichen Unterredungen ward Ferondo mit Essen Trinken und Schlägen zehn Monate lang festgehalten. Der Abt besuchte indeß die schöne Frau fleißig mit gutem Erfolge und genoß bei ihr die vergnügtesten Tage. Aber zum Unglück ward sie schwanger und entdeckte es dem Abt, sobald sie es merkte. Beide hielten daher die schleunige Rückkehr des Ferondo aus dem Fegefeuer für nöthig, damit er zur Frau gehn und sie ihn zum Vater angeben könnte.

In der folgenden Nacht ließ also der Abt dem Ferondo mit einer verstellten Stimme im Gefängniß zurufen: „Tröste dich Ferondo, Gott hat deine Auferweckung beschlossen! Wenn du wieder auf die Welt kommst, wird dir deine Frau einen Sohn gebähren, den sollst du Benedict heißen, weil Gott dir diese Gnade erzeigt auf Bitten des frommen Abtes, deiner Frau und aus Liebe zum heiligen Benedict."

„O! Gott lasse es", rief Ferondo über diese Nachricht äußerst froh, „dem Abt, dem heiligen Benedict und meiner armen honig- und zuckersüßen Frau wohlgehn!" Der Abt gab

ihm hierauf soviel von jenem Pulver in Wein, daß er ungefähr vier Stunden schlafen mußte, zog ihm seine Kleider an und brachte ihn mit dem Mönche heimlich wieder in sein vormaliges Grab.

Den andern Tag gegen Morgen, als Ferondo erwachte und durch eine Oeffnung des Grabes das Licht erblickte, das er seit zehn Monden nicht gesehen hatte, glaubte er sich auferweckt und fing an zu schreien: „Macht auf! macht auf!“ Er stieß mit dem Kopfe so stark an die Decke des Grabes, daß er sie bewegte und fing nach einigen Versuchen an sie hinwegzuschaffen, als die Mönche eben aus der Mette gingen und die Stimme des bereits aus dem Grabe hervorkommenden Ferondo erkannten. Aber alle liefen davon zum Abt, durch diesen sonderbaren Zufall erschreckt.

„Fürchtet euch nicht, meine Söhne“, sagte dieser; als ob er aus dem Gebet aufstände, nehmet Kreuz und Weihwasser und folgt mir nach, wir wollen sehen, was die göttliche Allmacht beschlossen hat. Dies geschah.

Ferondo, der so lange kein Tageslicht gesehen hatte, kam ganz bleich aus dem Grabe, lief dem Abt entgegen und warf sich ihm zu Füßen. „Mein Pater“, sprach er, „euer, des heiligen Benedict und meiner Frau Gebet haben mich einer Offenbarung zu Folge von der Strafe des Fegefeuers erlöst und wieder zum Leben gebracht; Gott laß es euch jetzt und jederzeit wohl dafür gehen!“

„Gelobet sei die Macht Gottes, welche dich wiedererweckt hat“, entgegnete der Abt; „geh, mein Sohn, tröste deine Frau, die seit deinem Tode dich unaufhörlich beweint, und sei von nun an ein Freund und Diener Gottes.“

„Auch dies, mein Herr, ist mir schon gesagt worden“, erwiderte Ferondo; „dafür laßt mich sorgen! sobald ich sie finde, will ich sie umarmen, so lieb habe ich sie.“

Der Abt bezeigte über diese Begebenheit seinen Mönchen viel Verwunderung; ließ andachtsvoll die Miserere singen und Ferondo kehrte nach seinem Dorfe zurück, wo jedermann, der ihn sah, wie vor einer fürchterlichen Erscheinung floh, ungeachtet alles Zurufens und Betheuerung seiner Auferstehung. Selbst seine Frau fürchtete sich vor ihm. Nachdem aber die Leute sich wieder gefaßt und von seinem Leben überzeugt hatten, fragten sie ihn um verschiedene Dinge und er, der klug

zurückgekehrt zu sein schien, antwortete auf alles und erzählte ihnen von den Seelen ihrer Anverwandten mancherlei Neuigkeiten, erdichtete von sich und seinen Begebenheiten im Fegefeuer die schönsten Fabeln und entdeckte in voller Versammlung des Volkes die aus dem Munde des Engel Gabriel von seiner Auferweckung gehörte Offenbarung.

Daräuf ging er mit seiner Frau nach Hause und trat wieder in den Besitz seiner Güter. Sie ward, seiner Meinung nach, von ihm schwanger und gebar zum Glück in gehöriger Zeit — denn einige Thoren verlangen pünktliche neun Monate Schwangerschaft ihrer Weiber — einen Knaben, den sie Benedict nannten.

Der Ruf der Heiligkeit des Abtes ward durch die Rückkehr des Ferondo und seine Reden unendlich vermehrt und dieser war durch die empfangenen Streiche von seiner Eifersucht völlig befreit, dem Versprechen des Abtes gemäß. Freudig lebte daher die Frau, wie zuvor, sehr ehrbar mit ihm: doch besuchte sie, wenn sie eine schickliche Gelegenheit fand, mit Vergnügen den heiligen Abt, der ihr in ihrer größten Noth so treulich beigestanden hatte.

Neunte Erzählung.

Giletta und der Graf von Roussillon.

In Frankreich lebte ein gewisser Isnard Graf von Roussillon, der seiner Kränklichkeit wegen stets einen Arzt, Namens Gerhard von Narbonne, um sich hatte. Seinen einzigen, schönen und artigen Sohn, Bertram, ließ er mit andern Kindern seines Alters auferziehen, worunter auch eine Tochter gedachten Arztes sich befand, Giletta, die gegen den Jüngling von einer so unbeschreiblichen ihr Alter weit übersteigenden Liebe entflammt war, daß sie dann ganz trostlos ward, als er nach seines Vaters Tode, welcher ihn in die Hände des Königs empfohlen hatte, sich nach Paris begeben mußte.

In kurzem starb auch ihr Vater und sie wäre, um Bertram

zu sehen, gern nach Paris gereist, hätte sie nur eine schickliche Gelegenheit dazu gehabt; aber als die einzige Erbin eines ansehnlichen Vermögens ward sie zu sehr beobachtet und wußte daher keinen schicklichen Vorwand; doch schlug sie, ihres mannbaren Alters ungeachtet alle diejenigen Heirathen ohne Ursache anzugeben aus, welche ihre Anverwandten ihr antrugen, weil sie Bertram nie vergessen konnte.

In ihrer heftigsten Leidenschaft gegen Bertram, der dem Rufe nach einer der schönsten jungen Männer geworden war, hörte sie die Nachricht, daß der König von Frankreich von einer übelgeheilten Geschwulst auf der Brust eine Fistel behalten habe, die ihm die größten Beschwerlichkeiten und Schmerzen verursachte und die noch von keinem Arzte trotz vieler Versuche geheilt, wohl aber von allen verschlimmert worden, daß der König verzweiflungsvoll keinen weitern Rath oder Hülfe annehmen wolle.

Das Mädchen, äußerst froh, hielt dies für die beste Gelegenheit nicht nur nach Paris zu kommen, sondern hoffte auch Bertram zum Gemahl zu erhalten, wenn es die Krankheit wäre, die sie glaubte. Sie bereitete also nach den von ihrem Vater erlernten Kenntnissen ein Pulver aus verschiedenen zu der vermeinten Krankheit dienlichen Kräutern und ging nach der Residenz. Ihre erste Beschäftigung war Bertram zu sehn und als sie vor den König kam, bat sie um die Gnade, ihr seinen Schaden zu zeigen.

Der König konnte es diesem schönen, jungen und reizenden Mädchen nicht abschlagen, sondern zeigte ihr denselben. „Monarch", sprach sie, nachdem sie ihn untersucht und Hoffnung zur Heilung geschöpft hatte, „mit Gottes Hülfe glaube ich euch ohne Schmerzen und Beschwerlichkeiten in acht Tagen wieder herzustellen." Der König lachte bei sich über diese Worte. „Sollte ein so junges Mädchen", dachte er, „das verstehen, was die größten Aerzte nicht vermocht noch verstanden haben!" Er dankte ihr daher für ihren guten Willen mit der Versicherung, daß er entschlossen sei, keinen Rath eines Arztes weiter anzunehmen.

„Monarch", erwiderte das Mädchen, „ihr verachtet meine Kunst, weil ich jung und ein Mädchen bin; aber glaubt nur, daß ich kein Arzt durch meine eigenen Kenntnisse, sondern durch göttlichen Beistand und durch die Anleitung Magister Gerhards

von Narbonne, meines Vaters, eines in seinem Leben berühmten Mannes bin."

„Und warum sollte ich, wenn sie mir vielleicht von Gott zugesandt worden, ihre Kunst nicht versuchen? zumal da sie mich ohne Schmerzen und in so wenig Tagen zu heilen verspricht?" dachte der König bei sich selbst und entschloß sich, es zu thun. „Meine Tochter", sprach er, „wenn ihr uns zu Aenderung unseres Vorsatzes brächtet, uns aber gleichwohl nicht heiltet, was sollen wir alsdann mit euch machen?"

„Schließt mich ein, Monarch!" entgegnete sie, „und wenn ihr in acht Tagen nicht genest, so laßt mich verbrennen; aber welcher Lohn wird mir, wenn ich euch heile?"

„Ihr scheint mir noch unverheirathet zu sein", war die Antwort des Königs; „wenn es euch gelingt, so wollen wir euch einen braven und angesehenen Mann geben."

„Daß ihr mich verheirathet, Monarch, bin ich zufrieden; aber nur an denjenigen, den ich von euch verlangen werde, blos mit Ausnahme eurer Söhne und derer von der königlichen Familie."

Dies versprach ihr der König sogleich; das Mädchen fing ihre Kur an, verschaffte ihm noch vor der Zeit seine Gesundheit und er gestand ihr, als er sich geheilt sah, das Recht zu, sich einen Mann verdient zu haben.

„So habe ich", erwiderte sie, Bertram von Roussillon verdient, den ich von meiner Kindheit an bis jetzt auf das heftigste liebte."

Ungeachtet es dem König bedenklich schien, ihn ihr zu geben, so wollte er doch sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen, ließ ihn daher holen und sagte: „Bertram, ihr seid erwachsen und ausgebildet, wir wollen euch nunmehr die Verwaltung eurer Güter übertragen und euch das zu eurer Gemahlin bestimmte Mädchen mitgeben."

„Und wer ist das Mädchen, Monarch?" fragte Bertram.

„Diejenige", antwortete der König, „welche durch ihre Arznei unsere Gesundheit wieder hergestellt hat."

Bertram hatte sie zwar gesehen und kannte ihre Schönheit; weil er aber wußte, das sie von keiner seinem Adel angemessenen Familie sei, antwortete er ganz unwillig: „Eine Aerztin wollt ihr, mein Beherrscher, mir zur Gattin geben? Gott bewahre mich jederzeit vor einer solchen Frau!"

„Ihr verlangt also", erwiderte der König, „daß wir unser Wort brechen sollen, das wir unserer Gesundheit wegen dem Mädchen gaben, und die zur Belohnung euch zum Gemahl begehrte?"

„Monarch, ihr könnt mir mein ganzes Vermögen nehmen, mich selbst, als euern Unterthanen, an wen ihr wollt verschenken; aber ich versichere euch, das ich in einer solchen Ehe nie zufrieden leben werde!"

„Ihr werdet es!" entgegnete der König. „Bei der Schönheit, dem Verstande und der Liebe des Mädchens zu euch, versprechen wir uns ein weit vergnügteres Leben mit ihr, als vielleicht mit einer Gattin von höherer Geburt."

Bertram schwieg. Der König ließ alle Anstalten zur Hochzeitsfeier machen und Bertram vermählte sich an dem hierzu bestimmten Tage, obgleich ungern, im Beisein des Königs, mit dem Mädchen, die ihn mehr als sich selbst liebte. Hierauf verlangte er, nach dem bereits entworfenen Plan, Urlaub vom König, um auf seine Güter zu reisen und die Ehe daselbst zu vollziehen; er setzte sich zu Pferde, ging anstatt auf seine Güter nach Toskana und suchte sich bei den Florentinern, welche damals mit den Sinesern kriegten, beliebt zu machen, welche ihn mit Freuden aufnahmen, mit Ehren zum Anführer einer Anzahl Volks machten und ihm einen ansehnlichen Sold aussetzten, so daß er lange in ihren Diensten blieb.

Die neue Braut war damit nicht sehr zufrieden, doch hoffte sie durch ihre Gefälligkeit, ihn zur Rückkehr auf seine Güter zu bewegen, ging nach Roussillon und ward von jedermann als Beherrscherin empfangen. Des Grafen lange Abwesenheit hatte alles in größte Verwüstung und Unordnung gebracht; aber als eine kluge Dame setzte sie es mit vielem Eifer und Sorgfalt wieder in Stand und erwarb sich die Zufriedenheit der Unterthanen, die sie ungemein schätzten und liebten, auch den Unwillen des Grafen gegen sie für sehr unrecht hielten.

Nachdem sie das Land wieder in blühenden Zustand gesetzt hatte, ließ sie es dem Grafen durch zwei Kavaliers melden und ihn bitten, ihr es wissen zu lassen, wenn sie Schuld an der Entfernung von seinen Gütern wäre, so wolle sie ihm zu Gefallen dieselben verlassen.

„Sie mag thun, was sie will!" antwortete er hartnäckig

„wenn sie diesen Ring am Finger und ein Kind von mir auf dem Arme tragen wird, alsdann will ich sie für meine Frau anerkennen.“ Aber er hielt den Ring so werth, daß er ihn nie vom Finger legte, einer besonderen vorgeblichen Kraft wegen. Die Abgesandten fanden diese harten Bedingungen auf zwei beinahe unmögliche Dinge gesetzt, kehrten, da ihr Zureden ihn nicht abzubringen vermochte, zurück zur Dame und erzählten ihr seine Antwort.

Aeußerst betrübt beschloß sie nach reifer Ueberlegung zu versuchen, ob diese Bedingungen zur Wiedererlangung ihres Gemahls nicht zu erfüllen wären, und versammelte nach entworfenem Plane einen Theil ihrer größten und angesehensten Vasallen, erzählte ihnen in rührenden Ausdrücken ihre bisherigen Unternehmungen aus Liebe zum Grafen und zeigte ihnen die Folgen davon; ihre Absicht sei nicht, ihn durch ihren Aufenthalt beständig von hier zu verbannen, sondern sie wolle den Rest ihrer Tage auf Reisen und in gottesfürchtigen Handlungen zum Heil ihrer Seele beschließen; sie bitte daher, die Aufsicht und Verwaltung der Güter zu übernehmen und dem Grafen die Erledigung des herrschaftlichen Sitzes und ihre erfolgte Entfernung zu melden.

Mit Thränen hörten sie diese ihre Rede an und baten sie inständig, wenn auch vergeblich, um die Aenderung ihres Entschlusses und um ihr Dableiben. Sie machte sich nach ihrer Beurlaubung in Begleitung eines Vetters und eines Kammermädchens in Pilgerkleidung, wohlversehen mit Gelde und kostbaren Juwelen, jedermann unbekannt wohin, auf den Weg und ging ohne zu rasten gerade nach Florenz, wo sie durch Zufall bei ihrer Ankunft in ein kleines einer Wittwe gehöriges Wirthshaus einkehrte, und gab sich, brennend vor Verlangen etwas von ihrem Gemahl zu hören für eine arme Pilgerin aus.

Des andern Tages sah sie Bertram mit seinem Gefolge vor dem Wirthshause vorbeireiten und fragte die Wirthin, wer er wäre, ungeachtet sie ihn sehr gut kannte.

„Es ist ein fremder Kavalier“, antwortete diese, „welcher sich Graf Bertram nennt, ein gefälliger, artiger und in der Stadt sehr beliebter Mann. Er ist in unsere Nachbarin, ein armes aber ehrliches Fräulein, die blos ihrer Armuth wegen noch nicht verheirathet ist, sterblich verliebt, und diese würde ohne ihre nicht weniger tugendhafte und gute Mutter, bei der

sie sich aufhält, vielleicht dennoch die Wünsche und die Leidenschaft des Grafen befriedigt haben."

Aufmerksam hörte die Gräfin dies an, erkundigte sich genau nach den Umständen, behielt sie im Gedächtniß, nahm sogleich ihre Maßregeln und ging, als sie das Haus und den Namen der Dame und ihrer Tochter, der Geliebten des Grafen, wußte, eines Tages in Pilgerkleidung zu ihnen. Sie fand beide in ziemlicher Armuth, bezeigte nach einer Begrüßung der Mutter ihren Wunsch, sie allein zu sprechen und ward von ihr bereitwillig in ein besonderes Zimmer geführt.

„Das Glück scheint eure Feindin sowie die meinige zu sein", hob die Gräfin an, nachdem sie sich niedergelassen hatte; „aber ihr könnt, wenn ihr wollt, wahrscheinlich euch und mir helfen. — Ich bedarf eures Vertrauens", fuhr sie fort, als die Dame des Verlangen äußerte, ihr auf eine anständige Art zu dienen; „wenn ihr mich aber hintergeht, indem ich mich auf euch verlasse, sind meine und eure Aussichten verloren."

„Entdeckt mir getrost", entgegnete die Dame, „was ihr begehrt, und fürchtet nicht von mir hintergangen zu werden."

Darauf erzählte ihr die Gräfin ihre Geschichte von Anfang bis auf den heutigen Tag, so daß die Dame, welche zum Theil schon davon gehört hatte und ihren Worten glaubte, von Mitleid gegen sie erfüllt ward. „Ihr werdet auch", fuhr die Gräfin fort, „von meinem Kummer und von den beiden Stücken gehört haben, welche ich zur Wiedererlangung meines Mannes besitzen muß. Ich finde niemanden als euch im Stande mir dazu zu verhelfen, wenn das Gerücht wahr ist, daß der Graf, mein Gemahl, eure Tochter aufs heftigste liebt."

„Ich weiß nicht, Madame", erwiderte diese, „ob der Graf meine Tochter liebt, doch scheint es so. Was kann ich aber deshalb zu euren Wünschen beitragen?"

„Das will ich euch gleich sagen, Madame", antwortete die Gräfin; „aber erst muß ich euch die Vortheile zeigen, die ihr für euern Dienst zu erwarten habt. Eure Tochter ist schön und mannbar, wie ich sehe, und dem Vernehmen und Anschein nach blos aus Mangel an Ausstattung noch unverheirathet. Zur Belohnung eurer Bemühungen sollt ihr dasjenige Heirathsgut sogleich von mir erhalten, das ihr selbst zu einer ehrbaren Ausstattung für sie hinlänglich erachtet."

Zwar gefiel der Dame bei ihrer Dürftigkeit dieser Antrag

doch antwortete sie edelmüthig: „Sagt mir, Madame, was ich für euch thun kann, und wenn es anständig ist, soll es sogleich geschehen. Das Uebrige stelle ich euch selbst anheim.“

„Es ist nöthig“, antwortete sie, „daß ihr durch eine zuverlässige Person dem Grafen, meinem Gemahle, sagen laßt, eure Tochter sei bereit seine Wünsche zu befriedigen, wenn sie von seiner vorgeblichen Liebe versichert sein könnte. Dies würde sie aber nicht glauben, wenn er ihr nicht seinen der Sage nach so geschätzten Ring vom Finger schenkte. — Schickt er ihn euch, so gebt ihr ihn mir, laßt ihm die Einwilligung eurer Tochter sein Verlangen zu erfüllen melden und legt mich, wenn er kommt, statt eurer Tochter heimlich an seine Seite. Vielleicht verleiht mir Gott die Gnade, schwanger zu werden. Habe ich dann seinen Ring am Finger und ein Kind von ihm auf dem Arme, so werde ich ihn wieder erlangen, werde mit ihm leben, wie eine Frau mit ihrem Gatten und dies euch zu verdanken haben.“

Schien es der Dame aus Besorgniß für die Ehre ihrer Tochter gleich bedenklich, so hielt sie es doch auch für löblich, der guten Gräfin wieder zu ihrem Gemahl zu verhelfen; sie versprach es ihr daher nicht nur im Vertrauen auf ihre gute und ehrbare, die Erreichung eines erlaubten Endzwecks befördernde Absicht, sondern sie bekam auch in wenig Tagen den Ring durch behutsame Vermittelung in ihre Hände, ungeachtet die Trennung von ihm dem Grafen schwer angekommen war, und legte die Gräfin, statt ihrer Tochter, auf die feinste Art zu ihm.

Aus dieser ersten von dem Grafen so sehnlichst gewünschten Umarmung ward die Gräfin nach dem Willen Gottes, wie die Niederkunft in der Folge bewies, von zwei Knaben schwanger. Und nicht blos diesmal, sondern noch öfter befriedigte die Dame die Gräfin im Geheimen, daß niemand je etwas davon erfuhr und der Graf stets glaubte, nicht bei seiner Gemahlin, sondern bei seiner Geliebten geschlafen zu haben. Des Morgens, wenn er sich verabschiedete, schenkte er ihr jederzeit die schönsten und kostbarsten Juwelen, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte.

Als sie ihre Schwangerschaft merkte, wollte sie die Dame mit dieser Mühe nicht mehr beschweren. „Madame“, sagte sie zu ihr, „durch Gottes und eure Hülfe habe ich meine Wünsche erreicht; nun ist es Zeit, euch wieder einen Dienst zu er-

weisen und alsdann meine Rückkehr anzutreten.“ Die Dame erwiderte, daß sie es zwar zufrieden sei, wenn sie ihr eine Gefälligkeit erzeigen wolle, daß jedoch ihre Handlungen nicht aus der Hoffnung auf Geschenke, sondern aus Ueberzeugung einer guten That entsprossen wären.“

„Gut“, antwortete die Gräfin, „so will ich euch, was ihr von mir verlangt, nicht als Belohnung, sondern als ein Geschenk geben, wozu ich mich verbunden achte.“

Die Dame forderte daher aus Noth mit der größten Scham hundert Lire zur Verheirathung ihrer Tochter; aber die Gäfin gab ihr, in Rücksicht ihrer Schamhaftigkeit und ihrer bescheidenen Forderung, fünfhundert und vielleicht noch einmal so viel an kostbaren Juwelen, wofür ihr die Dame, äußerst zufrieden, den möglichsten Dank abstattete. Nunmehr kehrte die Gräfin zurück ins Wirthshaus und die Dame ging, um Bertram alle Gelegenheit zu weiteren Abschickungen und Besuchen zu benehmen, mit ihrer Tochter heim zu ihren Verwandten; Bertram aber begab sich in kurzem nach Hause, auf Verlangen seiner Vasallen und auf die Nachricht von der Entfernung der Gräfin.

Die Gräfin freute sich ungemein, als sie seine Abreise von Florenz auf seine Güter erfuhr, blieb bis zu ihrer Niederkunft daselbst, gebar zwei ihrem Gatten vollkommen ähnliche Knaben, ließ sie sorgfältig erziehen und ging, als es ihr Zeit schien, von jedermann unerkannt nach Montpellier, wo sie einige Tage ausruhte und Nachrichten von dem Grafen und seinem Aufenthalte zu erlangen suchte. Sie erfuhr, daß er am Allerheiligentage ein großes Fest den Kavalieren und Damen in Roussillon geben wolle, und reiste in Pilgerkleidern dahin, wie sie fortgegangen war.

Als sie hörte, daß die Gesellschaft im Palast des Grafen versammelt und im Begriff sei, sich zur Tafel zu setzen, ging sie mit ihren beiden Kindern auf dem Arm in den Saal, ohne ihre Kleider zu verändern, drang durch die Menge hindurch zum Grafen und warf sich ihm zu Füßen: „Ich bin“, sprach sie, „deine unglückliche Gemahlin, die deiner Rückkehr und der Wiedererlangung deiner Güter wegen so lange herumgeirrt ist. Ich beschwöre dich bei Gott, mir das Versprechen zu halten, welches du mir unter zwei Bedingungen, durch die beiden an dich abgeschickten Kavaliere gegeben hast. Sieh auf meinen

Armen nicht einen, sondern zwei Söhne! sieh hier deinen Ring! nun ist es Zeit, mich deinem Versprechen gemäß als deine Gemahlin zu behandeln."

Ganz betäubt erkannte der Graf den Ring und die beiden ihm so ähnlichen Kinder. „Aber wie ist dies möglich?" fragte er, und die Gräfin erzählte ihm zu seiner und der ganzen Gesellschaft größter Verwunderung ausführlich den ganzen Verlauf der Sache.

Die Wahrheit ihrer Erzählung, ihre Beharrlichkeit, ihr Verstand und die zwei schönen Kinder bewogen den Grafen, theils sein Versprechen zu halten, theils seinen Unterthanen und den Damen zu willfahren, die ihn alle baten, sie als seine rechtmäßige Gattin anzunehmen und zu behandeln. Er ließ die Gräfin aufstehen, umarmte, küßte, erkannte sie für seine gesetzmäßige Gemahlin, ihre Kinder für die seinigen, befahl sie standesgemäß zu kleiden und beging zum größten Vergnügen der Anwesenden und aller, die es hörten, nicht nur den heutigen, sondern noch mehrere Tage mit der größten Feierlichkeit, ehrte sie von diesem Augenblicke an stets als seine Gattin und bewies ihr alle Liebe und Achtung.

Zehnte Erzählung.

Alibech in der Thebaïde.

In Kapsa, einer Stadt in der Berberei, hatte ehedem ein sehr reicher Mann unter andern Kindern eine schöne und artige Tochter, Namens Alibech. Sie war zwar keine Christin, hörte aber von vielen christlichen Einwohnern der Stadt den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr rühmen, so daß sie einst jemanden fragte: auf welche Art man denn mit den geringsten Hindernissen Gott dienen könnte? und zur Antwort erhielt, daß die Flucht vor den weltlichen Dingen gleich denen, welche in den Einöden der Thebaïschen Wüste lebten, der beste Gottesdienst sei.

Den andern Morgen machte sich das einfältige Mädchen

welches ungefähr vierzehn Jahr alt war, nicht aus wahrer Ueberzeugung, sondern aus kindischer Lust auf den Weg und ging, ohne jemanden etwas zu sagen, ganz allein heimlich nach der Thebaïschen Wüste zu, wo sie auch mit vieler Mühe durch anhaltenden Eifer in einigen Tagen anlangte. Als sie zu einer Hütte kam, die sie von weitem entdeckt hatte, fand sie einen frommen Mann an der Thüre, welcher verwundert über ihren Anblick fragte, was sie suche? und dem sie antwortete, daß sie Gott zu dienen aus göttlichem Antriebe hierher gekommen sei und jemanden suche, der sie darin unterrichte.

Der ehrliche Mann besorgte beim Anblick ihrer Jugend und Schönheit die Verführung des Teufels, wenn er sie da behielte, lobte ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kräuter, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken und sagte dann: „Nicht weit von hier, meine Tochter, ist ein frommer Mann, ein größrer Meister als ich in dem, was du verlangst; zu diesem mußt du gehen." Hierauf brachte er sie auf den Weg. Aber sie erhielt bei ihrer Ankunft die nämliche Antwort von ihm, ging daher weiter, kam endlich zur Zelle eines jungen, sonst rechtschaffenen Einsiedlers, Namens Rustico, und that die nämliche Frage, welche sie an die vorigen gethan hatte. Dieser schickte sie nicht weiter fort, weil er seiner Standhaftigkeit eine starke Probe auflegen wollte, wie die andern: sondern behielt sie in seiner Hütte und machte ihr bei Einbruch der Nacht in einem Winkel ein Lager von Palmenblättern zurecht.

Kurz darauf fingen die Versuchungen an, seine Stärke zum Streit aufzufordern. Da er dieselbe nicht fest genug fand, machte er nach einigen Stürmen rechtsum und gab sich überwunden; er ließ die heiligen Gedanken, Beten und Fasten beiseite liegen und dachte über die Jugend und Schönheit des Mädchens und über die Mittel und Wege nach, die er einschlagen müßte, um nicht in Argwohn zu gerathen, als verlange er von ihr aus Wollust, was er wünschte.

Durch einige Fragen entdeckte er ihre Unschuld in Ansehung der Männer und ihre dem Ansehen völlig entsprechende Einfalt; er glaubte daher sie unter dem Scheine der Religion zu seinem Willen bringen zu müssen und zeigte ihr weitläufig, welch ein Feind Gottes der Teufel sei. Er gab ihr darnach zu er-

kennen, daß der angenehmste Gottesdienst darin bestehe, den Teufel zur Hölle zu bringen, dem Orte seiner Verdammniß.

Auf die Frage des Mädchens, wie dies geschehe, antwortete Rustico: „Das sollst du gleich erfahren; thue, was du von mir sehen wirst.“ Darauf fing er an, seine wenigen Kleider auszuziehen und kniete ganz nackend mit ihr, die ein gleiches that, einander gegenüber nieder, als wollten sie beten.

Diese Stellung entflammte die Begierden des Rustico mehr denn jemals, und der Anblick ihrer Schönheit machte das Herz ihm pochen.

Verwunderungsvoll fragte Alibech, als sie dies sah: „Was ragt denn, Rustico, bei dir so hervor, das ich nicht habe?“

„Ach! meine Tochter“, antwortete Rustico, „das ist der Teufel, von dem ich dir gesagt habe; siehst du, was für Noth er mir macht, daß ich es kaum auszuhalten vermag.“

„Dem Himmel sei Dank!“ entgegnete das Mädchen, „so bin ich, wie ich sehe, besser als du daran, weil ich diesen Teufel nicht habe.“

„Allerdings“, erwiderte Rustico, „aber du hast an der Stelle etwas, was ich nicht habe.“

„Uud was denn?“ fragte Alibech.

„Du hast die Hölle. Der Himmel hat dich, glaube ich, zum Heil meiner Seele hierher geschickt und du wirst, wenn du mit der Noth Mitleid trägst, welche der Teufel mir macht, und zugiebst, daß ich ihn in die Hölle schicke, mir eine große Beruhigung verschaffen und, wenn du anders aus frommen Absichten hergekommen bist, deines Zweckes nicht verfehlen, Gott einen großen und gefälligen Dienst zu erweisen.“

„Ach, mein Vater“, antwortete gutherzig das Mädchen, „wenn ich die Hölle habe, so schickt den Teufel dahin, wenn ihr wollt.“

„Dank dir, meine Tochter!“ erwiderte Rustico, „wir wollen ihn also hinschicken, damit er mich nachher in Ruhe lasse.“

Mit diesen Worten führte er sie auf eines ihrer Lager und lehrte ihr die zu Einkerkerung dieses Verstoßenen nöthige Stellung.

„Wahrhaftig, mein Vater!“ sagte das Mädchen, welches das erste mal einige Schmerzen empfand, weil sie noch keinen Teufel in der Hölle gehabt hatte, „der Teufel muß ein

gar häßliches Thier sein, da er sogar der Hölle Schmerzen verursacht."

„Dies wird nicht immer geschehen, meine Tochter!" entgegnete Rustico und schickte deshalb den Teufel, ohne vom Lager aufzustehen, noch sechsmal in die Hölle, so daß er das letztemal seinen Hochmuth ablegte und ganz ruhig blieb.

So oft er hernach wieder rege ward, nahm ihn das Mädchen stets willig auf. Das Spiel fing ihr endlich an zu gefallen. „Ich sehe wohl", sagte sie zu Rustico, „daß die Leute in Kapsa Recht haben, wenn sie zu Einsiedlern wallfahrten und wenn sie euren Umgang für eine so süße Sache ausgeben; ich entsinne mich wahrhaftig nicht einer angenehmeren und vergnügteren Arbeit, als den Teufel in die Hölle zu schicken, und ich halte alle für Thoren, welche auf etwas anders als darauf sich legen." „Laß uns den Teufel in die Hölle jagen", sprach sie daher oft zu ihm, „ich bin nie gewohnt gewesen, müssig zu gehen."

„Ich weiß nur nicht, Rustico", sagte sie einst bei diesen Beschäftigungen, „warum der Teufel aus der Hölle flieht; denn wenn er so gern darinnen wäre, als diese ihn aufnimmt und behält, so würde er nie herauskommen. Aber durch die öfteren Einladungen des Mädchens fiel Rustico so vom Leibe, daß er sogar Kälte empfand, wenn andere über Hitze klagten. Er sagte daher dem Mädchen, daß man den Teufel nur alsdann bezähmen müßte, wenn er aus Hochmuth das Haupt erhebe. Wir haben ihn aber nun so gedemüthigt, daß er um Ruhe bittet."

Dadurch brachte er das Mädchen zwar eine Zeit lang zum Schweigen; als sie aber sah, daß Rustico sie nicht verlangte, den Teufel in die Hölle zu jagen, sagte sie einst: „Rustico, wenn gleich der Teufel gebändigt ist, so läßt die Hölle mir doch keine Ruhe; es ist daher billig, mit dem Teufel die Wuth der Hölle zu dämpfen, so wie ich mit der Hölle den Hochmuth des Teufels zu demüthigen gesucht habe."

Rustico, welcher von Wurzeln, Kräutern und Wasser lebte, konnte diese Forderungen schlecht befriedigen und sagte ihr, daß gar viele Teufel nöthig wären, um nur eine Hölle zu verstopfen, daß er aber sein möglichstes thun wolle. Es geschah auch, aber so sparsam, daß es nicht anders war, als hätte man einem Löwen eine Bohne in den Rachen geworfen,

womit das Mädchen sehr unzufrieden war, die weniger als sie wünschte dem Himmel in ihrer Einfalt zu dienen glaubte.

Während des Streites zwischen dem Teufel des Rustico und der Hölle der Alibech wegen des vielen Verlangens und der zu wenigen Befriedigung brach unvermuthet ein Feuer in Kapsa aus, wobei ihr Vater mit allen seinen Kindern und Hausgenossen im eigenen Hause verbrannte und Alibech als die einzige Erbin seines Vermögens zurückließ.

Ein junger Mann, Namens Neherbale, der mit Liebeshändeln sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, erfuhr, daß sie noch am Leben sei; er machte sich daher auf, sie zu suchen, und fand sie, ehe die Gerichtsobrigkeit die Hinterlassenschaft als erblos in Besitz nahm. Er führte sie wider ihren Willen nach Kapsa, heirathete sie und erbte mit ihr ein ansehnliches Vermögen.

Als die Damen fragten, noch ehe Neherbale bei ihr geschlafen hatte: „Auf welche Weise man in der Wüste fromm wäre?“ antwortete sie: „Daß es geschähe, indem man den Teufel in die Hölle jage, und daß Neherbale eine große Sünde begangen habe, sie aus diesem Dienste zu reißen.“ Auf weiteres Befragen: wie man den Teufel in die Hölle brächte? machte sie es ihnen sowohl mit Worten als Zeichen bemerklich, worüber sie bis auf diese Stunde noch lachen. „Meine Tochter“, sagten sie, „laß es dir nicht leid sein! dies geschieht auch hier, und deshalb braucht man nicht erst in die Wüsten zu gehen. Neherbale wird das so gut kennen, als dein Einsiedler.“

Dies erzählte in der Stadt eines dem andern, so daß es zum gemeinen Sprüchwort ward: „Der gefälligste Dienst sei, den Teufel in die Hölle zu schicken!“

Vierter Tag.

Erste Erzählung.

Gismonda und Guiscardo.

Tankred, Fürst von Salerno, wäre ein leutseliger gütiger Herr, hätte er seine Hände nicht mit dem Blute zweier Liebenden befleckt. Er hatte eine einzige Tochter; aber glücklich wäre er gewesen, auch diese nicht zu haben. Aus Liebe zu ihr, welche der zärtlichsten glich, die je ein Vater seiner Tochter bewies, verheirathete er sie ihrer mehr als mannbaren Jahre ungeachtet nicht, weil er sie nicht von sich lassen wollte; doch gab er sie endlich einem Prinzen des Herzogs von Kapua, von welchem sie nach kurzer Zeit als Wittwe wieder zu ihrem Vater kehrte.

Sie gab an Wuchs und Bildung der Schönsten nichts nach, war jung, belebt, klüger als man es von einer Frau verlangen konnte und lebte mit ihrem zärtlichen Vater ihrem Stande gemäß im größten Ueberfluß und Bequemlichkeit. Da sie ihn aus zu großer Liebe gegen sie um eine anderweite Heirath wenig bekümmert fand, es ihr aber unanständig schien, sie zu fordern: war sie im Geheimen wo möglich auf die Erlangung eines braven Liebhabers bedacht. Unter der Menge hoher und niederer Standespersonen, welche der Gewohnheit nach den Hof ihres Vaters besuchten und deren Sitten und Betragen sie ihre Aufmerksamkeit würdigte: gefiel ihr vorzüglich ein junger Page, Namens Guiscardo, ein Mensch von niedriger Abkunft, aber durch Verdienst und Artigkeit über viele höheren Standes erhaben, und sie verliebte sich sterblich in ihn. Je öfter sie ihn sah, desto mehr gefiel ihr sein edles Betragen.

Auch auf das Herz dies unerfahrenen Jünglings machte sie beim ersten Anblick einen solchen Eindruck, daß er über dem Gegenstand seiner Liebe alles andere vergaß. Bei dieser

gegenseitigen heimlichen Neigung wünschte die Prinzessin nichts mehr, als eine Zusammenkunft mit ihm. Da sie aber ihre Liebe niemanden anvertrauen wollte, ersann sie eine List, ihm die Gelegenheit zu zeigen.

Sie meldete ihm in einem Briefe, wie er den folgenden Tag zu ihr kommen könnte, steckte ihn in ein Stück Rohr und gab es dem Guiscardo. „Mache“, sprach sie scherzend, „diesen Abend ein Feuerrohr für deine Wärterin zum Anblasen daraus.“ Guiscardo eilte nach Hause, überzeugt, daß sie solches ihm nicht umsonst gegeben habe, fand nach genauer Betrachtung einen Spalt und in ihm den Brief. Niemand war froher über diese Nachricht als er, und er machte sofort zu dem vorgeschriebenen Besuche alle Anstalten.

An der Seite des fürstlichen Palastes war in einem Berge vor undenklichen Jahren eine Grotte, worein das Licht durch eine kleine mit Gewalt in den Felsen gehauene Oeffnung fiel, welche aber durch die darüber gewachsenen Dornen und Sträucher ganz wieder bedeckt war, weil man die Grotte völlig hatte eingehen lassen. Zu dieser Grotte führte aus einem von der Prinzessin bewohnten Zimmer im Unterstocke des Palastes eine heimliche Treppe, verschlossen jedoch durch eine feste Thür. Ein sehr lange unterlassener Gebrauch hatte diese Treppe so in Vergessenheit gebracht, daß sich fast niemand mehr daran erinnerte; aber die Liebe, deren Augen nichts verborgen und unerforschbar bleibt, rief sie der verliebten Dame in das Gedächtniß. Um niemand etwas merken zu lassen, gab sie sich etliche Tage alle Mühe, die Thür zu öffnen und ertheilte, nachdem es ihr geglückt und sie die Oeffnung entdeckt hatte, dem Guiscardo davon Nachricht, um durch dieselbe zu ihr zu kommen, indem sie ihm die Tiefe bis auf den Boden anzeigte.

Guiscardo ließ sogleich einen Strick mit verschiedenen Knoten und Schlingen fertigen, um sich an ihm hinunter zu lassen, nahm einen Anzug von Leder, der ihn gegen die Dornen schützte, ging von jedermann unbemerkt die folgende Nacht zu der Oeffnung, befestigte eine von den Schlingen wohl an einen im Eingange gewachsenen Ast, ließ sich damit in die Grotte und erwartete die Prinzessin.

Diese stellte sich den andern Tag, als ob sie schlafen wollte, schickte ihre Dienerinnen fort, verschloß sich allein in

ihrem Zimmer, öffnete die Thüre und stieg in die Grotte, wo sie zu unaussprechlicher Freude den Guiscardo fand. Darauf gingen sie mit einander ins Zimmer und brachten einen großen Theil des Tages mit dem größten Vergnügen hin. Nach vorsichtiger der Verheimlichung ihrer Liebe wegen genommener Abrede kehrte Guiscardo in die Grotte und die Prinzessin wieder zu ihren Frauen zurück, nachdem sie die Thüre verschlossen hatte. In der folgenden Nacht stieg Guiscardo an dem Seile wieder zur Oeffnung hinaus und begab sich nach Hause, betrat aber diesen Weg noch mehr als einmal in der Folge.

Jedoch das Schicksal, neidisch über die Dauer und Größe dieses Vergnügens, wandelte durch einen unglücklichen Zufall die Freude beider Liebenden in Trauer. Tankred pflegte zuweilen ganz allein seine Tochter auf ihrem Zimmer zu besuchen und nach einigen Gesprächen sie wieder zu verlassen. Einst kam er unbemerkt, als Gismonda — so hieß die Prinzessin — mit allen ihren Frauen im Garten spazieren gegangen war: er wollte sie in ihrem Vergnügen nicht stören; da er aber die Fenster des Zimmers verschlossen und die Vorhänge des Bettes heruntergelassen fand, setzte er sich am Fuße desselben in einem Winkel auf ein Sitzpolster, legte den Kopf auf das Bette und zog die Vorhänge über sich zusammen, als wollte er sich mit Fleiß verstecken und schlief ein.

Mittlerweile verließ Gismonda, welche zum Unglück den Tag Guiscardo zu sich bestellt hatte, ihre Frauen im Garten, schlich sich heimlich auf ihr Zimmer, verschloß es, ohne jemands Dasein zu merken, öffnete dem auf sie wartenden Guiscardo die Thüre und ging ihrer Gewohnheit nach mit ihm auf das Bette. In dem besten Vergnügen und Scherz erwachte Tankred. Voll Bestürzung über das, was er Guiscardo mit seiner Tochter vornehmen sah und hörte, wollte er anfänglich auf sie rufen, entschloß sich aber zu schweigen, auch wo möglich versteckt zu bleiben, um mit desto wenigerem Aufsehen und geringerer Schande für ihn seinen bereits gefaßten Vorsatz ausführen zu können.

Nachdem die beiden Liebenden wie gewöhnlich, ohne Tankred gewahr zu werden, lange genug beisammen gewesen waren und es ihnen Zeit dünkte, standen sie vom Bette auf; Guiscardo kehrte in die Grotte zurück, und die Prinzessin verließ das Zimmer. Seines Alters ungeachtet ließ sich Tankred zu

einem Fenster hinaus in den Garten und ging unbemerkt, durchdrungen von Schmerz, nach seiner Wohnung. Auf seinen Befehl ward Guiscardo die folgende Nacht beim ersten Schlafe in seinem ledernen Gewande, als er aus der Oeffnung kam, von zwei Leuten gefangen und heimlich zu Tankred geführt.

„Guiscardo“, sprach dieser fast weinend bei seinem Anblick zu ihm, „meine Güte gegen dich hat die Beleidigung und Schmach nicht verdient, die ich dich mit meinen Augen an den meinigen heute habe verüben gesehen.“ „Die Liebe“, entgegnete blos Guiscardo, „vermag mehr als ihr und ich.“ Darauf befahl Tankred ihn in einem Gefängniß zu verwahren, und seine Befehle wurden vollzogen.

Des andern Tages nach dem Essen ging Tankred voll mancherlei Betrachtungen wie gewöhnlich auf das Zimmer seiner Tochter, welche von dem ganzen Vorgange nichts wußte und ließ sie rufen. „Gismonda“, fing er an, nachdem er sich mit ihr eingeschlossen hatte, „ich setzte ein solches Vertrauen auf deine Tugend und Ehrbarkeit, daß ich keinem Ankläger geglaubt hätte, noch selbst je daran gedacht haben würde, daß du mit einem andern Manne als einem Gemahl dich einlassen könntest, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen. Jede Erinnerung daran wird mir den kleinen Rest meiner alten Tage verbittern. Wollte Gott, du hättest, wenn du dich einmal zu dieser Unanständigkeit herabließest, wenigstens einen deinem Stande angemessenen Mann gewählt; aber unter den vielen Höflingen mußt du eben auf den jungen Guiscardo fallen, einen Menschen vom niedrigsten Stande, den wir aus Mitleid an unserm Hofe von Kindheit an erzogen haben. Du beugst mich tief, weil ich nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll. Ueber Guiscardo, den ich diese Nacht beim Aussteigen aus der Grotte habe auffangen und in Verwahrung bringen lassen, ist mein Entschluß bereits gefaßt: aber deinetwegen bin ich, Gott weiß, verlegen. Auf der einen Seite reißt die Liebe mich hin, welche ich gleich dem zärtlichsten Vater zu dir gehabt habe, auf der andern reizt mich ein gerechter, durch deine Unbesonnenheit erregter Unwille; jene fordert Verzeihung, diese eine meiner Natur widrige Grausamkeit gegen dich. Doch ehe ich ein Urtheil fälle, will ich deine Entschuldigung hören.“ Darauf schlug er seine Augen nieder und weinte wie ein geschlagenes Kind.

Gismonda's Schmerz bei ihres Vaters Reden und Blick über die Entdeckung ihrer geheimen Liebe und Guiscardo's Verhaftung ist unbeschreiblich. Mehr als einmal war sie im Begriff, ihn der Weiber Gewohnheit nach mit Geschrei und Thränen merken zu lassen. Doch siegte ihr erhabener Geist über diese Erniedrigung. Mit bewunderungswürdiger Stärke faßte sie ihre Mienen und beschloß, weil sie ihren Guiscardo bereits todt glaubte, eher zu sterben, als für sich die geringste Bitte zu thun. Nicht als ein trauriges, angeklagtes, sondern als ein sorgenloses beherztes Weib erwiderte sie daher mit trockenem offenen Gesicht ohne Merkmal einiger Bestürzung: „Tankred, ich bin weder zum Läugnen noch zum Bitten aufgelegt: das eine ziemte sich nicht für mich, des anderen mag ich mich nicht bedienen; auch ist meine Absicht keineswegs deine Sanftmuth und Liebe zu gewinnen. Erst will ich durch Geständniß der Wahrheit mit triftigen Gründen meine Ehre vertheidigen und dann in meinen Handlungen standhaft der Größe meines Geistes folgen. Es ist wahr, ich habe Guiscardo geliebt, liebe ihn noch, werde ihn meine wahrscheinlich noch kurze Lebenszeit hindurch lieben, ja womöglich meine Liebe auch mit dem Tode nicht enden. Nicht sowohl meine weibliche Schwäche als deine wenige Sorgfalt für meine Wiederverheirathung und Guiscardo's Verdienste bewogen mich dazu. Da du Fleisch bist, Tankred, solltest du nothwendig wissen, daß du eine Tochter von gleichem Urstoffe, nicht von Stein und Eisen gezeugt hast, solltest dich, wenn du gleich jetzt alt bist, doch der mannigfaltigen und mächtigen Lockungen der Jugend erinnern und, wenn du gleich als Mann einen Theil deiner besten Jahre in Kriegsübungen zubrachtest: nichtsdestoweniger bedenken, was Ruhe und Weichlichkeit bei alten, geschweige bei jungen Personen vermögen. Ich von dir aus Fleisch entsprossen, habe noch zu wenig gelebt, als bei meiner Jugend in dieser doppelten Rücksicht ohne alle Begierden zu sein; vielmehr reizte das bei meiner Verheirathung genossene und kennen gelernte Vergnügen meine Begierden noch stärker. Unvermögend dieser Gewalt zu widerstehen, ließ ich mich als eine junge Frau von ihr dahinreißen und ward verliebt. Doch war ich in der That am meisten darauf bedacht, durch einen Fehler, wozu die Natur mich verleitete, soviel möglich weder dir noch mir Schande zu machen. Auch hat die mitleidige

Liebe und das günstige Geschick mir einen ziemlich verborgenen Weg zu unbemerkter Erreichung meiner Wünsche gezeigt. Dies läugne ich nicht, von wem und auf was für Art du es auch erfahren haben magst. Ich erkor mir Guiscardo, wie viele pflegen, nicht aufs Gerathewohl, sondern nach reifer Ueberlegung vor allen andern, beschied ihn nach wohlbedachtem Entschluß zu mir und habe durch ihn mein Verlangen mit unser beider lobenswerther Beharrlichkeit geraume Zeit gestillt. Welches Verbrechen hat er außer der Liebe begangen, daß du, nachgiebiger gegen Vorurtheil als Wahrheit, mir desto bitterere Vorwürfe machst und vorgiebst, du würdest weniger bekümmert sein, hätte ich statt dieses niedrigen Menschen einen Edelgeborenen gewählt? bedenke, daß du nicht mir, sondern dem Schicksal einen Vorwurf machst, welches oft die Unwürdigen erhebt und die Würdigsten in Niedrigkeit läßt. Aber laß dies jetzt! Betrachte ein wenig den Ursprung der Dinge, und du wirst finden, daß alle unsere Körper aus Fleisch und alle Seelen von einem Schöpfer mit gleicher Stärke, gleicher Kraft und gleichen Vorzügen gebildet sind. Die Tugend allein erhebt uns aus jener angeborenen Gleichheit. Diejenigen, welche sie im vorzüglichsten Grade besaßen und ihr gemäß handelten, wurden vorzugsweise von den Uebrigen Adlige genannt. Hat gleich eine widrige Gewohnheit dies Gesetz nachher verdrängt, so ist es doch weder aus der Natur noch aus der feinen Welt verbannt. Der wirklich Tugendhafte legt seinen Adel durch Handlungen an den Tag, und wird er anders genannt, so ist es nicht seine, sondern seiner Mitmenschen Schuld. Vergleiche die Tugend, Sitten und Lebensart aller deiner Edlen gegen die des Guiscardo: und du wirst ihn, wenn du unparteiisch urtheilst, für den Edelsten, alle deine Höflinge aber für Nichtswürdige erkennen. Seiner Tugend und Verdienste halber glaubte ich dem Urtheile keiner anderen Person als deinem Ausspruche und meinen Augen. Wer lobte ihn je mehr als du in allen lobenswerthen Dingen, welche jedem rechtschaffenen Manne Achtung bringen? und gewiß nicht mit Unrecht! denn täuschten mich meine Augen nicht, so hörte ich dich nie eine Tugend von ihm rühmen, die ich nicht in vorzüglicherem Grade ihn hätte ausüben gesehen, als deine Worte auszudrücken vermochten. Wäre ich darin hintergangen worden, so wäre es durch dich geschehen. Kannst du also sagen, daß ich

mich mit einem Menschen von niedrigem Stande eingelassen habe? du würdest Unwahrheit reden! willst du aber vielleicht seine Armuth vorwenden, so würde man zu deiner Schande bekennen müssen, daß du einen so braven Diener nicht besser belohnt hättest. Armuth bringt uns nicht so leicht um den Adel als das Vermögen. Viele Könige und mächtige Fürsten waren ehedem arm, und manche von denen, welche das Land umgraben und das Vieh hüten, waren und sind die reichsten Leute. Die letzte Bedenklichkeit über dein Benehmen gegen mich laß gänzlich schwinden. Findest du in deinem höchsten Alter einen in deiner Jugend ungewohnten Gefallen an Grausamkeit, so bediene dich deren! denn ich als die erste Urheberin dieses Verbrechens, wenn es eins ist, habe nicht Lust, eine Bitte deshalb zu verlieren, und ich versichere, daß, wenn du an mir nicht das nämliche vollziehst, was du mit Guiscardo vorgenommen hast oder noch vornehmen wirst, meine eigenen Hände es thun werden. Geh zu den Weibern, wenn du Thränen vergießen willst; als ein Grausamer mußt du ihn und mich mit einem Stoße ermorden, wenn wir dir dessen schuldig scheinen.“

Ungeachtet der Fürst den stolzen Geist seiner Tochter kannte, hielt er sie gleichwohl nicht für so fest entschlossen in ihrem Vorgeben; doch ließ er beim Abschiede den Vorsatz fahren, an ihrer Person irgend eine Grausamkeit zu verüben, sondern glaubte durch den Tod des Geliebten ihre lodernde Liebe auszulöschen. Er befahl daher den beiden Wächtern des Guiscardo, denselben ohne Lärm in der folgenden Nacht zu erdrosseln und dessen ausgerissenes Herz ihm zu überbringen. Diese Befehle wurden vollzogen.

Beim Anbruch des folgenden Tages ließ der Fürst das Herz des Guiscardo seiner Tochter in einer schönen großen goldenen Schale durch einen seiner vertrautesten Diener überreichen und befahl ihm ihr zu sagen: „Dies schickt dir dein Vater zum Trost über den Verlust deines über alles geliebten Gegenstandes, weil du ihm so einer theuersten Person wegen so viel Beruhigung verschafft hast.“

Unerschütterlich in ihrem erhabenen Vorsatz ließ Gismonda nach der Entfernung ihres Vaters giftige Kräuter und Wurzeln bringen und machte ein Wasser daraus, um solches in Bereitschaft zu haben, wenn ihre Besorgniß in Erfüllung ginge.

Sie ergriff, als der Diener ihr das Geschenk nebst dem Compliment des Fürsten überbrachte, die Schale mit starrem Blick und hob den Deckel ab. Der Anblick und die Worte überzeugten sie, daß es das Herz des Guiscardo sei. „Eine geringere als goldene Gruft verdient dies Herz auch nicht“, wandte sie sich zu dem Diener. „Mein Vater hat sehr weislich darin gehandelt. „Ich habe“, fuhr sie fort, indem sie es an den Mund brachte und küßte, „in allen Stücken stets und bis an diesen letzten Augenblick meines Lebens die zärtlichste Liebe meines Vaters gegen mich bemerkt, aber jetzt mehr als jemals. Sage ihm daher meinen letzten für ein so großes Geschenk ihm schuldigen Dank!“

Nach diesen Worten wandte sie ihren Blick wieder auf die Schale, welche sie, das Herz betrachtend, fest umfaßte. „Ach süßester Wohnplatz aller meiner Vergnügungen“, rief sie aus, „verflucht sei die Grausamkeit desjenigen, der dich meinen leiblichen Augen zeigte! es genügte mir, dich mit den Augen des Geistes unaufhörlich zu betrachten. Du hast deinen Lauf vollendet, überstanden, was das Schicksal dir zutheilte. Du hast das Ziel erreicht, wonach wir alle ringen, hast das Elend der Welt und ihre Leiden verlassen und erhältst sogar von deinem Feinde das verdiente Grab. Zu einem vollständigen Leichenbegängnisse fehlte dir nichts als die Thränen der im Leben von dir so geliebten Person, und damit du auch diese erhieltest, brachte Gott meinen unbarmherzigen Vater auf die Gedanken, dich mir zu schicken; ich will sie dir bringen, obgleich ich mir vorgenommen hatte, mit trockenen Augen und unerschütterlichem Blick zu sterben. Nach diesem Opfer will ich meinen Geist mit demjenigen unverzüglich zu vereinigen suchen, welchen du vormals so schätztest. In welcher Gesellschaft könnte ich froher und sicherer jene unbekannten Orte betreten, als in der seinigen. Zuversichtlich ist er noch hier, betrachtet den Wohnsitz seines und meines Vergnügens und erwartet, da ich gewiß bin, daß er mich noch liebt, den meinigen, der ihn unsaussprechlich liebt.“

Ein Strom von Thränen floß hierauf aus ihren Augen, und es war wunderbar anzusehen, wie sie solche in die Schale fallen ließ und dabei zu wiederholten Malen das damit benetzte Herz küßte.

Alle ihre anwesenden Frauen, die nicht wußten, was das

Herz und diese Worte bedeuten sollten, weinten ebenfalls aus Mitleid, fragten gerührt vergebens nach der Ursache ihrer Thränen und gaben sich noch größere Mühe, sie soviel als möglich zu trösten.

„Ach, vielgeliebtes Herz", rief sie, als sie genug geweint zu haben glaubte, ihr Haupt erhob und ihre Augen trocknete, „nun habe ich meine Schuldigkeit gegen dich erfüllt; es ist nichts übrig, als meiner Seele die Gesellschaft der deinigen zu verschaffen."

Sie ließ sich daher das Gefäß mit dem Tags zuvor bereiteten Wasser geben, goß es in die Schale zu dem mit ihren Thränen benetzten Herzen, setzte sie unerschrocken an den Mund und trank sie völlig aus. Darauf legte sie sich auf ihr Bett, behielt die Schale in der Hand, brachte ihren Körper aufs anständigste in Ordnung, drückte das Herz ihres ermordeten Liebhabers an das ihrige und erwartete den Tod, ohne ein Wort zu reden.

Zwar wußten die Frauen nicht, welche dies mit ansahen und hörten, was es für Wasser sei, demungeachtet hatten sie Tankred alles hinterbringen lassen. Da er eine Ahnung von dem hatte, was wirklich geschah, eilte er zum Zimmer seiner Tochter, langte in dem Augenblicke an, als sie sich auf das Bett legte und brach beim Anblick ihres Zustandes in die bittersten Thränen aus, als er seinen Trost zu spät fand.

„Verspare diese Thränen, Tankred", sprach die Tochter, „auf ein weniger verschuldetes Unglück und vergieße sie nicht meinetwegen, da ich sie nicht verlange. Sah man wohl irgend jemand außer dir einer gewünschten Sache halber weinen? glimmt indeß noch ein Funken deiner ehemaligen Liebe gegen mich in dir, so erzeige mir die letzte Gefälligkeit und lege, da dir mein heimlicher und verborgener Umgang mit Guiscardo im Leben unanständig schien, meinen Körper mit dem seinigen, wo du ihn auch hingeworfen haben magst, nach dem Tode öffentlich neben einander."

Die heißesten Thränen ließen den Fürsten nicht zu Worte kommen. Als die Prinzessin die Annäherung ihres Endes merkte, drückte sie das todte Herz nochmals an ihre Brust: „Lebt wohl", sprach sie, „ich scheide!" so verließ sie, nachdem sie ihre Augen geschlossen und alle Empfindung verloren hatte, dies elende Leben. Solch ein unglückliches Ende hatte also

die Liebe des Guiscardo und der Gismonda. Nach vielen Thränen und zu später Reue über seine Grausamkeit ließ Tankred beide unter allgemeinem Bedauern der Salernitaner aufs anständigste in einer Gruft beisetzen.

Zweite Erzählung.

Lisette und der Engel Gabriel.

In Imola lebte ein lasterhafter und verdorbener Mensch, Namens Berto della Massa, der seiner niederträchtigen Handlungen wegen bei den Imolesern so bekannt und in solchem Mißcredit stand, daß ihm niemand weder Lügen noch Wahrheit glaubte. Als er sah, daß es mit seinen Betrügereien nicht mehr fort wollte, ging er verzweiflungsvoll nach Venedig, dem Sammelplatz aller Laster, in der Hoffnung seiner Bosheit daselbst neue Aussichten zu verschaffen und das auszuüben, was er anderswo nicht vollbracht hatte.

Mit verstellter tiefer Reue über seine vorigen sein Gewissen quälenden Schandthaten nahm er den Schein des gläubigsten Christen an und trat unter dem Namen Albert von Imola zu den Minoritenbrüdern. In dieser Kleidung fing er dem Ansehn nach ein strenges Leben an, empfahl Buße und Enthaltsamkeit und genoß weder Fleisch noch Wein, wenn er keinen fand, der ihm schmeckte; kurz, man kannte noch keinen, der aus einem Räuber, Kuppler, Betrüger und Mörder ein so frommer Lehrer geworden wäre; obgleich er diese Laster keineswegs abgelegt hatte, sondern nur heimlich sie auszuüben suchte, wenn er konnte. Bei der Messe vergoß er nach erhaltener Priesterweihe, wenn er recht viel Volk um sich sah, über die Leidensgeschichte die bittersten Thränen, die ihm wenig kosteten, wenn er wollte. In kurzem lockte er durch seine Predigten und Thränen die Venezianer dergestalt an sich, daß man ihn zum Vollstrecker fast aller Testamente, zum Aufbewahrer vieler Gelder

und zum Beichtvater und Gewissensrath der meisten Männer und Weiber, wie den Wolf zum Hirten, wählte und der Ruf seiner Frömmigkeit in der ganzen Gegend weit größer war, als der des heiligen Franziskus zu Assisi.

Bei diesem frommen Bruder beichtete unter andern auch eine junge, unerfahrne und einfältige Frau, Namens Lisette von Quirino, die Gattin eines angesehenen Kaufmanns, der nach Flandern gesegelt war. Als sie zu seinen Füßen, wie die Venezianerinnen aus Einfalt alle zu thun pflegen, ihm einen Theil ihrer Handlungen bekannt hatte, fragte Bruder Albert: ob sie keinen Liebhaber hätte?

„Habt ihr denn, ehrwürdiger Bruder, keine Augen im Kopf?“ antwortete sie mit scheler Miene; „seht ihr mich für eine gemeine Schönheit an? ich würde der Anbeter im Ueberfluß haben, wenn ich deren verlangte; aber meine Reize stehen nicht jedem Liebhaber zu Dienste. Wie viel giebts ihrer an Schönheit der meinigen gleich, die sogar im Paradiese nichts verlieren würde?“ und sie erhob so in mehr dergleichen Ausdrücken ihre Schönheit bis zum Ekel.

Bruder Albert, der ihre Narrheit sogleich merkte, fand sie ihm ganz zuträglich und ward den Augenblick sterblich in sie verliebt; doch versparte er seine Liebkosungen auf eine gelegenere Zeit, wollte sich diesmal nur von der frommen Seite zeigen, gab ihr einige Verweise und redete ihr von ihrer Eitelkeit und andern Dingen vor. Aber die Frau schalt ihn einen Dummkopf, der keinen Unterschied unter Schönheiten zu machen wisse; und um sie nicht noch mehr aufzubringen, ließ sie Albert nach beendeter Beichte mit den übrigen gehen.

Einige Zeit darauf begab er sich in Gesellschaft eines Vertrauten in das Haus der Madame Lisette, zog sie bei Seite und warf sich zu ihren Füßen, als ihn niemand sehen konnte. „Um Gottes Willen, Madame“, sprach er, „vergebt mir die Vorwürfe, welche ich vergangenen Sonntag euch eurer Schönheit wegen machte! ich bin die Nacht darauf so dafür geängstigt worden, daß ich heut zum erstenmal wieder habe aufstehen können.“

„Und wer beängstigt euch denn?“ fragte sie.

„Ich will es euch erzählen!“ entgegnete Bruder Albert; „als ich in der Nacht meiner beständigen Gewohnheit nach betete, ward meine Zelle plötzlich von einem hellen Glanz er=

leuchtet. Geschwinder als ich mich umsehen konnte, stand ein schöner Jüngling vor mir mit einem großen Stocke in der Hand, nahm mich bei der Kappe, warf mich zu Boden und zerschlug mir beinahe meinen ganzen Körper. Als ich ihn um die Ursache dieser Begegnung fragte, antwortete er: Weil du dich heute unterstandest, die himmlische Schönheit der Frau Lisette zu verachten, die ich nächst Gott über alles liebe. Auf meine Frage, wer er sei, nannte er sich den Engel Gabriel."

„Ach Herr, verzeiht mir!" sprach ich.

„Ich will sie dir unter der Bedingung gewähren", war seine Antwort, „daß du so bald als möglich Vergebung bei Lisette suchst; bewilligt sie solche nicht, so werde ich wiederkehren und dich so behandeln, daß du Zeitlebens daran denken sollst. Das übrige mag ich euch nicht sagen, bevor ihr mir nicht verzeiht."

Diese eitle und dabei ein wenig einfältige Frau war über diese Rede ganz außer sich, hielt sie für wahr und antwortete nach einigen Augenblicken: „Sagte ich euch nicht, Albert, daß meine Schönheit himmlisch sei; aber wenn Gott sich meiner annimmt, will ich auch Mitleid mit euch haben und euch verzeihen, damit euch kein Leids widerfahre; doch müßt ihr mir die übrigen Reden des Engels erzählen."

„Madame", entgegnete Bruder Albert, „da ihr mir verziehen habt, will ich sie euch gern sagen; aber zuvor bitte ich euch, von dem, was ich euch entdecken werde, niemanden in der Welt etwas davon zu offenbaren, wenn ihr, die glücklichste Frau auf Erden, euer Glück nicht verscherzen wollt. — Auf Geheiß des Engel Gabriel soll ich euch sagen, daß er aus Liebe zu euch schon manche Nacht bei euch zugebracht haben würde, hätte er nicht besorgt, euch zu erschrecken. Ich soll ihn daher auf eine Nacht zum Besuch anmelden. Da er aber als Engel in himmlischer Gestalt nicht fühlbar wäre, will er euch zu gefallen in einem menschlichen Körper erscheinen und sich unverzüglich bei euch einstellen, so bald ihr ihm wissen laßt, wenn und in welcher Gestalt ihr ihn zu sehen wünscht. Ihr könnt euch glücklicher als irgend eine Sterbliche achten."

Hierauf erwiderte die Frau, daß sie die Liebe des Engels ungemein freue, weil sie ihm ebenfalls wohlwolle und vor jedem Bilde von ihm eine Kerze von etlichen Kreuzern anzünde; er würde ihr daher zu jeder Stunde willkommen sein und sie in

ihrem Zimmer allein finden, jedoch mit der Bedingung, daß sie der Jungfrau Maria nicht nachstehen dürfe, die er dem Vernehmen und dem Anschein nach so gern hätte, weil er überall vor ihr kniete; übrigens stände es ihm frei, in welcher Gestalt er wolle, zu erscheinen, nur in keiner schrecklichen.

„Ihr sprecht sehr weislich, Madame", antwortete Bruder Albert, „und ich will des Gesagten halber schon Abrede mit ihm treffen. Aber ihr könnt mir einen großen Gefallen erweisen, der euch nichts kostet, wenn ihr verlangtet, mit diesem meinem Körper sich einzufinden. Dadurch würde ich den Vortheil erlangen, daß, wenn er meinen Leib nähme, er meine Seele in das Paradies schickte, so lange er bei euch bliebe."

„Meinetwegen!" entgegnete die nicht sehr schlaue Dame. „Diese Genugthuung will ich euch zur Entschädigung der wegen mir erlittenen Streiche erlauben."

„Nun", erwiderte Bruder Albert, „so sorgt diese Nacht dafür, daß er die Thür offen finde; denn wenn er seiner Absicht nach mit einem menschlichen Körper erscheint, kann er nicht anders als durch die Thüre eingehen."

„Das soll geschehen!" antwortete die Frau.

Nach dem Abschiede des Bruders Albert schien es ihr vor Freuden tausend Jahre, ehe der Engel sich einfand. Bruder Albert war aber mehr darauf bedacht, in dieser Nacht als Ritter denn als Engel Gabriel zu erscheinen; er stärkte sich mit Konfekt und andern guten Bissen, um seiner Leichtigkeit wegen nicht abgeworfen zu werden. Beim Einbruch der Nacht ging er, nach erhaltener Erlaubniß mit einem Gefährten zu einer seiner guten Freundinnen, wo er seine gewöhnliche Niederlage zu haben pflegte und von da zu bequemer Zeit nach dem Hause der Dame, kleidete sich daselbst in seine mitgebrachte Maske als Engel und stieg zu ihr hinauf ins Zimmer.

Beim Anblick dieser weißen Gestalt fiel sie vor dem Engel nieder, der sie segnete, aufrichtete und ihr ein Zeichen gab, sich auf das Bett zu begeben, worin sie willig sogleich gehorchte und sich mit dem Engel niederlegte.

Madame Lisette, ein munteres zartes Weibchen, war mit dem Bruder Albert, der als eine starke ansehnliche Person den Mann an nächtlichen Vergnügungen an Werth und öfterer Wiederholung weit übertraf, sehr zufrieden; zumal da er ihr überdies noch so viel von der himmlischen Herrlichkeit sagte.

Mit Tages Anbruch trat er nach genommener Abrede wegen der Wiederkunft seinen Rückweg an und begab sich mit der Engelsmaske zu seinem Gefährten, der seine Zeit bei der Wirthin zugebracht hatte, die ihn aus Freundschaft nicht allein schlafen lassen wollte.

Nach dem Frühstück eilte Lisette mit ihren Gefährtinnen zum Bruder Albert, gab ihm von dem Engel Gabriel und dessen Erzählungen über die Herrlichkeit des himmlischen Lebens Nachricht und setzte noch eine Menge Wunderdinge hinzu.

„Ich weiß nicht Madame, antwortete Bruder Albert, „wie ihr euch mit ihm befunden habt; aber als er diese Nacht mir erschien und ich euern Auftrag ausgerichtet hatte, nahm er sogleich meine Seele und führte sie durch Gegenden mit Blumen und Rosen bekleidet an einen Ort, den ich mein Lebtage nicht schöner gesehen habe und ließ mich daselbst bis zur Morgenstunde. Wie es meinem Körper gegangen, ist mir unbekannt."

„Ich habe es euch ja gesagt", erwiderte die Frau; euer Körper war die ganze Nacht mit dem Engel Gabriel in meinen Armen; wenn ihr mir es nicht glaubt, so seht unter die linke Brust, wo ich dem Engel einen Kuß gab, davon er die Spuren wohl noch etliche Tage lang sehen wird."

„Gut!" entgegnete der Bruder, „ich will heute thun, was ich lange nicht mehr gethan habe, mich ausziehen und sehen, ob ihr wahr redet."

Nach langem Geschwätze kehrte die Dame nach Hause und Albert setzte in Engelsgestalt seine Besuche ungehindert fort.

Eines Tages gerieth Madame Lisette zufälligerweise mit ihrer Gevatterin über die Schönheit in Streit. Wenn ihr wüßtet, sagte sie aus Einfalt, um die ihrige über alle andere zu erheben, wem die meinige gefällt, ihr würdet gewiß von andern schweigen.

„Das kann wohl sein, Madame!" antwortete, neugierig es zu erfahren und mit ihrer Einfalt bekannt, die Gevatterin; „weil ich aber nicht weiß, wer er ist, so lassen sich die übrigen doch auch nicht ganz verachten."

„Ich sollte es euch wohl nicht sagen, Gevatterin", erwiederte leichtsinnig die Dame; aber ich habe den Engel Gabriel, der mich für sein Leben liebt, zum Anbeter, weil ich die schönste Frau auf der Welt, wenigstens in dieser Gegend bin."

Diese konnte sich des Lachens dabei kaum enthalten. „Beim Himmel!“ antwortete sie jedoch, um sie weiter auszuforschen, „wenn der Engel Gabriel, euer Geliebter, dies gesagt hat, muß es wahr sein; nur traute ich den Engeln so etwas nicht zu.“

„Ihr irrt euch“, entgegnete sie, „er machte es wahrhaftig besser als mein Mann! auch dort oben, sagte er mir, geschähe ein gleiches; weil er mich aber allen anderen himmlischen Schönheiten vorzieht, kommt er aus Liebe zu mir oft zu mir herunter.“

Die Gevatterin konnte nach dem Abschiede der Madame Lisette die Zeit und Gelegenheit kaum erwarten, diese Dinge weiter zu bringen; sie erzählte daher bei einem Feste die ganze Geschichte in einer zahlreichen Gesellschaft von Frauen. Diese erzählten es wieder ihren Männern und andern Weibern, so daß in weniger denn zwei Tagen ganz Venedig davon sprach.

Als es unter andern auch ihren Anverwandten zu Ohren kam, nahmen sich diese vor, ohne ein Wort zu sagen, diesen Engel zu belauern und nach seinen Flügeln zu sehen, weshalb sie einige Nächte hindurch Wache hielten.

Auch Bruder Albert hörte von dieser Begebenheit sprechen und ging, um ihr deshalb einen Verweis zu geben, eine Nacht zu ihr. Kaum hatte er sich ausgekleidet, als die Anverwandten sich einstellten, welche ihn hatten kommen sehen, um die Thür des Schlafzimmers zu öffnen. Sobald Bruder Albert dies merkte und die Absicht argwohnte, stand er auf und sprang, weil er keine andere Rettung sah, durch ein nach dem großen Kanal gehendes Fenster ins Wasser. Er kam, weil der Grund tief war und er gut schwimmen konnte, ohne Schaden hinüber und eilte in ein nahegelegenes offenstehendes Haus, dessen Bewohner er uuter allerhand Vorwand, wie er so spät und nackend hierher gekommen, um Gottes Willen bat, sich seiner anzunehmen.

Da diesen ehrlichen Mann seine Handtierung wegrief, legte er ihn aus Mitleid in sein Bett, hieß ihn bis zu seiner Rückkunft darinnen bleiben und ging an seine Arbeit, nachdem er ihn eingeschlossen.

Die Anverwandten der Dame fanden beim Eintritt ins Zimmer zwar die zurückgelassenen Flügel, aber der Engel war davon; worüber sie aufgebracht ihr die größten Unhöflichkeiten sagten, sie untröstbar stehen ließen und mit der Maske des Gabriel nach Hause gingen.

Da es indessen Tag geworden war, hörte der gute Mann auf der großen Brücke, daß der Engel Gabriel diese Nacht bei der Madame Lisette habe schlafen wollen, weil er aber von ihren Anverwandten überrascht worden, aus Furcht sich in den Kanal gestürzt habe und man nicht wisse, wo er hingekommen sei. Er bildete sich daher ein, daß es der nämliche sei, welchen er bei sich aufgenommen, ging nach Hause, erkannte ihn und erzwang nach vielen Worten, um ihn den Anverwandten nicht zu entdecken, fünfzig Dukaten.

„Aber ich sehe keine Möglichkeit", sagte er, als Bruder Albert nun fortgehen wollte, „wenn ihr folgenden Weg nicht erwählt. Wir feiern heute ein Fest, an welchem dieser einen als Bär gekleideten Menschen, jener einen Wilden und so einer diesen, der andere einen andern auf dem Markusplatz zu einer Jagd führt, nach deren Beendigung jedem frei steht, den seinigen zu bringen, wohin er will. Gefällt es euch, so will ich euch auf eine dieser Arten dahin führen, ehe ihr hier ausgekundschaftet werdet und euch nachher dahin bringen, wohin ihr verlangt. Sonst sehe ich nicht, wie ihr unerkannt fortkommen wollt; denn die Anverwandten der Dame, welche euch irgendwo hierum versteckt glauben, lassen euch durch Wächter überall auflauern."

So schwer dem Bruder Albert dieser Aufzug auch ankam, so entschloß er sich aus Furcht vor den Anverwandten doch dazu; er sagte, wo er hingeführt sein wollte und überließ jenem die Wahl seines Anzuges.

Er bestrich ihn daher ganz mit Honig, bedeckte ihn mit Federn, legte ihm eine Kette um den Hals und eine Maske vor das Gesicht und gab ihm in die eine Hand einen großen Knittel und in die andere zwei große Fleischerhunde, schickte alsdann jemand auf die große Brücke, um auszuschreien: wer den Engel Gabriel sehen wolle, möchte sich auf den Markusplatz begeben. — Ein Beispiel venetianischer Treue!

Darauf führte er ihn nach einer Weile unter nicht geringem Lärm des Pöbels, welcher fragte: was ist das? was ist das? an der Kette vor sich hin auf den Platz, wo ihn das theils nachgefolgte, theils durch den Ausruf auf der Brücke zusammengelaufene Volk umringte. Als er an einen erhabenen Ort kam, band er seinen Wilden an eine Säule, um dem Scheine nach die Jagd zu erwarten und ließ ihn von den

Fliegen uud Wespen ziemlich peinigen, weil er mit Honig bestrichen war.

Als er den Platz mit Menschen angefüllt genug glaubte, stellte er sich, als ob er den Wilden losbinden wollte und zog dem Bruder Albert die Maske vom Gesicht. „Meine Herren!“ sprach er, „weil das Schwein nicht erscheint und die Jagd nicht vor sich gehen kann, will ich euch, damit ihr nicht umsonst gekommen seid, den Engel Gabriel zeigen, welcher den venetianischen Damen zum Troste des Nachts vom Himmel steigt.“

Jedermann erkannte nach Abhebung der Maske den Bruder Albert; mit allgemeinem Geschrei stieß das Volk die schändlichsten und schimpflichsten Reden gegen ihn aus, deren man sich gegen den größten Bösewicht je bedient hat, warf ihm Koth und andere Dinge ins Gesicht und mißhandelte ihn so lange, bis die Nachricht davon zu seinen Brüdern kam und sechs derselben ihn abholten. Nachdem diese ihm eine Kutte umgeworfen und von der Kette befreit hatten, führten sie ihn mit tobendem Gefolge in ihr Kloster, wo er im Gefängniß eines elenden Todes gestorben sein soll.

Nunmehr beweinte dieser Bösewicht, dessen guter Ruf seine Schandthaten unglaublich und ihn kühn genug machte, den Engel Gabriel vorzustellen, nachdem er in einen Wilden verwandelt worden und mit der Zeit seinen verdienten Lohn erhalten hatte, vergeblich seine Missethaten. Wollte Gott, daß es allen andern seinesgleichen so erginge!

Dritte Erzählung.

Restagnone, Ninette und deren Schwestern.

Marseille, eine an den Küsten der Provence gelegene alte und berühmte Stadt, wie ihr wißt, ward ehedem von reicheren Einwohnern als gegenwärtig bewohnt, besonders Kaufleuten. Unter diesen befand sich ein gewisser Narnaldo Cluada, ein Mann von niedriger Abkunft, aber bekannt durch Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit und im Besitz unermeßlicher Güter und

Reichthümer. Außer einigen jüngeren Söhnen hatte er mit seiner Gattin drei Töchter gezeugt, davon zwei Zwillinge von ungefähr fünfzehn, die dritte aber vierzehn Jahr alt waren. Ihre Anverwandten erwarteten zu deren Verheirathung blos Narnaldo's Zurückkunft, welcher mit Waaren nach Spanien gesegelt war.

Von den Zwillingen hieß die eine Ninette, die andere Magdalena, das dritte Mädchen aber Bertella. Ninette ward von einem wahrscheinlich armen Edelmann, Namens Restagnone, aufs zärtlichste geliebt und erwiderte seine Neigung. Lange hatten sie, von keinem Menschen bemerkt, ihre Liebe zu genießen gewußt, als zwei junge Kaufmannsdiener, Folco und Ughetto, deren Vater ihnen viel Vermögen bei seinem Tode hinterlassen hatte, sich in Magdalenen und Bertella verliebten.

Restagnone, welcher dies von seiner Geliebten erfuhr, glaubte jener Neigung bei seinem Mangel nützen zu können, machte mit ihnen Bekanntschaft und nahm bald diesen, bald jenen mit zu den Mädchen, wenn er Ninetten besuchte. Als er nach seiner Meinung ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erworben hatte, bat er sie einst zu sich. „Liebsten Freunde", sprach er zu ihnen, „unser Umgang kann euch von der Größe meiner Freundschaft und von der Bereitwilligkeit überzeugen, alles für euch zu thun, wie für mich selbst. Aus Liebe zu euch will ich euch daher einen Plan entdecken, der mir eingefallen ist und den wir nach eurem Einverständniß mit einander ausführen könnten.

Ihr seid, wenn eure Worte und Handlungen nicht trügen, die ich bei Tag und Nacht wahrzunehmen glaubte, aufs höchste in die beiden liebenswürdigen Mädchen verliebt; ich liebe die dritte Schwester. Wenn ihr einstimmt, getraue ich mir diese feurigen Wünsche auf die reizendste und angenehmste Art in Erfüllung zu bringen. Das Mittel ist folgendes: Ihr seid reiche Jünglinge, ich nicht; wollt ihr euer Vermögen zusammenwerfen und mich als dritten Mann und als Besitzer zu gleichen Theilen annehmen, so dürft ihr nur einen Ort der Welt bestimmen, um dorthin zu gehen und mit unseren Geliebten das glücklichste Leben zu führen. Ich hoffe es dann ohne Zweifel dahin zu bringen, daß diese drei Schwestern mit einem großen Theil ihres väterlichen Vermögens uns folgen, wohin wir wollen. Dort können wir jeder mit seiner

Geliebten als Brüder in der größten Zufriedenheit leben. Nun steht es bei euch in Ergreifung der Maßregeln euren Vortheil zu bedenken oder ihn zu vernachlässigen."

Beide überaus feurige Jünglinge entschlossen sich, als sie ein Mittel sahen, ihre Mädchen zu erlangen, ohne viele Mühe und gaben mit dieser Bedingung ihre Einwilligung. Nach dieser Antwort ging Restagnone in wenig Tagen zur Ninette, zu der er nicht ohne große Mühe kommen konnte, erzählte ihr nach einer kurzen Anwesenheit seine mit den beiden jungen Männern gepflogene Unterredung und gab sich alle Mühe, durch mancherlei Gründe ihr dies Unternehmen anzupreisen. Dies ward ihm bei ihren sehnlichen Wünschen, furchtloser mit ihm umgehen zu können, nicht schwer; sie gestand daher offenherzig ihren Beifall, versicherte, daß ihre Schwestern besonders in diesem Stücke alles thun würden, was sie verlangte, und bat ihn, baldmöglichst das Nöthige zu veranstalten.

Nunmehr eilte Restagnone zu den beiden Jünglingen, welche ihn oft an sein Versprechen erinnert hatten und hinterbrachte ihnen die Zusage ihrer Geliebten. Sie beschlossen, mit einander nach Cypern zu gehen, verkauften ihre Güter unter dem Vorwande, das Geld zur Handlung anzulegen, kauften ein Yachtschiff, nachdem sie alle ihre Habseligkeiten zu Gelde gemacht hatten, versahen es mit allen Erfordernissen und erwarteten den bestimmten Zeitpunkt.

Ninette kannte die Leidenschaft ihrer Schwestern, und ihre süßen Vorstellungen machten, daß diese die Ausführung kaum erwarten konnten.

In der zur Abreise bestimmten Nacht öffneten die drei Schwestern einen großen Kasten ihres Vaters, nahmen daraus eine Menge Geld und Juwelen und verließen heimlich das Haus. Der genommenen Abrede zufolge eilten sie den auf sie wartenden Liebhabern zu, bestiegen unverzüglich mit ihnen das Schiff, fuhren mit vollen Rudern ab und kamen, ohne sich irgendwo aufzuhalten, den folgenden Tag nach Genua, wo ihre Liebhaber zum ersten Male die Glückseligkeiten der Liebe genossen.

Nach Anschaffung des Nöthigen setzten sie ihre Reise aus einem Hafen in den andern fort und erreichten innerhalb acht Tagen ohne einiges Hinderniß Creta. Hier kauften sie viele schöne Güter in der Nähe von Candia, legten auf denselben

die prächtigsten und kostbarsten Wohnungen an und führten, Baronen gleich, mit Bedienten, Hunden, Vögeln und Pferden, in Schwelgen, Lustbarkeiten und Freuden nebst ihren Weibern das zufriedenste Leben.

Aber diese Lebensart, so reizend sie auch war, erregte ihnen durch Uebermaß wie gewöhnlich bald Ekel. Restagnone, der nunmehr seine glühende Leidenschaft gegen Ninetten ohne Hinderniß beseitigen konnte, ward ihrer überdrüssig, und seine Liebe fing an zu erkalten. Bei einer Feierlichkeit gefiel ihm ein junges, schönes und artiges Landmädchen so sehr, daß er sich alle Mühe zu Gewinnung ihrer Liebe gab und ihr die ausgezeichnetsten Höflichkeiten und Schmeicheleien erwies.

Sobald Ninette dies merkte, durfte er keinen Schritt mehr thun, den ihre Eifersucht nicht ausspähte und worüber sie ihm und sich nicht die größten Vorwürfe und Beunruhigungen machte. Aber so wie der Ueberfluß der Dinge Ekel verursacht, so mehrt die Entbehrung gewünschter Gegenstände das Verlangen. Ninettens Kummer fachte die aufglimmende Leidenschaft des Restagnone nur noch mehr an. Er mochte nun in der Folge die Gunst der Geliebten erlangt haben oder nicht: Ninette hielt es für gewiß, irgend einer Nachricht zu Folge, fiel darüber in tiefe Schwermuth, welche sich in den heftigsten Zorn und endlich in Wuth, sowie ihre ehemalige Liebe gegen Restagnone in bittersten Haß verwandelte. Ja, verblendet hierdurch, beschloß sie, ihre vermeintliche Schmach durch seinen Tod zu rächen.

Eine alte Griechin, eine der größten Giftmischerinnen, bereitete durch Versprechungen und Geschenke bewogen, ihr ein tödtendes Wasser, welches sie ohne weitere Ueberlegung an einem Abend dem erhitzten Restagnone unversehens zu trinken gab und dessen Heftigkeit ihn vor Tage umbrachte. Folco und Ughetto nebst ihren Gattinnen vergossen bei der Nachricht von Restagnone's Tode, unbekannt mit dessen Ursache, gleich Ninetten die rührendsten Thränen und ließen ihn anständig begraben.

Einige Tage darauf ward die Alte, welche Ninetten das Giftwasser bereitet hatte, einer andern Missethat wegen eingezogen und bekannte unter andern Verbrechen auf der Folter, auch dieses mit allen seinen Folgen. — Daher erschien der Herzog von Creta, ohne sich etwas merken zu lassen, einst

heimlich in der Nacht vor dem Palast des Folco und führte ohne Lärmen und Widerstand Ninetten mit sich fort, welche ohne Marter alle Fragen wegen des Restagnone Tod gestand.

Folco und Ughetto waren, als sie unter der Hand vom Herzoge und ihren Weibern die Ursache von Ninettens Verhaftung erfuhren, darüber äußerst bekümmert und gaben sich alle Mühe, sie von dem ihrer Meinung nach wohl verdienten Scheiterhaufen zu befreien; aber alles schien vergeblich, weil der Herzog fest darauf beharrte, die Gerechtigkeit an ihr zu vollstrecken.

Magdalene, ein schönes junges Weib, um die der Herzog lange gebuhlt hatte, ohne im geringsten jemals seine Absicht erreichen zu können, glaubte durch Gewährung seiner Wünsche vielleicht die Befreiung ihrer Schwester vom Scheiterhaufen zu bewirken, ließ ihm daher durch einen vertrauten Abgeschickten ihre Bereitwilligkeit melden, seinen Befehlen zu gehorchen, doch unter bedingter Loslassung ihrer Schwester und Geheimhaltung der Sache.

Dem Herzog gefiel dieser Antrag, und er erklärte sich nach langer Ueberlegung zu dessen Annehmung bereit. Unter dem Vorwande jener That wegen Erkundigungen einzuziehen, ließ er mit Einverständniß der Frau, Folco und Ughetto eine Nacht holen und begab sich indeß heimlich zur Magdalene. Dem Vorgeben nach wollte er die Ninette diese Nacht in einen Sack stecken und ins Meer werfen lassen, führte sie aber mit zu ihrer Schwester und gab sie ihr am Morgen beim Abschiede zum Lohn dieser Nacht, bat jedoch, daß diese erste seiner Liebe günstige Nacht nicht die letzte sein möge und befahl ihr, die Verbrecherin wegzuschaffen, damit sie ihm keine Schande machen, noch zu neuem grausamen Verfahren nöthigen möchte.

Am Morgen wurden Folco und Ughetto mit der Nachricht entlassen, daß Ninette ersäuft sei, und kehrten nach Hause, überzeugt von der Wahrheit dieses Gerüchts, um ihre Weiber über den Tod ihrer Schwester zu trösten. Magdalene gab sich zwar alle Mühe, sie zu verbergen, aber Folco merkte ihre Anwesenheit und war darüber äußerst verwundert. Da er von der Neigung des Herzogs zu Magdalenen gehört hatte, schöpfte er sogleich Argwohn und fragte nach der Möglichkeit von Ninettens Hiersein. Magdalene fing eine lange Erzählung darüber an, fand aber bei ihm als einem verschlagenen Manne

wenig Glauben, und nach vielem Wortwechsel ward sie gezwungen, die Wahrheit zu gestehen.

Von Schmerz und Wuth hingerissen, zog Folco den Degen und durchbohrte sie, welche vergeblich um Hülfe rief. Aus Furcht vor der Rache und Strafe des Herzogs ließ er den Leichnam im Zimmer liegen und begab sich zu Ninetten. „Geschwind laß uns an den Ort flüchten“, sprach er mit heiterer Miene, „wohin ich dich deiner Schwester Bestimmung zu Folge in Sicherheit gegen die Verfolgung des Herzogs bringen soll.“ Voll Furcht wünschte sie in dieser Meinung die Abreise und machte sich wegen tiefer Nacht ohne Abschied von ihrer Schwester mit Folco auf den Weg; sie gingen mit dem wenigen Gelde, dessen er hatte habhaft werden können, nach dem Meere und stiegen in eine Barke, ohne daß man je von ihrem Aufenthalte etwas erfahren hat.

Als Magdalene bei Anbruch des folgenden Tages todt gefunden ward, hinterbrachten es einige aus Haß und Neid gegen Ughetto sogleich dem Herzog, welcher aus heftiger Liebe zu Magdalenen wüthend nach dessen Hause flog, ihn nebst seiner Frau gefangen nahm und sie zwang, welche von der Flucht des Folco und der Ninette nichts wußten, ihre Theilnahme mit Folco an dem Morde der Magdalene zu bekennen. Aus diesem Geständnisse billig das Todesurtheil fürchtend, bestachen sie auf eine gute Art die Wache, gaben ihr eine gewisse Summe Geldes, welches sie auf den Nothfall in ihrem Hause verborgen hatten, und ergriffen insgesammt, ohne daß sie Zeit hatten, etwas von ihren Sachen mitnehmen zu können, in der Nacht auf einer Barke die Flucht nach Rhodus, wo sie nach langer Armuth ihr Leben in Elend beschlossen. In diese Umstände versetzte Restagnone durch seine ausschweifende Liebe, und Ninette durch ihren Zorn sich und andere.

Vierte Erzählung.

Gerbino und die Prinzessin von Tunis.

Wilhelm der Zweite, König von Sicilien, hatte dem Vorgeben der Sicilianer zu Folge zwei Kinder, einen Sohn Na-

mens Ruggieri und eine Tochter, Costanza genannt. Ruggieri starb vor dem Vater und hinterließ einen Sohn mit Namen Gerbino, welchen der Großvater mit solcher Sorgfalt erzog, daß er einer der schönsten und durch Tapferkeit und Artigkeit berühmtesten Jünglinge ward. Sein Ruf, nicht blos in den Grenzen Siciliens eingeschlossen, erscholl fast in alle Theile der Welt und war besonders in der Sicilien damals zinsbaren Berberei sehr bekannt.

Auch bis zu den Ohren einer Tochter des Königs von Tunis, welche nach aller Augenzeugen Geständniß mit der größten Schönheit, welche die Natur je bildete, Artigkeit und eine edle und erhabene Seele verband, drang der durch Muth und Anstand glänzende Name Gerbino's. Sie, die mit Vergnügen von braven Männern sprechen hörte, sammelte die von diesem und jenem ihr erzählten Heldenthaten des Gerbino mit solcher Theilnahme und fand einen solchen Gefallen daran, daß sie durch ihre lebhafte Vorstellung sich aufs heftigste in ihn verliebte und am liebsten von ihm sprach und hörte. Eben so hatte auf der andern Seite ein großer Ruf ihrer Schönheit und Tugend sich überall verbreitet, folglich auch in Sicilien, welcher Gerbino ein solches Vergnügen und einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß seine Neigung zu ihr der ihrigen an Wärme nichts nachgab.

Voll Verlangen sie zu sehen, trug er, bis er unter einem schicklichen Vorwande von seinem Großvater die Erlaubniß nach Tunis zu gehen erhielt, jedem dahinreisenden Freunde auf, ihr mit guter Art seine heimliche feurige Liebe merken zu lassen und ihm Nachricht von ihr zu bringen.

Einer derselben, welcher als Kaufmann ihr einen Frauenschmuck zeigte, wußte dies so klüglich zu bewerkstelligen, daß er ihr Gerbino's ganze Leidenschaft entdeckte und ihr erklärte, daß er und alles das Seinige zu ihren Befehlen bereit sei. Mit heiterer Miene empfing sie die Nachricht von dem Ueberbringer, offenbarte auch ihm ihre glühende Liebe und schickte ihm zum Beweise eine von ihren kostbaren Juwelen.

Gerbino nahm ihn mit einer Freude an, wie sie bei dem Empfang einer so werthen Sache nur möglich war, schrieb ihr durch diesen Freund zuweilen, schickte ihr die prächtigsten Geschenke und nahm mit ihr gewisse Abrede, wenn das Schicksal es erlaubte, sie zu sehen und zu umarmen.

Die Liebe entbrannte auf beiden Seiten in gleichen Flammen, und doch blieb die Sache in dieser Lage länger, als es gut war; denn der König von Tunis beabsichtigte schon seine Tochter an den König von Granada zu verheirathen. Der Gedanke von ihrem Geliebten sich so weit und vielleicht auf immer zu entfernen, war ihr äußerst betrübend, und sie würde gern ihren Vater verlassen und sich zu Gerbino geflüchtet haben, hätte sie ein Mittel gesehen dies auszuführen.

Gerbino's Schmerz bei der Nachricht von dieser Heirath war ebenfalls ohne Maß, und er dachte oft auf ein Mittel, sie während der Seereise zu ihrem Gemahl mit Gewalt zu entführen.

Als dieser Zeitpunkt herannahete, ließ der König von Tunis, welcher von dieser Liebe etwas gehört hatte und vor Gerbino's Vorsatz, seiner Tapferkeit und Macht sich fürchtete, dem König Wilhelm sein Vorhaben melden und um Sicherheit gegen alle Hindernisse ansuchen, welche Gerbino oder einer der Seinigen in Weg legen könnten. Der schon bejahrte König Wilhelm, der von Gerbino's Liebe nichts wußte, noch dies Verlangen ihr zutraute, bewilligte es sogleich und überschickte dem König von Tunis zum Beweis einen Handschuh.

Dieser ließ nach erhaltener Zusage in dem Hafen von Carthago ein großes und kostbares Schiff zurichten, es mit allem Nöthigen versehen und zur Abreise seiner Tochter nach Granada auszieren und schmücken, wozu er blos einen günstigen Wind erwartete.

Die Prinzessin, welche dies alles wußte und sah, schickte einen Diener mit dem Befehle nach Palermo, den schönen Gerbino zu grüßen und ihm die in wenig Tagen bestimmte Abreise nach Granada zu melden. Jetzt wäre es Zeit zu zeigen, ob seine Tapferkeit dem Rufe entspreche, und ob er sie wirklich so liebe, als er es ihr öfter erklärt hätte. Der Abgeordnete richtete seinen Auftrag bestens aus und kehrte wieder nach Tunis zurück.

Gerbino, mit der Zusicherung seines Großvaters König Wilhelm gegen den König von Tunis gar wohl bekannt, wußte bei dieser Nachricht nicht, was er machen sollte. Angespornt von Liebe und von der Aufforderung der Prinzessin ging er nach Messina, um den Schein der Zaghaftigkeit zu vermeiden, ließ in Eile zwei Galeeren ausrüsten und begab

sich auf denselben mit einer tapfern Mannschaft nach Sardinien, um das Schiff der Prinzessin, welches seiner Meinung nach den Weg daselbst vorbeinehmen müßte, zu erwarten. Seine Hoffnung ward in kurzem erfüllt, denn nach wenig Tagen langte das Schiff mit geringem Winde nicht weit von dem Orte an, wo er demselben auflauerte.

„Wenn ihr", sprach Gerbino bei Erblickung desselben zu seinen Gefährten, „wirklich so brav seid, als ich glaube, wird keiner unter euch sein, der nicht Liebe empfunden habe oder noch empfinde; denn ohne sie kann nach meinem Urtheile kein Sterblicher irgend eine Tugend oder gute Eigenschaft besitzen. Habt ihr aber geliebt oder liebt ihr noch, so wird euch meine Leidenschaft leicht begreiflich sein. Ich liebe, und Liebe bewog mich, euch den gegenwärtigen Gefahren bloszustellen. Der Gegenstand meiner Wünsche befindet sich auf dem Schiffe vor euern Augen, welches außer dem Ziele meiner Sehnsucht noch mit den größten Reichthümern angefüllt ist. Diese können wir mit geringer Mühe durch eure Tapferkeit gemeinschaftlich erobern. Ich verlange für meinen Theil nichts von der Beute als die Schöne, um deren willen ich die Waffe ergreife; das übrige soll von diesem Augenblicke an völlig euer sein. Auf, laßt uns in der Hoffnung eines glücklichen Erfolges das Schiff angreifen! der Himmel begünstigt unser Unternehmen, indem er es durch Windstille aufhält."

So viel Worte hätte der schöne Gerbino gar nicht nöthig gehabt, denn seine Gefährten, die Messiner, nach Raube begierig, wünschten bereits das, wozu er sie durch seine Rede aufmunterte; sie gaben daher beim Ende derselben mit großem Geräusche ihre Einwilligung, stießen in die Trompete, ergriffen die Waffen und nahten sich mit vollen Rudern dem Schiffe.

Die Schiffsleute, welche die Galeeren von weitem kommen sahen und ihnen nicht entgehen konnten, bereiteten sich zur Gegenwehr. Bei der Annäherung forderte der schöne Gerbino die Auslieferung der Schiffsherren auf seine Galeeren, wenn sie anders kein Treffen verlangten. Aber die Sarazenen, vergewissert von dem Stande und den Absichten ihrer Angreifer, beriefen sich auf die vom Könige erhaltene Sicherheit, zeigten zum Beweise den Handschuh König Wilhelms vor und erklärten: ohne Gefechte weder sich noch irgend etwas vom Schiffe zu überliefern.

Gerbino, mehr als jemals entflammt gegen die seine Erwartung weit übertreffende Schönheit der Prinzessin, welche er auf dem Hintertheile des Schiffes erblickte, antwortete bei Vorzeigung des Handschuhes, daß er sich gegenwärtig keiner Waffen bediene, wogegen der Handschuh schützte; sie sollten ihm die Prinzessin aushändigen oder zum Treffen sich gefaßt machen.

Plötzlich flogen Pfeile und Steine von beiden Seiten. Nach einem langen beiden Theilen schädlichen Streite ergriff endlich Gerbino, weil er seine Mühe vergeblich fand, ein aus Sardinien mitgebrachtes Fahrzeug und führte es angefüllt mit Feuer durch Hülfe der beiden Galeeren ans Schiff. Die Sarazenen, welche nunmehr entweder ihre Uebergabe oder den Tod unvermeidlich vor Augen sahen, ließen die unter dem Verdeck weinende Prinzessin herauf bringen, führten sie auf das Vordertheil, riefen dem Gerbino zu, ermordeten sie ihres Flehens um Erbarmen und Hülfe ungeachtet vor seinen Augen und warfen sie ins Meer. „Nimm sie hin", sprachen sie, „wie wir sie dir geben können und wie es deine Treue verdient hat!"

Beim Anblick dieser Grausamkeit achtete er, der den Tod beinahe selbst wünschte, weder Pfeile noch Steine, ließ sich zum Schiffe bringen und bestieg es ohne Rücksicht der darauf befindlichen Menge. Einem hungrigen Löwen gleich, der unter einer Heerde Vieh anfangs mehr um seine Wuth als um seinen Hunger zu stillen, mit den Zähnen und Klauen eines nach dem andern zerreißt, metzelte er mit dem Degen in der Faust unter die Sarazenen und machte eine Menge derselben nieder. Aber die überhandnehmende Flamme des angezündeten Schiffes nöthigte ihn ohne einen sonderlich freudigen Sieg dasselbe wieder zu verlassen, nachdem er durch seine Schiffssoldaten zu ihrer Entschädigung hatte wegschaffen lassen, was möglich war.

Darauf befahl er den Leichnam der schönen Prinzessin aus dem Meere zu nehmen, ließ sie, nachdem er sie lange und viel beweint hatte, bei seiner Rückreise nach Sicilien auf der kleinen Insel Ustica, fast Trapani gegenüber, anständig begraben und kehrte äußerst bekümmert nach Hause zurück.

Sobald der König von Tunis dies erfuhr, schickte er seine Abgesandten in Trauerkleidung an den König Wilhelm, sich über die schlechte Beobachtung seines Versprechens zu beklagen und ihm den ganzen Verlauf zu erzählen. Da dieser

kein Mittel sah, ihm die verlangte Genugthuung abzuschlagen, befahl er Gerbino in Verhaft zu nehmen, verurtheilte ihn in eigener Person zur Enthauptung, ungeachtet der Vorstellungen des ganzen Adels, und ließ ihm in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen, weil er lieber keinen Enkel haben, als für einen treulosen König gehalten sein wollte. Aus dieser Erzählung habt ihr gesehen, wie beide Liebende in wenig Tagen den elendesten Tod erduldeten, ohne die Früchte ihrer Liebe zu genießen.

Fünfte Erzählung.

Elisabeth's Blumentopf.

In Messina lebten drei Brüder, junge Kaufleute, welche durch den Tod ihres Vaters ein ansehnliches Vermögen bekommen hatten. Ihre Schwester, Namens Elisabeth, ein schönes, junges und artiges Mädchen war noch unverheirathet, ich weiß nicht aus was für Ursache. Ein junger Pisaner, Lorenz genannt, der in einem ihrer Gewölbe die ganze Handlung und alle Geschäfte besorgte, erregte durch seine Schönheit und einnehmendes Betragen Elisabeth's Aufmerksamkeit und fing an, ihr ungemein zu gefallen. Lorenz, welcher dies einigemal merkte, ließ daher seine auswärtigen Liebeshändel fahren, richtete auf sie seinen Sinn, und bei ihrer gegenseitigen, gleich starken sich entdeckenden Leidenschaft erreichten sie bald die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche.

Allein sie wußten in der Folge den Genuß ihrer guten und vergnügten Tage nicht genug zu verheimlichen, so daß der älteste Bruder seine Schwester einst in der Nacht zum Schlafgemach des Lorenz gehen sah, ohne daß er von ihr bemerkt wurde. So kränkend diesem einsichtsvollen Jüngling diese Entdeckung war, so hielt er es doch für anständiger, sich nicht zu regen oder ein Wort zu sagen, sondern machte bis zum folgenden Morgen blos mancherlei Betrachtungen über diesen Zufall.

Den andern Tag erzählte er seinen Brüdern die in der

vorigen Nacht von Elisabeth und Lorenz gemachte Bemerkung. Um weder sich noch ihre Schwester zu beschimpfen, faßten sie nach langen Ueberlegungen den Entschluß, stillschweigend und mit anscheinender Unwissenheit die Sache zu übergehen, bis sie Gelegenheit fänden, ohne ihren Schaden und jener Vermuthen diesen Schimpf aus dem Wege zu schaffen, ehe er weitere Folgen nach sich zöge.

In diesem Vorsatz scherzten und lachten sie mit Lorenz wie gewöhnlich, nahmen ihn einst mit sich unter dem Vorwande, sich außer der Stadt ein Vergnügen zu machen, brachten ihn um, als sie an einen einsamen und entfernten Ort kamen, den sie zu ihrem Vorhaben schicklich fanden, begruben ihn so, daß niemand ihn entdecken konnte und gaben bei ihrer Rückkehr nach Messina vor, ihn in Geschäften fortgeschickt zu haben, welches man um so leichter glaubte, als dies sehr oft zu geschehen pflegte.

Als Lorenz nicht wieder kam, fragte Elisabeth, welche dies lange Außenbleiben am meisten schmerzte, ihre Brüder oft ängstlich nach ihm.

„Aber was soll das heißen?“ antwortete einer, als sie einst sehr dringend sich erkundigte; „was hast du denn mit Lorenz zu schaffen, daß du so oft nach ihm fragst? wenn du es noch länger thust, wollen wir dir die gehörige Antwort geben.“

Betrübt und traurig harrte das Mädchen zwischen Furcht und Hoffnung, ohne weiter zu fragen, rief ihn oft rührend des Nachts, bat ihn zu kommen und klagte zuweilen mit vielen Thränen über seine lange Entfernung, so daß dies lange Harren sie aller Freuden beraubte.

Als sie einst in der Nacht nach langem Klagen über sein Außenbleiben in Thränen eingeschlafen war, erschien ihr Lorenz bleich, verworren, mit zerrissenen und vermoderten Kleidern im Traume. „Ach Elisabeth!“ schien er ihr zu sagen, „stets nur rufst du mich; betrübst dich über meine lange Abwesenheit und machst mit deinen Thränen mir die bittersten Vorwürfe; wisse, daß meine Rückkehr unmöglich ist! denn deine Brüder haben an jenem Tage mich umgebracht, da wir uns zum letztenmale sahen.“ Er zeigte ihr darauf den Ort an, wo sie ihn eingescharrt hatten, vermahnte sie, ihn nicht mehr zu rufen oder zu erwarten und verschwand.

Das Mädchen fing beim Erwachen über die ihr so wahrscheinliche Offenbarung an bitterlich zu weinen, doch wagte sie am Morgen nicht, ihren Brüdern etwas davon zu sagen, sondern nahm sich vor, an den angezeigten Ort zu gehen, um sich von der Wahrheit ihrer Erscheinung zu überzeugen. Sobald sie die Erlaubniß erhalten hatte, sich in Gesellschaft einer ihrer Dienerinnen, welche alle um ihre Handlungen wußten, vor der Stadt ein Vergnügen zu machen: eilte sie dahin, schaffte das daselbst befindliche dürre Laub weg und fing an zu graben, wo ihr das Erdreich am lockersten schien. Sie grub nicht lange, als sie den noch völlig unverderbten und unverwesten Körper ihres unglücklichen Liebhabers und die überzeugendste Gewißheit jener Offenbarung entdeckte.

Voll herben Schmerzes hätte sie, weil Thränen nichts halfen, gern den ganzen Körper weggetragen und ihm ein anständiges Begräbniß verschafft; aber bei der Unmöglichkeit ihres Wunsches schnitt sie mit einem Messer ihm wenigstens den Kopf ab, so gut sie konnte, wickelte ihn in ein Schnupftuch, gab ihn von niemand bemerkt ihrem Mädchen, bedeckte den übrigen Körper wieder mit Erde und kehrte nach Hause.

Hier vergoß sie eingeschlossen in ihrem Zimmer so viel bittere Thränen über dies Haupt, daß sie es völlig wusch und küßte es tausendmal aller Orten. Darauf legte sie es eingeschlagen in ein schönes Tuch in einen Topf, worin man Majoran oder Basilikum zu pflanzen pflegt, überschüttete es mit Erde und setzte einige Stengel des schönsten salernitanischen Basilikums hinein, welche sie mit nichts als Rosen- und Orangenwasser oder ihren Thränen benetzte.

Stets pflegte sie in der Nähe dieses Topfes zu sitzen und ihn, der ihren Lorenz verbarg, mit aller Sorgfalt zu warten. Wenn sie genugsam ihn geliebkost hatte, ging sie ihre Thränen über ihn auszuschütten, so lange bis sie den Basilikum völlig befeuchtet hatte, und dieser ward sowohl durch die fleißige und anhaltende Wartung als durch die aus dem modernden Haupte entspringende Fettigkeit der Erde überaus schön und wohlriechend.

Die Nachbarn, welche sie in ihrem ununterbrochen fortgesetzten Betragen öfters beobachteten, entdeckten ihre tägliche Gewohnheit den Brüdern, welche über die Abnahme ihrer Schönheit und über das Verlöschen ihrer lebhaften Augen ver-

wundert waren und ihr den Topf heimlich wegtragen ließen, als sie es hörten und wahrnahmen, auch wiederholte Verweise nichts halfen. Mit den dringendsten Bitten forderte ihn das Mädchen mehrmals zurück, als sie ihn vermißte, und fiel, weil sie ihn nicht erhielt, durch unaufhörliches Klagen und Weinen in eine Krankheit, in welcher sie nichts als ihren Topf verlangte.

Verwundert über diese Forderung waren die Brüder neugierig zu wissen, was darinnen sei und fanden das noch nicht ganz verweste Haupt des Lorenz, als sie die Erde ausschütteten, welches sie an den krausen Haaren erkannten. Voll Staunen und Furcht, die Sache möchte entdeckt werden, vergruben sie es. Sie verließen Messina eiligst, ohne sich weiter zu regen und gingen nach vorher getroffenen nöthigen Anstalten nach Neapel.

Unter beständigem Weinen und Verlangen nach ihrem Topfe starb endlich das Mädchen und erreichte das Ziel ihrer unglücklichen Liebe. Als diese Begebenheit in einiger Zeit bekannt ward, machte einer das noch heut zu Tage in Welschland übliche Lied: „Welcher böse Christ raubte mir den salernitanischen Basilikum?“

Sechste Erzählung.

Andreola's und Gabriotto's Träume.

In der Stadt Brescia lebte einst ein Kavalier, Namens Negro da Ponte Carraro, der unter andern Kindern auch eine junge, ziemlich schöne Tochter hatte, Namens Andreola. Sie verliebte sich in einen ihrer Nachbarn, Gabriotto genannt, einen Menschen von niedrigem Stande, der aber mit einer schönen und einnehmenden Person die empfehlendste Artigkeit verband. Durch ihre Bemühungen und durch Vermittelung einer Magd brachte es das Mädchen dahin, daß Gabriotto nicht nur die Neigung zu ihm erfuhr, sondern sich auch zuweilen in einem schönen Garten ihres Vaters zu beiderseitigem großen Vergnügen

einfand; und damit kein Zufall außer dem Tode dies ergötzende Liebesband trennen möchte, so schlossen sie eine heimliche Ehe.

In der Folge dieser verstohlen fortgesetzten Verbindung träumte dem Mädchen einst in der Nacht, als ob sie Gabriotto im Garten mit dem größten Entzücken in ihre Arme schlösse. Plötzlich sah sie aus seinem Körper etwas dunkles und fürchterliches fahren, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte, welches den Gabriotto ergriff, ihn mit Gewalt aus ihren Armen riß und mit ihm unter der Erde verschwand, daß sie von keinem etwas weiter sah. Sie erwachte vor unbeschreiblichen Schmerzen und war zwar froh ihren Traum nicht bestätigt zu finden, aber demungeachtet gerieth sie darüber in Furcht.

Da Gabriotto sie in der folgenden Nacht besuchen wollte, gab sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn diesen Abend davon abzuhalten, empfing ihn aber doch in ihrem Garten, um Argwohn zu vermeiden, weil sie sein Verlangen sah. Nachdem sie, vermöge der Jahreszeit, eine Menge weißer und rother Rosen gesammelt hatten, gingen sie mit einander zu einem schönen und hellen Springwasser und setzten sich am Fuße desselben nieder.

Nach langem Genusse mancherlei Vergnügungen fragte Gabriotto, warum sie ihm denn am Tage den heutigen Besuch abgeschlagen hätte, und das Mädchen erzählte ihm ihren in der Nacht gehabten Traum und die daraus geschöpfte Besorgniß.

Lächelnd entgegnete Gabriotto, daß es eine große Thorheit sei, auf Träume zu bauen, weil sie vom Ueberfluß oder Mangel an Speise herrührten und fast täglich unbegründet gefunden würden. „Hätte ich auf Träume achten wollen", fuhr er fort, „würde ich nicht sowohl des deinigen, als eines andern wegen, welchen ich in der nämlichen Nacht hatte, diesen Besuch vermieden haben. Ich glaubte in einem schönen anmuthsvollen Wald zu jagen und hatte ein schönes und artiges Reh, dergleichen ich in meinem Leben nicht gesehen habe, gefangen. Es war weißer als der Schnee und gewöhnte sich in kurzem so an mich, daß es keinen Augenblick von mir ging. Auch ich gewann es so lieb, daß ich es an einem goldenen Halsband und Kette stets an der Hand führte, um dessen Entfernung von mir zu verhindern. Als es einst den Kopf in meinen Schooß gelegt hatte und schlief, sprang, ich weiß nicht woher, ein kohlschwarzes abgehungertes und dem Ansehen nach fürchterliches

Windspiel hervor, kam auf mich zu, ohne daß ich ihm widerstand, biß mich in die linke Seite und zerfleischte mich bis auf das Herz, das es herausreißen wollte. Mein Schmerz darüber war so lebhaft, daß ich, aus meinem Traum erwachend, sogleich mit der Hand nach der Seite griff. Aber ich mußte über mich selbst lachen, als ich beim Nachsuchen nichts fand.

Was soll dies aber bedeuten? ich habe dergleichen und noch fürchterlichere Träume in meinem Leben schon mehrere gehabt, gleichwohl ist mir deshalb nichts widrigeres oder angenehmeres begegnet; laß uns diese Dinge vergessen und lieber fröhlich sein!"

Das durch ihren Traum bereits erschreckte Mädchen ward es hierdurch noch weit mehr. Doch verbarg sie ihre Furcht so gut sie konnte, um bei Gabriotto kein Mißvergnügen zu erwecken. Aber bei aller Zeitverkürzung, welche öftere gegenseitige Umarmungen und Küsse ihnen darboten, war sie dennoch beständig in Sorgen, sah wider ihre Gewohnheit bald ihm ins Gesicht, bald in den Garten vor sich hin, ob sie vielleicht etwas schwarzes irgend woher kommen sähe.

In diesen Beschäftigungen umarmte Gabriotto sie mit einem tiefen Seufzer. „Ach, hilf mir, meine Beste", rief er da plötzlich, „ich sterbe!" und fiel bei diesen Worten nieder in das Gras.

„Was fehlt dir, mein Theurer?" rief das Mädchen weinend und hob ihn auf ihren Schooß. Aber Gabriotto gab keinen Laut von sich, sondern verschied nach wenigen Augenblicken mit heftigem Stöhnen und Schweiß.

Jeder kann sich leicht denken, wie niederschlagend und schmerzhaft dies einem Mädchen sein mußte, die ihn mehr als sich selbst liebte. Nach vielen Thränen und öfteren vergeblichen Rufen merkte sie wohl, daß er wirklich todt sei, als sie alle Theile des Körpers untersuchte und dieselben kalt fand. Verlegen, was sie thun oder sagen sollte, rief sie mit weinenden Augen in der Angst ihre um diese Liebe wissende Magd und entdeckte dieser ihr Elend und ihren Kummer.

Als sie eine Weile jammervoll des Gabriotto Gesicht mit Thränen benetzt hatten, sagte sie zur Magd: „Da Gott mir ihn geraubt hat, verlange auch ich kein längeres Leben; ehe ich aber demselben ein Ende mache, wünschte ich, wir könnten Maaßregeln ergreifen, daß meine Ehre erhalten, unsere Liebe

verheimlicht und der Leichnam, welchen eine so edle Seele verlassen, beerdigt würde."

„Meine Gebieterin", entgegnete die Magd, „rede von keinem Selbstmorde! du hast ihn ja nur hier verloren, aber du würdest auch in jener Welt von ihm getrennt sein, wolltest du dein Leben verkürzen; du führest in die Hölle, wo die Seele eines so braven Jünglings, glaube ich, gewiß nicht hingerathen sein kann. Tröste dich und sorge durch Beten und gute Werke für das Wohl seiner Seele, wenn sie dessen irgend einer Sünde wegen bedarf. Ein Begräbniß können wir ihm gleich hier im Garten anweisen; niemand wird es je erfahren, weil sein Hierherkommen jedermann unbekannt geblieben ist. Gefällt dir aber dieser Vorschlag nicht, so wollen wir ihn vor den Garten legen, wo er morgen früh gefunden, nach Hause geschafft und von seinen Verwandten wird begraben werden."

Bei allem ihrem Schmerze und den ununterbrochenen Thränen hörte das Mädchen doch die Vorschläge ihrer Magd an, wollte aber in den ersten nicht willigen, sondern antwortete in Ansehung des zweiten: „Ich würde, bei Gott! doch nicht zugeben, daß ein mir so werther, so heißgeliebter Jüngling, ja mein Gemahl, wie ein Hund begraben oder auf der Straße liegen bliebe. Meine Thränen habe ich ihm dargebracht und so viel als möglich soll er sie auch von seinen Anverwandten erhalten; soeben fällt mir ein, was wir hierbei thun müssen."

Sie ließ ein Stück seidenes Zeug aus ihrem Schranke holen, breitete es auf die Erde und legte den Leichnam des Gabriotto darauf, den Kopf mit einem Kissen unterstützt. Nachdem sie unter häufigen Thränen ihm Augen und Mund geschlossen, ihn mit einem Rosenkranz geziert und die zuvor gepflückten Rosen über ihn gestreut hatte, sagte sie zur Magd: „Es ist nicht weit von hier bis zu seiner Hausthüre, wir wollen ihn so angeputzt dorthin tragen und ihn vor derselben hinlegen, damit man ihn mit dem bald herannahenden Tage aufhebe. Bringt dies gleich den Seinigen weiter keinen Trost, so wird es doch mir, in deren Armen er starb, zu großer Beruhigung dienen."

Nach diesen Worten warf sie sich von neuem mit einem Strom von Thränen auf sein Gesicht, richtete sich, nachdem sie lange geweint und von ihrer Magd wegen Tages Annäherung oft erinnert worden, endlich wieder auf, zog den

Ring vom Finger, durch welchen sie mit Gabriotto verlobt worden, und steckte ihn demselben an. „Mein Bester“, sprach sie weinend, „dein Geist mag jetzt meine Thränen sehn, oder dein Körper nach dessen Entweichung weder Bewußtsein noch Gefühl mehr haben, nimm gütig das letzte Geschenk von derjenigen an, die du lebend so zärtlich liebtest.“

Hier fiel sie abermals halb todt auf ihn hin, ergriff aber, nachdem sie sich ein wenig wieder erholt hatte und aufgestanden war, nebst der Magd das Tuch, worauf Gabriotto lag; beide verließen nun den Garten und gingen nach seiner Behausung.

Unterwegs stießen sie unvermuthet auf die Scharwache, welche eines Vorfalls wegen sich zufälligerweise auf der Straße befand und wurden nebst dem todten Körper in Verhaft genommen.

„Ich kenne euch!“ rief Andreola, mehr nach Tod als Leben begierig, beim Erblicken derselben unerschrocken, „und weiß, daß Flucht mir wenig helfen würde. Ich bin bereit, euch vor Gericht zu folgen und diesen Unfall zu entdecken; aber keiner unterstehe sich, mich bei dieser Folgsamkeit anzurühren, oder etwas von diesem Leichnam zu entwenden, will er nicht meine Ahndung!“ Sie begleitete daher ungefesselt den Körper des Gabriotto zur Gerichtsstätte.

Der Richter stand bei dieser Nachricht sogleich auf, ließ sie in sein Zimmer kommen und erforschte von ihr alle Umstände. Auch mußten einige Aerzte den Leichnam untersuchen, ob er durch Gift oder gewaltsamer Weise ums Leben gekommen sei; aber alle versicherten, daß bloß ein nahe am Herzen geplatztes Geschwür ihn erstickt habe.

Da er sie bei diesem Zeugniß nur in Kleinigkeiten schuldig fand, gab er sich das Ansehen ihr zu schenken, was er nicht verkaufen konnte und versprach, sie loszulassen, wenn sie seine Wünsche befriedigte. Nach vergeblichen Vorstellungen wollte er wider allen Anstand Gewalt brauchen; aber Andreola, wüthend und vor Unwillen mit einer ungewöhnlichen Stärke ausgerüstet, vertheidigte sich männlich und wies ihn mit Schimpf und Spott zurück.

Mit Anbruch des Tages kam die Nachricht von dieser Begebenheit auch zu den Ohren des Negro, der, betrübt bis in den Tod, in Begleitung vieler Freunde nach dem Ge-

richtshause sich begab und klagend seine Tochter wieder verlangte, nachdem er vom Richter alle Umstände erfahren.

Der Richter fand es schicklicher, die bei ihr versuchte Gewalt selbst zu gestehen, ehe er von ihr deshalb angeklagt würde. Er lobte daher zuvörderst das Mädchen und ihre Standhaftigkeit und erzählte zum Beweis derselben sein Unternehmen. Diese ihre lobenswerthe Stärke, setzte er hinzu, habe ihn mit solcher Liebe zu ihr entbrannt, daß er sie zur Gattin nehmen wollte, wenn er, als ihr Vater, und sie selbst es zufrieden wären, ungeachtet sie an einen Mann von niedrigem Stande verheirathet gewesen sei.

Während dieser Unterredungen erschien Andreola vor ihrem Vater. „Mein Vater!“ lief sie mit Thränen auf ihn zu, „es würde, glaube ich, überflüssig sein, euch die Geschichte meiner Verwegenheit und meines Unglücks zu erzählen, weil ich überzeugt bin, daß ihr sie bereits wissen werdet. Ich bitte daher aufs demüthigste blos um Verzeihung meines Fehlers, daß ich ohne euer Wissen einen Mann nahm, der mir so sehr gefiel. Ich verlange sie nicht, um mein Leben zu retten, sondern um den Tod als eure Tochter und nicht als eure Feindin zu dulden.“ So sprach sie und warf sich mit Thränen zu seinen Füßen.

Dem Negro, einem bereits bejahrten und von Natur gütigen und liebevollen Manne, brachen bei diesen Worten die Thränen ebenfalls aus den Augen und er hob sie weinend vor Zärtlichkeit auf. „Allerdings“, sprach er, „wäre mir es lieber gewesen, du hättest dir einen Mann genommen, der sich für dich meinem Urtheile nach schickte; aber auch jeder, der dir gefiel, würde meinen Beifall erhalten haben. Nur kränkt mich des wenigen Zutrauens wegen deine Verheimlichung und noch mehr, daß du ihn eher verloren hast, als ich es erfuhr. Weil es aber einmal so ist, so erhalte er als mein Schwiegersohn auch nach dem Tode diejenige Ehre, die ich ihm zu deiner Beruhigung im Leben würde erzeigt haben.“ Darauf wandte er sich zu seinen Kindern und Anverwandten und befahl, dem Gabriotto ein ansehnliches und ehrenvolles Leichenbegängniß zu veranstalten.

Mittlerweile waren, nachdem das Gerücht hiervon sich verbreitet hatte, die Anverwandten des jungen Menschen und fast alle Männer und Weiber aus der ganzen Stadt zusammen gekommen. Man stellte daher den Leichnam mitten im Hofe auf dem Tuche der Andreola mit allen seinen Rosen auf, wo er

nicht blos von ihr und seinen Verwandten, sondern fast allgemein, von Frauen und Männern beweint und nicht etwa wie einer aus dem Pöbel, sondern dem Vornehmsten gleich, auf den Schultern der angesehensten Bürger, aus dem Gerichtshofe mit größten Ehrenbezeugungen zur Grabstätte getragen wurde.

Nach einigen Tägen erneuerte der Richter sein Gesuch, aber Negro fand kein Gehör, als er mit seiner Tochter darüber sprach, daher bewilligte er, daß sie und die Magd in ein durch Frömmigkeit sehr berühmtes Kloster sich begaben, wo sie aufs ehrbarste noch eine geraume Zeit lang gelebt haben.

Siebente Erzählung.

Der giftige Salbeibusch.

In Florenz lebte vor nicht gar langer Zeit ein junges, hübsches und artiges Mädchen, jedoch aus geringem Stande und von armen Eltern geboren; Simona war ihr Name. Mußte sie sich gleich durch Händearbeit ihren Unterhalt erwerben und ihr Leben durch Wollspinnen erhalten, so hatte sie doch keine so niedrige Seele, daß ihr die Liebe nicht hätte in den Sinn kommen sollen. Seit geraumer Zeit lockte diese Leidenschaft sie durch die einnehmenden Geberden und Worte eines jungen Menschen, an Stande nicht erhabener als sie, der ihr von seinem Meister die Wolle zu spinnen brachte; und das Mädchen gab ihr endlich Gehör und betrachtete diesen liebenswürdigen Jüngling, Pasquino genannt, mit einem günstigen Blick.

Sehnsuchtsvoll und doch unbeherzt mehr zu wagen, stieß sie mit jedem Fadenzuge tausend leise Seufzer bei dem Andenken des Ueberbringers dieser Wolle aus. Auch er auf der andern Seite fragte, besorgt seinem Meister gut gesponnene Wolle zu verschaffen, bei Simona öfters als bei den übrigen Spinnerinnen nach; gleich als ob ihr Gespinnste allein die Webe ausmache.

Sein Antrieb und ihre Freude daran machten ihn kühner

als gewöhnlich, verjagten ihre vormalige Furcht und Scham und bewirkte endlich die gewünschte Vereinigung. Sie fanden beide so viel Vergnügen darin, daß jeder dem andern zuvorzukommen suchte, ohne die wechselseitigen Einladungen zu erwarten.

Als in der Folge dieser frohen Tage ihre Leidenschaft immer brennender ward, gab Pasquino der Simona einst den Wunsch zu erkennen, sie sollte ihn womöglich in einen Garten begleiten, wo sie ungestörter, verdachtloser bei einander sein könnten. Simona versprach es und begab sich einen Sonntag nach dem Essen in den von Pasquino ihr angezeigten Garten unter dem Vorwande, sie wolle mit einer ihrer Gesellschafterinnen, Namens Lagina, nach St. Gallen zum Ablaß gehen. Sie fand ihn in Begleitung seines Freundes Puccio, eigentlich Stramba genannt. Nach einem neuen, zwischen Stramba und Lagina geknüpften Liebesbande, gingen sie ihrem Vergnügen in einem Theile des Gartens nach und ließen die beiden vorgenannten im andern.

Pasquino und Simona fanden einen schönen schattigen Salbeistock und setzten sich am Fuße desselben nieder. Als sie eine lange Weile mit einander gescherzt und von einem Vesperessen gesprochen hatten, das sie nach dem Genuß einiger Ruhe in diesem Garten zu sich nehmen wollten, wandle Pasquino sich zu dem Salbeistocke, pflückte ein Blatt davon und fing an die Zähne und das Zahnfleisch damit zu reiben, um sie von allen Ueberbleibseln der Speisen zu reinigen. Darauf erneuerte er das vorige Gespräch vom Vespern, und hatte kaum wenige Worte gesprochen, als seine Gesichtsfarbe sich veränderte, ihm Sehen und Sprache vergingen und er in kurzem verschied.

Bei diesem Anblick rief Simona mit Weinen und Schreien den Stramba und die Lagina zu Hülfe, welche augenblicklich herbeieilten. „Abscheuliches Weib!“ schrie Stramba, als sie den Pasquino nicht nur todt, sondern auch aufgeschwollen und im Gesichte sowohl als am ganzen Körper voll dunkler Flecke fanden, „du hast ihn vergiftet!“

Der Anblick des todten aufgeschwollenen Körpers und die Klagen und Beschuldigungen des Stramba gegen Simona, welche vor Schmerz über diesen unerwarteten Verlust ihres Geliebten ganz außer sich und unvermögend war, sich wegen der angeklagten Vergiftung zu vertheidigen, machten allen auf

dies Geschrei zusammengelaufenen Nachbarn des Gartens dies Vorgeben glaublich. Man ergriff sie daher und führte sie heftig weinend vor Gericht, wo Stramba, Atticciato und Malagevole, Mitgesellen des Pasquino, die dazu gekommen waren, sie aufrecht halten mußten.

Der Richter nahm die Sache sogleich vor und befragte sie über alle Umstände. Da es ihm unbegreiflich schien, daß sie boshaft an ihm gehandelt haben und schuldig sein sollte, verlangte er, in ihrer Gegenwart den Leichnam, den Ort und die übrigen von ihr erzählten Umstände zu sehen, die sie nicht deutlich genug beschrieb. Er ließ sich daher ohne Lärm dahin führen, wo der wie eine Kröte aufgeschwollene Leib des Pasquino lag und fragte sie, mit Verwunderung sich demselben nähernd, wie dies zugegangen?

Simona ging zu dem Salbeistock, nahm nach ausführlicher Geschichtserzählung, wie Pasquino, ein Blatt und rieb sich die Zähne, um dem Richter den Zufall ganz klar zu machen.

Indem Stramba, Atticciato und die übrigen Freunde und Gefährten des Pasquino in Gegenwart des Richters dies Vorgeben der Simona als erdichtet und falsch verwarfen und mit noch heftigerer Anklage den Scheiterhaufen zur Bestrafung ihrer Bosheit forderten: begegnete dem armen Mädchen, welches vor Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers und aus Furcht vor der von Stramba verlangten Strafe ganz erstarrt war, durch das Reiben der Zähne mit Salbei das nämliche Unglück des Pasquino, worüber alle Umstehende in nicht geringes Staunen geriethen.

O glückliche Seelen, die ihr an einem Tage eure glühende Liebe mit dem vergänglichen Leben beschließt! noch glücklicher, wenn ihr zur nämlichen Wohnstätte gelangt; und die glücklichsten, wenn auch in jenem Leben diese Leidenschaft fortdauert und ihr euch noch so feurig als zuvor liebt! Glücklicher ist wenigstens die erhabene Seele der Simona, als diejenigen, welche meinem Urtheile nach sie im Leben hinter sich gelassen hat. Die Vorsicht ließ ihre Unschuld den Anklagen des Stramba, Atticciato, Malagevole und anderer niedriger Menschen nicht unterliegen, sondern zeigte ihr einen anständigen Weg durch eine ihrem Geliebten ähnliche Todesart sich von diesen entehrenden Nachstellungen loszureißen und der Seele ihres so theuern Pasquino zu folgen.

Der Richter mit allen Anwesenden, über diesen Zufall erstaunt, blieb lange unbeweglich stehen, ungewiß was er sagen sollte. „Es ist offenbar", sprach er, als er sich wieder gesetzt hatte, „daß diese Salbei wider ihre Art giftig ist; man haue sie bis auf die Wurzel aus und werfe sie in das Feuer, damit sie andern nicht schade!"

Der Gärtner that es im Beisein des Richters. Sobald er den Stock aus der Erde gehauen hatte, entdeckte man die Ursache des Todes dieser beiden unglücklichen Liebenden. Unter dem Salbeistocke befand sich eine Kröte von bewundernswürdiger Größe, deren giftiger Ausdünstung man die Schädlichkeit der Salbei zuschrieb. Da niemand es wagte, sich ihr zu nähern, so machte man einen großen Holzhaufen um sie herum und verbrannte sie nebst der Salbei.

Damit hatte die Untersuchung des Richters über den Tod des armen Pasquino ein Ende. Stramba, Atticciato, Guccio, Imbratta und Malagevole begruben ihn nebst Simona in diesem Zustande bei der St. Pauls-Kirche, wohin sie als Pfarrkinder gehörten.

Achte Erzählung.

Hieronimus und Silvestra.

Einer alten Sage zufolge war Hieronimus Sighieri der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes in unserer Stadt, mit Namen Leonardo. Sein Vater starb nach dessen Geburt in sehr guten Umständen und die Vormünder, nebst der Mutter, verwalteten das Vermögen des Knaben auf eine gute und gesetzmäßige Art. Er wuchs mit den Kindern der Nachbarn auf und pflog mehr als die übrigen dieser Gegend mit einer an Jahren ihm gleichen Tochter eines Schneiders einen vertrauten Umgang, der mit zunehmendem Alter in eine so heftige Liebe ausartete, daß Hieronimus sich seiner selbst nicht bewußt war, wenn er dies Mädchen nicht sah. Auch sie gab in der Liebe der seinigen nichts nach.

Die Mutter des Jünglings ließ es an Verweisen und

Strafen nicht fehlen; als sie ihn aber nicht zurückhalten konnte, beschwerte sie sich bei den Vormündern darüber, denn sie hielt diese Neigung in Rücksicht der vielen Reichthümer ihres Sohnes für eine große Erniedrigung. „Dieser Knabe", sprach sie zu ihnen, „ist kaum vierzehn Jahre alt und hat eine so brennende Leidenschaft gegen die Tochter eines Schneiders in unserer Nachbarschaft, Namens Silvestra, daß er sie entweder einst ohne unser Wissen und zu meinem größten Verdruß zur Frau nehmen wird, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen schaffen: oder er grämt sich zu Tode, wenn er sie an einen andern verheirathet sieht. Um dies zu verhindern, dächte ich, solltet ihr ihn an einen entfernten Ort in eine Handlung schicken, damit der Mangel ihres Anblicks sie aus seinem Gedächtniß verbanne, und wir ihm mit der Zeit ein Mädchen von gutem Stande zur Frau geben können."

Die Vormünder billigten ihren Rath, versprachen ihn zu befolgen und ließen den Jüngling ins Gewölbe rufen. „Mein Sohn", redete ihn einer liebreich an, „du bist nun bereits erwachsen; billig mußt du nun selbst deine Geschäfte einsehen lernen. Mache uns deshalb das Vergnügen, eine Zeit lang nach Paris zu gehen, wo du von dem Zustande eines großen Theils deines Vermögens unterrichtet werden wirst; die Vortheile, die Artigkeit und den Anstand zu geschweigen, die du da erwerben kannst, wenn du die dortigen Herrschaften, Barone und andere Edle beobachtest und dich nach ihren Sitten bildest. In einiger Zeit kannst du wieder zurückkehren."

Doch der Jüngling schlug es ihnen nach aufmerksamer Anhörung geradezu ab, weil er glaubte, er könne so gut als ein anderer in Florenz bleiben. Und da diese rechtschaffenen Männer durch wiederholte Vorstellungen keine andere Erklärung zu erlangen vermochten, sagten sie es seiner Mutter.

Nicht sowohl über diese Widersetzlichkeit nach Paris zu gehen, als über seinen Liebeshandel äußerst aufgebracht, gab sie ihm einen derben Verweis; suchte ihn aber nachher durch süße Vorstellungen zum Nachgeben zu bringen, fing an ihm zu schmeicheln und aufs zärtlichste zu bitten, er möchte doch das Verlangen seiner Vormünder erfüllen; auch wußte sie ihm solche Vorstellungen zu machen, daß er endlich einwilligte, längstens auf ein Jahr dorthin zu gehen.

Dies geschah. Hieronimus ging brennend vor Liebe nach Paris, ward jedoch von einem Tage zum andern daselbst zwei Jahre lang aufgehalten. Mit einer mehr als jemals feurigen Leidenschaft kehrte er zurück, fand aber Silvestra zu seiner Kränkung an einen jungen Zuschneider verheirathet. Unvermögend die Sache zu ändern, suchte er sich zu beruhigen, kundschaftete jedoch ihre Wohnung aus und fing an nach Gewohnheit verliebter Jünglinge in der Meinung fleißig an ihrem Hause vorüber zu gehen, daß sie ihn eben so wenig vergessen haben könnte, als er sie.

Er irrte sich. Sie that, als hätte sie ihn nie gesehen; wenigstens nahm sie die Miene des Gegentheils an, wenn sie auch einige Rückerinnerungen hatte. Der junge Mann merkte dies in kurzem zu seinem größten Leidwesen, wandte alles an, sich ihr wieder ins Gedächtniß zu bringen und beschloß, als er alle seine Mühe vergeblich fand, selbst mit ihr zu sprechen, sollte es auch sein Leben kosten.

Er schlich sich, nachdem er von einem Nachbar die Beschaffenheit ihres Hauses erforscht hatte, an einem Abend heimlich hinein, als Silvestra mit ihrem Mann und einigen Nachbarn spazieren gegangen waren, verbarg sich in ihrer Schlafkammer hinter einige Stücke Zeltleinwand und erwartete ihre Rückkunft und ihr Schlafengehen.

Als er den Mann eingeschlafen merkte, ging er an den Ort, wo er Silvestra sich hatte niederlegen sehen, fuhr mit der Hand auf ihre Brust und fragte leise: „Schläfst du schon, theure Seele?“ Die noch muntere Frau wollte schreien, aber Hieronimus sagte sogleich: „Um Himmelswillen schreie nicht, ich bin der Hieronimus.“

„Ich beschwöre dich bei Gott, Hieronimus“, antwortete die Frau mit Zittern, als sie dies hörte, „begieb dich hinweg! die Zeiten der Jugend und unserer verbotenen Liebe sind vorüber; ich bin jetzt verheirathet, wie du siehst, und es schickt sich daher nicht mehr für mich, mit andern als meinem Manne umzugehen. Um Gottes Willen, verlaß mich! denn geschähe auch kein ander Unglück, so würdest du doch, wenn mein Mann mich entdeckte, mir meine ganze Ruhe und den Frieden meines künftigen Lebens mit ihm rauben, da ich jetzt in seiner Liebe das glücklichste und zufriedenste Loos genieße.“

Diese Worte versetzten dem Jüngling den empfindlichsten

Schmerz. Weder die Rückerinnerung der vorigen Zeiten, noch seine durch keine Entfernung verringerte Liebe, noch anhaltende Bitten um die größten hinzugefügten Versprechungen fruchteten bei ihr etwas. Voll Verlangen nach dem Tode bat er sie daher endlich, sie sollte zur Belohnung einer so feurigen Liebe ihm wenigstens erlauben, sich so lange an ihre Seite zu legen, bis er von der Kälte des Wartens sich ein wenig wieder erwärmt hätte; er wolle kein Wort reden, noch sie berühren, sondern sie sodann alsbald wieder verlassen.

Nachdem Silvestra aus Mitleid unter diesen Bedingungen es ihm gestattet, legte er sich an ihre Seite, ohne sie zu berühren. In Gedanken auf seine so lange anhaltende Liebe gegen sie, auf ihre gegenwärtige Härte und auf die Vergeblichkeit seiner Hoffnung vertieft: beschloß er nicht länger zu leben, hielt den Athem an sich und starb, die Hände in einander geschlossen, ohne ein Wort zu reden.

Verwundert über die Ruhe, fing die Frau an, aus Furcht ihr Mann möchte erwachen: „Nun Hieronimus, warum gehst du nicht?“ und glaubte, als sie keine Antwort erhielt, er sei eingeschlafen; sie streckte daher die Hand nach ihm aus, um ihn zu wecken. Aber wie erschrack sie, als sie ihn kalt wie Eis, nach noch stärkerer Berührung unbeweglich und nach wiederholten Versuchen wirklich todt fand. Vor äußerster Bekümmerniß wußte sie lange nicht, was sie anfangen sollte. Endlich entschloß sie sich, das Urtheil ihres Mannes zu hören, was man in diesem Falle thun müßte; sie weckte ihn auf, erzählte ihm das, was ihr soeben begegnet war, als ob es sich mit einer andern zugetragen hätte und fragte ihn, wie er sich dabei benehmen würde?

Seiner Meinung nach, antwortete der ehrliche Mann, müsse man den Todten heimlich nach Hause tragen, ohne darüber einen Haß auf die Frau zu werfen, die er für unschuldig hielt. „Dies müssen wir auch also thun“, war die Antwort der Frau, welche seine Hand nahm und sie auf den todten Jüngling legte. Ganz erstarrt stand er auf, zündete ein Licht an, zog dem Todten seine Kleider wieder an, ohne sich mit seiner Frau in einen langen Wortwechsel einzulassen, trug ihn unverzüglich im Vertrauen auf seine Unschuld auf den Schultern nach dessen Haus und legte ihn vor die Thüre.

Am Morgen entstand beim Erblicken des Leichnams, be-

sonders von Seiten der Mutter, ein gewaltiger Lärm. Er ward überall untersucht und betrachtet; weil man aber keine Wunde oder irgend ein Merkmal einer Erdrosselung an ihm sah, schrieben die Aerzte durchgängig seinen Tod der Betrübniß zu.

Man trug den Leichnam in eine Kirche, wo die trauernde Mutter mit vielen andern Anverwandtinnen und Nachbarinnen zusammen kamen und ihn außerordentlich unserer Gewohnheit nach beweinten und beklagten.

Bei dem großen Zulaufe des Volkes sagte der Mann zu Silvestra, in dessen Haus er gestorben war: „Nimm eine Kappe übers Gesicht, geh in die Kirche, wo sie den Hieronimus hingeschafft haben und stelle dich unter die Frauenzimmer, um zu hören, was man von dieser Begebenheit urtheilt; ich will ein gleiches bei den Männern thun, damit wir hören, ob man etwa wider uns einigen Verdacht schöpfe."

Die zu spät mitleidige Frau willigte darein und ging, begierig den Todten zu sehen, dem sie im Leben nicht einen Kuß hatte gönnen wollen. Es ist wunderbar, wenn man die unerforschliche Gewalt der Liebe überdenkt. Dasjenige Herz, welches die glücklichen Umstände des Hieronimus nicht hatten bewegen können, ward durch sein Unglück gerührt. Plötzlich erregten die vormaligen wieder auflodernden Flammen in ihr ein solches Mitleid, daß sie beim Anblick des Leichnams, eingehüllt in ihre Kappe, nicht eher rastete, bis sie durch die Menge der Frauen zu ihm durchgedrungen war.

Mit einem lauten Schrei warf sie ihr Gesicht auf den todten Jüngling, den sie jedoch mit keiner Thräne benetzte, weil eben der Schmerz, welcher ihn getödtet hatte, auch ihr sogleich das Leben raubte. Die Frauen trösteten diese Unbekannte und riethen ihr wieder aufzustehen; als sie es aber nicht that, und sie dieselbe aufheben wollten, fanden sie solche unbeweglich und erkannten beim Aufrichten Silvestra und ihren Tod.

Alle umstehenden Frauen fingen von neuem an noch heftiger zu weinen, hingerissen von doppeltem Mitleid. Die Nachricht hiervon verbreitete sich bald außerhalb der Kirche zu den Männern und kam auch zu den Ohren ihres darunter befindlichen Mannes, der, ohne Trost oder Vorstellung anzuhören, eine Zeitlang in Thränen zerfloß. Darauf erzählte er verschiedenen Anwesenden die Begebenheit der heutigen Nacht zwischen dem Jüngling und seiner Frau, woraus mit allge=

meiner Betrübniß die Todesursache von beiden an den Tag kam.

Man zog daher der jungen Frau Todtenkleider an, legte sie auf das nämliche Bette an die Seite des Jünglings und begrub sie nach langem Weinen beide zusammen in eine Gruft. So wurden die, welche die Liebe lebend nicht hatte vereinigen können, jetzt im Tode durch eine unzertrennliche Gesellschaft verbunden.

Neunte Erzählung.

Guardastagno und Frau Roussillon.

In der Provence lebten nach der Erzählung der dortigen Einwohner zwei angesehene Kavaliere, beide reich an Schlössern und Vasallen, Wilhelm Roussillon der eine und Wilhelm Guardastagno der andere mit Namen. Beide, gleichgeübt in den Waffen, hegten für einander die innigste Freundschaft und waren bei allen Turnieren, Ritterspielen und Waffenübungen gewohnt, zusammen und in einerlei Aufzuge zu erscheinen.

Ungeachtet beide auf besonderen wohl zehn Meilen von einander entfernten Schlössern wohnten, so verliebte sich doch Guardastagno in die schöne und artige Gemahlin des Roussillon uneingedenk ihrer Freundschaft und Verbindung. Er stellte es bald auf diese, bald auf jene Art an, bis die Dame seine Liebe merkte und ein Vergnügen daran fand, weil sie ihn als einen braven Kavalier kannte. Auch ihre Liebe zu ihm ward bald so heftig, daß sie ihn über alles schätzte und nur eine Erklärung von ihm erwartete.

Diese erfolgte in kurzem und gab zu öfteren Zusammenkünften Anlaß. Ihre Liebe war so heftig und ihr Umgang zu unvorsichtig, so daß es ihr Mann merkte und aus Unwillen darüber seine zärtliche Freundschaft gegen Guardastagno in einen tödtlichen Haß verwandelte. Doch wußte er ihn besser zu verbergen, als die beiden Liebenden ihre Leidenschaft, und nahm sich fest vor ihn umzubringen.

Während dieser Gesinnungen des Roussillon machte man zu einem großen Turnier in Frankreich Anstalt, welches dieser dem Guardastagno sogleich meldete und ihn zu sich einlud, wenn es ihm gefällig sei, um über die Beiwohnung dieses Turniers und die Art derselben mit ihm zu sprechen. Freudig antwortete ihm Guardastagno, daß er den andern Tag unfehlbar zum Essen bei ihm eintreffen wolle.

Bei dieser Nachricht hielt es Roussillon für Zeit, ihn zu ermorden, bewaffnete sich den folgenden Tag und ritt mit einigen ebenfalls bewaffneten Dienern ungefähr eine Meile von seinem Schlosse in einen Wald, wodurch Guardastagno kommen mußte. Nach einer Weile sah er ihn unbewaffnet mit zwei Dienern anlangen und fiel ihm verrätherisch und rachsüchtig in den Rücken, als er nichts Böses sich vermuthend, an den ausersehenen Ort kam. „Stirb, Verräther!“ schrie er und stieß ihm die Lanze durch die Brust.

Guardastagno, unvermögend sich zu vertheidigen oder nur ein Wort zu sprechen, fiel von diesem Stiche zu Boden und starb in wenig Augenblicken; seine Diener aber wandten die Pferde um und flohen nach dem Schlosse ihres Herrn, ohne den Thäter zu erkennen.

Roussillon stieg hierauf ab, öffnete dem Guardastagno mit einem Messer die Brust, rieß ihm mit eigenen Händen das Herz heraus, ließ es in ein Lanzenfähnlein wickeln und gab es einem seiner Diener. Nachdem er allen verboten, ein Wort hiervon zu sprechen, stieg er auf sein Pferd und kam abends spät wieder in sein Schloß.

Die Gemahlin des Roussillon, welche wußte, daß Guardastagno zum Abendessen erscheinen wollte und sehnlich auf ihn wartete, ihn aber nicht kommen sah, fragte verwundert ihren Gemahl: „Wie kommt es, mein Herr, daß Guardastagno nicht angelangt ist?“ „Er hat, meine Beste“, erwiderte der Mann, „mir melden lassen, daß seine Ankunft vor morgen nicht möglich sei.“ Aber die Dame ward darüber ein wenig unruhig.

Roussillon ließ den Koch rufen, als er abgestiegen war. „Nimm dies Herz von einem wilden Schweine“, sprach er, „bereite ein Gericht daraus, so gut und wohlschmeckend als du kannst und schicke mir es, wenn ich bei Tische sein werde in einer silbernen Schüssel.“ Der Koch wandte alle Kunst und

Sorgfalt darauf, zerschnitt es, that die besten Gewürze hinzu und machte ein herrliches Gehacktes daraus.

Als es Zeit war, setzte sich Wilhelm mit seiner Gemahlin zu Tische, aß aber wenig von den aufgetragenen Speisen, beunruhigt durch das Andenken an die begangene Mordthat. Endlich schickte der Koch auch das Gehackte, welches er unter dem Vorwande, er habe heute keine Lust zum Essen, seiner Gemahlin mit vielen Anpreisungen vorsetzte und sie, welcher es an Eßbegierde nicht fehlte, kostete solches und verzehrte es des Wohlgeschmacks wegen völlig.

„Was haltet ihr von diesem Gerichte?“ fragte ihr Gemahl, als er dies sah.

„Wahrhaftig“, antwortete sie, „es hat mir herrlich geschmeckt!“

„Bei Gott! das glaube ich!“ entgegnete derselbe, „und wundere mich nicht, wenn euch das nach dem Tode so gefällt, was ihr im Leben über alles schätztet!“

„Wie“, fragte die Dame, als sie sich bei dieser Antwort etwas bedacht, „was habt ihr mir denn zu essen gegeben?“

„Das Herz des Guardastagno! treuloses Weib, das ihr so liebtet. Seid versichert, daß es dasselbe gewesen! mit diesen meinen Händen habe ich es ihm kurz vor meiner Nachhausekunft aus dem Leibe gerissen.“

Der Schmerz der Dame bei dieser Nachricht von einer über alles geliebten Person läßt sich leicht denken. — „Ihr habt euch“, war nach einigen Augenblicken ihre Antwort, „in dieser Handlung als einen ungerechten und niederträchtigen Kavalier bewiesen; habe ich ihn zum Herrn meiner Liebe gemacht, ohne daß er mir Gewalt anthat, und euch dadurch erzürnt, so verdiente nicht er, sondern ich die Strafe. Gott gebe, daß ich nach dem Genuß einer so edlen Speise als das Herz dieses braven und artigen Kavaliers, des Guardastagno, nichts weiter zu mir nehme!“ Mit diesen Worten stand sie auf und stürzte sich ohne langes Besinnen aus einem hinter ihr befindlichen Fenster rücklings hinunter, durch welchen Fall sie bei der Höhe des Fensters nicht nur sogleich todt, sondern auch völlig zerschmettert war.

Wilhelm erkannte, darüber ganz betäubt, nunmehr sein Unrecht. Aus Furcht vor seinen Unterthanen und dem Grafen von Provence ließ er sein Pferd satteln und ergriff die Flucht.

Den andern Morgen wußte man die Begebenheit in der ganzen Gegend. Mit vielem Klagen und Weinen hoben die Einwohner der Schlösser des Guardastagno und der Dame die beiden Körper auf, setzten sie auf dem Schlosse der letzteren in die Kirche und beerdigten sie in einer Gruft, welche sie mit einer Aufschrift in Versen von dem Stande, der Todesart und Ursache der darin Begrabenen zierten.

Zehnte Erzählung.

Scheintod des Ruggieri von Jeroli.

Es ist noch gar nicht lange her, müßt ihr reizende Mädchen wissen, als in Salerno ein berühmter Wundarzt, Namens Magister Mattheus della Mantagna lebte. Fast im höchsten Alter nahm er noch eine schöne und artige Frau aus der Stadt, welche er mit prächtigen reichen Kleidern, mit Juwelen und allem, was einer Frau gefallen kann, besser ausstattete, als irgend eine andere in der Stadt. Uebrigens mußte sie freilich die meiste Zeit Kälte erdulden, weil der Herr Magister im Bette sie schlecht bedeckte, und wie ehemals Richard von Chinzica seiner Frau die Feiertage, ihr die Ruhetage vorzählte, welche der Mann nach einem Beischlafe zur Erholung brauchte. Aber durch diese und dergleichen Possen ward sie wenig befriedigt.

Bei ihrem Verstande und Geiste suchte sie daher ihrem Manne Erleichterung und sich Ersatz wegen des Abgangs im Hause anderwärts zu verschaffen. Sie sah sich unter den Jünglingen um und fand endlich einen nach ihrem Geschmacke, auf den sie ihre einzige Hoffnung, alle ihre Gedanken und ihr ganzes Glück setzte. Auch sie gefiel dem jungen Manne, als er dies merkte, überaus und erhielt seine völlige Gunst.

Sein Name war Ruggieri von Jeroli, von edler Geburt, aber schlechtem Leben und erbärmlichen Umständen, so daß weder Anverwandte noch Freunde ihn achteten oder sehen wollten, weil er in ganz Salerno durch Betrügereien und Niederträchtigkeiten verrufen war. Aber daraus machte sich die Frau wenig, weil er ihr vor andern gefiel und gelangte

durch Vermittelung einer Magd zu einer Zusammenkunft mit ihm. Nach dem Genusse einiger Vergnügungen fing sie an, ihm sein voriges Leben zu verweisen, bat ihn, er möchte um ihretwillen davon abstehen und gab ihm von Zeit zu Zeit Geld zur Unterstützung.

Einst bei ziemlich vorsichtiger Fortsetzung dieses Umgangs traf es sich, daß man dem Arzte einen Kranken mit einem Beinschaden brachte, bei dessen Untersuchung er den Anverwandten versicherte, daß der Fuß entweder völlig abgelöst oder der Kranke sterben müßte, wenn man einen bereits angefressenen Knochen nicht herausnähme. Durch Herausnahme dieses Knochens hoffte er ihn aber vielleicht zu heilen, doch könnte er ihn nicht anders als für einen dem Tode reifen Menschen annehmen. Seine Anverwandten willigten darein und übergaben ihm denselben.

Aus Besorgniß, der Kranke möchte die Schmerzen der Operation ohne Schlaftrunk nicht aushalten, ließ der Arzt den Morgen zuvor, als er sie abends vornehmen wollte ein Wasser zubereiten, welches ihn seiner Meinung nach so lange schlafen lassen sollte, als die Schmerzen der Behandlung dauern würden, und setzte es in ein Fenster seines Zimmers, ohne jemanden etwas davon zu sagen. Aber als er eben im Begriff war, zu dem Kranken zu gehen, erhielt er einen Boten von einigen seiner besten Freunde aus Amalphi, welche ihn ersuchten, er möge ja durch nichts sich abhalten lassen, zu ihnen zu eilen, weil bei einer großen Schlägerei mehrere verwundet worden wären. Der Arzt verschob also die Beinkur bis auf den Morgen und ging mit einer Barke nach Amalphi.

Sobald die Frau hörte, daß ihr Mann diese Nacht nicht wieder nach Hause kehre, schickte sie ihrer Gewohnheit nach heimlich nach Ruggieri und verschloß ihn in ihres Mannes Zimmer, bis einige Personen im Hause schlafen gegangen waren.!

Dem Ruggieri kam, als er so im Zimmer auf die Dame wartete, entweder von der am Tage gehabten Arbeit oder von dem Genusse gesalzener Speisen oder aus Gewohnheit ein heftiger Durst an. Er sah das für den Kranken bestimmte betäubende Wasser, hielt es für gewöhnliches Trinkwasser und trank es völlig aus. Aber bald überwältigte ihn ein heftiger Schlaf.

Die Dame eilte in sein Zimmer, sobald sie konnte, schüttelte den Ruggieri, als sie ihn schlafend fand, und hieß ihn mit leiser Stimme aufstehen, aber vergeblich! er antwortete und regte sich nicht. „Steh auf, Schlaftrunkener!“ rief sie daher mit noch heftigerer Bewegung, „wenn du schlafen wolltest, solltest du nach Hause und nicht zu mir gehen.“ Durch dieses Schütteln fiel Ruggieri vom Kasten, worauf er saß, zur Erde und gab nicht mehr Anzeichen einer Empfindung von sich als ein Todter.

Erschrocken wollte ihn die Dame wieder aufrichten, schüttelte ihn von neuem noch stärker, zog ihn bei der Nase und raufte ihn am Barte, aber alles umsonst; er hatte seinen Esel zu gut angebunden. Zwar fing sie nunmehr an seinen Tod zu fürchten, doch versuchte sie nochmals, ihn aufs bloße Fleisch zu kneipen und mit einem Lichte zu brennen. Als aber auch dies nichts half, hielt sie ihn unzweifelhaft für todt, weil sie von der Arzneikunde nichts verstand, ungeachtet ihr Mann ein Arzt war.

Ob sie betrübt dabei gewesen ist, welche ihn über alles liebte, ist keine Frage. Ohne Lärm zu wagen, beweinte und beklagte sie im Stillen ihr Unglück; doch sah sie aus Furcht vor der Schande, welche dieser Verlust nach sich ziehen könnte, bald die Nothwendigkeit einer schleunigen Wegschaffung dieses Leichnams aus ihrem Hause ein. Unvermögend sich selber zu helfen, rief sie heimlich ihre Magd, erzählte ihr diesen Zufall und bat sie um guten Rath.

Verwunderungsvoll fing diese von neuem an ihn zu schütteln und zu zerren, war aber, als sie ihn unempfindlich fand, mit ihrer Frau über seinen Tod einverstanden und rieth ihr, ihn vor das Haus zu legen.

„Aber wo wollen wir ihn hinschaffen“, fragte die Dame, „daß man morgen früh beim Finden nicht argwohne, er sei aus unserm Hause gekommen?“

„Madame!“ antwortete die Magd, „ich sah diesen Abend spät gegenüber bei der Werkstatt des Zimmermanns, unseres Nachbars, einen nicht allzugroßen Kasten, welcher uns gut zu statten käme, wenn ihn der Meister nicht wieder hinein genommen hat. Wir könnten ihn da hinein werfen und nach Versetzung einiger Messerstiche liegen lassen. Warum sollen die, welche ihn darinnen finden, eben vermuthen, daß er von

uns und nicht wo anders hergekommen? sein vormaliges Lasterleben wird sie vielmehr auf die Vermuthung bringen, daß er bei irgend einer Missethat erstochen und in den Kasten geworfen worden sei."

Der Vorschlag gefiel der Dame, die Stiche ausgenommen, zu deren Vollziehung sie sich um alles in der Welt nicht entschließen wollte. Sie ließ daher die Magd nachsehen, ob der Kasten noch dastehe, und diese kam mit der Nachricht zurück, daß er noch vorhanden sei. Darauf trug dies junge muntere Mädchen den Ruggieri mit Hülfe der Dame, welche voranging, um zu sehen ob jemand komme, auf den Schultern zum Kasten, warfen den Körper hinein und verschlossen ihn wieder.

Zwei junge Männer aus der Nachbarschaft, welche auf Zinsen liehen und mit wenig Kosten gern viel gewinnen wollten, hatten am Tage im Vorbeigehen den Kasten stehen gesehen und beschlossen ihn in der Nacht zu holen, wenn er da bliebe, weil sie eben einigen Hausrath brauchten. Sie gingen daher um Mitternacht aus, trugen ihn ohne viel Umstände unverzüglich nach Hause, ob er ihnen gleich schwer vorkam, und setzten ihn neben eine Kammer, wo ihre Weiber schliefen, unbemüht ihm dermalen die gehörige Stellung zu geben und legten sich nieder.

Als Ruggieri nach einem langen Schlafe das Getränk verdaut und dessen Wirkung überstanden hatte, erwachte er gegen Morgen. Ungeachtet er nach diesem Schlafe wieder zum Gebrauche seiner Sinne gelangte, so war ihm doch eine gewisse Dummheit im Gehirn übrig geblieben, die ihn nicht nur diese Nacht, sondern noch etliche Tage lang betäubte. Als er bei Oeffnung der Augen nichts sah und beim Herumtasten mit den Händen auf allen Seiten in einen Kasten sich eingesperrt fühlte, fing er an nachzusinnen und bei sich zu sagen: „Was ist das? wo bin ich? schlafe ich oder wache ich? wenn ich nicht irre, so war ich gestern im Zimmer meiner Schönen, und befinde mich jetzt in einem Kasten. Was soll dies heißen? Wäre vielleicht der Arzt nach Hause gekommen oder sonst etwas vorgefallen, daß die Dame mich schlafend hier herein gesteckt hätte? so wird es zulässig sein."

Er ward daher still und blieb eine lange Zeit mit der größten Unbequemlichkeit ruhig in diesem engen Kasten. Als er aber des Schmerzes wegen, den er auf der Seite empfand,

wo er lag, sich nach der andern wenden wollte, machte er es so ungeschickt, daß der ungleich stehende Kasten durch einen Stoß, den er mit den Lenden auf der Seite erhielt, schwankte, herunterfiel und durch dies Gepolter die daneben schlafenden Frauen erweckte, welche aber furchtsam schwiegen.

Ruggieri gerieth durch den Fall des Kastens in nicht geringe Angst; doch hielt er es auf alle Fälle rathsamer, weil er ihn geöffnet fand, draußen als drinnen zu sein. Unwissend wo er sei, tappte er bald auf dies, bald auf jenes im Hause herum, eine Treppe oder Thüre zu finden, wodurch er entkommen könnte.

„Wer ist da?" riefen die erwachten Weiber, als sie dies Tappen hörten; aber Ruggieri antwortete nicht, weil er die Stimmen nicht kannte. Sie riefen daher die beiden jungen Männer, welche jedoch zu fest schliefen, weil sie spät in der Nacht aufgeblieben waren und von allen diesen Dingen nichts hörten. Die Furcht der Frauen ward dadurch noch größer; sie standen daher auf und schrien zum Fenster hinaus: „Räuber! Räuber!"

Auf dieses Geschrei liefen eine Menge Nachbarn von allen Seiten nach dem Hause, so daß auch die jungen Männer durch diesen Lärm endlich erwachten und aufstanden. Man ergriff daher den Ruggieri, der vor Verwunderung über sein Hiersein ganz außer sich, kein Mittel fand zu entkommen, und lieferte ihn in die Hände der Gerichtsdiener, welche bei diesem Aufruhr sich bereits eingefunden hatten.

Er ward, sobald man ihn vor den Richter brachte, als ein überall bekannter Bösewicht ohne Verzug auf die Folter gebracht und bekannte, daß er des Stehlens wegen in das Haus dieser Geldverleiher gegangen sei, weshalb der Richter beschloß, ihn unverzüglich aufhängen zu lassen.

Den folgenden Morgen verbreitete sich in ganz Salerno das Gerücht, Ruggieri sei in dem Hause der Wucherer bei einem Diebstahle ertappt worden. Die Dame und ihre Magd waren bei dieser Nachricht so voll Verwunderung und Erstaunen, daß sie sich beinahe selbst überredet hätten, ihr Unternehmen der vorigen Nacht sei nicht Wirklichkeit, sondern ein bloßer Traum gewesen. Ueberdies ward die Dame vor Schmerz über die dem Ruggieri bevorstehende Gefahr beinahe wahnsinnig.

Bald nach drei Uhr kam der Arzt von Amalphi nach Hause, forderte sein Wasser, um die Operation des Kranken vorzunehmen, und machte einen gewaltigen Lärm über die Unordnung in seinem Hause, als man die Flasche leer fand.

„Was würdet ihr, Herr Magister, erst über eine Sache von Wichtigkeit für Aufhebens machen", entgegnete die Frau von Schmerz durchdrungen in der Hitze, „da ihr über eine verschüttete Flasche Wasser so viel Redens macht! giebt es denn kein anderes mehr in der Welt?"

„Du denkst vielleicht, liebes Weibchen", erwiderte der Magister, „daß es bloßes Wasser gewesen? nein, es war zum Einschläfern bereitet", und er erzählte ihr dessen Bestimmung. Nun merkte die Dame wohl, daß Ruggieri es getrunken und dadurch den Anschein eines Todten erhalten habe. „Das wußten wir nicht, Herr Magister", antwortete sie, „laßt euch nur anderes bereiten!" welches er auch besorgte, weil die Sache nicht zu ändern war.

Nicht lange darauf kam die Magd zurück, welche auf Befehl ihrer Frau Erkundigung von Ruggieri einzuziehen gegangen war und erzählte ihr, daß jedermann Uebles von ihm rede; ja so viel sie habe erfahren können, wollten sich weder Freunde noch Anverwandte seiner annehmen, so daß der Kriminalrichter ihn morgen früh würde aufhängen lassen, wie man gewiß glaubte.

„Aber ich muß euch eine Neuigkeit sagen", fuhr sie fort; „ich glaube die Art entdeckt zu haben, wie Ruggieri in das Haus der Wucherer gerathen ist. Hört nur wie! Ihr kennt den Zimmermann, bei dem der Kasten stand, worein wir ihn legten? so eben hatte er mit dem Eigenthümer des Kastens einen gewaltigen Streit, wie es schien, weil dieser das Geld dafür zurückforderte; der Meister aber läugnete, daß er solchen verkauft habe und behauptete, er sei ihm in der Nacht gestohlen worden."

„Es ist nicht an dem", entgegnete jener, „du hast ihn an die beiden jungen Geldverleiher verkauft! sie haben es mir selbst gesagt, als ich ihn diese Nacht bei Ruggieris Verhaftung bei ihnen antraf."

„Sie lügen", antwortete der Zimmermann, „ich habe ihn nie an sie verkauft! aber gestohlen werden sie mir ihn diese

Nacht haben; laß uns hingehen!" So gingen sie miteinander zu den Wucherern, und ich kehrte nach Hause.

Nun stelle ich mir wohl vor, wie ihr auch selbst urtheilen könnt, auf welche Art Ruggieri an den Ort gerathen ist, wo man ihn gefunden hat; nur begreife ich nicht, wie er wieder zu sich gekommen ist." Die Frau, welche den Zusammenhang sehr wohl einsah, erzählte der Magd, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und bat sie, ihr den Ruggieri befreien zu helfen, welches sie wohl thun und zugleich ihre Ehre retten könnte, wenn sie wollte.

„Sagt mir nur wie?" entgegnete die Magd, „ich will alles gern thun!" und diese, welche in der Noth sofort den Maßregeln nachgedacht hatte, gab ihr hinlängliche Anweisung.

Dieser zu Folge ging sie zuerst zum Arzt. „Mein Herr", sprach sie weinend, „ich muß euch wegen eines großen Fehlers um Verzeihung bitten!"

„Weswegen denn?" fragte der Magister.

„Ihr kennt doch", fuhr sie mit ununterbrochenem Weinen fort, „den jungen Ruggieri von Jeroli. Ich gefiel ihm und mußte theils aus Furcht, theils aus Liebe seine Geliebte werden. Da er eure gestrige Abwesenheit erfahren, gab er mir so lange gute Worte, bis ich ihn in euer Haus und in meine Schlafkammer mit zu Bette nahm. Er klagte über Durst, und da ich sogleich weder Wasser noch Wein schaffen konnte, weil ich mich vor eurer Gemahlin nicht sehen lassen wollte, welche im Saale war: so holte ich die Flasche Wasser, die ich in eurem Zimmer gesehen zu haben mich erinnerte und setzte sie wieder an ihren Ort, als er getrunken hatte. Ich hörte, daß ihr einen großen Lärm darüber im Hause gemacht habt; ich muß mein Unrecht gestehen! aber wo ist der, welcher nicht zuweilen fehlen sollte? es thut mir besonders der Folgen wegen herzlich leid; denn Ruggieri ist dadurch in Lebensgefahr gerathen. Ich bitte euch um Verzeihung, so sehr ich kann, und um die Erlaubniß, dem Ruggieri so viel mir möglich zu Hülfe zu eilen!"

„Du hast dich schon selbst bestraft!" antwortete der Arzt scherzend bei dieser Nachricht, so aufgebracht er auch war; „denn da du diese Nacht einen recht muntern Jüngling bei dir zu haben glaubtest, der dir den Pelz recht ausklopfen sollte, hattest du einen Schlaftrunkenen. Gehe daher und sorge für

die Rettung deines Liebhabers! aber hüte dich, ihn künftig wieder ins Haus zu bringen, sonst werde ich dir das Trinkgeld auch für diesmal mit geben."

Als der erste Schritt ihr geglückt war, eilte die Magd so geschwind als möglich zu Ruggieris Gefängniß und erhielt durch unabläſſiges Bitten von dem Gefangenwärter die Erlaubniß, mit ihm zu reden. Nachdem sie ihm zu verstehen gegeben, was er zu seiner Befreiung dem Kriminalrichter antworten sollte, ging sie selbst zu demselben. Ehe dieser aber das frische und lebhafte Mädchen anhörte, versuchte er zuvor seinen Nagel an ihr zu befestigen, und um desto leichter Gehör zu finden, widerstand sie nicht im mindesten.

„Mein Herr!" sprach sie nach verrichteter Arbeit, „Ruggieri von Jeroli, den ihr sitzen habt, ist des Diebstahls wegen eingezogen worden; aber diese Beschuldigung ist unbegründet." Darauf erzählte sie ihm die ganze Begebenheit vom Anfang bis zu Ende: wie sie ihn als dessen Geliebte in das Haus des Arztes geführt, ihm unwissenderweise einen Schlaftrunk gegeben: wie sie ihn für todt in den Kasten getragen und was sie zwischen dem Zimmermann und dem Eigenthümer des Kastens sprechen gehört habe und zeigte ihm die Art, wie Ruggieri in das Haus dieser Wucherer gekommen sei.

Der Kriminalrichter glaubte die Wahrheit dieses Vorgebens leicht ergründen zu können, befragte zuerst den Arzt, ob es mit dem Wasser seine Richtigkeit habe; ließ sodann, als er dies begründet fand, den Zimmermann, den Eigenthümer des Kastens und die Wucherer fordern und entdeckte nach vielen Untersuchungen, daß die Wucherer den Kasten die vorige Nacht entwendet und nach Hause getragen hatten.

Endlich mußte auch Ruggieri erscheinen. Auf Befragen, wo er die vorige Nacht gewesen, antwortete er, daß er es selbst nicht wisse, so viel aber sich erinnere, daß er zur Magd des Magister Mattheus gegangen sei und in ihrer Kammer aus Durst Wasser getrunken habe; was weiter mit ihm vorgegangen sei, könne er nicht sagen, außer daß er sich in dem Kasten befunden habe, als er im Hause der Wucherer erwacht sei.

Dem Kriminalrichter machten diese Dinge so viel Freude, daß er sie sich von der Magd, vom Ruggieri, vom Zimmermann und den Wucherern mehr als einmal erzählen ließ. Am Ende verurtheilte er die Wucherer, als er den Ruggieri un-

schuldig fand, des entwendeten Kastens wegen in eine Geldstrafe und befreite jenen. Ob er darüber froh gewesen, ist keine Frage; seiner Schönen war es überaus angenehm. Oft belachten sie nachher mit der Magd, welche ihm die Stiche hatte geben wollen, diesen Zufall und setzten ihre Liebe und ihre Zeitvertreibe von Tag zu Tag mit größerem Vergnügen fort. Ich wünschte mir ein Gleiches; nur müßte ich nicht in den Kasten gesteckt werden.

Fünfter Tag.

Erste Erzählung.

Cimon und Iphigenie.

Auf der Insel Cypern lebte, wie ich in den alten cyprischen Geschichten gelesen habe, ein angesehener Mann, Aristipp mit Namen, welcher alle seine Landsleute an Reichthum und zeitlichen Glücksgütern übertraf. Er wäre einer der zufriedensten Menschen gewesen, hätte das Schicksal nur in einem Stücke ihm nicht Mißvergnügen erregt. Einer seiner Söhne, an Schönheit und Größe erhaben über alle anderen Jünglinge, war fast wahnsinnig und ohne alle Hoffnung. Er hieß eigentlich Gales; weil man aber weder durch die Bemühungen irgend eines Lehrers, noch durch Zureden oder Schläge des Vaters, noch durch sonst ein Mittel ihm einige Wissenschaften oder Sitten beibringen konnte und nicht nur in seiner groben verunstalteten Stimme, sondern auch in seinem Benehmen mehr einem Thiere als Menschen ähnlich war: so wurde er gleichsam aus Verachtung durchgängig nur Cimon genannt, welches in der Landessprache Vieh bedeutet. Diese widersinnige Lebensart schmerzte den Vater äußerst; er schickte ihn daher nach bereits aufgegebener Hoffnung zuweilen zu den Feldarbeitern auf sein Landgut, um den Gegenstand seines Kummers nicht immer

vor Augen zu haben, und Cimon war darüber sehr froh, weil er die Sitten und Lebensart dieser plumpen Leute den städtischen vorzog.

Während dieses ländlichen Aufenthalts ging er einst in seinen dortigen Beschäftigungen nach der Mittagsstunde mit einem Stocke auf der Schulter von einem Grundstücke aufs andere und kam in einen schönen in der Gegend gelegenen Wald, welcher bereits völlig grünte, weil es im Mai war. Aus diesem führte ihn sein Schicksal auf eine mit hohen Bäumen umgebene Wiese, an deren einem Ende eine schöne erfrischende Quelle war. Bei derselben erblickte er auf grünendem Rasen ein schönes junges Mädchen schlafen. Ein leichtes Gewand verbarg wenig von ihrem blendenden Fleische, und blos eine weiße feine Decke floß den Schoß hinunter. Ihr zu Füßen schliefen zwei Weiber und eine Mannsperson, ihre Sklaven.

Dieser Anblick machte ihn staunen, als hätte er nie ein Frauengesicht gesehen; auf seinen Stock gestützt betrachtete er sie stillschweigend mit der größten Verwunderung und Aufmerksamkeit. In seiner rauhen Brust, auf die tausend Lehren keinen Eindruck gemacht, keinen Wunsch nach feinen Vergnügungen erregt hatten, entstand ein Gedanke, welcher seiner groben ungebildeten Seele zurief: dies sei das schönste Geschöpf, das je ein Lebender gesehen habe.

Mit forschendem Blicke durchlief er alle ihre Theile, lobte ihre dem Golde ähnlichen Haare, ihre Stirn, Nase, Mund, Hals und Arme, besonders aber ihren noch wenig erhabenen Busen und ward aus einem Feldarbeiter plötzlich ein Richter der Schönheit. Sein einziger Wunsch war, nur noch ihre vom Schlafe festgeschlossenen Augen zu sehen. Oft stand er im Begriff sie zu wecken; aber ihre ungemeine Schönheit, die sie vor allen bisher gesehenen Frauen auszeichnete, erregte in ihm die Furcht, sie könnte wohl gar eine Göttin sein; und da er doch so viel einsah, daß man göttlichen Dingen mehr Achtung schuldig sei als weltlichen, zwang er sich zu warten, bis sie von selbst erwachte. So lange die Zeit ihm auch ward, so erlaubte ihm sein ungemeines Vergnügen doch nicht fortzugehen.

Nach einer langen Weile erwachte Iphigenia — so hieß das Mädchen — eher als die Ihrigen. Voll Verwunderung

sah sie bei Erhebung des Hauptes und Oeffnung der Augen den Cimon auf einen Stock gelehnt vor sich stehen. „Was suchst du denn jetzt hier in diesem Walde?" fragte sie ihn, der wegen seiner Schönheit und Wildheit sowohl, als wegen des Ansehns und Reichthums seines Vaters fast jedermann in der ganzen Gegend bekannt war.

Ohne auf die Frage der Iphigenia ein Wort zu erwidern, heftete er seinen Blick blos auf ihre geöffneten Augen, in welchen er eine Anmuth zu finden glaubte, welche ihn mit einem bisher ungekannten Vergnügen beseelte. Aus seinem stieren Blick befürchtend, seine Wildheit möchte ihn zu einem ihr schimpflichen Unternehmen reizen, rief das Mädchen ihre Frauen, stand auf und sagte dem Cimon Lebewohl.

„Ich begleite dich!" war seine Antwort, und er verließ das Mädchen nicht eher, ungeachtet sie aus Furcht seine Ge- sellschaft verbat, als bis er sie nach ihrer Wohnung gebracht hatte. Von hier ging er gerade nach Hause und versicherte seinen Vater, daß er um alles in der Welt nicht wieder aufs Land gehen würde.

So unangenehm dies dem Vater und den Seinigen war: so behielten sie ihn doch bei sich, um zu sehen, was ihn zur Aenderung seiner Gesinnungen bewogen habe.

Die Liebe zu Iphigenia hatte mit ihren Pfeilen die Brust des Cimon geöffnet, in welche bisher keine Lehren Eingang gefunden. Seine Fortschritte in zweckmäßiger Ausbildung des Verstandes setzten nicht nur seinen Vater, sondern auch alle seine Angehörigen und Bekannten in Staunen.

Zuvörderst bat er seinen Vater, ihn in Kleidung und übrigem Aeußerlichen seinen andern Brüdern gleich zu schmücken, welches dieser sehr willig that. Er suchte alsdann den Um- gang braver Jünglinge, bekümmerte sich um das, was edlen Männern, besonders Liebenden ziemt und erlernte zu allge- meiner Verwunderung bald nicht nur die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern ward sogar einer der größten Philosophen. Ja die Liebe zu Iphigenia, die Triebfeder aller seiner Unternehmungen, schuf seine rauhe und bäurische Stimme in eine städtische und machte ihn mit der Zeit zum größten Meister im Singen und in der Musik. Er bewies sich er- fahren und muthig im Reiten und andern Kriegsübungen zu Wasser und zu Lande; kurz, um seine Verdienste nicht alle

einzeln zu erzählen, in weniger denn Jahresfrist vom Augenblicke seiner Liebe an, war Cimon einer der einnehmendsten und artigsten Jünglinge, welcher an Vollkommenheiten alle übrigen jungen Männer der Insel Cypern übertraf.

Was sollen wir nun, lieben Damen, von Cimon urtheilen? zerriß und zerbrach nicht die mächtigere Liebe diejenigen starken Bande, womit das neidische Schicksal die seiner edlen Seele vom Himmel verliehenen hohen Gaben in einem Winkel des Herzens befestigt und verschlossen hielt? sie munterte die eingeschläferten Seelenkräfte auf, zog sie aus der tiefen sie umgebenden Finsterniß durch ihre Gewalt ans Licht und bewies deutlich, zu welcher Höhe ihre Strahlen die im Abgrunde verborgenen Lebensgeister erheben können.

Cimon übertrieb zwar seine Liebe zu Iphigenia in vielen Stücken nach Gewohnheit verliebter Jünglinge; dennoch ließ sichs Aristipp, der ihr dessen Umschaffung vom Schafe zum Menschen verdankte, nicht nur gefallen, sondern feuerte auch seine Leidenschaft durch Unterstützung seiner Vergnügungen immer mehr an. Endlich suchte Cimon, welcher sich den Namen Gales verbat, weil Iphigenia ihn also genannt hatte, seine Wünsche auf eine anständige Art zu befriedigen und ließ bei dem Cipseo, dem Vater der Iphigenia, verschiedenemal um sie als Gattin anhalten; aber dieser entschuldigte sich stets, daß er dem Pasimonda, einem edeln Rhodiser, schon sein Versprechen gegeben habe, und solches nicht zurücknehmen könnte.

Die zur Hochzeit bestimmte Zeit erschien und Iphigenia sollte abgeholt werden. „Jetzt Iphigenia“, sprach Cimon bei sich selbst, „muß ich dir die Stärke meiner Liebe zeigen. Du hast mich zum Menschen gemacht, dein Besitz würde mich durch Ruhm ohne Zweifel über die Götter erheben. Dich muß ich wahrlich besitzen oder sterben.“ Er sammelte heimlich einige edle Jünglinge aus seinen Freunden, ließ ein Schiff mit allen zum Seetreffen Nöthigen ausrüsten und begab sich auf das Meer, um dem Fahrzeuge, worauf Iphigenia ihrem Gemahl nach Rhodus zugeführt werden sollte, aufzulauern.

Nachdem ihr Vater den Freunden ihres Gatten Ehre genug erwiesen hatte, traten sie ihre Reise nach Rhodus an. Den andern Tag erreichte sie der wachsame Cimon. „Haltet und streicht die Segel!“ schrie er vom Vordertheil auf die

Schiffer der Iphigenia, oder ihr habt die Versenkung eures Schiffes zu erwarten, wenn wir siegen."

Aber die Feinde schafften die Waffen aufs Vorderdeck und machten zur Vertheidigung Anstalt. Cimon nahm, da er seine Drohungen vergeblich fand, einen eisernen Haken, warf ihn mit aller Kraft auf den Vordertheil des fortsegelnden rhodisischen Schiffes und zog es mit Gewalt an das seinige. Muthig wie ein Löwe sprang er ganz allein auf das Schiff der Feinde, die er zu verachten schien, warf sich, angespornt durch die Liebe, mit bewunderungswürdiger Stärke, das Schwert in der Hand, unter sie und erlegte einen nach dem andern wie Lämmer.

Bei diesem Anblick streckten die Rhodiser die Waffen und gaben sich einmüthig gefangen.

„Junge Männer!" sprach Cimon zu ihnen, „weder Raubgier, noch Rache brachte mich aus Cypern, um euch mitten im Meer mit gewaffneter Hand anzugreifen. Der Gegenstand meiner Wünsche, auf dessen Besitz mein ganzes Glück beruht und den ihr mir leicht in Frieden zustellen könnt, ist die über alles von mir geliebte Iphigenia. Da ich sie von ihrem Vater als Freund und in Güte nicht erlangen konnte, nöthigte mich die Liebe, sie von euch, als Feind, mit den Waffen zu fordern; jedoch in keiner andern Absicht, als die Stelle des Pasimonda bei ihr einzunehmen. Uebergebt sie mir und geht in Gottes Namen!"

Die jungen Männer überließen sie ihm hierauf mit Thränen mehr durch Gewalt, als durch Willfährigkeit bewogen.

„Sei nicht trostlos, edle Dame!" sprach Cimon zu ihr, als er sie weinen sah; „ich bin dein Cimon, der deinen Besitz durch fortdauernde Liebe weit eher als Pasimonda durch das gegebene Wort verdient hat." Darauf kehrte er mit ihr auf sein Schiff und ließ die Rhodiser und ihr Gefolge fortsegeln, ohne ihnen weiter etwas abzunehmen.

Cimon schätzte sich im Besitz einer so kostbaren Beute für den glücklichsten Menschen. Nachdem er lange genug sie zu beruhigen und ihre Thränen zu stillen gesucht hatte: beschloß er mit Beistimmung seiner Gefährten vor der Hand nicht nach Cypern zurückzukehren, sondern sie richteten einmüthig ihren Weg nach Kreta, wo alle mit Iphigenia am sichersten

zu sein glaubten, besonders Cimon seiner vielen Anverwandten und Freunde wegen.

Aber das unbeständige Schicksal, ihm so günstig in Erlangung seiner Geliebten, wandelte die unbeschreibliche Freude des verliebten Jünglings plötzlich in Trauer und bittre Thränen. Cimon war kaum vier Stunden von den Rhodisern entfernt, als mit Einbruch der Nacht, welche Cimon vergnügter als je zuzubringen gehofft hatte, ein heftiges ungestümes Wetter sich erhob, das den Himmel mit Wolken und das Meer mit stürmischen Winden bedeckte.

Niemand wußte was sie machen, oder wohin sie sich retten sollten; ja keiner konnte sich nur auf dem Schiffe erhalten, um einige Hülfe zu leisten. Cimons Kummer dabei läßt sich leicht denken. Der Himmel schien seine Wünsche blos deshalb erhört zu haben, um ihm den Tod, den er kurz vorher wenig geachtet hätte, desto schmerzhafter zu machen. Seine Gefährten waren zwar auch niedergeschlagen, aber die größten Klagen führte Iphigenia, welche weinend von jeder Welle den Untergang befürchtete. Mit Thränen fluchte sie aufs grausamste der Liebe des Cimon, warf ihm seine Kühnheit vor, welche dieses Ungewitter allein erregt habe, weil die Götter demjenigen, der wider ihren Willen sie zur Gattin verlangte, nicht die Sättigung seiner unbezähmten Begierden erlauben, sondern ihn aufs elendeste wollten sterben lassen.

Unter diesen und noch heftigeren Klagen näherten sie sich der Insel Rhodus, weil die Schiffsleute bei der immer mehr zunehmenden Gewalt des Sturmes sich nicht helfen, noch die Gegend, wo sie waren, erkennen konnten. Unwissend, daß es Rhodus sei, wandten sie alle Kräfte an, auf ihr womöglich zu landen, um ihr Leben zu retten. Das Schicksal war ihnen hierin günstig und trieb sie in einen kleinen Meerbusen, wo kurz zuvor die von Cimon verlassenen Rhodiser mit ihrem Fahrzeuge eingetroffen waren.

Erst bei Annäherung der Morgenröthe merkten sie ihre Landung auf der Insel Rhodus; denn als der Himmel sich ein wenig aufklärte, sahen sie das gestern verlassene Schiff ungefähr einen Bogenschuß weit von sich. Aeußerst bestürzt und ihr nachheriges wirkliches Schicksal befürchtend, befahl Cimon alle Kräfte anzuwenden, um wieder auszulaufen und

es dem Glücke zu überlassen, wo es sie hinführte, weil sie doch nirgends schlimmer daran sein könnten, als hier.

Vergeblich war ihre Mühe zu entkommen! der Wind stieß ihnen so heftig entgegen und trieb sie so an das Land, daß ihnen das Auslaufen aus dem kleinen Meerbusen unmöglich ward und sie zum Unglück von den rhodisischen Schiffsleuten, die bereits ausgestiegen waren, erkannt wurden.

Sogleich lief einer auf das nahe Landgut, wohin die edlen Rhodiser sich begeben hatten, und meldete ihnen, daß Cimons Schiff mit Iphigenia ebenfalls ans Land getrieben worden sei. Freudig über diese Nachricht eilten sie mit einer Menge Landvolk zum Meer und Cimon, der mit den Seinigen bereits ausgestiegen war, um in einen nahen Wald zu flüchten, ward mit Iphigenia und seinem Gefolge verhaftet und auf das Landgut geführt. Pasimonda beschwerte sich darüber beim Rathe, als er Nachricht darüber erhielt, und auf dessen Anordnung ließ der damalige Befehlshaber von Rhodus mit einer ansehnlichen bewaffneten Mannschaft sie nach der Stadt ins Gefängniß bringen. So verlor der unglücklich liebende Cimon seine kurz zuvor erbeutete Iphigenia, ohne mehr als ein paar Küsse erhalten zu haben.

Iphigenia ward von einer Menge rhodisischer Damen empfangen und sowohl wegen des Schmerzes bei ihrer Entführung, als der Angst beim Sturme halber getröstet und blieb bei ihnen bis zum bestimmten Hochzeitstage.

Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man das Leben, weil sie den Tag zuvor den jungen Rhodisern die Freiheit gelassen hatten, ungeachtet Pasimonda auf dessen Verlust unablässig drang. Verurtheilt zum ewigen Gefängniß, lebten sie äußerst betrübt und hoffnungslos, wie leicht zu erachten. Pasimonda aber suchte die Anstalten zur Hochzeit möglichst zu beschleunigen.

Fast reuig über das dem Cimon zu schnell zugefügte Unrecht, erregte das Schicksal einen unerwarteten Zufall zu dessen Befreiung.

Pasimonda hatte einen Bruder, jünger zwar an Jahren, aber nicht geringer an Verdiensten, Namens Hormisda, der lange schon mit einem schönen, jungen, vom Lisimachus sterblich geliebten Mädchen aus der Stadt, Cassandra genannt, in Heirathsunterhandlungen gestanden hatte; aber durch mancherlei

Zufälle an deren Vollziehung verhindert worden war. Bei den großen Anstalten zur Hochzeitsfeier hielt es Pasimonda für dienlich, wenn an demselben Festtage auch seines Bruders Hochzeit vor sich gehen könnte, um die nochmaligen Unkosten und Gastereien zu ersparen. Er erneuerte daher die Unterhandlungen mit Cassandra's Eltern und brachte es dahin, daß Hormisda einwilligte, an dem Hochzeitstage des Pasimonda auch seine Cassandra zu ehelichen.

Lisimachus, über diese Nachricht äußerst betrübt, weil sie ihm die Hoffnung von Cassandras Besitz raubte: war zwar so klug, seinen Kummer zu verbergen, dachte aber auf Mittel die Vollziehung der Hochzeit zu hindern. Bei dem Amte, das er bekleidete, schien ihm dies sehr leicht, aber eben deshalb weit unanständiger; doch wich die Ehre der Liebe nach langem Kampfe, und er faßte den Entschluß, wie es auch ablaufen möchte, Cassandra zu entführen.

Auf die nöthigen Gehülfen und Maßregeln zur Ausführung seines Vorhabens bedacht, erinnerte er sich des gefangenen Cimon und seiner Gefährten. Niemand als dieser schien ihm tauglicher und zuverlässiger hierzu, und er ließ ihn daher in der folgenden Nacht heimlich auf sein Zimmer bringen.

„Cimon", sprach er zu ihm, „so wie die Götter die besten und gütigsten Austheiler menschlicher Bedürfnisse sind, so sind sie auch die weisesten Prüfer der Verdienste. Die Verdienstvollsten, das sind diejenigen, welche sie fest und standhaft gegen alle Gefahren finden, würdigen sie auch der größten Belohnungen. Von deinen Verdiensten verlangten sie noch stärkere Beweise als die, welche du in dem Hause deines Vaters, dessen unermeßliche Reichthümer ich kenne, zu geben vermochtest. Erst suchten sie dich durch die beschwerlichsten Leiden der Liebe von einem unvernünftigen Geschöpf zum Menschen zu machen, nun wollen sie durch jenes harte Schicksal und durch dies drückende Gefängniß sehn, ob der frohe Muth, den du vor kurzem über die erworbene Beute bewiesest, erschütterlich sei? ist er unverändert geblieben, so werden die Götter dir sehr gern eine Sache gewähren, zu deren Erlangung sie dir jetzt eine Gelegenheit darbieten, die ich dir zur Aufmunterung deines Muthes entdecken will.

„Der über dein Unglück freudige und deinen Tod so ängstlich wünschende Pasimonda sucht die Hochzeitsfeier mit

deiner Iphigenia möglichst zu beschleunigen, um den Besitz derjenigen Beute zu erlangen, welche ein günstiges Schicksal dir ehemals in die Hände lieferte, aber unwillig bald wieder entriß. Deinen Schmerz kann ich mir leicht vorstellen, wenn du liebst, wie ich glaube, indem man mir an dem nämlichen Tage durch die Verheirathung seines Bruders Hormisda mit der von mir über alles geliebten Cassandra gleiches Ungemach zuzufügen gedenkt. Diesem Unrecht und diesen Kränkungen des Schicksals zu entgehen, sehe ich kein anderes Mittel übrig, als die Kräfte unseres Geistes und dieser unserer rechten Hand. Durch sie müssen wir uns mit dem Degen den Weg, du zum zweiten, ich zum ersten Raube bahnen. Ist dir daher zur Wiedererlangung deiner Freiheit, die du ohne deine Geliebte wenig achten wirst, und an deiner Geliebten selbst etwas gelegen: so erwarte sie von den Göttern und nimm Theil an meinem Vorhaben!"

Diese Worte riefen den halb erstorbenen Geist des Cimon von neuem wieder ins Leben. „Lisimachus", antwortete er ohne langes Besinnen, „kann ich das erlangen, was du mir versprichst: so wirst du keinen tapferern noch treueren Gehülfen als mich in diesem Stücke finden; zeige mir nur, was ich thun soll und du wirst Wunder meiner Folgsamkeit sehen!"

„Heut über drei Tage", entgegnete Lisimachus, „werden die Neuverlobten ihren Männern zugeführt. Da müssen wir bewaffnet, du mit den deinigen, und ich ebenfalls mit einigen von meinen zuverlässigen Leuten gegen Abend in das Hochzeitshaus dringen, sie aus der Mitte der Gäste reißen, auf ein schon heimlich bestelltes Schiff bringen und niedermachen, was sich uns widersetzen will."

Diese Maßregeln gefielen dem Cimon, und er blieb bis zur bestimmten Zeit ruhig im Gefängniß. Der Hochzeitstag erschien und ward mit der größten Feierlichkeit und Pracht begangen; das ganze Haus der beiden Brüder war mit Freuden erfüllt. Nach Vorkehrung der nöthigen Anstalten, theilte Lisimachus den Cimon mit seinem Gefolge und die Seinigen, die alle unter den Kleidern bewaffnet waren, als es ihm Zeit schien und er sie hinlänglich zu ihrem Unternehmen ermuntert hatte, in drei Theile. Einen davon schickte er nach dem Hafen, damit auf jeden Fall niemand ihnen das Einsteigen ins Schiff verwehren könnte; mit den andern beiden ging er nach Pasimonda's Behausung, ließ den einen Theil an der Thüre warten,

um nicht eingeschlossen zu werden, mit dem Ueberrest aber stieg er, nebst dem Cimon, die Treppe hinauf.

Beim Eintritt in den Saal fanden sie die neuen Bräute mit vielen andern Damen bereits in Ordnung bei Tische sitzen. Sie näherten sich ihnen, warfen die Tafeln um, jeder ergriff die Seinige und übergab sie mit dem Befehle, sie augenblicklich nach dem bestellten Schiffe zu bringen, in die Hände ihres Gefolges. Das Weinen und Schreien der Bräute und der übrigen Frauenzimmer erfüllte plötzlich das ganze Haus mit Lärm und Klagen.

Aber Cimon und Lisimachus kamen mit ihren Gefährten, deren entblößten Degen alles auswich, ungehindert zur Treppe. Auf derselben begegnete ihnen Pasimonda, der mit einem großen Stocke dem Getümmel herzueilte; aber Cimon zerspaltete ihm mit einem herzhaften Hiebe den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Auf gleiche Weise ward der arme Hormisda von Cimon erlegt und die übrigen, welche sich näherten, wurden von dem Gefolge niedergemacht.

So verließen sie das mit Blut, Lärm, Thränen und Betrübniß erfüllte Haus und kamen ungehindert mit ihrem Raub zusammen ans Schiff. Sobald sie die Damen hinauf geschafft hatten und mit ihrem ganzen Gefolge hineingestiegen waren: ruderten sie, weil schon das ganze Ufer mit bewaffneter Mannschaft besetzt war, die den Frauen zu Hülfe eilte, vergnügt nach Kreta, wo sie von ihren Freunden und Anverwandten freudig empfangen wurden. Hier heiratheten sie ihre Schönen mit der größten Feierlichkeit und genossen ruhig ihre Beute.

In Cypern und Rhodus verursachte dies viel Unruhe und Bekümmerniß. Man stellte ihnen lange nach, bis endlich durch Vermittelung der Freunde und Verwandten von beiden Seiten nach einiger Verbannung Cimon mit Iphigenia nach Cypern, und Lisimachus mit Cassandra freudig nach Rhodus zurückkehren durften, wo sie ihr Leben zufrieden auf ihren Gütern beschlossen.

Zweite Erzählung.

Konstanza und Markus.

In der Nähe von Sicilien liegt, wie ihr lieben Damen wißt, eine kleine Insel, Lipari mit Namen. Hier lebte vor nicht gar langer Zeit ein schönes Mädchen, Konstanza genannt, die Tochter eines auf dieser Insel ziemlich angesehenen Ehepaares, und ward von einem Jüngling, Namens Markus Gomita, einem gefälligen, artigen und in seiner Kunst geschickten Mann, geliebt. Auch sie war gegen ihn in Liebe so entbrannt, daß ein bloßer Blick von ihm ihr über alles ging. Voll Verlangen sie zu ehelichen, hielt er bei ihrem Vater um sie an, empfing aber seiner Armuth wegen eine abschlägliche Antwort.

Unwillig über den Vorwurf seiner Armuth rüstete er nebst einigen Freunden und Anverwandten ein Schiff aus und schwur, nicht anders als reich nach Lipari zu kommen. Er legte sich auf die Kaperei, strich an den Küsten der Berberei herum, um jeden minder Mächtigen zu berauben. Das Schicksal war ihm dabei ziemlich günstig, hätte er sich in seinem Glücke zu mäßigen gewußt. Aber unzufrieden mit den vielen nebst seinen Gefährten erworbenen Reichthümern, hatte er bei seiner unersättlichen Habsucht das Unglück, nach langer Gegenwehr von einigen sarazenischen Fahrzeugen gefangen und geplündert zu werden. Der größte Theil seiner Leute ward von den Sarazenen niedergemacht, das Fahrzeug in den Grund gebohrt, er selbst aber nach Tunis in Gefangenschaft geführt, wo er im Elende lange Zeit schmachten mußte.

Nach Lipari aber kam durch mehr denn eine Person die Nachricht, daß Markus mit seinem Schiffe und ganzem Gefolge untergegangen sei.

Das Mädchen, welches über die Abreise des Markus beinahe trostlos vor Schmerz war, beschloß bei der Nachricht von seinem Tode, als sie ihn lange genug beweint hatte, ebenfalls nicht länger zu leben. Nicht beherzt genug, sich selbst Gewalt anzuthun, wollte sie wenigstens der Lebensgefahr sich blosstellen. Sie verließ daher einst in der Nacht heimlich das väterliche

Haus und ging zum Hafen. Zufälligerweise traf sie einen von den übrigen Schiffen etwas entfernten, mit Mastbaum, Segel und Rudern versehenen Fischerkahn, dessen Eigenthümer soeben abgestiegen waren.

Sie setzte sich sogleich hinein, nahm das Ruder und fuhr ab, weil sie, wie alle Frauen der Insel, etwas von der Schifffahrt verstand. Nachdem sie alles, auch das Steuerruder weggeworfen hatte, überließ sie sich ganz dem Winde, welcher die leere und unregierte Barke ihrer Meinung nach nothwendig entweder umwerfen, oder wider einen Felsen treiben und zerschmettern müßte; sie aber glaubte nothwendig zu ertrinken, weil ihr, wenn sie auch wollte, die Rettung unmöglich wäre.

Den Kopf in einen Mantel eingehüllt, legte sie sich auf den Boden der Barke nieder. Aber der Erfolg entsprach ihrer Erwartung nicht. Ein gelinder Nordwind trieb die Barke auf dem nicht zu tiefen Meere in der schönsten Ordnung fort und sie landete den andern Abend beinahe hundert Meilen über Tunis hinaus an einer Küste bei der Stadt Susa.

Das Mädchen, welches bei keinem Zufalle das Haupt von ihrem Lager erhoben hatte, noch erheben wollte, merkte nicht, daß sie mehr auf dem Lande, als auf dem Meere sei. Zufälligerweise befand sich eine arme Frau am Ufer des Meeres, als die Barke landete, welche die an der Sonne getrockneten Fischnetze zusammen nahm. Verwundert, die Barke mit vollen Segeln aufs Land stoßen zu sehen, näherte sie sich ihr in der Meinung, daß die Schiffer schliefen. Als sie aber niemand als dies festschlafende Mädchen darinnen sah, rief sie so lange, bis diese ermunterte. Da sie solche an der Kleidung als eine Christin erkannte, fragte sie auf Lateinisch: wie sie so allein mit dieser Barke hergekommen sei?

Die lateinische Sprache dieser Frau machte dem Mädchen glauben, ein widriger Wind habe sie zurück nach Cypern verschlagen; sie sprang daher plötzlich auf und sah sich überall um; als sie aber eine unbekannte Gegend sah, fragte sie die Frau, wo sie sich befände?

„Du bist in der Berberei unweit Susa, meine Tochter“, antwortete diese.

Unwillig, daß Gott ihr den Tod nicht gewährt habe, wußte sie vor Furcht und Scham nicht, was sie machen sollte,

setzte sich auf den Boden der Barke nieder und fing an zu weinen.

Dieser Anblick erregte das Mitleid der guten Frau; sie ließ nicht ab, bis sie ihr in ihre kleine Hütte folgte; sie erfuhr durch vieles Zureden endlich, wo sie hergekommen sei, holte etwas schwarzes Brod, Fische und Wasser und bewog sie ein wenig zu essen, als sie hörte, daß sie noch nüchtern sei.

Nun fragte auch Konstanza die Frau, wer sie sei, daß sie lateinisch rede? und diese sagte ihr, daß sie aus Trapani gebürtig, Carapresa heiße und bei einigen christlichen Fischern diene. Der Name Carapresa,*) den das Mädchen für eine gute Vorbedeutung nahm, ohne einen Grund zu haben, belebte sie mit einiger Hoffnung, obschon sie selbst nicht eigentlich wußte worauf. Sie ließ daher den Vorsatz zu sterben allmählich schwinden, entdeckte aber der Alten weder ihren Stand noch ihre Abkunft, sondern bat sie um Gottes Willen und sehr rührend, Mitleid mit ihrer Jugend zu haben und ihr guten Rath zur Vermeidung aller Mißhandlungen zu ertheilen.

Die gute Carapresa eilte ihre Netze aufzunehmen, ließ das Mädchen indeß in ihrer Hütte und führte sie nach ihrer Rückkehr, eingehüllt im Mantel, nach Susa. „Konstanza", sprach sie bei ihrer dortigen Ankunft, „ich will dich zu einer rechtschaffenen Sarazenin bringen, der ich zuweilen in ihren Bedürfnissen diene; sie ist eine bejahrte, gutherzige Frau; ich will dich ihr auf das beste empfehlen und bin überzeugt, sie wird dich gern aufnehmen und als ihre Tochter behandeln. Gieb dir auch alle Mühe, durch Gefälligkeit ihre Gunst zu erwerben, bis der Himmel ein besseres Schicksal dir bestimmt."

Dies geschah. Die alte Matrone, welche dem Mädchen beim Antrage der Frau stier ins Gesicht sah, küßte ihr mit Thränen die Stirn und führte sie bei der Hand in ihre Wohnung, wo sie nebst einigen anderen Frauen, ohne irgend einen Mann, ihren gemeinschaftlichen Unterhalt durch mancherlei Seidenarbeiten erwarben. Das Mädchen begriff in wenig Tagen eine derselben, legte Hand ans Werk, setzte sich bei der Alten und der ganzen Gesellschaft in außerordentliche Gunst und Liebe und erlernte in kurzem von ihnen die Landessprache.

*) Ein guter Fund.

Während dem Aufenthalt des Mädchens in Susa, welche ihre Eltern bereits als verloren oder todt beweint hatten, fügte es sich, daß unter Regierung König Mariabdela ein angesehener und mächtiger Jüngling aus Granada das Königreich Tunis in Anspruch nahm und mit einer zahlreichen Armee zur Vertreibung des Königs anrückte.

Markus Gomito, der die berberische Sprache vollkommen verstand und dies, nebst den großen Vertheidigungsanstalten des Königs von Tunis im Gefängniß hörte, sagte zu einem der Gefangenwärter: „Könnte ich den König sprechen, so wollte ich gewiß einen Rath zur Erlangung des Sieges geben.“ Von dem Untergebenen kam dies zu seinem Herrn und von diesem zum Könige, welcher den Markus sogleich holen ließ und fragte: was für einen Rath er ihm denn ertheilen wolle?

„Monarch!“ antwortete dieser, „seit meinem Aufenthalte in eurem Königreiche, glaube ich von eurer Kriegsart so viel bemerkt zu haben, daß ihr euch vorzüglich der Bogenschützen dabei bedient. Könnte man nun ein Mittel finden, bei den feindlichen Bogenschützen Mangel an Pfeilen, bei euch aber deren Ueberfluß zu bewirken, so dächte ich, solltet ihr das Treffen gewinnen.“

„Allerdings“, entgegnete der König: „Wenn dies möglich wäre, würde ich an dem Siege nicht zweifeln.“

„Dies, mein Beherrscher, ist gar wohl möglich, wenn ihr wollt und zwar folgenderweise: Ihr müßt weit dünnere Sehnen als gewöhnlich an eure Bogen machen lassen und die Pfeile blos auf diese feinen Sehnen einrichten. Doch muß man diese Anstalt vor den Feinden sorgfältig verheimlichen, weil sie sich sonst deshalb vorsehen würden. Der Grund davon ist dieser: Wenn die Bogenschützen beider Parteien ihre Pfeile verschossen haben, wird bei anhaltendem Streite jeder Theil genöthigt, die ihm zugeschossenen Pfeile zu gebrauchen. Allein die Feinde werden sich der eurigen nicht bedienen können, deren kleinere Kerben ihrer dicken Sehnen wegen nicht angemessen sind, euch hingegen kommen die feindlichen Pfeile gut zu Statten, weil die dünnen Sehnen die breiten Kerben sehr wohl annehmen. Folglich würde eure Armee Ueberfluß, der Feind aber Mangel an Pfeilen haben.“

Dem einsichtsvollen König gefiel dieser Vorschlag; er befolgte ihn genau und erhielt den Sieg: Markus aber erwarb

sich dadurch seine vorzügliche Gunst und gelangte zu Ansehen und Vermögen.

Diese Begebenheit verbreitete sich bald durch das ganze Land. Die Nachricht von dem Leben des Markus Gomito setzte die bereits erkaltete Liebe in dem Herzen des Mädchens, welches ihn längst für todt gehalten hatte, plötzlich in neue und noch weit stärkere Liebesflammen und belebte ihre erstorbene Hoffnung wieder. Sie entdeckte der Alten ihre ganze Geschichte und den Wunsch nach Tunis zu gehen, um ihre Augen an dem zu sättigen, wonach das Gehör sie so neugierig gemacht hatte.

Diese billigte ihren Vorsatz sehr und führte sie gleich einer Mutter in einer Barke nach Tunis, wo sie nebst Konstanza in dem Hause einer ihrer Verwandtinnen mit Achtung aufgenommen ward. Carapresa, welche sie begleitet hatte, ward abgeschickt, sich nach dem Markus zu erkundigen, und sie kehrte mit der Nachricht zurück, daß er am Leben und in großem Ansehen sei.

Die Wirthin erbot sich, dem Markus die Botschaft von der Ankunft seiner Konstanza zu hinterbringen und ging nach einigen Tagen zu ihm. „Es ist", sprach sie, „einer deiner Diener aus Lipari bei mir angelangt, der dich heimlich zu sprechen wünscht. Um es keinem Fremden anzuvertrauen, habe ich seinem Verlangen zu Folge es dir selbst hinterbringen wollen."

Markus dankte und folgte ihr nach Hause. Das Mädchen, bei seinem Anblick vor Freuden beinahe des Todes, konnte sich nicht zurückhalten, sondern fiel mit ausgestreckten Armen ihm um den Hals, küßte ihn und vergoß voll Empfindung des vorigen Unglücks und ihrer jetzigen Freude sprachlos die zärtlichsten Thränen.

Markus sah sie einen Augenblick staunend an. „Ach meine Konstanza!" rief er plötzlich mit einem Seufzer aus, „du lebst noch? lange schon habe ich deinem Untergang vernommen und aus unserer Heimath weiter nichts von dir erfahren können." Nachdem er sie mit Thränen der Zärtlichkeit umarmt und geküßt hatte, erzählte ihm Konstanza ihr Schicksal und die von der Alten, ihrer Pflegerin, genossene Ehre.

Nach langen Unterredungen begab sich Markus von ihr gerade zum König, erzählte ihm seine und seiner Geliebten

Geschichte und bat um die Erlaubniß, sie nach unseren Gesetzen zu ehelichen. Voll Verwunderung ließ er das Mädchen holen. „Du hast ihn redlich zum Gatten verdient!" sprach er, als er des Markus Erzählung bestätigt fand, ließ viele kostbare Geschenke bringen, vertheilte sie unter Konstanza und Markus und gab ihnen die Erlaubniß, nach ihrem Gefallen zu handeln.

Markus bezeugte Konstanzens Wohlthäterin viel Ehre, dankte ihr für die derselben erwiesenen Dienste, entließ sie mit anständigen Geschenken, und diese reiste nicht ohne viele Thränen der Konstanza wieder ab.

Hierauf segelten sie mit Erlaubniß des Königs in Carapresas Begleitung bei günstigem Winde nach Lipari, wo die Freude über ihre Ankunft unbeschreiblich war. Markus heirathete seine Schöne, richtete ein großes und prächtiges Hochzeitsmahl aus, und sie pflegten in Friede und Ruhe noch lange mit einander ihrer Liebe.

Dritte Erzählung.

Peter und Agnolella.

In Rom, dem ehemaligen Haupte und heutigen Fuße der Welt, verliebte sich vor etlichen Jahren ein junger Mann, Peter Boccamazza genannt, entsprossen aus angesehener römischer Familie, in ein schönes artiges Mädchen, Namens Agnolella, die Tochter eines gewissen Giuliuozzo Saulo, welchen die Römer trotz seines niedrigen Standes ziemlich achteten, und der durch seine Leidenschaft auch eine gleich starke Neigung bei dem Mädchen zu erwecken wußte.

Aus brennender Liebe und weil er die quälende Sehnsucht nach ihr nicht länger erdulden konnte, warb er um sie als Gattin. Aber seine Anverwandten setzten sich alle entgegen, als sie es erfuhren, verwiesen ihm seinen Vorsatz und ließen dem Giuliuozzo Saulo untersagen, den Antrag des Peter auf irgend eine Weise anzunehmen, weil sie ihn nie für ihren Freund, noch weniger ihren Anverwandten erkennen würden.

Als Peter dieses seiner Meinung nach einzige Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche unmöglich fand, verging er beinahe vor Schmerz und würde, wenn Giuliuozzo darein gewilligt hätte, dessen Tochter allen seinen Anverwandten zum Trotze geheirathet haben; er nahm sich dennoch vor, diesen Endzweck zu erreichen, wenn es sein Mädchen zufrieden wäre.

Er erhielt durch Mittelspersonen ihre Einwilligung und verabredete mit ihr Flucht aus Rom. Diesem gemäß machte er alle nöthigen Anstalten, setzte sich eines Morgens früh mit ihr zu Pferde und nahm den Weg nach Alagna, wo er verschiedene Freunde hatte, auf die er sich verlassen konnte.

Da sie aus Furcht vor Nachstellung nicht genug Zeit zur Vollendung der Hochzeit hatten, sprachen sie unterwegs blos von ihrer Liebe und küßten einander zuweilen. Nun wußte aber Peter den Weg nicht genau; sie wandten sich daher ungefähr acht Meilen von Rom links anstatt rechts und kamen nach einem Ritt von ungefähr zwei Meilen an ein kleines Schloß, aus dem beim ersten Anblick ein Dutzend Kerle auf sie zueilten.

„Laß uns fliehen, Peter!“ schrie das Mädchen, welches sie schon nahe bei ihnen gewahr ward, „wir werden angefallen!“ sie lenkte sofort das Pferd mit der größten Geschwindigkeit um, setzte ihm die Sporen in die Seite und jagte am Sattel sich haltend nach einem dichten Walde.

Peter, welcher mehr auf seine Schöne als auf den Weg gesehen und die Annäherung der Räuber nicht sogleich bemerkt hatte, ward gefangen und abzusteigen genöthigt, indem er sich nach ihnen umsehen wollte. Nachdem er ihnen auf Befragen gesagt, wer er sei, hielten sie Berathschlagung. „Es ist ein Freund unserer Feinde; was sollen wir anders thun, als ihm Kleider und Pferd nehmen, und ihn zum Spott der Ursini an einem dieser Eichbäume aufhängen?“ Alle waren damit einverstanden, und sie befahlen bereits dem Peter sich auszukleiden.

Indem er seinen Tod erwartend sich auszog, fiel ihnen plötzlich ein Haufen Volk von ungefähr fünfundzwanzig Mann mit dem Geschrei: „Todt! Todt!“ in den Rücken. Dadurch überrascht, ließen sie den Peter fahren und schickten sich zur Vertheidigung an, ergriffen aber, als sie die Gegenpart weit überlegener fanden, die Flucht, und diese setzten ihnen nach.

Peter nahm seine Sachen zusammen, als er dies sah, schwang sich aufs Pferd und jagte was er konnte nach dem Walde, wohin er das Mädchen hatte fliehen gesehen. Aber er fand weder Weg noch Steg, noch die Spuren des Pferdes. Da er sicher und den Händen dieser beiden sich einander verfolgenden Parteien entgangen zu sein glaubte, sein Mädchen jedoch nicht fand, fing er vor heftiger Betrübniß an zu weinen, bald hier, bald dorthin sich zu wenden und sie zu rufen; aber niemand antwortete. Da er nicht beherzt genug war, wieder zurückzukehren, so ging er weiter, ohne zu wissen wohin, und war sowohl seinetwegen, als auch wegen seiner Schönen in großer Angst vor den wilden Thieren im Walde; jeden Augenblick befürchtete er seine Geliebte in den Klauen eines Bären oder Wolfes zu sehn.

So irrte der unglückliche Peter mit Schreien und Rufen den ganzen Tag im Walde herum, ritt oft zurück, wenn er vorwärts zu gehen glaubte, bis er vor Klagen, Weinen, Furcht und durch langes Fasten abgemattet nicht mehr fort konnte. Da er bei einbrechender Nacht kein anderes Mittel sah, band er sein Pferd an eine starke Eiche und stieg hinauf, um in der Nacht nicht von den Thieren gefressen zu werden.

Bald ging der Mond auf und erleuchtete den ganzen Himmel. Aus Furcht hinunter zu fallen, wagte Peter nicht zu schlafen; aber auch beim besten Willen hätte der Schmerz und die Gedanken an seine Schöne es ihm nicht zu thun erlaubt; er durchwachte daher mit Seufzen und Weinen auf sein Schicksal fluchend die ganze Nacht.

Das Mädchen wußte bei ihrer Flucht eben so wenig wohin, sondern überließ sich gänzlich dem Pferde. Sie gerieth so tief in den Wald, daß sie die Gegend verlor, wo sie hineingekommen war, und irrte daher wie Peter den ganzen Tag bald mit Stillstehen, bald mit Weitergehen umher, weinte, rief und klagte über ihr Unglück. Als sie aber Petern nicht kommen und den Abend herannahen sah, stieß sie auf einen schmalen Fußsteig, welchen das Pferd verfolgte, entdeckte nach ungefähr zwei Meilen in einiger Entfernung eine kleine Hütte vor sich, ritt eiligst darauf zu und fand einen bejahrten Mann mit einer ebenfalls alten Frau darin.

„Ach meine Tochter“, fragten diese bei ihrer Ankunft, „was machst du noch so spät allein in diesem Walde?“

Mit Thränen klagte ihnen das Mädchen, daß sie ihre Gesellschaft verloren und fragte, wie weit sie noch bis nach Alagna habe?

„Meine Tochter", entgegnete der Mann, „dies ist gar nicht der Weg nach Alagna; es sind wenigstens noch zwölf Meilen bis dahin."

„Giebt es denn hier in der Nähe keine Häuser weiter, wo man herbergen kann?"

„So nahe ist keins", war die Antwort, „daß du noch bei Tage hinkommen könntest."

„Wolltet ihr mich wohl aus Mitleid diese Nacht aufnehmen, da ich sonst nicht weiß wohin?"

„Wir wollen es gern thun, gutes Mädchen", erwiderte der ehrliche Mann; „aber wir müssen dir sagen, daß Tag und Nacht freundliche und feindliche Rotten hier herumstreifen und oft viel Unheil und Schaden anrichten. Wenn nun bei deiner Anwesenheit zum Unglück eine derselben käme, deine Schönheit und Jugend sähe, würden sie dich mißhandeln und entehren, ohne daß wir dir helfen könnten. Wir müssen dir dieses wenigstens sagen, damit du uns nichts vorzuwerfen hast, wenn es geschehen sollte."

Zwar setzten diese Worte das Mädchen in Furcht; weil es aber schon so spät war, antwortete sie: „Gott wolle euch und mich vor solchem Unglück bewahren; sollte es mir indeß ja widerfahren, so ist es immer besser von Menschen gemißhandelt, als von wilden Thieren im Walde zerrissen zu werden." Sie stieg hierauf vom Pferde und ging mit in die Hütte des armen Mannes. Nachdem das Abendessen, soviel die Armuth darbot, eingenommen war, legte sie sich angekleidet mit ihren guten Wirthsleuten auf ein Lager nieder, brachte aber mit Seufzen und Thränen über ihr und Peters Unglück, von dem sie nichts als seinen Untergang erwarten konnte, die ganze Nacht schlaflos hin.

Gegen Morgen hörte sie ein starkes Getöse herannahender Menschen, sprang daher auf, ging in einen hinter der kleinen Hütte gelegenen großen Hof und verbarg sich unter einem Haufen Heu in einem Winkel, um von den Hereinkommenden nicht sogleich entdeckt zu werden.

Kaum hatte sie sich versteckt, als ein Haufen Gesindel die

Thüre sich öffnen ließ, hereintrat und bei Erblickung des noch gesattelten Pferdes fragte, wer bei ihnen sei?"

„Niemand weiter als wir", antwortete der ehrliche Mann, weil er das Mädchen nirgends sahe. „Das Pferd muß jemanden entlaufen sein; denn es kam gestern Abend hierher, und wir nahmen es ein, damit es von den Wölfen nicht gefressen würde."

„Wenn es keinen andern Herrn hat", sagte ihr Anführer, „so ist es gut für uns." Hierauf zerstreuten sie sich in der kleinen Hütte. Ein Theil ging in den Hof und legte die Lanzen und Schilder ab. Aus langer Weile warf einer seine Lanze ins Heu, welche das dahinter versteckte Mädchen beinahe getödtet und entdeckt hätte; denn die Lanze traf sie so nahe an die linke Brust, daß die Kleider aufschlitzten und sie aus Furcht vor der Wunde laut aufschreien wollte; aber bei der Erinnerung an den Ort ihres Aufenthalts fuhr sie zusammen und blieb ruhig.

Nachdem einer hier, der andere dort seine jungen Ziegen und anderes Fleisch gekocht, sich satt gegessen und getrunken hatte, gingen sie mit dem Pferde des Mädchens ihre Wege.

„Wo ist denn das Mädchen hingekommen, die gestern Abend anlangte", fragte der ehrliche Mann seine Frau, als jene ein Stück fort waren; „ich habe sie diesen Morgen beim Aufstehen nicht gesehen?" Sie wisse es auch nicht, war ihre Antwort und ging sie zu suchen.

Diese kam aus dem Heu wieder hervor, als sie die Entfernung des Volkes merkte und machte dem guten Manne durch ihre Rettung aus den Händen dieser Bösewichter viel Freude. „Da es bereits anfängt zu tagen", sprach er zu ihr, „wollen wir dich, wenn du es zufrieden bist, nach einem ungefähr fünf Meilen von hier entfernten Schlosse bringen, wo du sicher sein wirst; allein du mußt zu Fuße gehen, weil dies Gesindel dein Pferd mitgenommen hat." Das Mädchen gab sich deshalb zufrieden und bat ihn um Gotteswillen, sie dahin zu führen; sie langten gegen halb drei Uhr daselbst an.

Dies Schloß gehörte einem aus der Familie der Ursini, Namens Liello, dessen gute und fromme Gattin sich eben auf demselben befand. Sie erkannte das Mädchen sogleich, nahm sie liebreich auf, fragte, wie sie hierher gekommen sei und erfuhr von ihr die ganze Geschichte. Die Dame, welche auch

den Peter als Freund ihres Gemahls kannte, war über diesen Zufall betrübt und fürchtete dessen Ermordung, als sie den Ort seines Anfalls hörte. „Da du Peters Schicksal nicht weißt", sprach sie zum Mädchen, „so bleibe so lange bei mir, bis ich dich sicher wieder nach Rom schaffen lassen kann."

Peter saß in äußerster Betrübniß auf seiner Eiche. Im ersten Schlafe sah er zwanzig Wölfe nahen, welche das Pferd umringten. Zwar zersprengte dasselbe die Zügel und wollte fliehen, aber umsonst. Nach langer Vertheidigung mit Zähnen und Füßen ward es endlich doch von ihnen niedergeworfen, zerrissen und bis auf die Knochen verzehrt.

Der Schrecken Peters war dabei nicht geringe, wie man denken kann, und er glaubte nie wieder aus diesem Walde zu kommen, da er vollends seines Pferdes beraubt war. Vor Kälte auf der Eiche beinahe gestorben, sah er sich beständig um und entdeckte gegen Morgen ein großes Feuer, ungefähr eine Meile entfernt. Sobald es heller Tag ward, stieg er daher nicht ohne Furcht von der Eiche, ging darauf zu und fand bei solchem einige Schäfer, welche aßen und ihn mitleidig aufnahmen.

Nach der Mahlzeit und nachdem er sich erwärmt hatte, erzählte er ihnen sein Unglück und die Art, wie er allein hierhergekommen. Auf die Frage: ob in der Nähe kein Landgut oder Schloß sei, worauf er zugehen könnte, sagten ihm die Schäfer, daß ungefähr drei Meilen davon ein Schloß des Liello liege, wo dessen Gemahlin sich gegenwärtig aufhalte. Voll Freuden bat er sie, daß einer ihn dahin führen möchte, und zwei derselben übernahmen es willig.

Peter traf bei seiner Ankunft einen Bekannten und wollte eben Anstalt zur Aufsuchung des Mädchens machen, als die Dame ihn rufen ließ. Augenblicklich begab er sich zu ihr und fand zu seiner großen Freude Agnolella in ihrer Gesellschaft. Gern würde er sie umarmt haben, hätte ihn die Scham vor der Dame nicht zurückgehalten; auch des Mädchens Freude über seinen Anblick war nicht geringer.

Die Frau vom Hause empfing ihn mit vieler Freude, gab ihm jedoch einen derben Verweis, als sie seine ganze Geschichte hörte, daß er dem Willen seiner Eltern entgegen handeln wollte. Als sie ihn aber darauf beharrlich und mit dem Mädchen einverstanden fand, sagte sie bei sich selbst: „warum

gebe ich mir vergebliche Mühe? sie lieben und kennen einander, beide sind Freunde meines Mannes; ihr Verlangen ist anständig und wie ich glaube Gott gefällig, da er ihn vor dem Galgen, sie vor der Lanze, beide aber vor den wilden Thieren beschützt hat. So geschehe es denn!"

„Ist es", wandte sie sich zu ihnen, „euer völliger Ernst, einander zu heirathen, so wollen wir hier auf Unkosten des Liello die Hochzeit vollziehen. Die Aussöhnung mit euern Eltern getraue ich mir nachher schon zu bewirken."

Mit dem größten Vergnügen vollzogen daher Peter, besonders aber Agnolella ihre Hochzeit. Die Dame richtete ihnen ein anständiges Mahl an, so gut es auf dem Gebirge möglich war, und sie genossen mit Entzücken hier die ersten Früchte ihrer Liebe. Nach einigen Tagen ritt die Dame mit ihnen nach Rom, söhnte Peter mit seinen über dies Unternehmen äußerst aufgebrachten Eltern wieder aus, und er lebte ruhig und vergnügt bis ins späte Alter.

Vierte Erzählung.

Katharina und die Nachtigall.

Vor einiger Zeit, verehrungswürdige Damen, lebte in Romanien ein wohlhabender artiger Kavalier, Namens Litio da Valbona. Bereits dem Alter nahe hatte ihm seine Gattin Jakomine noch eine Tochter geboren, welche als Jungfrau alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz übertraf. Als die einzige Tochter ward sie von ihren Eltern ungemein geliebt, geschätzt und mit möglichster Sorgfalt beobachtet, weil sie mit ihr eine vortheilhafte Verbindung zu treffen hofften.

Ein schöner munterer Jüngling, Richard Manardi da Brettinoro, genoß des Zutritts im Hause des Litio und dessen Freundschaft. Er und seine Gattin gaben daher so wenig auf ihn Achtung, als auf einen eigenen Sohn. Durch den wiederholten Umgang mit diesem schönen, reizenden, artigen und

bereits mannbaren Mädchen ward er sterblich in sie verliebt, verhehlte ihr aber sorgfältig seine Leidenschaft.

Dem Mädchen mißfiel dies beim Gewahrwerden keineswegs, sondern sie fing an ihn wieder zu lieben. Oft stand Richard darüber froh im Begriff seine Neigung zu ihr zu entdecken; aber die Furcht brachte ihn zum Schweigen. Doch faßte er bei gelegener Zeit einmal Muth. „Ich beschwöre dich, Katharina“, sprach er, „laß mich nicht vor Liebe sterben!“

„Wollte Gott“, entgegnete das Mädchen sogleich, „daß du mich nicht sterben ließest.“

Diese Antwort verstärkte das Vergnügen und den Muth des Richard. „Ich werde“, sagte er, „nichts zu deiner Beruhigung unterlassen, nur mußt du ein Mittel zu Erhaltung deines und meines Lebens schaffen.“

„Du weißt, Richard“, erwiderte das Mädchen, „wie sehr man mich beobachtet; ich sehe daher keine Möglichkeit, wie du zu mir kommen könntest; zeige mir aber eine Gelegenheit, so will ich alles thun, was mir ohne Schande zu thun möglich ist.“

„Theuerste Katharina!“ brach Richard nach einigem Nachdenken aus; „auch ich weiß kein anderes Mittel, als daß du einmal nicht schlafen und auf die nach dem Garten deines Vaters gehende Gallerie kommen müßtest. So hoch es auch ist, so wollte ich doch gewiß zu dir hinaufzusteigen versuchen, sobald mir nur die Nacht bekannt wäre.

„Wenn du dir dies getraust, so glaube ich es ebenfalls dahin zu bringen, daß ich dort schlafe.“

Richard versprach es. Sie endigten ihre Unterhaltung mit einem verstohlenen Kusse und trennten sich.

Den folgenden Tag — es war bereits gegen Ende des Mai — klagte das Mädchen ihrer Mutter, daß sie in der vorigen Nacht wegen der großen Hitze nicht habe schlafen können.

„Aber meine Tochter“, entgegnete die Mutter, „wie heiß ist es denn? wir haben ja noch gar keine Hitze gehabt.“

„Ihr müßt nur bedenken, Mutter“, antwortete Katharina, „daß die Mädchen mehr Hitze haben als die bejahrten Weiber.“

„Wohl wahr! nur kann ich es nicht kalt oder warm werden lassen, wie du's verlangst; man muß die Witterung nehmen,

wie die Jahreszeit sie mit sich bringt; vielleicht ist es in der folgenden Nacht kühler, daß du besser schläfst."

„Gott gebe es! doch pflegen die Nächte gegen den Sommer zu selten kühler zu werden."

„Aber was ist zu machen?"

„Wenn ihr und der Vater es zufrieden wäret, könnte ich mir ein Bettchen auf der Galerie machen, die nach dem Garten zu an sein Zimmer stößt, und dort mich schlafen legen. Da hörte ich die Nachtigall singen und würde mich besser als in euerm Schlafgemach befinden, weil es dort kühler ist."

„Sei nur ruhig, meine Tochter! ich will es dem Vater sagen, und wenn er es zufrieden ist, soll's geschehen."

„Bei was denn für einer Nachtigall einschlafen?" entgegnete der alte und daher vielleicht ein wenig mürrische Litio bei dem Antrage seiner Frau; „ich will ihr noch bei dem Gesange der Heuvögel einschlafen lehren."

Die Nacht darauf schlief Katharina, als sie dies erfuhr, mehr vor Verdruß als Wärme nicht nur selbst nicht, sondern ließ auch durch ununterbrochene Klagen über die große Hitze ihre Mutter nicht schlafen.

Den andern Morgen ging die Mutter wieder zum Litio. „Mein Bester!" sprach sie, „ihr habt das Mädchen wenig lieb; was verschlägt's euch denn, daß sie auf der Gallerie schläft? sie hat sich die ganze Nacht vor Hitze nicht zu lassen gewußt, und wie könnt ihr euch über ihre Freude an dem Gesange der Nachtigall wundern, da sie noch ein junges Mädchen ist, die dergleichen Dinge lieben?"

„Nun", entgegnete Litio, „so mag sie sich, wenn es angeht, ein Bette hinsetzen, sich ein Behänge darüber machen lassen, dort schlafen und die Nachtigallen hören wie sie will."

Sobald das Mädchen dies hörte, stellte sie ihr Bette dahin, lauerte dem Richard auf, weil sie die folgende Nacht darin schlafen wollte, und gab ihm durch das verabredete Zeichen zu verstehen, was er zu thun habe.

Litio verriegelte den Ausgang von seinem Zimmer nach der Gallerie und legte sich ebenfalls nieder, nachdem seine Tochter schlafen gegangen war.

Als Richard alles ruhig merkte, stieg er mittelst einer Leiter auf die Mauer, von da an den hervorragenden Steinen auf eine andere und kam endlich mit vieler Mühe und Gefahr

auf die Gallerie, wo das Mädchen ihn im Stillen mit großer Freude empfing. Nach vielen Küssen legten sie sich mit einander ins Bette, brachten fast die ganze Nacht in beiderseitigem Vergnügen hin und ließen die Nachtigall zu wiederholtenmalen singen.

Die Nächte waren kurz, und ihr Entzücken so groß, daß sie den Morgen nicht für so nahe hielten. Sie schliefen daher vom Zeitvertreibe und der Witterung erhitzt unangekleidet ein, indem Katharina mit dem rechten Arme den Hals des Richard umschlang, in der linken Hand aber denjenigen Theil hielt, den ihr Mädchen euch in Gegenwart der Männer zu nennen am meisten schämt. In dieser Lage überraschte sie unvermuthet der Tag.

Litio, welcher beim Aufstehen sich an seine Tochter auf der Gallerie erinnerte, öffnete leise die Thür. „Ich muß doch sehen", sprach er, „wie sie diese Nacht bei der Nachtigall geschlafen hat." Er ging also hin, hob stillschweigend den Vorhang des Bettes auf und fand Richard nackend bei ihr und beide einander umarmend schlafen. Nach genauer Betrachtung eilte er zum Schlafgemach seiner Gattin. „Hurtig steh auf!" rief er; „wenn du sehen willst, wie begierig deine Tochter auf die Nachtigall gewesen ist: sie hat ihr so lange aufgelauert, bis sie solche gefangen und in die Hand bekommen hat."

„Ist's möglich?" fragte diese.

„Du wirst es sehen, wenn du fein eilst!"

Geschwind kleidete sich Madame Jakomine an, folgte still dem Litio zum Bette und sah, als sie die Vorhänge aufhob, deutlich die Nachtigall, welche ihre Tochter so sehnlich verlangt und gefangen hatte. Aeußerst aufgebracht über Richard's Hinterlist wollte sie Lärm machen und ihn ausschelten, aber Litio wehrte es ihr. „Bei meiner Liebe!" sprach er; „Frau hüte dich ein Wort zu sagen, da sie den Vogel einmal gefangen hat, soll sie ihn auch behalten. Richard ist ein Mann von edler Geburt und Vermögen; unsere Verbindung mit ihm kann nicht anders als vortheilhaft sein; will er unbeschadet aus dem Hause kommen, so muß er sie zuvor heirathen, damit er sieht, daß er seine Nachtigall in seinen eigenen und in keinen fremden Bauer gesteckt hat."

Die Frau, welche ihren Gemahl über diesen Vorfall nicht aufgebrachter fand und die vergnügte Nacht ihrer Tochter und ihren Nachtigallfang bedachte, beruhigte sich daher und schwieg.

Bald nach dieser Unterredung erwachte Richard und war beinahe des Todes, als er den hellen Tag erblickte. „Ach mein Leben", rief er Katharina, „was werden wir anfangen, da der Tag mich hier überrascht hat?"

„Das wollen wir schon machen!" antwortete Litio, welcher bei dieser Frage sich näherte und den Vorhang aufhob.

Richard glaubte bei dessen Anblick, das Herz würde ihm aus dem Leibe gerissen. „Mein Herr", hub er an, indem er sich aufrichtete und aufs Bette setzte, „habt um Gottes willen Mitleid mit mir! ich gestehe, daß meine treulose schändliche That den Tod verdient hat, und ihr mit mir machen könnt, was ihr wollt; ist es aber möglich, so bitte ich um Schonung meines Lebens."

„Richard", war die Antwort des Litio, „dies verdiente meine Liebe und mein Vertrauen auf dich nicht. Da es aber einmal geschehen ist und deine Jugend dich zu diesem Schritte verleitet hat: so nimm, willst du deinen Tod und meine Schande verhindern, ehe du von der Stelle gehst, Katharina zu deiner gesetzmäßigen Frau und laß sie von dem heutigen Tage an lebenslang die deinige sein. Dies ist das Mittel zu meiner Ruhe und zu deiner Rettung. Weigerst du dich aber, so befiehl deine Seele dem Herrn!"

Bei dieser Rede ließ Katharina die Nachtigall fahren, bedeckte sich und bat sowohl ihren Vater, Richard zu verzeihen, als diesen, das Verlangen des Litio zu erfüllen, damit sie ungestört noch lange dergleichen Nächte genießen könnten.

Aber dieser vielen Bitten bedurfte es nicht. Theils die Scham über den begangenen Fehler und das Verlangen ihn wieder gut zu machen: theils die Furcht des Todes und der Wunsch, ihm zu entgehen, vor allem aber die brennende Liebe und die Begierde, den geliebten Gegenstand ungehindert zu besitzen, bewirkten die Erklärung, daß er bereit sei, dem Litio zu gehorchen.

Litio ließ sich daher von seiner Jakomine einen Ring geben und verlobte Katharina mit Richard auf der Stelle. Darauf ging Litio mit seiner Gattin fort. „Jetzt", sagten sie, „legt euch immer wieder nieder; denn die Ruhe wird euch dienlicher sein, als das Aufstehen."

Nach deren Entfernung umarmte sich das junge Ehepaar von neuem, und da sie in der Nacht nur sieben Meilen ge-

gangen waren, legten sie deren, ehe sie aufstanden, noch zwei zurück und beschlossen damit den ersten Tag.

Nachdem Richard endlich aufgestanden war, nahm er mit Litio ausführliche Abrede und wiederholte wenige Tage darauf, dem Anstande gemäß, in Gegenwart der Freunde und Anverwandten, die Verlobung, führte das Mädchen mit vieler Feierlichkeit nach Hause, richtete eine ansehnliche und prächtige Hochzeit aus und ging nach diesem Feste in Ruhe und Zufriedenheit mit ihr bei Tag und Nacht, wenn es ihnen gefiel, auf den Nachtigallfang aus.

Fünfte Erzählung.

Johann und seine Schwester.

In der Stadt Fano wohnten ehemals zwei Lombarder, davon der eine Guidotto von Cremona, der andere Jakomin von Pavia hieß. Beide waren bereits bejahrt und von Jugend auf unter den Waffen in Kriegsdiensten aufgewachsen. Als Guidotto seinem Ende sich nahte, übergab er nach umständlicher Erzählung seiner Schicksale dem Jakomin ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren nebst seinem ganzen Vermögen, weil er keine Kinder oder sonst einen Freund hatte, auf die er sich besser verlassen konnte.

Nach einem langwierigen Kriege und viel Bedrängniß fing die Stadt Faenza damals an, sich allmählich wieder zu erholen und man erhielt die Erlaubniß, ungestört nach dort zurückzukehren. Auch Jakomin, dem dieser Ort als sein ehemaliger Aufenthalt gefiel, zog wieder dahin mit seiner ganzen Habe und dem Mädchen des Guidotto, die er wie seine eigene Tochter liebte und erzog.

Diese ward bei zunehmenden Jahren eine der Schönsten in der Stadt und ihre Artigkeit und Aufführung glich ihrer Schönheit. Unter der Menge ihrer Gunstbewerber waren vorzüglich zwei artige wohlhabende Jünglinge, welche sie beide aufs heftigste liebten und deshalb eifersüchtig einander haßten. Sie hießen Johann von Severino und Minghino von Min=

gole. Jeder wünschte sie zur Frau ungeachtet ihres etwa fünfzehnjährigen Alters, wenn ihre eigenen Verwandten es zugegeben hätten. Bei deren nicht unbilligen Verweigerung aber gaben sie sich doch alle Mühe, sie auf irgend eine andere Art zu erlangen.

Jakomin hatte eine bejahrte Magd und einen Bedienten, Namens Crivello, einen dienstfertigen gutwilligen Menschen, dessen Vertraulichkeit Johann sich erwarb. Er entdeckte ihm daher seine ganze Leidenschaft, als er Gelegenheit fand, bat ihn um Beistand zu Erreichung seiner Wünsche und machte ihm dafür viele und große Versprechungen.

„Ich kann, wie du siehst, dabei weiter nichts für dich thun", antwortete Crivello, „als dich, wenn Jakomin einmal auswärts speist, zu ihr führen; spräche ich gleich für dich, so würde sie mich doch nicht anhören. Aber jenes bin ich für dich zu thun bereit, wenn du es verlangst; verfahre denn, wie dir gut dünkt!" Johann versicherte ihn, daß er nichts weiter fordere und so blieb es bei dieser Verabredung.

Minghino hingegen besaß das Vertrauen der Magd, welche durch verschiedene Ausrichtungen von ihm bei dem Mädchen beinahe Gegenliebe entzündet und ihm ebenfalls versprochen hatte, ihn zu ihr zu führen, wenn Jakomin einen Abend ausginge.

Nicht lange nach diesen Verabredungen ging Jakomin zu einem seiner Feunde zum Abendessen auf Crivello's Veranlassung. Sogleich benachrichtigte dieser den Johann davon und verabredete eine gewisse Loosung mit ihm, auf welche derselbe erscheinen und die Thür offen finden sollte. Die Magd, welche von diesem allen nichts wußte, ließ den Minghino ebenfalls wissen, daß Jakomin nicht zu Hause speise und bestellte ihn in die Nähe des Hauses, um auf das gegebene Zeichen hereinzukommen.

Am Abend begaben sich beide Liebhaber, ohne daß einer von dem andern etwas wußte, jedoch voll Argwohn mit einigen bewaffneten Freunden auf ihre Posten. Minghino trat in das Haus eines seiner Freunde in der Nachbarschaft des Mädchens, um das Zeichen zu erwarten, Johann aber blieb in einiger Entfernung vom Hause stehen.

Als Jakomin weg war, gaben Crivello und die Magd sich alle Mühe, einander zu entfernen. „Gehst du denn noch

nicht schlafen?“ fragte Crivello die Magd; „was drehst du dich im Hause herum?“

„Und warum gehst denn du nicht nach deinem Herrn? worauf wartest du, da du gegessen hast?“ Doch konnte keins das andere vom Platze bringen.

„Aber was mache ich mir aus ihr“, sagte Crivello bei sich selbst, als er die mit Johann verabredete Stunde herannahen sah; „wenn sie nicht ruhig sein will, werde ich ihr eins versetzen.“ Er gab daher das Zeichen und öffnete die Thür.

Sogleich trat Johann mit zwei seiner Gefährten hinein und wollten das Mädchen wegführen, welches sie im Saale fanden; aber diese widersetzte sich und fing nebst der Magd gewaltig an zu schreien.

Minghino eilte mit seinen Leuten herbei, als er dies hörte. „Halt, Verräther!“ schrieen diese mit entblößten Degen, da sie sahen, daß man das Mädchen bereits zur Thüre hinausschleppen wollte, „ihr müßt sterben! diese Gewalt soll euch nicht gelingen.“ Darauf ging das Gefecht an, so daß die Nachbarn auf den Lärm mit Licht und Waffen herbeieilten und dem Minghino voll Unwillen über das Unternehmen beistanden.

Nach langem Gefechte nahm dieser dem Johann das Mädchen wieder ab und brachte sie in Jakomins Haus zurück.

Noch ehe das Volk auseinander ging, kamen die Gerichtsdiener dazu, verhafteten eine Menge davon, unter andern auch den Minghino, Johann und Crivello und führten sie in das Gefängniß.

Als Jakomin nach Hause kam und alles wieder ruhig fand, gerieth er über diesen Zufall in die äußerste Bestürzung; doch beruhigte er sich ein wenig, da er bei genauerer Untersuchung der Sache das Mädchen völlig unschuldig fand und beschloß ihre baldige Verheirathung, zur Verhütung ähnlicher Fälle für die Zukunft.

Die Eltern der beiden jungen Männer waren in Furcht, als sie am andern Morgen den eigentlichen Verlauf der Sache der den Gefangenen bevorstehenden Gefahr wegen erfuhren, wenn Jakomin nach Recht verführe. Sie gingen daher zu ihm und baten ihn inständig, er möchte nicht sowohl auf das durch den Unverstand der jungen Leute erlittene Unrecht, als auf seine Liebe und Gewogenheit Rücksicht nehmen, die er,

wie sie glaubten, gegen sie hätte; sie und die schuldigen Jünglinge erböten sich zu aller selbst beliebigen Genugthuung.

Jakomin, der viel Erfahrung und ein gutes Herz hatte, antwortete sogleich: „Ich bin euch, da ihr mich als einen Fremdling unter euch aufgenommen habt, so viel Freundschaft schuldig, daß ich in diesen und allen andern Stücken lediglich euch zu Gefallen leben werde; überdies kann ich um so nachgiebiger gegen euer Verlangen sein, da die Beleidigung euch selbst mit betrifft; denn dies Mädchen ist, wie viele glauben, weder aus Cremona noch Pavia, sondern von Faenza, obgleich weder ich, noch ihr, noch der, von dem ich sie erhielt, wissen, wem sie angehört. Euer Bitten soll euch daher durchgängig gewährt sein.“

Verwunderungsvoll über die Nachricht, daß das Mädchen aus Faenza sei, dankten sie dem Jakomin seiner gefälligen Antwort wegen und baten ihn, ihnen zu sagen, wie das Mädchen in seine Hände gekommen sei und worauf sich sein Vorgeben gründe?

„Guidotto von Cremona, mein Kriegskamerad und Freund“, entgegnete derselbe, „entdeckte mir auf seinem Sterbebette, er habe, als man bei Eroberung dieser Stadt unter Kaiser Friedrich alles geplündert habe, und er mit seinen Gefährten in ein mit Sachen angefülltes und von den Bewohnern verlassenes Haus gekommen sei, daselbst dies damals ungefähr zweijährige Mädchen angetroffen, die ihn beim Hereintreten Vater gerufen. Gerührt dadurch habe er sie mit sich nebst allen Habseligkeiten des Hauses nach Fano genommen. Dort übergab er sie mir sterbend und sein ganzes Vermögen mit dem Auftrage, sie in der Folge zu verheirathen und ihr seine Hinterlassenschaft zum Brautschatze zu geben. Sie ist nun mannbar, aber ich habe noch keine mir anständige Person für sie finden können, obgleich ich es zur Verhütung eines dem gestrigen ähnlichen Falles sehr gern sähe.“

Unter den Umstehenden befand sich ein gewisser Wilhelm von Medicina, welcher mit Guidotto der Eroberung beigewohnt hatte und das von diesen geplünderte Haus sehr wohl kannte. „Hörst du, Bernhard, was Jakomin sagt?“ fragte er sich nähernd den anwesenden Eigenthümer.

„Soeben“, entgegnete dieser, dachte ich darüber nach; denn ich besinne mich, bei den damaligen Unruhen eine kleine

Tochter ungefähr in dem von Jakomin angegebenen Alter verloren zu haben."

„Wahrlich, sie ist es!" antwortete Wilhelm; „denn aus Guidotto's ehemaliger Erzählung von seiner Plünderung konnte ich annehmen, daß es dein Haus gewesen sei. Fällt dir ein Kennzeichen bei, so laß nur nachsehn, und du wirst gewiß deine Tochter in ihr finden!"

Beim Nachdenken erinnerte Bernhard sich, daß sie über dem linken Ohr eine kreuzförmige Narbe von einem kurz vor jener Begebenheit ihr abgelösten Gewächse haben müsse, wandte daher unverzüglich an den noch gegenwärtigen Jakomin seine Bitte, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihm das Mädchen zu zeigen.

Jakomin willfahrte ihm und ließ das Mädchen rufen. Bernhard glaubte bei ihrem Anblicke das ganze schöne Gesicht ihrer noch lebenden Mutter zu sehen; doch traute er nicht diesem allein, sondern bat den Jakomin um die Erlaubniß, ihr die Haare am linken Ohr etwas aufheben zu dürfen, welches dieser ihm ebenfalls gestattete. Bernhard näherte sich ihr, die beschämt dastand, und entdeckte auch das Kreuz, als er mit der rechten Hand die Haare aufhob. Ueberzeugt, daß es seine Tochter sei, brach er in Thränen der Zärtlichkeit aus und umarmte sie ungeachtet ihrer Widersetzung.

„Mein Bruder", kehrte er sich hierauf zu Jakomin, „sie ist meine Tochter! das Haus, welches Guidotto plünderte, war das meinige; in der Angst ward sie von ihrer Mutter darin vergessen, und wir glaubten bisher immer, sie sei mit dem Hause, welches noch den nämlichen Tag in Flammen aufging, verbrannt."

Das Vorgeben dieses bejahrten Mannes schien dem Mädchen glaubwürdig. Vom innern Gefühl gerührt, duldete sie daher nicht nur seine Umarmungen, sondern vergoß auch mit ihm die zärtlichsten Thränen.

Bernhard ließ sogleich ihre Mutter, die übrigen Verwandten, Schwestern und Brüder rufen, stellte ihnen dieselbe vor, erzählte ihre Begebenheiten und führte sie nach tausendfachen Umarmungen und Freudenbezeugungen mit vieler Zufriedenheit des Jakomin mit nach Hause.

Als der Stadthauptmann, ein rechtschaffener Mann, der dies erfuhr und fand, daß der gefangene Johann Bernhards

Sohn und des Mädchens leiblicher Bruder sei, hoffte er den Streit in Güte beizulegen; er nahm sich daher der Sache an, vermittelte, nebst Bernhard und Jakomin, einen Frieden zwischen Johann und Minghino und gab diesem das Mädchen, Agnes genannt, zum größten Vergnügen aller seiner Verwandten zur Frau. Auch befreite er zugleich den Crivello und die übrigen, welche in diesem Handel mit verwickelt waren. Minghino richtete hierauf freudig eine prächtige Hochzeit aus, führte das Mädchen heim und lebte mit ihr ruhig und beglückt viele Jahre.

Sechste Erzählung.

Johann von Procida und Restituta.

Zu Ischia, einer kleinen Insel in der Nähe von Neapel, wohnte unter andern ein junges, schönes und munteres Mädchen, Namens Restituta, die Tochter eines dortigen Kavaliers, Marin Bolgaro genannt. Ein junger Mann von der benachbarten Insel Procida, Johann mit Namen, verliebte sich sterblich in sie und fand bei ihr Gegenneigung. Es genügte ihm nicht, blos am Tage von Procida nach Ischia zu ihr zu gehen; oft auch schwamm er des Nachts dahin, wenn er keinen Kahn fand, um wenigstens die Mauern ihres Hauses zu sehen, wenn er weiter nichts erlangen konnte.

Infolge dieser feurigen Liebe ging das Mädchen einst im Sommer ganz allein am Ufer von einer Klippe zur andern, um mit einem Messer die Muscheln von den Steinen abzustechen, und kam so an einen zwischen Klippen gelegenen Ort, wo theils des Schattens, theils einer sehr frischen Wasserquelle wegen einige aus Neapel kommende sicilianische Jünglinge mit ihrer Fregatte eingelaufen waren.

Diese wurden einig, als sie dies schöne, sie nicht bemerkende Mädchen allein erblickten, sie mit sich wegzuführen; dies geschah! Sie ergriffen dieselbe ungeachtet ihres Schreiens, setzten sie in ihre Barke und fuhren davon. Bei ihrer Ankunft in Kalabrien berathschlagten sie, wem das Mädchen ge=

hören sollte. Als aber alle dieselbe verlangten und sie nicht einig werden konnten, beschlossen sie einstimmig, aus Besorgniß schlimmerer, für ihre Geschäfte nachtheiligerer Folgen: sie dem damals noch jungen König Friedrich von Sicilien zu verehren, welchen ein Vergnügen an hübschen Mädchen fand, und überreichten ihm dasselbe gleich nach ihrer Ankunft in Salerno.

Der König nahm dies Geschenk ihrer Schönheit wegen sehr gnädig an, doch ließ er sie ihrer kränklichen Umstände halber bis zu ihrer Genesung auf ein angenehm gelegenes Gartenhaus, Cuba genannt, bringen und daselbst abwarten.

In Ischia machte der Raub des Mädchens großes Aufsehen. Das traurigste war, daß man ihre Räuber nicht erfahren konnte. Allein Johann, dem vor allen am meisten daran lag, wartete nicht auf die Nachricht davon aus Ischia, sondern ließ ein Fahrzeug ausrüsten, sobald er den Weg erfuhr, welchen das Fahrzeug genommen hatte, durchkreuzte mit möglichster Geschwindigkeit das Meer von Minerva bis Scalea, forschte in Kalabrien und überall nach dem Mädchen und erfuhr endlich in Scalea, daß sicilianische Schiffer sie nach Palermo geführt hätten.

Johann ließ sich unverzüglich dahin bringen und entdeckte zu seinem größten Leidwesen, daß das Mädchen dem König geschenkt sei und von ihm nach Cuba gebracht worden. Zwar gab er beinahe alle Hoffnung auf, sie je nur wieder zu sehen, geschweige denn zu besitzen; dennoch hielt ihn die Liebe hier fest. Er schickte daher seine Fregatte zurück und blieb daselbst, weil er sich nicht gekannt sah. Glücklicherweise fand er sie einst am Fenster bei seinem öfteren Vorübergehen vor Cuba und ward zu beider Entzücken auch von ihr bemerkt.

Johann, der den Ort etwas einsam fand, näherte sich möglichst, um mit ihr zu sprechen und entfernte sich wieder, nachdem er die Art sie näher zu sehen erfahren hatte, betrachtete aber vorher genau die Lage des Ortes. In der Nacht kehrte er wieder dahin, kletterte an den hervorragenden unabgehauenen Mauerspitzen in den Garten und stieg mittelst einer Segelstange, die er daselbst fand, mit leichter Mühe an das von dem Mädchen ihm angezeigte Fenster.

Da diese ihre Ehre, um derentwillen sie sonst ziemlich spröde gegen ihn gewesen war, bereits für verloren hielt und sie sich keinem würdigern als ihm überlassen zu können glaubte,

auch dadurch ihn zu ihrer Befreiung zu bewegen hoffte, nahm sie sich vor, ihm in allen seinen Wünschen zu willfahren und ließ das Fenster offen. Johann stieg daher ungehindert hinein und legte sich zu dem noch nicht schlafenden Mädchen.

Vor allen Dingen entdeckte sie ihm ihre Absicht mit der dringendsten Bitte, sie von hier zu entfernen. Er lobte diesen Vorsatz und versprach ihr, bei seinem Weggehen solche Anstalten zu treffen, daß er sie bei der ersten Wiederkehr mit sich nehmen könnte. Darauf umarmten sie einander mit Entzücken, genossen der Liebe größte Wonne und schliefen nach öfteren Wiederholungen unvermerkt in gegenseitigen Umarmungen ein.

Dem König hatte dies Mädchen beim ersten Anblicke ungemein gefallen; er erinnerte sich ihrer, erfuhr ihre Genesung und entschloß sich, ungeachtet der Tag bereits nahe war, zu ihr zu gehen und sich mit ihr zu unterhalten. Er begab sich daher mit einigen Leuten nach Cuba, ließ bei seiner Ankunft das Schlafzimmer heimlich öffnen, ging mit einer großen angezündeten Doppelfackel hinein und fand, als er auf das Bett blickte, das Mädchen in den Armen des Johann, beide nackend, schlafen.

Plötzlich bemächtigten sich seiner Bestürzung und Zorn so, daß er, ohne ein Wort zu reden, beinahe den Degen gezogen und beide durchbohrt hätte; aber der Gedanke, daß die Ermordung zweier Nackender im Schlafe für jedermann schändlich sei, geschweige denn für einen König, hielt ihn zurück und er beschloß, sie öffentlich verbrennen zu lassen.

„Wie gefällt dir diese Treulose, auf die ich so viel Hoffnung setzte?“ wandte er sich zu einem seiner Leute und fragte: „Ob er den jungen Menschen kenne, der es gewagt habe, ihm in seinem Palaste dergleichen Schimpf und Mißvergnügen zuzufügen?“

„Er erinnere sich nicht, ihn je gesehen zu haben“, war jenes Antwort.

Mißmuthig verließ der König das Zimmer mit dem Befehle, beide Liebende nackend, wie sie waren, zu fesseln, wenn es Tag wäre nach Palermo zu führen, auf dem Marktplatze an einem Pfahl gebunden und mit dem Rücken gegen einander gekehrt, bis drei Uhr zur öffentlichen Schau auszustellen, alsdann

aber verdientermaßen zu verbrennen. Darauf kehrte er zornig nach Palermo zurück.

Nach Entfernung des Königs wurden beide Liebende von den Leuten überfallen, aufgeweckt und ohne Erbarmen gebunden. Ihre Bestürzung, Thränen und Todesangst läßt sich leicht denken. Man führte sie dem königlichen Befehle zufolge nach Palermo, band sie auf dem Markte an einen Pfahl und bereitete vor ihren Augen den Scheiterhaufen und das Feuer, wodurch sie zu der vom König bestimmten Stunde hingerichtet werden sollten.

Alsbald lief ganz Palermo zusammen, diese Liebenden zu sehen. Auf der einen Seite drängten sich Männer um das Mädchen, deren Schönheit und Wuchs sie bewunderten, auf der andern Frauen, welche den Jüngling außerordentlich schön und wohlgestaltet fanden.

Die beiden Unglücklichen schlugen voll Scham ihre Augen nieder und erwarteten alle Augenblicke mit Thränen über ihr Unglück den grausamen Tod des Scheiterhaufens. Während der zur Ausstellung bestimmten Zeit ward ihr Verbrechen in der ganzen Stadt bekannt, kam auch zu den Ohren des Ruggier d'Oria, damaligen Admirals des Königs, eines ungemein verdienstvollen Mannes, und er ging ebenfalls hin, sie zu sehen. Nachdem er das Mädchen zuerst betrachtet und ihre Schönheit bewundert hatte, wandte er sich auch zum Jüngling und erkannte ihn ohne viele Mühe. Er trat daher näher und fragte: „Ob er nicht Johann von Procida sei?“

„Ich war bisher der, für den ihr mich haltet“, antwortete Johann, indem er sein Haupt erhob und den Admiral erkannte; „aber bald werde ich es nicht mehr sein.“

„Und was hat dich hierher gebracht?“

„Meine Liebe und die Rache des Königs!“ war seine Antwort, und der Admiral ließ sich die Sache umständlich erzählen.

„Mein Herr“, rief Johann, als dieser nach eingezogener Erkundigung fortgehen wollte, „ist es möglich, so verschafft mir eine einzige Gnade von dem Urheber dieses meines Zustandes.“

„Und welche denn?“ fragte Ruggier.

„Ich sehe die Annäherung meines Todes“, entgegnete Johann, „und ich will in Gesellschaft dieses Mädchens mit Ver-

gnügen sterben, da wir einander mehr als unser Leben liebten; nur stelle man uns statt des Rückens mit dem Gesicht gegen einander, damit ihr Anblick mich im Tode noch tröste."

„Sehr gern!" erwiderte Ruggier, „ich hoffe, du sollst sie noch zum Ueberdruß sehen." Er befahl beim Weggehen den Vollstreckern der königlichen Befehle, ohne ausdrückliche Anordnung ihres Monarchen, nichts weiter vorzunehmen und begab sich unverzüglich zum König.

Ungeachtet er ihn verdrießlich fand, unterließ er doch nicht, ihm seine Gedanken zu eröffnen. „Womit haben dich diese jungen Leute beleidigt", fragte er ihn, „die du auf dem Platze zu verbrennen befohlen hast?" Der König erzählte es ihm.

„Ihr Fehler", fuhr Ruggier fort, „verdient allerdings Strafe, aber nur nicht von dir. So strafbar die Verbrechen sind, eben so viel Gnade und Erbarmen, ja selbst Belohnung verdienen Wohlthaten. Kennst du die, welche du verbrennen lassen willst?"

„Nein!" antwortete der König.

„So will ich sie dir kennen lehren!" entgegnete Ruggier, „damit du das Unrecht einsiehst, zu welchem dein Zorn dich verleitet hat. Der junge Mann ist der Sohn Ludolfs von Procida, durch dessen Beistand du Beherrscher und König dieser Insel bist. Das Mädchen ist die Tochter des Marin Bolgaro, dessen Macht dich bis auf den heutigen Tag gegen die Vertreibung von der Insel Ischia gesichert hat. Beide sind junge einander seit langer Zeit sich liebende Leute, welche dies Verbrechen — wenn anders Handlungen der Jugend von der Liebe bewirkt den Namen der Verbrechen verdienen — aus Liebe, nicht zu deiner Beschimpfung begangen haben. Willst du nun noch diejenigen verbrennen lassen, die du mit Freuden und Geschenken überhäufen solltest?"

Der König, welcher die Vorstellung des Ruggier begründet fand, hielt bei dieser Nachricht nicht nur mit seinem weitern Verfahren inne, sondern es reute ihn auch das bereits Geschehene. Er schickte sogleich hin, ließ die beiden jungen Leute vom Pfahle abbinden und sie zu sich bringen.

Von ihrem Stande nun hinlänglich unterrichtet, war er darauf bedacht, ihnen ihr erlittenes Unrecht durch Achtung und Geschenke wieder zu vergüten, ließ sie anständig kleiden, verband sie ihrem Wunsche gemäß ehelich mit einander und

schickte sie alsdann mit ansehnlichen Geschenken zufrieden nach Hause, wo sie mit vielen Freuden empfangen wurden und lange in Vergnügen und Heiterkeit mit einander lebten.

Siebente Erzählung.

Theodor und Violante.

Unter der Regierung König Wilhelm des Gütigen wohnte in Sicilien ein Kavalier, Namens Amerigo Abate, von Trapani gebürtig, der unter andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er Bedienung nöthig hatte, kaufte er von genuesischen Kaperern, die aus der Levante kamen und an den armenischen Küsten geraubt hatten, einige Sklaven, die er für Türken hielt und unter welchen einer, Namens Theodor, sich vor den übrigen, die bloße Hirten zu sein schienen, durch ein edles Ansehen auszeichnete.

Zwar ward er als Sklave behandelt; da er jedoch mit den übrigen Kindern des Amerigo aufwuchs und sich mehr nach seinen natürlichen Fähigkeiten, als nach dem Zufall ausbildete: fing er an, artig und gesittet zu werden und setzte sich beim Amerigo dadurch in solche Gunst, daß er ihm die Freiheit schenkte, ihn unter dem Namen Peter taufen ließ, weil er ihn für einen Türken hielt und als einen zuverlässigen Mann zum Aufseher seines Hauswesens machte.

Unter andern hatte Amerigo auch eine Tochter Namens Violante, ein schönes zartes Mädchen. Da der Vater mit ihrer Verheirathung zögerte, verliebte sie sich in Peter, schätzte seine Artigkeit und sein Betragen hoch, und obgleich sie sich zwar schämte, es ihm zu entdecken, so ward sie doch von der Liebe dieser Mühe überhoben.

Peter, der auf das Mädchen zuweilen einen verstohlenen Blick warf, verliebte sich ebenfalls so in sie, daß er außer ihrem Anblick kein Glück weiter kannte, war aber, weil er seine Leidenschaft für unerlaubt hielt, in beständiger Furcht vor Entdeckung. Als das Mädchen, welches ihn sehr gern sah,

dies merkte, stellte sie sich äußerst zufrieden darüber, um ihn beherzter zu machen, wie sie es auch in der That war.

So betrugen sich beide gegen einander ohne irgend eine Erklärung zu wagen, so heiß sie solche wünschten, bis endlich das Schicksal gleichsam wohlbedächtig ihrer beiderseitigen gleich feurigen Liebe eine Gelegenheit verschaffte, die ihnen im Wege stehende Furcht zu verjagen.

Ungefähr eine Meile von Trapani hatte Amerigo ein schönes Landgut zur Sommerbelustigung für seine Gemahlin, Tochter und deren Freundinnen. Einst an einem heißen Tage hatten sie sich dahin begeben und den Peter mitgenommen. Während ihres dortigen Aufenthaltes überzog sich der Himmel plötzlich mit finstern Wolken, wie es bei großer Hitze oft geschieht. Damit das Wetter sie selbst nicht ereilte, machte sich die Frau so hurtig als möglich mit ihrer Gesellschaft auf den Rückweg nach Trapani.

Peter und das Mädchen, welche beide jung waren, überholten die Mutter und die übrigen ein gutes Stück, theils aus Liebe, theils aus Furcht vor dem Wetter, und waren bereits so weit von ihnen entfernt, daß sie einander beinahe nicht mehr sehen konnten: als nach einigen Donnerschlägen plötzlich ein starker, dichter Hagel herabstürzte. Die Mutter flüchtete mit ihrem Gefolge in das Haus eines Landmanns, aber Peter und das Mädchen, die keinen andern Zufluchtsort vor sich sahen, mußten sich unter ein noch übriges Stück Dach einer alten beinahe eingefallenen und unbewohnten Hütte verkriechen, so daß sie bei der Enge des Raumes einander dicht berührten.

Dies Berühren machte ihnen Muth, ihre Leidenschaft einander zu entdecken. „Ich wünschte", fing Peter an, „daß der Hagel nie nachließe, wenn ich immer so wie jetzt stehen bleiben könnte."

„Auch mir wäre es ganz recht", entgegnete das Mädchen. Darauf drückten sie einander die Hände, umarmten und küßten sich endlich während des Hagelns. Kurz, um nicht alle Kleinigkeiten zu erzählen, das Wetter ließ nicht eher nach, bis sie die höchsten Vergnügungen der Liebe geschmeckt und fernere heimliche Zusammenkünfte verabredet hatten.

Als das Wetter vorüber war, gingen sie nach der nahegelegenen Stadt, erwarteten unter dem Thore die Mutter

und kehrten mit ihr nach Hause. Hier wiederholten sie mit Entzücken etlichemal ziemlich vorsichtig und geheim ihre Zusammenkünfte und die Sache ging so glücklich, daß das Mädchen zu beider Mißvergnügen schwanger ward. Zwar wandte sie alle Mittel an, sich dieser Bürde zu entledigen, wider den Lauf der Natur: aber ihre Mühe war vergebens.

Besorgt um sein Leben, entdeckte Peter dem Mädchen seine Absicht zu entfliehen.

„Wenn du fortgehst", antwortete sie, „werde ich mich ohne Zweifel ums Leben bringen."

„Aber, meine Geliebte", entgegnete Peter, der sie ungemein liebte, „wie kannst du mein Hierbleiben verlangen? deine Schwangerschaft ist die Verrätherin unseres Fehlers. Dir wird man leicht verzeihen, aber ich werde das unglückliche Opfer deiner und meiner Schuld werden müssen."

„Mein Fehler wird zwar entdeckt werden", erwiderte das Mädchen, „aber sei versichert, Peter! der deinige soll unbekannt bleiben, wenn du ihn nicht gestehst."

„Wenn du mir das versprichst, will ich bleiben, aber denke an dein Wort!"

Das Mädchen verbarg so lange als möglich ihre Schwangerschaft; da sie es aber bei zunehmendem Leibe nicht mehr konnte, offenbarte sie solche mit Thränen und Flehen um Hülfe ihrer Mutter. Aeußerst aufgebracht ließ sie diese zwar hart an und wollte den Verlauf der Sache wissen, aber das Mädchen hüllte die Wahrheit aus Furcht vor Peters Schicksal in eine Erdichtung ein.

Die Mutter glaubte es und ging mit ihr auf das Landgut, um ihren Fehler zu verheimlichen. Bei Herrannahung der Geburtsstunde und der gewöhnlichen Wehen kehrte Amerigo, der sonst fast nie dahin zu kommen pflegte, ohne Wissen der Mutter auf dem Rückwege vom Vogelfange daselbst ein. Voll Verwunderung über das Geschrei, welches er im Vorbeigehen im Zimmer seiner Tochter hörte, trat er plötzlich hinein und fragte nach der Ursache.

Erschrocken über den Anblick ihres Gatten stand die Mutter auf und erzählte ihm das Unglück der Tochter. Weniger leichtgläubig als sie, hielt er es für unmöglich, daß die Tochter den Urheber der Schwangerschaft nicht angeben könnte; er verlangte ihn daher mit Gewalt zu wissen und versicherte ihr

seine Gnade, wenn sie ihm gestünde, außerdem aber ohne Erbarmen den Tod. Zwar suchte die Mutter ihren Gemahl möglichst mit dem bereits Erzählten zu beruhigen; aber vergeblich! Er drang voll Wuth mit entblößtem Degen auf das Mädchen, welche während der Zeit einen Knaben geboren hatte. „Gestehe", sprach er, „den Vater dieses Kindes, oder du bist augenblicklich des Todes!"

Aus Furcht vor dem Tode vergaß sie das Peter gegebene Versprechen und offenbarte alles zwischen ihnen Vorgegangene. Kaum konnte der Kavalier bei diesem Geständnisse vor heftigem Zorn des Mordes sich enthalten; doch kündigte er ihr blos die Folge seiner Rache an, stieg aufs Pferd, ritt nach Trapani und beklagte sich bei Konrad, dem damaligen Befehlshaber des Königs, über die vom Peter ihm zugefügte Schande, welcher unvermuthet sogleich verhaftet und auf die Folter gebracht ward, wo er alles gestand, um ihr zu entgehen.

Einige Tage darauf verurtheilte ihn der Richter mit Staupenschlägen zum Strange.

Aber die Rache des Amerigo war durch das Todesurtheil des Peter noch nicht befriedigt. Er wollte beide Liebende nebst dem Kinde auf einmal aus der Welt schaffen, goß daher Gift mit Wein vermischt in eine Schale und reichte sie nebst einem Dolche einem seiner Diener. „Gehe", sprach er, „damit zu Violanten und befiehl ihr in meinem Namen die unverzügliche Wahl einer dieser Todesarten, Gift oder Dolch sonst wollte ich sie verdientermaßen im Angesichte des ganzen Volkes verbrennen lassen! Nimm darauf das vor wenig Tagen geborene Kind, wirf es mit dem Kopfe gegen die Wand und gieb es den Hunden!"

Mit diesen grausamen Befehlen eines aufgebrachten Vaters wider Tochter und Enkel entfernte sich der mehr zum Bösen als zum Guten geneigte Diener.

Peter ward dem Urtheile zu Folge mit Staupenschlägen zum Galgen geführt. Unter andern ging der Zug auf Gutbefinden der Führenden auch bei einem Gasthofe vorbei, wo drei edle Armenianer eingekehrt waren, die als Abgesandte ihres Königs in wichtigen Angelegenheiten zum Papst nach Rom gingen. Diese hielten sich der Ruhe und Erholung wegen einige Tage hier auf und wurden von dem Trapanischen Adel aufs beste bewirthet, besonders von Amerigo.

Als sie hörten, daß Peter vorübergeführt würde, gingen sie an ein Fenster, um ihn zu sehen. Er war die Hände auf den Rücken gebunden bis an den Gürtel völlig entkleidet. Einer der drei Abgesandten, ein bejahrter angesehener Mann, Namens Fineo, bemerkte auf dessen Brust einen großen, rothen, dem was die Weiber Rose nennen ähnlichen Fleck, den nicht die Kunst, sondern die Natur gebildet hatte. Sogleich fiel ihm sein Sohn ein, den er vor bereits fünfzehn Jahren durch Seeräuber an den Küsten von Lajazzo verloren hatte, ohne seitdem das geringste von ihm zu erfahren. Selbst das Alter des unglücklich Gestäupten schien mit dem seines Sohnes, wenn er lebte, übereinzutreffen und der Argwohn, ob er es wohl gar sein könnte, ward in ihm rege.

In der Meinung, daß derselbe, wenn er es wäre, sich doch noch seines und seines Vaters Namen und der armenischen Sprache erinnern würde, rief er, als sie näher kamen: „Ach Theodor!" und Peter erhob bei diesem Namen sogleich das Haupt.

„Wo bist du her?" fragte ihn Fineo auf armenisch weiter, „und wer ist dein Vater?"

Aus Achtung blieben die ihn führenden Knechte stehen.

„Ich bin aus Armenien", antwortete Peter, „der Sohn eines gewissen Fineo und ward von mir unbekannten Leuten als ein Kind weggeführt."

Nunmehr erkannte Fineo deutlich seinen verlorenen Sohn. Weinend ging er mit seinen Gefährten hinunter, umarmte ihn mitten unter den Knechten, warf ihm seinen umhabenden Mantel vom reichsten Zeuge über und bat den Anführer so lange hier zu verweilen, bis er Befehl erhielte, ihn weiter zu führen, welches dieser ihm bewilligte.

Fineo hatte bereits die Ursache des überall sich verbreiteten Todesurtheils gehört. Er verfügte sich daher mit seinen Gefährten und ihrem Gefolge zu Konrad. „Mein Herr!" sprach er, „der, welchen ihr als Sklaven zum Tode führen laßt, ist ein freier Mann; es ist mein Sohn. Er ist bereit, diejenige zu ehelichen, welche er entehrt hat, wie man sagt. Verschiebt daher die Vollziehung der Strafe so lange, bis man erfahren kann, ob das Mädchen ihn zum Manne begehrt, damit ihr euch nicht des Vorwurfs übertretener Gesetze schuldig macht, wenn sie ihn verlangt."

Nicht wenig verwundert über die Nachricht, daß dies der Sohn des Fineo sei und betreten über die Härte des Schicksals, räumte er das Vorgeben desselben ein, entließ ihn alsbald wieder, schickte sogleich nach Amerigo und machte ihm diesen Zufall bekannt.

Amerigo, der seine Tochter nebst dem Enkel bereits getödtet glaubte, gerieth über sein Verfahren in die äußerste Bestürzung, da er sah, daß alles Bisherige wieder gut gemacht werden könnte, wenn sie nicht hingerichtet wären. Er schickte eiligst jemanden zu seiner Tachter, um seine Befehle zu widerrufen, sofern sie nicht bereits vollstreckt wären.

Der Abgeschickte fand den Diener des Amerigo, als er ihr eben Dolch und Gift vorgelegt hatte, und weil sie sich augenblicklich nicht entschließen wollte, mit dem größten Ungestüm wegen der Wahl in sie drang. Auf Befehl seines Herrn verließ er sie nunmehr und ging ihm Nachricht von allem abzustatten.

Freudig eilte Amerigo zum Fineo, entschuldigte sich weinend über sein bisheriges Benehmen, bat um Verzeihung und versicherte, daß er ihm solche mit Vergnügen geben wollte, wenn Theodor seine Tochter zur Frau verlange. Fineo war mit dieser Entschuldigung zufrieden und antwortete, daß sein Sohn Violanten heirathen, oder im Weigerungsfalle das gesprochene Urtheil an ihm vollzogen werden solle.

Nach dieser Vereinigung gingen Amerigo und Fineo zum Theodor, der zwischen Todesangst und Freude über die Wiedererlangung seines Vaters sein Schicksal erwartete und forderten seine Entschließung. Die Freude eines aus der Hölle ins Paradies Versetzten kann nicht größer sein als Theodors Entzücken, als er hörte, daß es von ihm abhinge, Violanten zur Gattin zu bekommen; er versicherte, daß er es sich für das größte Glück schätzen würde, wenn es ihnen gefiele.

Endlich ließ man sich nun auch nach den Gesinnungen des Mädchens erkundigen. Die Nachricht von dem, was mit Theodor vorgegangen war und noch vorgehen sollte, schien ihr beinahe unglaublich; ihre Todesangst verminderte sich indeß ein wenig, und sie erklärte, daß ihr Herz nichts angenehmeres wünsche, als die Verbindung mit Theodor, daß sie jedoch lediglich den Befehlen ihres Vaters gehorchen werde.

Mit einmüthigem Beifall und zur größten Freude un

Zufriedenheit der ganzen Stadt ward alsbald die Verlobung vollzogen. In kurzem blühte die Schönheit des Mädchens, die sich nun beruhigte und ihr kleines Kind erziehen ließ, mehr als jemals auf, und sie bezeigte nach ihrem Kindbette dem Fineo auf seiner Rückkehr von Rom alle einem Vater gebührende Achtung.

Dieser war mit einer so schönen Schwiegertochter ungemein zufrieden, richtete mit der größten Freude und Munterkeit die Hochzeit aus, schätzte sie als seine Tochter und segelte nach einigen Tagen mit seinem Sohne, ihr und dem kleinen Enkel nach Lajazzo, wo die Liebenden ruhig ihr Leben beschlossen.

Achte Erzählung.

Die gespenstische Mädchenjagd.

In Ravenna, einer der ältesten Städte Romaniens, lebte unter anderen berühmten und angesehenen Männern einst auch ein gewisser Anastasius degli Honesti, der durch den Tod seines Vaters und eines Onkels unermeßliche Reichthümer zusammengebracht hatte. Unverheirathet wie er war, verliebte er sich nach Gewohnheit der Jünglinge in die Tochter des Paul Traversari, ein an Geburt weit über ihn erhabenes Mädchen, die er jedoch durch seine Reichthümer zu besiegen glaubte. Aber alle seine vielen schönen und ansehnlichen Güter schienen ihm mehr schädlich, als nützlich zu sein. Seine Geliebte, stolz auf ihre außerordentliche Schönheit, oder auf die Hoheit ihres Adels bezeigte sich so grausam, hart und unbiegsam gegen ihn, daß sie ihn nicht nur verachtete, sondern alles, was seinen Beifall erhielt.

Dem Anastasius war dies unerträglich. Oft faßte er nach langen Klagen den Entschluß, sich zu ermorden, hielt aber doch inne und nahm sich vor, das Mädchen zu vergessen, ja wo möglich so zu hassen, wie sie ihn. Aber alle seine Entschließungen

waren vergeblich. Wie seine Hoffnung sank, schien seine Leidenschaft zuzunehmen, und er setzte daher seine Liebe und seinen uneingeschränkten Aufwand ununterbrochen fort.

Seine Freunde und Verwandten, welche seine und seines Vermögens Abnahme bemerkten, gaben ihm mit wiederholten Bitten den Rath, Ravenna zu verlassen und eine Zeit lang auswärts sich aufzuhalten, um dadurch seine Leidenschaft und seine Ausgaben zu vermindern; aber Anastasius spottete ihrer. Doch konnte er endlich ihren anhaltenden Bitten nicht länger widerstehen und versprach es.

Er ließ solche Anstalten machen, als wenn er nach Frankreich, Spanien oder in ein anderes entferntes Land zu gehen Willens wäre; er setzte sich aufs Pferd, verließ in einer ansehnlichen Begleitung von Freunden Ravenna und begab sich nach Chiassi, einem ungefähr drei Meilen von Ravenna entfernten Orte. Nachdem er Zelter und Zeltbretter hatte kommen lassen, schickte er seine Begleiter wieder fort, entschloß sich hier zu bleiben, fing unter den aufgeschlagenen Zelten ein herrlicheres und prächtigeres Leben an, als er je geführt hatte und lud seiner Gewohnheit nach bald diesen, bald jenen zum Mittags- oder Abendessen ein.

An einem Freitage ungefähr im Anfange des Mai fiel ihm an einem sehr schönen Tage seine grausame Schöne ein. Um dieser angenehmen Erinnerung ungestört nachzuhängen, befahl er seiner ganzen Bedienung, ihn allein zu lassen und ging in Gedanken vertieft in einen Fichtenwald.

Als er bis gegen fünf Uhr beinahe eine halbe Meile in dem Walde fortgegangen war, ohne an Essen oder sonst etwas zu denken, glaubte er plötzlich ein heftiges weibliches Weinen und Seufzen zu hören. Sein süßes Nachdenken ward unterbrochen. Voll Bewunderung sich im Fichtenwalde zu befinden, sah er beim Aufschlagen der Augen durch ein dichtes Dorngebüsche eines der schönsten Mädchen ganz nackend mit verworrenen Haaren und von Dornen überall zerrissen, weinend und um Hülfe rufend auf ihn zukommen. Ihr zur Seite liefen zwei große wüthende Hunde, welche sie heftig zerfleischten; hinten nach folgte auf einem schwarzen Hengste ein schwarzbrauner Kavalier mit zorniger Miene und entblößtem Degen, in schrecklichen Ausdrücken und Schmähreden ihr den Tod drohend.

Dieser Anblick setzte ihn in Erstaunen und Furcht; doch entschloß er sich endlich aus Mitleid gegen das unglückliche Mädchen, sie wo möglich von dieser Angst und von dem Tode zu befreien, ergriff, da er waffenlos war, einen Baumast statt des Stockes und wollte sich den Hunden entgegen stellen.

„Mische dich nicht darein, Anastasius!" rief der Kavalier ihm vom weiten zu; „laß die Hunde und mich die verdiente Strafe an diesem treulosen Weibe vollstrecken!" Sogleich faßten die Hunde sie in den Seiten und hielten sie fest, bis der Kavalier herbeikam und vom Pferde stieg.

Anastasius näherte sich ihm. „Ich kenne dich nicht", rief er, „obgleich du meinen Namen nennst; aber wisse, daß es eine der größten Niederträchtigkeiten für einen Kavalier ist, bewaffnet ein nackendes Mädchen umbringen zu wollen und sie einem wilden Thiere gleich mit Hunden zu verfolgen; ich werde sie nach meinen Kräften gewiß vertheidigen."

„Anastasius", entgegnete der Kavalier, „ich bin dein Landsmann. Mein Name ist Guido degli Anastagi. Du warst noch ein kleiner Knabe, als ich dies Mädchen heftiger liebte, als du jetzt die Traversari. Ihre Sprödigkeit und Härte stürzten mich so ins Unglück, daß ich eines Tages verzweiflungsvoll mit diesem Degen mich entleibte, und nun bin ich zur ewigen Strafe verdammt. Bald darauf starb auch die über mein Schicksal freudige Urheberin meines Todes und ward ebenfalls zur Hölle verdammt, weil sie in der Meinung keine Sünde, vielmehr etwas verdienstliches gethan zu haben, ihre Grausamkeit und Freude über mein Leiden nicht bereute. Bei ihrem Eintritt ward uns zur Strafe aufgelegt, ihr vor mir her zu fliehen, mir aber sie zu verfolgen, der ich sie ehedem unbeschreiblich liebte, und zwar nicht als meine Gattin, sondern als meine Todfeindin. So oft ich sie einhole, durchbohre ich sie mit dem nämlichen Degen, welcher mich vormals tödtete, eröffne ihr die Brust, reiße das harte und kalte Herz, welches weder Liebe noch Mitleid annahm, nebst den übrigen Eingeweiden heraus, wie du gleich sehen wirst und gebe sie diesen Hunden zu fressen. Aber bald lebt sie durch göttliche Gerechtigkeit und Macht wieder auf, als wäre sie nie getödtet, und dann geht ihre traurige Flucht und meine und der Hunde Verfolgung von neuem an. Alle Freitage um diese Stunde erreiche ich sie hier und nehme die bald folgende Zerfleischung

vor. Glaube aber nicht, daß wir die übrigen Tage ruhen! ich hole sie nur in anderen Gegenden ein, wo sie grausam gegen mich dachte oder handelte. So viel Monden sie gegen mich als ihren Liebhaber grausam gewesen ist, so viel Jahre muß ich sie nun als Feind verfolgen. Laß mich daher die göttliche Gerechtigkeit vollstrecken und widersetze dich nicht dem, was du nicht zu hindern vermagst."

Dem Anastasius standen bei dieser Erzählung vor Furcht alle Haare empor; er zog sich mit einem Blick nach dem unglücklichen Mädchen zurück und sah schaudervoll den Handlungen des Kavaliers zu.

Dieser lief nach geendigter Rede gleich einem wüthenden Hunde mit dem Degen auf sie zu und stieß ihr solchen, welche von den beiden Hunden gehalten auf den Knieen kläglich um Erbarmen schrie, gewaltsam bis ans Heft durch die Brust, worauf das Mädchen mit ununterbrochenem Weinen und Klagen auf das Gesicht fiel. Der Kavalier öffnete sie mit einem Messer, riß ihr das Herz nebst allen Eingeweiden heraus und warf es den Hunden vor, die heißhungrig es augenblicklich verzehrten.

Nicht lange so sprang das Mädchen plötzlich auf und floh nach dem Meere, als sei nichts mit ihr vorgegangen. Die Hunde folgten ihr mit beständigen Bissen, der Kavalier stieg wieder aufs Pferd und jagte ihr mit dem Degen nach, so daß Anastasius in kurzem nichts weiter von ihnen sah.

Halb mitleidig, halb erschrocken über diese Dinge blieb er eine Weile stehen und glaubte endlich, daß sie ihm nützlich sein könnten, da sie sich alle Freitage zutrügen, merkte sich den Ort und ging wieder zu seinen Leuten. Als er es schicklich fand, ließ er eine ziemliche Anzahl seiner Verwandten und Freunde zu sich kommen. „Ihr habt", sprach er, „lange in mich gedrungen, daß ich von der Liebe gegen diese meine Feindin und von meinem Aufwande ablassen möchte; ich bin bereit es zu thun, wenn ihr mir die Bitte gewährt, künftigen Freitag den Paul Traversari, seine Gattin, Tochter, alle ihre Anverwandtinnen und wen ihr sonst wollt, zu mir zu Tische zu bringen. Die Ursache meines Verlangens sollt ihr alsdann erfahren."

Sie hielten dies für leicht, kehrten nach Ravenna zurück und luden auf die bestimmte Zeit alle ein, welche Anastasius

verlangt hatte. Zwar hielt es schwer, dessen Geliebte dahin zu bringen, doch erschien sie in Gesellschaft der Uebrigen. Anastasius ließ ein prächtiges Mahl zubereiten, die Tafel unter die Fichten setzen, wo er das Zerfleischen der grausamen Schönen mit angesehen hatte und suchte, als man sich zu Tische setzte, seiner Geliebten gerade gegenüber einen Platz anzuweisen, wo die Begebenheit sich zutragen sollte.

Beim letzten Gerichte erscholl das Getöse des gejagten Mädchens. Voll Verwunderung fragten alle, was dies sei, standen auf sich umzusehen, da niemand es wußte, und erblickten das klagende Mädchen, den Kavalier und die Hunde, welche in kurzem unter ihnen waren. Verschiedene wollten dem Mädchen gegen die Wuth der Hunde und des Kavaliers beispringen, allein dieser brachte sie durch Erzählung des dem Anastasius ehemals bereits Entdeckten nicht nur zum Weichen, sondern setzte auch alle in Schrecken und Erstaunen.

Der Kavalier that, was er sonst gethan hatte, und alle Frauen, unter denen verschiedene Anverwandtinnen des Mädchens und des Kavaliers waren, vergossen wie über eigenes Leid die bittersten Thränen, weil sie sich seiner Liebe und seines Todes gar wohl erinnerten. Die Zuschauer fällten mancherlei Urtheile darüber, nachdem alles vorüber und das Mädchen mit dem Kavalier wieder fort war; aber die Geliebte des Anastasius, die alles deutlich gesehen und gehört hatte, auch eingedenk ihrer gegen ihn stets bewiesenen Grausamkeit leicht einsah, daß dies unter allen Anwesenden vorzüglich sie anginge, gerieth auch am meisten darüber in Schrecken. Schon glaubte sie vor seinem Zorn zu fliehen und die Hunde in der Seite zu fühlen, so daß sie aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale die Zeit nicht erwarten konnte, dem Anastasius die Aenderung ihres Hasses in Liebe wissen zu lassen, wozu sie jedoch diesen Abend noch Gelegenheit fand.

Sie schickte ein vertrautes Kammermädchen zu ihm, ließ ihn zu sich bitten und versichern, daß sie seine Wünsche zu erfüllen bereit sei. Anastasius bezeigte ihr seine Freude darüber, erklärte jedoch, daß er seine Wünsche nicht anders als auf eine anständige Art und zwar, wenn sie es zufrieden, durch das Band der Ehe befriedigen wolle.

Das Mädchen, welches wohl wußte, daß die Verbindung mit Anastasius bisher blos an ihr gelegen hatte, ließ ihm

solche daher zugehen und ging selbst zu ihren Eltern sie davon zu benachrichtigen, welche sich ungemein darüber freuten. Den nächsten Sonntag vollzog Anastasius die Verlobung und Hochzeit und lebte lange zufrieden mit ihr.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte nicht blos diese gute Wirkung, sondern setzte auch die Ravennaschen Mädchen in Furcht, daß sie sich künftig weit leichter dem Verlangen der Männer ergaben.

Neunte Erzählung.

Friedrich und sein Falke.

Koppo di Borghese, der bis auf den heutigen Tag in Achtung und Ansehen bei uns steht, verdient mehr durch sein Betragen und seine Verdienste, als durch edle Geburt ein immerwährendes Andenken. In seinen höheren Jahren belustigte er sich mit seinen Nachbarn und Bekannten an Erzählungen vormaliger Begebenheiten, die er mit vorzüglicher Ordnung, Genauigkeit und Zierlichkeit vorzutragen wußte.

Unter andern schönen Sachen erzählte er auch die Geschichte eines jungen Florentiners, Friedrich Philipp Alberighi's, der in Waffenübungen und Artigkeit alle jungen Florentiner übertraf und sich in eine verheirathete Dame verliebte, Johanne genannt, welche damals für eine der schönsten und artigsten in Florenz galt. Ihr zu Gefallen stellte er Turniere, Waffenübungen und Lustbarkeiten an, machte Geschenke und unmäßigen Aufwand. Aber sie war ebenso tugendhaft als schön und achtete weder die ihrethalben gemachten Anstalten, noch den Urheber derselben.

Der uneingeschränkte Aufwand ohne Erwerb schmelzte natürlicherweise die Reichthümer des Friedrich so, daß er nichts als ein kleines Gütchen und einen der vortrefflichsten Falken übrig behielt, wovon er kümmerlich leben konnte. Doch blieb er standhaft in seiner Liebe. Weil er aber einen längeren seinen Wünschen gemäßen Aufenthalt in der Stadt unmöglich fand, ging er auf sein Landgut, vertrieb sich die Zeit

mit Jagen und trug ohne irgend einen Umgang sein Schicksal mit Geduld.

Als Friedrich seinem Untergange bereits nahe war, erkrankte Johannens Gemahl, vermachte vor seinem Ende sein ansehnliches Vermögen durch ein Testament seinem bereits erwachsenen Sohne, auf dessen Ableben ohne rechtmäßige Erben aber seiner äußerst geliebten Johanne, und starb.

Diese ging, nach der bei uns üblichen Gewohnheit, das Trauerjahr über mit ihrem Sohn auf ein Friedrich nahegelegenes Landgut. Hier machte der Jüngling Bekanntschaft mit ihm, und da er an Vögeln und Hunden Vergnügen fand, gefiel ihm der Falke des Friedrich, den er einigemal fliegen sah, dergestalt, daß er ihn sehnlichst zu besitzen wünschte; doch wagte er es nicht, ihn darum zu bitten, weil er sah, daß er ihn selbst sehr liebte, und fiel darüber in eine Krankheit.

Die Mutter, welche sonst kein Kind weiter hatte und ihn liebte, war deshalb äußerst betrübt, kam fast den ganzen Tag nicht von seiner Seite, tröstete ihn unaufhörlich, bat ihn, zu sagen, was er begehre, und versprach, alles mögliche zu dessen Erlangung beizutragen.

„Liebe Mutter", sagte er bei diesem wiederholten Anerbieten endlich, „wenn ihr mir den Falken des Friedrich verschaffen könntet, hoffte ich augenblicklich gesund zu werden."

Die Dame war über dies Verlangen nicht wenig betreten. Friedrichs Liebe, von ihr mit keinem Blick erwidert, war ihr bekannt. „Wie soll ich von ihm", sprach sie bei sich selbst, „einen, wie man sagt, der vortrefflichsten Falken verlangen, der ihm noch dazu seinen Unterhalt erwerben muß? sollte ich mich so vergessen, einem Kavalier, dem weiter nichts übrig geblieben ist, auch dieses noch zu rauben?" Vertieft in solchen Gedanken, jedoch überzeugt, daß sie ihn erhielt, wenn sie ihn forderte, wußte sie ihrem Sohn keine Antwort zu geben und schwieg daher.

Da siegte endlich die mütterliche Liebe und sie beschloß, zu ihres Sohnes Beruhigung auf alle Weise nach dem Falken — nicht zu schicken, sondern selbst zu gehen. „Mein Sohn", antwortete sie, „sei nur ruhig und denke auf deine Genesung; meine erste morgende Beschäftigung soll sein, dir den Falken zu holen", worüber der Jüngling freudig noch denselben Tag einige Besserung spüren ließ.

Den folgenden Morgen spazierte die Dame mit einem andern Frauenzimmer nach der kleinen Hütte des Friedrich und ließ ihn rufen. Der unbequemen Zeit wegen war er eben diese Tage über nicht auf den Vogelfang gegangen, sondern ließ in seinem Garten arbeiten. Voll Verwunderung eilte er daher an die Thüre, als er hörte, daß Johanne ihn sprechen wolle.

Sie ging ihm mit aller weiblichen Gefälligkeit entgegen, als sie ihn kommen sah. „Guten Tag Friedrich", sprach sie, nachdem er sie aufs ehrerbietigste begrüßt hatte; „ich komme, dich des Verlustes wegen zu entschädigen, den du bei deiner unstatthaften Liebe gegen mich erlitten hast, und der Ersatz soll darin bestehen, daß ich nebst meiner Gefährtin diesen Morgen ein freundschaftliches Frühstück bei dir einnehmen will."

„Ich erinnere mich", entgegnete Friedrich mit Achtung, „keines Verlustes durch euch, wohl aber so viel Gutes, daß mein ganzer Werth auf eure Vollkommenheiten und meine ganze Liebe zu euch gegründet ist. Dieser gütige Zuspruch ist mir daher wahrhaftig schätzbarer, als der Wiederersatz meines ehemals verschwendeten Vermögens; nur werde ich euch schlecht bewirthen können." Darauf führte er sie beschämt durch sein Häuschen in den Garten. „Madame, sprach er, „ich habe niemand, der euch Gesellschaft leisten könnte, sucht euch daher mit dieser ehrlichen Arbeitersfrau zu unterhalten, bis ich für das Essen werde gesorgt haben."

Noch nie hatte er die Größe seiner Armuth und den Mangel, worein er durch seine Verschwendung gerathen war, so gefühlt, als diesen Morgen, da er nichts fand einer Dame vorzusetzen, um derentwillen er sonst die zahlreichsten Gesellschaften bewirthet hatte. In der Angst lief er, sein Schicksal verfluchend, einem Unsinnigen gleich aus einem Winkel in den andern, fand aber weder Geld noch Geldes Werth und wollte doch, so hoch es auch bereits an der Zeit und so groß sein Verlangen war, der Dame wenigstens etwas vorzusetzen, weder seinem Arbeitsmann, noch sonst jemand sich entdecken.

Im Vorübergehen fiel ihm sein schöner Falke im Saale in die Augen. Da er sich weiter nicht zu helfen wußte und ihn fett fand, hielt er ihn für ein dieser Person würdiges Gericht, riß ihm den Hals ab, ohne sich lange zu besinnen, ließ ihn durch ein Mädchen rupfen, an den Spieß stecken und braten.

Nachdem er den Tisch mit dem besten ihm noch übrig gebliebenen Tuche gedeckt hatte, kehrte er mit heiterer Miene wieder zu der Dame und meldete ihr, daß alles zubereitet sei, was er ihr vorsetzen könnte.

Sie setzte sich daher mit ihrer Gesellschafterin zu Tische und verzehrte den guten Falken, ohne zu wissen was es sei, in Friedrichs Gegenwart, der sie mit der größten Sorgfalt bediente. Als sie nach der Tafel sich mit einigen muntern Gesprächen unterhalten hatten, schien es ihr Zeit, die Absicht ihres Ganges zu erfüllen.

„Friedrich“, fing sie gefällig an, „bei dem Andenken an dein voriges Leben und an meine Ehre, die du vielleicht für Härte und Sprödigkeit hieltest, wirst du dich ohne Zweifel über meine Zumuthung wundern, wenn du die Hauptabsicht meines Besuches hörst. Hättest du aber Kinder, oder je welche gehabt und die Gewalt der Liebe zu ihnen gefühlt: so würdest du mich, glaube ich gewiß, in etwas entschuldigen. Ich wenigstes kann den natürlichen Muttertrieben nicht entsagen. Sie nöthigen mich, wider meinen Willen und wider alle Schicklichkeit und Billigkeit mir eine Sache bei dir auszubitten, die du, wie ich höre, mit Recht ungemein werth hältst, da das grausame Schicksal dir weiter kein Vergnügen, keinen Zeitvertreib und Trost übrig gelassen hat — deinen Falken. Mein Sohn ist dergestalt von ihm eingenommen, daß ich fürchte, seine Krankheit wird sich verschlimmern und mir ihn wohl gar rauben. Ich beschwöre dich daher, nicht bei deiner Liebe zu mir, die dich zu nichts verbindet, sondern bei deiner Großmuth, die du in so vielen edlen Handlungen bereits gezeigt hast, mir ihn gütigst zu verehren, damit ich diesem Geschenke und dir das Leben meines Sohnes verdanken könnte.“

Friedrich, der die Unmöglichkeit sah, ihre Bitte zu gewähren, konnte vor Thränen kein Wort auf ihren Antrag erwidern. Die Dame, welche dies mehr seinem Schmerze über den Verlust des Falken, als einer andern Ursache zuschrieb, wollte daher ihr Verlangen bereits wieder zurücknehmen, doch wartete sie bis Friedrich nach beendigten Thränen antwortete:

„Alle Widerwärtigkeiten und aller Kummer, Madame“, sprach er, „welche das Schicksal seit meiner Leidenschaft gegen euch mir zugefügt hat, sind gering gegen mein heutiges Unglück. Dies kann ich mir nie vergeben, weil es mich in den

Zustand versetzt, euch ein so geringes Geschenk abschlagen zu müssen, um dessentwillen ihr selbst, was ihr nie meinem Wohlstande gewährtet, meine schlechte Hütte eines Besuches würdiget. Die Ursache will ich euch kurz sagen. Als ich euer Verlangen vernahm, bei mir zu frühstücken, das ich dankbar anerkenne, glaubte ich, in Erwägung eurer Vollkommenheiten und Vorzüge, euch billig auch nach meinem Vermögen mit einer kostbarern Speise als für andere Personen bewirthen zu müssen. Mir fiel der verlangte Falke und dessen Vortrefflichkeit ein; ich hielt ihn für ein euer würdiges Gericht und setzte ihn euch diesen Morgen gebraten auf einem geborgten Teller vor. Mein Schmerz und Mißvergnügen ist so groß, weil ihr ihn auf eine andere Art verlangtet und ich euch damit nicht dienen kann: daß ich mich nie darüber zufrieden geben werde." Zum Beweis zeigte er ihr dessen Federn, Füße und Schnabel.

Zwar machte ihm die Dame, als sie dies hörte und sah, anfangs Vorwürfe, zur Bewirthung einer Frau einen solchen Falken geschlachtet zu haben; doch mußte sie bei sich selbst die Größe seines von der Armuth nicht erniedrigten Geistes loben. Da sie keine Hoffnung weiter zu des Falken Erlangung sah, dankte sie dem Friedrich für die ihr erwiesene Ehre und für seinen guten Willen und kehrte wieder nach Hause, besorgt um die Gesundheit ihres Sohnes. Wenige Tage darauf verschied der Sohn entweder vor Schwermuth über den Falken, oder vor Schwachheit zum größten Leidwesen der Mutter.

Als sie eine Zeitlang in Thränen und Kummer zugebracht hatte, verlangten ihre Brüder öfters, sie sollte sich wieder verheirathen, weil sie reich und noch jung wäre; sie mußte endlich nachgeben, obgleich sie keine Lust dazu hatte. Eingedenk Friedrichs Verdienste und seiner letzten Großmuth, da er ihr seinen besten Falken aufgeopfert hatte, antwortete sie ihren Brüdern: „Ich wünschte mit eurer Erlaubniß lieber unverheirathet bleiben zu dürfen; da ihr aber auf eine anderweitige Verbindung dringt, so werde ich keinen andern als Friedrich degli Alberighi zum Mann nehmen."

„Närrin," entgegneten spottend die Brüder, „was willst du mit ihm anfangen? er hat nichts auf der Welt im Vermögen."

„Ihr habt Recht, meine Brüder," entgegnete sie; „aber

ich ziehe einen Mann ohne Vermögen Reichthümern vor, die eines Mannes bedürfen.“

Bei diesen Gesinnungen überließen die Brüder, welche Friedrichs Verdienste kannten, ihm solche mit allen Reichthümern ungeachtet seiner Armuth, und er beschloß im Besitze einer so schönen von ihm so geliebten und noch dazu reichen Person freudig und wirthschaftlicher sein Leben.

Zehnte Erzählung.

Der Geliebte von Mann und Frau.

In Perugia lebte vor einiger Zeit ein reicher Mann, Namens Peter von Vinciolo. Mehr um andere zu hintergehen und den Ruf zu widerlegen, in welchem er durchgängig bei den Perugianern stand, als aus Neigung, nahm er eine Frau; und das Schicksal begünstigte auf diese Art seine Wünsche. Er bekam ein junges, gedrängtes, rothhaariges und hitziges Mädchen zur Frau, die sich lieber zwei als einen Mann gewünscht hätte, da sie einen bekam, der auf ganz etwas anderes, als auf sie dachte.

Anfangs, da sie in der Blüthe ihrer Schönheit, Lebhaftigkeit und Kraft dies merkte, betrübte sie sich nicht wenig, zankte oft mit ihrem Manne darüber und lebte fast in beständiger Uneinigkeit mit ihm. Als sie aber sah, daß dies seine Bosheit eher mehrte als minderte, dachte sie bei sich selbst: „Da dieser Elende seiner unnatürlichen Lüste wegen mich verläßt, will auch ich mir heimlich etwas anderes anschaffen. Ich ehelichte ihn und brachte ihm ein schönes, ansehnliches Heirathsgut zu, weil ich ihn als einen Mann kannte, von dem ich glaubte, er würde das lieben, woran Männer gewöhnlich ein Vergnügen finden, oder finden sollten, sonst hätte ich ihn nie genommen. Er wußte, daß ich ein Weib bin, warum hat er mich zur Frau genommen, wenn ihm die Eheweiber zuwider sind? doch dies ist nicht auszuhalten! Hätte ich die Welt nicht genießen wollen, so wäre ich in ein Kloster gegangen. Vergeblich erwarte ich von ihm das meinem Stande und

meiner Neigung gewünschte Vergnügen und diese Freude bis in das Alter; zu spät würde dann die Reue über meine verlorene Jugend sein. Er selbst ist mir Lehrer und Beispiel, daß man sie genießen müsse. Ich will mich ergötzen; doch soll mein Vergnügen anständig sein, da das seinige tadelnswerth ist. Ich werde bloß die Gesetze beleidigen, da er im Gegentheil an Gesetz und Natur sich versündigt."

Nach diesen vielleicht mehr als einmal wiederholten Betrachtungen suchte sie zur Ausführung ihres Planes die Bekanntschaft einer alten Frau, welche der heiligen Veridiana, der Ernährerin der Schlangen, ähnlich sah, und jedem Ablasse mit dem Paternoster in der Hand beiwohnte; von nichts als dem Leben der heiligen Väter, von den Wunden des heiligen Franziskus sprach und folglich fast überall für eine Heilige galt; dieser entdeckte sie bei Gelegenheit ihre Absicht.

„Gott weiß, meine Tochter", sprach die Alte, „du thust recht! Hättest du auch keine andere Ursache, so solltest du und jedes junge Mädchen es um des Genusses ihrer Jugend willen thun; denn kein Schmerz gleicht dem Gedanken des Zeitverlustes, und wozu sind wir im Alter weiter nütze, als die Asche hinterm Heerd zu hüten? ich kann das beste Zeugniß davon geben, wenn es sonst niemand weiß. Mit den heftigsten, nagendsten Gewissensbissen denke ich an die Zeit, die ich ungenützt vorbeistreichen ließ. Doch glaubt nicht, daß ich sie ganz verlor und als völlige Müssiggängerin mich betrug, obschon ich nicht that, was ich thun konnte. Denke ich in meinem jetzigen Zustand daran, wo ich kein Fünkchen mehr auf meinen Zunder bekomme, dann ist mein Schmerz unbeschreiblich. Ganz anders verhält es sich mit den Männern: sie sind nütze zu tausenderlei Sachen und die meisten im Alter vermögender, als in der Jugend; aber die Weiber sind bloß dazu und zum Kinderzeugen geboren, nur deswegen achtet man sie. Unter andern kannst du dies schon daraus abnehmen, weil wir, aber nicht die Männer, beständig dazu geschickt sind und eine Frau viele Männer ermüdet, ehe viele Männer nur eine Frau ermüden können. Ich versichere dich daher nochmals, du thust wohl, deinem Mann Brod statt des Kuchens zu geben, damit dein Geist im Alter dem Fleische nichts vorzuwerfen habe. Jedem gehört in der Welt soviel, als er genießen kann. Vorzüglich aber müssen die Frauen die Zeit immer besser benutzen,

als die Mänwenn ner; denn wir alt werden, verlangt uns weder Mann noch sonst jemand, wie du siehst. Sie jagen uns in die Küche mit der Katze zu plaudern, oder die Töpfe und Schüsseln zu zählen; ja sie machen wohl gar Spottgedichte auf uns und sagen: den Jungen die Leckerbissen, den Alten die Würgbeine und dergleichen Zeug mehr.

Aber ich will dich nicht länger mit Worten aufhalten, kurz, du konntest dich keiner nützlichern Person auf der Welt anvertrauen, als mir; denn es mag einer noch so geputzt gehen, so wage ich ihm das Nöthige zu sagen; oder er mag noch so unbiegsam und eigensinnig sein, so weiß ich ihn zu lenken und zu meiner Absicht zu bringen. Zeige mir nur einen, der dir gefällt und laß mich für das übrige sorgen. Aber, meine Tochter, bedenke auch, daß ich eine arme Frau bin! von nun an sollst du in meinen Abläßen und Paternostern eingeschlossen sein, damit sich Gott der verstorbenen Deinigen annehme."

Die Frau ward endlich mit der Alten dahin einig, daß sie wissen würde, was sie zu thun hätte, wenn sie einen jungen Mann sähe, der oft vorbeiginge und welchen sie nach allen Zeichen beschrieb; sie gab ihr ein Stück gesalzenes Fleisch und ließ sie gehen.

In wenig Tagen brachte ihr die Alte den beschriebenen Jüngling heimlich aufs Zimmer und bald mehrere, die der Frau gefielen. Doch mußte sie aus Furcht vor ihrem Mann sich ziemlich vorsichtig dabei benehmen.

Einst, als dieser abends zu seinem guten Freunde Hercolano zum Essen ging, trug die Frau der Alten auf, ihr einen der schönsten und artigsten jungen Männer in Perugia zu holen, welchen sie sogleich brachte.

Kaum hatte die Frau sich mit ihrem Liebhaber zu Tische gesetzt, als Peter' an der Thüre rief, eingelassen zu werden. Halbtodt wollte sie wo möglich den jungen Mann noch verstecken, verbarg ihn, da sie sich auf keinen andern Ort besinnen konnte, auf einem nahe am Speisezimmer stoßenden Gange unter einem Hühnerkorbe, worüber sie einen am Tage leergemachten Sack breitete, und ließ dem Mann alsbald öffnen.

„Ihr habt euer Essen hurtig hinuntergeschluckt", sagte sie bei seinem Eintritt.

„Wir haben's noch nicht gekostet."

„Wie so?" fragte die Frau.

„Höre nur! als wir, Hercolano und ich, uns eben zu Tische gesetzt hatten, hörten wir in der Nähe nießen. Die ersten beiden Male achteten wir nicht darauf; aber wir geriethen in Verwunderung, als es drei-, vier-, fünf- und mehrmals geschah.

Was soll das heißen? wer nießt so? fragte zornig Hercolano, der ein wenig unwillig über seine Frau war, weil sie uns so lange hatte warten lassen, ehe sie uns aufmachte; er stand nun selbst auf und ging nach einer nahen Treppe, worunter, wie in vielen Häusern, ein bretterner Verschlag war, woraus ihm das Niesen herzukommen schien. Bei der Oeffnung dieses Thürchens drang ein gewaltiger Schwefeldampf hervor. Wir hatten uns schon vorher über dessen Geruch beschwert, aber die Frau erwiderte: er rühre daher, weil sie eben ihre Wäsche geschwefelt und das Gefäß nachher unter die Treppe gesetzt habe, so daß der Geruch sich noch von dorther verbreite.

Als der Dampf sich ein wenig verzogen hatte, sah Hercolano hinein und entdeckte den immer fort Nießenden. Aber der Schwefel, welcher ihn dazu zwang, hatte ihm die Brust bereits so zusammengezogen, daß er bald weder genießt, noch sonst was mehr gethan haben würde.

Nun sehe ich wohl, rief Hercolano bei dessen Erblicken, warum du uns vor kurzem so lange an der Thür hast warten lassen; aber bei allem was mir lieb auf der Welt ist, ich will dich bezahlen! Diese stand vom Tische auf, ohne sich zu entschuldigen und lief ich weiß nicht wohin, als sie ihren Fehler entdeckt sah.

Hercolano, der ihre Flucht nicht bemerkte, nöthigte den Nießenden unaufhörlich hervorzukommen; gleichwohl regte er sich nicht, ohnedem beinahe halbtodt, aus Furcht vor dem Hercolano. Dieser zog ihn daher bei einem Fuße heraus und lief nach einem Degen, um ihn zu erstechen. Da ich aber auch auf meiner Seite Ungelegenheiten von der Obrigkeit befürchtete, stand ich auf, ließ ihm nichts zu Leide thun und ward durch mein Schreien und Vertheidigen Ursache, daß die Nachbarn herzukamen und den halbtodten Jüngling wegtrugen. So ward unser Essen gestört, ohne daß ich, wie gesagt, das geringste zu mir genommen habe.“

Aus dieser Erzählung merkte die Frau wohl, daß andere eben so klug, als sie wären, obgleich es dann und wann übel

abliefe. Sie würde die Frau des Hercolano gern vertheidigt haben, hätte sie nicht geglaubt, hinter dem Tadel fremder Fehler ihre Laster desto besser zu verbergen.

„Sieh einmal", sprach sie „was das für ein herrliches, frommes Weib ist, ein Muster einer ehrlichen Frau! ich würde bei ihr gebeichtet haben, so andächtig sah sie mir aus. Wenn sie in ihrem Alter nur der Jugend nicht ein solches Beispiel gäbe! verflucht sei die Stunde ihrer Geburt und zweimal verflucht die, welche ein so treuloses und niederträchtiges Weib noch leben läßt! sie beschimpft und entehrt alle Frauen der ganzen Stadt. Mit Hintenansetzung der Ehre, der ehelichen Pflicht und der Achtung der Welt scheut sie sich nicht, einem so hübschen Mann und angesehenen Bürger, der sie so gut hält, ja sich selbst durch einen fremden Mann zu beschimpfen. Verzeih mirs Gott! mit solchen Weibern sollte man kein Mitleid haben, sondern sie lebendig zu Asche verbrennen."

Als ihr indeß der so nahe unter dem Korbe versteckte Liebhaber einfiel, suchte sie Peter zum Bettgehen zu bereden, weil es schon spät wäre; da er aber mehr Lust zum Essen, als zu schlafen hatte, fragte er: „Ob sie nichts für ihn zugerichtet habe?"

„Was soll ich zu essen haben", antwortete die Frau; „ich richte wohl viel zu, wenn du nicht zu Hause bist? hältst du mich für die Frau des Hercolano? geh diesen Abend immer zu Bett, ein andermal sollst du mehr finden."

Zum Unglück hatten diesen Abend etliche Bauern Sachen vom Landgute des Peter hereingeschafft und ihre Esel in den an der Seite des Ganges liegenden Stall gestellt, ohne zu tränken. Einer von diesen Eseln riß sich vor Durst los, ging aus dem Stall, suchte überall nach Wasser herum und kam auch zu dem Korbe, worunter der junge Mann stak. Da dieser auf Händen und Füßen gebückt stehen mußte und die Finger der einen Hand unter dem Korbe etwas hervorragten, trat ihn der Esel unglücklicherweise darauf, daß er vor Schmerzen gewaltig anfing zu schreien.

Voll Verwunderung ging Peter hinaus, als er hörte und merkte, daß es im Hause war. „Wer ist da?" fragte er, indeß dieser noch immer fort jammerte, weil der Esel noch immer mit dem Fuße auf den Fingern stand, lief nach dem Korbe und entdeckte, als er ihn aufhob, den Jüngling, der

sowohl vor Schrecken über des Esels Tritt, als noch mehr aus Furcht vor Peter am ganzen Leibe zitterte. Als dieser ihn für eben denjenigen erkannte, welchem er mit seiner schändlichen Lust lange nachgegangen war, fragte er ihn, was er hier mache? aber jener antwortete nicht darauf, sondern bat nur um Gottes willen, ihn zu schonen.

„Steh auf", entgegnete Peter, „und fürchte nichts Böses! sage mir aber, wie und warum du hierher gekommen bist?" Der junge Mann erzählte ihm daher alles und Peter, der über diese Entdeckung eben so froh, als seine Frau betrübt war, führte ihn bei der Hand ins Zimmer, wo diese ihn voll Furcht erwartete.

„Den Augenblick noch fluchtest du der Frau des Hercolano", sagte er, sich ihr gegenüber setzend: „behauptest, man sollte sie des Schimpfes wegen, den sie euch allen zugefügt, verbrennen; warum sprichst du dir denn nun nicht das nämliche Urtheil? oder wenn du dies nicht wolltest, wie konntest du, dir eines gleichen Fehlers bewußt, so frech es bei jener verlangen? doch dies ist einmal eure Natur: mit fremden Fehlern glaubt ihre eure Schuld zu bemänteln. Daß doch Feuer vom Himmel fiele und euch schändliches Geschlecht vertilgte!"

Die Frau, welche sah, daß er es in der ersten Hitze bei Worten bewenden ließ und merkte, daß er vor Freuden, einen so schönen Jüngling bei der Hand zu haben, beinahe zappelte, faßte wieder Muth. „Ich glaube wohl", entgegnete sie, „daß du uns alle durch Feuer vom Himmel verbrennen zu können wünschtest, weil du uns so gern hast, wie die Hunde einen Prügel; aber Gott wird es nicht zulassen. Ich möchte indeß schon wissen, worüber du dich zu beschweren hast. Es wäre eine herrliche Vergleichung, wenn du mich der Frau des Hercolano gleichstellen wolltest. Diese alte scheinheilige Betschwester hat von ihrem Mann, was sie verlangt und wird gehalten, wie man eine Frau halten muß. Aber thust du denn das? wenn ich noch so schön von dir gekleidet werde, so weißt du doch am besten, wie es mit dem übrigen aussieht, und wie lange du nicht bei mir geschlafen hast; lieber ging ich in zerrissenen Kleidern und barfuß, aber besser von dir im Bette versorgt, als ich so von dir behandelt, alle diese Sachen besitze. Du mußt doch einsehen, daß ich als eine Frau wie andere, auch

die nämliche Neigung habe. Kannst du mir es daher verdenken, wenn ich das anderswo suche, was ich bei dir nicht finde? ich mache dir doch wenigstens Ehre und lasse mich mit keinem schlechten Kerl ein."

„Nun kein Wort weiter, Frau!" erwiderte Peter, der sich nicht viel aus ihr machte und fürchtete, der Wortstreit möchte die ganze Nacht nicht enden; „ich will schon für dich sorgen; aber sei so gut und schaffe uns was zu essen; wahrscheinlich hat dieser junge Mann eben so wenig als ich genossen."

„Freilich", antwortete die Frau, „wir wollten uns eben zu Tisch setzen, als dich der Henker herführte."

„So sorge denn fürs Essen, nachher will ich die Sache so einrichten, daß du dich nicht darüber beschweren sollst."

Die Frau stand auf, als sie ihren Mann beruhigt fand, ließ den Tisch sogleich wieder decken, die zubereiteten Speisen auftragen und aß vergnügt mit ihrem niederträchtigen Manne und dem Jünglinge.

Die Veranstaltungen, welche Peter nach der Tafel zu beider Zufriedenheit gemacht hat, sind mir entfallen. So viel aber weiß ich, daß der Jüngling am andern Morgen nicht wußte, ob er in der vorigen Nacht der Frau oder dem Manne mehr genützt habe.

Sechster Tag.

Erste Erzählung.

Ein gediegener Vortrag.

Vor etlichen Jahren war, wie viele unter euch sich noch erinnern oder gehört haben werden, bei uns eine edle artige und beredte Dame, die zu viel Vorzüge besaß, als daß wir ihren Namen verschweigen dürften. Sie hieß Horetta und war die Gattin des Geri Spina. Bei ihrem ländlichen Auf-

enthalte hatte sie einst verschiedene Frauen und Kavaliers bei sich zu Tische und ging nachher mit ihnen zum Vergnügen nach einem andern Gute spazieren.

„Madame Horetta“, sprach einer von den Kavalieren, da der Ort ein wenig entfernt war, wohin sie insgesammt zu Fuß gehen wollten, „wenn es euch gefällig ist, will ich eine der schönsten Geschichten erzählen, damit wir ein Stück Weges forttraben.“

„Wenn ich bitten darf“, entgegnete die Dame, „es wird mir sehr angenehm sein!“

Darauf fing der Kavalier, dem der Degen besser als das Erzählen stand, eine an sich zwar artige Erzählung an, wiederholte aber eine Sache vier- bis sechsmal, widersprach sich alle Augenblicke, änderte das Gesagte, verwechselte die Namen mit einander und verstümmelte, seinen elenden den Eigenschaften und Handlungen der Personen unangemessenen Vortrag ungerechnet, die Geschichte so erbärmlich, daß Horetten der Angstschweiß ausbrach und einem, in den letzten Zügen gleich, Hören und Sehen verging.

„Mein Herr“, sprach sie gefällig, als sie es nicht länger auszuhalten vermochte und sah, daß der Kavalier sich nicht herauswickeln konnte, „euer Pferd hat einen so harten Trott, daß ich euch bitte, mich wieder abzusetzen.“

Der Kavalier, welcher wahrscheinlich mehr Einsichts- als Erzählungsgaben besaß, verstand diesen Spott sehr gut, nahm ihn in Scherz freudig auf, fing eine andere Geschichte an und ließ die vorige verunglückte ungeendigt.

Zweite Erzählung.

Cisti's weißer Wein.

Papst Bonifacius, bei welchem Geri Spina in großem Ansehen stand, hatte wichtiger Angelegenheiten halber eine Gesandtschaft nach Florenz geschickt, welche im Hause des Geri abgestiegen waren, der mit ihnen zugleich die Geschäfte des

Papstes besorgte. Aus mir unbekannten Ursachen gingen sie fast alle Morgen mit einander bei der Martenkirche vorbei, wo Cisti seinen Backofen hatte und selbst seine Beschäftigung trieb.

Hatte das Schicksal ihn gleich zu einem niedrigen Handwerke bestimmt, so war es ihm doch in Erwerbung ansehnlicher Reichthümer desto günstiger gewesen. Ohne an eine Aenderung seiner Lebensart zu denken, führte er deshalb eine sehr prächtige Haushaltung und besaß unter anderen Vorzügen auch den, stets die herrlichsten weißen und rothen Weine in Florenz und der ganzen Umgegend zu haben.

Da er den Geri mit den Abgesandten in der großen Hitze täglich vorbeigehen sah, glaubte er, ihnen würde durch einen Trunk von seinem weißen Wein kein geringer Gefalle geschehen; doch hielt er in Rücksicht auf seinen und auf Geri's Stand die Freiheit für unschicklich, sie dazu einzuladen und dachte daher auf ein Mittel, welches den Geri zum eigenen Anbieten veranlaßte.

Mit seinem weißen Brustlatz und einer durchbrochenen Krause mehr einem Müller als Bäcker ähnlich, ließ er alle Morgen, wenn er merkte, daß Geri mit den Abgesandten vorübergehen würde, ein neues zinnernes Gefäß mit frischem Wasser, einen neuen kleinen bolognesischen Krug voll des besten weißen Weines und zwei silberblanke Becher vor die Thür bringen, setzte sich dazu, wenn sie kamen, und fing nach ein paarmal Schneuzen mit solchem Appetit an zu trinken, daß ein Todter hätte Lust bekommen können.

Zwei Morgen sah Geri dies mit an. „Schmeckt's, Cisti?" fragte er am dritten; „ist der Wein gut?"

„O ja!" antwortete Cisti sogleich und stand auf; „aber ich kann es euch nicht beschreiben; ihr müßtet ihn denn kosten."

„Ich dächte, meine Herren, wir kosteten den Wein dieses ehrlichen Mannes", sprach Geri lächelnd zu den Abgesandten, durch die Witterung, durch einen ungewöhnlichen Verdruß oder Cisti's geschmackvolles Trinken durstig gemacht, „vielleicht ist er so gut, daß es uns nicht reuen darf", und sie näherten sich ihm.

Cisti ließ sogleich eine Bank herausholen und ersuchte sie, beim Ofen sich niederzulassen. „Zurück, ihr Leute!" rief er den Bedienten zu, welche hervortraten, die Becher zu reinigen;

„das überlaßt mir; ich kann eben so gut einschenken, als einschieben: es wird nichts für euch setzen." Darauf wusch er vier schöne neue Becher aus, ließ einen Krug vom besten weißen Wein kommen und schenkte dem Geri und seinen Gefährten fleißig ein.

Sie fanden ihn schmackhafter, als sie ihn seit langer Zeit getrunken hatten, lobten ihn aufs beste, und Geri ging, so lange die Gesandten da blieben, fast alle Morgen mit ihnen beim Cisti zu Weine.

Nach Beendigung ihrer Geschäfte stellte Geri, ehe sie abreisten, ein prächtiges Gastmahl an und lud einen großen Theil der angesehensten Bürger dazu ein, unter andern auch den Cisti, der aber auf keine Weise erscheinen wollte. Geri befahl daher einem seiner Diener, eine Flasche Wein beim Cisti zu holen, um ungefähr einen halben Becher auf die Person zum Voressen herumzugeben.

Unwillig, nie etwas von diesem Weine gekostet zu haben, nahm der Bediente eine der größten Flaschen.

„Mein Sohn", entgegnete Cisti, als er sie sah, „Geri schickt dich unmöglich zu mir!" und ob der Diener gleich wiederholt es versicherte, erhielt er doch keine andere Antwort; er kehrte also mit dieser Nachricht wieder zum Geri.

„Geh nur noch einmal hin", erwiderte Geri, „und sage ihm, daß ich dich wirklich zu ihm schicke; antwortet er das nämliche, so frage ihn, wohin ich dich sonst schicke?"

„Cisti", hob der Bediente bei seiner Rückkehr an, „Geri schickt mich wahrhaftig zu dir!"

„Er schickt dich zuverlässig nicht zu mir, mein Sohn!"

„Wohin schickt er mich denn?"

„Zum Arnofluß!" entgegnete Cisti.

Bei dieser Ausrichtung des Dieners gingen dem Geri sogleich die Augen auf. „Laß einmal die Flasche sehen, die du mitgenommen hast!" sprach er. — „Cisti hat Recht!" rief er bei ihrem Anblick, schalt den Diener aus und hieß ihm eine schicklichere Flasche nehmen.

„Nun", antwortete Cisti, als er diese sah, „glaube ich, daß Geri dich zu mir schickt!" füllte sie ihm mit Vergnügen, übersandte Geri noch den nämlichen Tag aufs höflichste ein Fäßchen voll solchen Weines und begab sich nachher selbst zu ihm. „Glaubt nicht", sprach er, „daß die Größe der Flasche

mich diesen Morgen abgeschreckt hat; ich wollte euch nur erinnern, daß dies kein Wein für die Leute sei, wie ich bei Gelegenheit meiner kleinen Krüge gedachte und welches euch entfallen zu sein schien. Ich mag ihn nicht länger aufheben und habe euch daher den ganzen Rest herschaffen lassen; schaltet damit nach Gefallen."

Geri stattete ihm für ein so kostbares Geschenk den gebührendsten Dank ab und erwies ihm in der Folge alle Achtung und Freundschaft.

Dritte Erzählung.

Nonna und der Bischof von Florenz.

Unter dem Bischofe Anton d'Orso, einem verdienst- und einsichtsvollen Manne, kam ein gewisser katalonischer Kavalier, Namens Dego della Ratta, Marschall König Roberts, nach Florenz. Er war wohl gebildet und den Frauen ungemein gewogen. Unter andern Florentinerinnen gefiel ihm eine schöne Nichte des Bischofs brüderlicher Seite. Als er hörte, daß ihr Gemahl zwar von guter Familie, aber sehr geizig und niederträchtig sei, ward er für einen nächtlichen Beischlaf bei ihr um fünfhundert Ducaten mit ihm einig; allein er gab ihm, nachdem er die Nacht bei der Frau wider ihren Willen zugebracht hatte, an deren Stelle geringe damals gewöhnliche Silbermünzen, die er hatte vergolden lassen, wodurch der Elende in Schaden und Spott gerieth, als es bekannt wurde.

Der Bischof war so klug, von allen dem sich nichts merken zu lassen, sondern pflog einen öfteren Umgang mit dem Marschall. Als sie einst am Johannistage neben einander an den Ort ritten, wo das Wettrennen gehalten wird, um die Frauen zu besehen, ward der Bischof ein durch die Pest nun auch weggerafftes junges Weibchen gewahr, Namens Nonna de Pulci, die Gattin des euch sicher sämmtlich bekannten Alexis Rinucci. Sie war damals eine muntere, schöne, beredte, beherzte und seit kurzem erst in der Peterskirche getraute Person. Als er dieselbe dem Marschall gezeigt hatte, und sie ihr

sich näherten, klopfte der Bischof dem Marschall auf die Achsel und sagte: „Nonna, was meinst du, getrautest du dir an diesem Herrn eine Eroberung zu machen?"

Nonna, die dies für ihre Ehre einigermaßen nachtheilig hielt und bei den vielen Zuhörern in übeln Verdacht zu kommen besorgte, antwortete sofort, ohne sich deshalb zu rechtfertigen, sondern blos um gleiches mit gleichem zu vergelten: „An mir würde er vielleicht keine machen; denn ich verlange gute Münze."

Schamroth ritten der Marschall und der Bischof ihrer Wege, davon der erste diese Niederträchtigkeit an des letzteren Nichte begangen hatte, ohne einander anzusehen oder diesen Tag sich weiter zu sprechen. Man kann der Frau diese beißende Antwort kaum verdenken, da sie ihr so nahe gelegt ward.

Vierte Erzählung.

Der einbeinige Kranich.

Konrad Gianfiliazzo war, wie ihr gesehen oder gehört habt, einer der edelsten, freigebigsten und prachtliebendsten Kavaliere in der ganzen Stadt und führte in Hunden und Vögeln ein herrschaftliches Leben, ohne um wichtige Geschäfte sich zu bekümmern.

Einst fing er mit seinem Falken bei Peretola einen Kranich, den er seinem Koch Chichibio, einem geborenen Venetianer, zum Abendessen aufs beste zuzurichten befahl, weil er fett und jung war.

Chichibio, dem der Schelm zu den Augen heraus sah, brachte den Kranich gehörig zubereitet zum Feuer. Als er beinah gebraten war und einen starken Geruch von sich zu geben anfing: trat Brunetta in die Küche, eines Nachbars Mädchen, welche Chichibio heftig liebte, und bat den Koch, gelockt durch Ansehn und Geruch, ihr eine Keule davon zu geben.

„Ihr bekommt sie nicht, Jungfer Brunetta, ihr bekommt sie nicht!" antwortete er ihr singend.

„Wahrhaftig", ewiderte das Mädchen, „wenn du sie mir nicht giebst, thue ich dir in meinem Leben keinen Gefallen!" und bald geriethen sie mit einander in Zank.

Endlich schnitt Chichibio eine Keule herunter, um seine Schöne nicht zu erzürnen, gab ihr solche nnd setzte dem Konrad so den Kranich auf die Tafel, welcher einen Fremden bei sich hatte.

Verwunderungsvoll ließ Konrad den Koch rufen und fragte: Wo die andere Keule des Kranichs hingekommen sei?

„Mein Herr", antwortete der Venetianische Vogel sogleich, „der Kranich hat ja nur eine Keule und ein Bein."

„Den Henker auch", entgegnete Konrad zornig, „mag er nur eine Keule und ein Bein haben! ich müßte in meinem Leben keinen weiter gesehen haben."

„Wahrhaftig!" fuhr Chichibio fort; „ich will es euch an einem lebendigen zeigen, wenn ihr's verlangt.

Aus Achtung vor dem Gast wollte Konrad weiter kein Gerede machen. „Wenn du mir in der Natur etwas zeigen kannst, das ich nie gesehen, noch davon gehört habe, so will ich es morgen früh sehen, und es mag gut sein; ist es aber nicht also, so schwöre ich dir, dich so zuzurichten, daß du lebenslang an mich denken sollst."

Damit hatte der Streit diesen Abend ein Ende. Mit Anbruch des Tages stand Konrad noch ganz mißmuthig auf, der den Zorn noch keineswegs verschlafen hatte, ließ die Pferde satteln und ritt mit Chichibio nach einem Flusse, wo man mit Tagesanbruch immer Kraniche anzutreffen pflegte.

„Nun wollen wir bald sehen", sprach er, „wer gestern Abend Unrecht gehabt hat, ich oder du!"

Chichibio, verlegen über seine Beweisführung, folgte seinem immer noch aufgebrachten Herrn mit äußerster Furcht. Gern hätte er die Flucht ergriffen, wenns möglich gewesen wäre; aber es ging nicht; er sah daher bald vor, bald hinter sich, bald seitwärts und hielt alles was ihm vorkam für einen auf zwei Beinen stehenden Kranich.

Nicht mehr weit vom Flusse entfernt, sah er zuerst ungefähr ein Dutzend Kraniche am Ufer ihrer Gewohnheit nach schlafend auf einem Beine stehen. „Nun da könnt ihr deutlich sehen", sagte er sie dem Konrad zeigend, „daß ich gestern

Abend mit Recht behauptete, die Kraniche hätten nur einen Schenkel und ein Bein; seht ihr sie dort stehen?"

„Warte", erwiderte Konrad, „ich will dir gleich zeigen, daß sie deren zwei haben!" er näherte sich ihnen und schrie: oh! oh! auf welches Geschrei die Kraniche das andere Bein hervorstreckten und nach etlichen Schritten davonflogen. „Nun, Schurke!" fuhr Konrad zum Chichibio sich wendend fort, „siehst du, daß sie zwei haben?"

„Ja, mein Herr", antwortete er in der größten Bestürzung; „aber bei dem gestrigen schrieet ihr nicht oh! oh! denn hättet ihr das gethan, so würde er den andern Schenkel und Fuß auch ausgestreckt haben."

Diese Antwort gefiel dem Konrad so, daß sein ganzer Zorn in Heiterkeit und Lachen sich verwandelte. „Du hast Recht, Chichibio," sagte er, „das hätte ich thun sollen!" So entging jener mit seiner geschwinden und lustigen Antwort der Gefahr und besänftigte seinen Herrn.

Fünfte Erzählung.

Forese und Giotto.

Forese da Rabatta war klein und ungestaltet, er hatte ein breites Gesicht und eine stumpfe Nase, so daß niemand aus der Familie der Baronci häßlicher hätte aussehen können; er besaß aber eine solche Kenntniß der Gesetze, daß er bei vielen würdigen Männern für eine lebende Bibliothek der bürgerlichen Rechtsgelehrtheit galt.

Giotto war gleichfalls mit einem so vortrefflichen Verstande begabt, daß Natur, die Mutter und nächst dem Umlauf der Gestirne die Urheberin aller Dinge, nichts hervorbrachte, was er mit dem Grabstichel, mit der Feder oder dem Pinsel nicht dergestalt nachgeahmt hätte, daß es Natur selbst zu sein schien; ja oft hielt das menschliche Auge durch seine Geschicklichkeit getäuscht, seine gemalten Arbeiten für Wirklichkeit. Er hatte eine Kunst wieder ans Licht gebracht, die Jahrhunderte hindurch unter der Unwissenheit

derer vergraben gelegen hatte, welche in den Gemälden mehr den Augen der Thoren, als den Einsichten der Kenner zu gefallen suchten. Unstreitig einer von Florenz's größten Köpfen war er mit größter Bescheidenheit der Lehrer anderer und verdiente es zu sein; doch verbat er sich jederzeit den Titel eines Meisters, dessen Ablehnung ihm desto rühmlicher war, je begieriger andere, die weniger verstanden oder seine Schüler waren, sich dessen anmaßten. Aber bei aller seiner Geschicklichkeit war seine Person und sein Ansehen nicht vortheilhafter, als des Forese. Nun zur Geschichte!

Forese und Giotto besaßen ihre Güter zu Mugello, wo der erstere die Gerichtsferien über sich aufgehalten hatte. Auf dem Rückwege mit einem elenden Gaule begegnete er dem Giotto, welcher in Pferd und Anzug dem Forese glich und ebenfalls von seinen Gütern wieder nach Florenz zurückkehrte. So ritten sie beide, schon bejahrt, langsam mit einander fort.

Von einem plötzlichen im Sommer nicht ungewöhnlichen Regen überrascht, flüchteten sie sich möglichst geschwind in das Haus eines Bauers, welcher ein Bekannter und Freund von beiden war. Da aber das Wetter in einiger Zeit wenig Anschein zur Besserung gab und sie denselben Tag noch Florenz erreichen wollten, borgten sie ein paar alte grobe Tuchmäntel und alte halbzerrissene Hüte, so gut sie zu haben waren und verfolgten ihren Weg.

In kurzem gänzlich durchnäßt und von den Pferden bespritzt, nahmen sie sich natürlicherweise nicht sonderlich aus, und nach langem Stillschweigen und etwas erheitertem Wetter fingen sie wieder an mit einander zu sprechen.

Forese ritt neben dem Giotto her und hörte dessen Erzählungen zu, die er vortrefflich vorzutragen wußte. „Giotto", sprach er lächelnd, als er ihn von hinten, von vorne und von der Seite betrachtete und überall beschmutzt und verunstaltet fand, ohne auf sich Rücksicht zu nehmen, „wenn uns jetzt ein Fremder begegnen sollte, der dich nie gesehen hätte, glaubst du wohl, daß er dich für einen so großen Maler halten würde, als du wirklich bist?"

„Warum nicht?" entgegnete Giotto sogleich, „wenn er dir dem Ansehen nach die Kenntniß des A. B. C. zutrauen könnte." Aus dieser Antwort sah Forese wohl, daß er mit gleicher Münze bezahlt war.

Sechste Erzählung.

Der Adel der Baronci.

Vor gar nicht langer Zeit lebte bei uns ein gewisser Michael Scalza, einer der artigsten und unterhaltendsten jungen Männer, geschickt eine Menge Geschichten zu erzählen und daher in den Gesellschaften der jungen Florentiner sehr gesucht. Als er einst mit einigen auf dem Berge Ughi sich befand, entstand unter ihnen die Frage: welches der vornehmste und älteste Adel in Florenz sei?

Einige nannten die Uberti, andere die Lamberti, andere diese und jene Familien, die ihnen einfielen.

„Thoren", sprach Scalza lächelnd, „ihr wißt alle nicht, was ihr wollt! die vornehmste und älteste Familie nicht blos in Florenz, sondern in ganz Italien, ist die Baronci in der Nachbarschaft der heiligen Maria maggiore."

„Du spottest unser!" entgegneten die jungen Leute höhnisch, die sich etwas anders vermuthet hatten; „als ob wir die Baronci nicht eben so gut kennten als du!"

„Beim Evangelium," erwiderte Scalza, „es ist mein Ernst! Ich wette mit jemanden um ein Abendessen für den Gewinner und sechs andere ihm beliebige Personen und unterwerfe mich dem Ausspruche eines euch gefälligen Richters."

„Dies Abendessen hätte ich schon Lust zu verdienen!" sprach ein gewisser Neri Vannini, und sie erwählten einstimmig ihren Wirth zum Richter, den Peter Fiorentino. In Begleitung der ganzen Gesellschaft, welche durch ihre Gegenwart dem Scalza den Verlust desto kränkender machen wollten, gingen sie daher zu ihm und erzählten ihm den ganzen Streit.

„Wie willst du deine Behauptung beweisen?" wandte Peter, ein verständiger Mann, sich zu Scalza, als er zuvor den Antrag des Neri gehört hatte.

„Mit solchen Gründen", entgegnete Scalza, „daß nicht nur du, sondern auch meine Gegner die Wahrheit sollen eingestehen müssen. Die Vorzüge des Adels beruhen, wie ihr wißt und so eben sagtet, auf dessen Alter. Wenn ich nun be-

weise, wie ich mir getraue, daß die Baronci die älteste und die vornehmste adliche Familie sei, so habe ich die Wette gewonnen.

Die Baronci, müßt ihr wissen, hat unser Herr Gott bei dem Anfange der Zeichenkunst geschaffen; die andern Menschen aber, als sie schon ihre Vollkommenheit erreicht hatte. Um euch davon zu überführen, dürft ihr nur die Baronci gegen andere Leute vergleichen. Bei den übrigen allen werdet ihr eine regelmäßige und ordentliche Bildung finden; aber unter den Baronci hat einer ein langes und hageres, ein anderer ein überaus breites Gesicht, der eine eine zu lange, der andere eine zu kurze Nase, manche ein hervorragendes in die Höhe gekehrtes Kinn und eselmäßige Kinnbacken; ja bei einigen ist sogar ein Auge größer und tiefer als das andere, gleich den Gesichtern, welche die Kinder in ihren ersten Zeichenstunden machen. Daraus sieht man deutlich, daß sie von Gott in der Jugend der Zeichenkunst erschaffen worden, folglich, wie ich behauptet habe, älter und vornehmer sind als andere."

Peter der Richter, Neri, der um die Mahlzeit gewettet hatte, und alle übrigen, die sich der Baronci erinnerten, mußten über den sinnreichen Einfall des Scalza lachen, ihm Recht geben, die Wette zusprechen und gestehen, daß die Baronci die älteste und vornehmste adliche Familie nicht nur in Florenz, sondern in der ganzen Welt, wenigstens in Italien sei. Pamfilus konnte daher die Häßlichkeit des Forese nicht besser ausdrücken, als daß er sie über die Häßlichkeit von den Baroncis setzte.

Siebente Erzählung.

Filippa's Ehebruch und Rettung.

Würdige Damen! hob er an, die Gabe der Wohlredenheit ist bei aller Gelegenheit eine herrliche Sache', aber noch vorzüglicher ist es, glaube ich, den gehörigen Zeitpunkt dabei zu beobachten. Diesen kannte eine gewisse Dame sehr gut und brachte die Zuhörer nicht nur zum Lachen, sondern wickelte

sich aus den Schlingen eines schmählichen Todes. Die Geschichte ist folgende:

Im Lande Prato hatte man ehemals ein in der That eben so tadelnswerthes als hartes Gesetz, das ohne Unterschied allen vom Manne im Ehebruche ertappten Weibern den Scheiterhaufen zuerkannte, gleich denen, die fürs Geld einer Mannsperson sich Preis geben. Als dies Gesetz noch galt, ward einst Filippa, eine schöne aber überaus verliebte Dame, die Gattin des Rinaldo von Pugliesi, in den Armen ihres Liebhabers, des Lazarino de Guazzagliotti, eines wohlgebildeten jungen von ihr heißgeliebten Kavaliers aus der Provinz, in ihrem eigenen Schlafgemache vom Manne überrascht.

Kaum konnte Rinaldo bei diesem Anblick vor Zorn sich des Mordes enthalten, und nur mühsam bezwang die Sorge für sich selbst seine Hitze. Doch konnte er nicht umhin, den ihm unerlaubten Tod seiner Gattin nach dem Peatischen Gesetze zu verlangen, verklagte sie mit hinlänglichen Beweisen ihres Verbrechens ohne weitere Umstände und ließ sie fordern.

Beherzt wie alle Verliebten beschloß die Dame fest, ungeachtet viel Freunde und Verwandten es ihr widerriethen, zu erscheinen, und lieber beim Geständniß der Wahrheit großmüthig zu sterben, als durch schimpfliche Flucht wegen des Ungehorsams Verbannung zu dulden und sich dadurch ihres Liebhabers unwürdig zu erklären, in dessen Armen sie die vorige Nacht angetroffen ward.

Sie ging mit einem ansehnlichen Gefolge beiderlei Geschlechts, welche ihr das Läugnen riethen, zum Richter und fragte mit dreistem Blick und unerschrockener Stimme: was er von ihr verlange?

Ihre Schönheit, Artigkeit und ein hoher Geist, hervorleuchtend aus ihren Worten, bewogen den Richter zum Mitleid. Er fürchtete, ihr Bekenntniß möchte ihm das Todesurtheil abnöthigen, wenn er gleich ihre Ehre schonen wollte. Doch mußte er sie über die Anschuldigung befragen.

„Madame!“ sprach er, „Rinaldo, euer Gemahl, giebt vor, euch mit einem andern im Ehebruche angetroffen zu haben und verlangt nach unserer Satzung euer Todesurtheil. Vor allen Dingen ist euer Geständniß nöthig; antwortet mir daher mit Bedacht, ob dessen Anklage gegründet sei?“

„Mein Herr!“ antwortete sie unerschrocken und mit gelassenem Tone, „ich werde nie läugnen, daß Rinaldo mein Gemahl mich diese Nacht in den Armen des Lazarino angetroffen hat, in welche ich aus wahrer Liebe mich öfters warf; aber ihr werdet auch wissen, daß Gesetze allgemein und mit Einwilligung derer abgefaßt sein müssen, welche sie verbinden sollen. Das gegenwärtige verbindet blos die armen Weiber, die doch eher als die Männer mehrere befriedigen können; wann willigte aber je eine Frau in dessen Errichtung, oder wann ward sie nur darum befragt? so ungerecht dasselbe also billig zu nennen ist, so stelle ich euch doch frei, es zum Nachtheil meines Lebens und eures Gewissens an mir zu vollstrecken. Nur die einzige Gnade bitte ich mir von euch aus, vor dem Ausspruche meinen Mann zu fragen: „Ob ich nicht ohne Widerrede, so oft er es verlangt hat, ganz ihm zu Willen gewesen bin?“

Dies bejahte Rinaldo sogleich, ohne die Frage des Richters zu erwarten.

„Nun“, fuhr die Fau alsbald fort, „so frage ich euch denn, Herr Richter, was sollte ich mit dem Ueberrest machen, da ich ihm stets so viel gewährte, als er brauchte und verlangte? ihn vor die Hunde werfen? war es nicht besser, einem Kavalier damit zu dienen, der mich liebt, als ihn umkommen und verderben zu lassen?“

Fast ganz Prato hatte sich bei der Untersuchung über diese angesehene und berühmte Dame eingefunden, und jedermann mußte über die artige Frage lachen. Einstimmig riefen sie ihr und ihrer Rede Beifall zu und schränkten auf Anregen des Richters, ehe sie auseinander gingen, dies harte Gesetz blos auf diejenigen Weiber ein, welche ihre Männer aus Gewinnsucht hintergingen.

Beschämt durch dies thörichte Unternehmen verließ Rinaldo die Gerichtsstätte, und seine Frau kehrte ungehindert und freudig wie vom Scheiterhaufen wieder aufgelebt mit Ehren nach Hause.

Achte Erzählung.

Ciesca und ihr Spiegel.

Ein gewisser Fresca da Celatico hatte eine Nichte, welche scherzweise Ciesca hieß, ganz gut gewachsen und gebildet, aber keine von den englischen Schönheiten, dergleichen wir sonst zuweilen gesehen haben. Gleichwohl besaß sie einen solchen Stolz und Eigendünkel, daß sie alle andern Menschen und was sie sah ohne Rücksicht auf sich verachtete. Sie war so kricklich, eigensinnig und zornig, daß ihr niemand etwas recht machen konnte. Wäre sie aus dem Geblüte der Könige von Frankreich entsprossen gewesen, sie hätte nicht hochmüthiger sein können. Alles stank ihr beim Ausgehen an, und gegen jedermann rümpfte sie die Nase, den sie sah oder der ihr begegnete, der übrigen unanständigen und abgeschmackten Gewohnheiten zu geschweigen.

„Wie kommt es, Ciesca", fragte Fresco, als sie einst voll gezierten aufgeblasenen Wesens in sein Zimmer trat und sich neben ihm niederließ, „daß du heute zum Feiertage so zeitig wieder nach Hause kehrst?"

„Freilich", antwortete sie unter der Last des Putzes ganz entkräftet, „bin ich bald wieder gekommen: aber ich habe auch in meinem Leben noch nicht so viele unleidliche Personen getroffen als heute; ich habe keinen Menschen begegnet, der mir nicht äußerst mißfallen hätte. Keine Frau auf der Welt kann häßliche Leute unlieber sehen als ich, und um ihren Anblick zu vermeiden, bin ich so zeitig wieder gekommen."

„Meine Tochter", entgegnete Fresco verdrießlich über dies abgeschmackte Betragen; „wenn häßliche Leute deiner Sage nach dir so mißfallen, mußt du auch nicht in den Spiegel sehen, um ganz ruhig zu leben."

Aber von ihrer Eitelkeit zu sehr verblendet, ob sie gleich Salomons Weisheit zu besitzen wähnte, verstand sie nicht mehr als ein Schaf von den Worten des Fresco, sondern sagte, sie wollte sich im Spiegel besehen wie andere und beharrte auf ihrer Ungezogenheit.

Neunte Erzählung.

Guido bei den Gräbern.

Sonst waren bei uns mancherlei artige und löbliche Gewohnheiten üblich, die aber, Dank sei es dem mit den Reichthümern eingewurzelten Geize! alle abgekommen sind. Eine derselben bestand auch darin, daß die Kavaliere zu Florenz in gewisse Gesellschaften zusammentraten, worin sie vorzüglich solche aufnahmen, welche die erforderlichen Kosten füglich bestreiten konnten. Jeder nach der Reihe gab einen Tag nach dem andern der ganzen Gesellschaft ein Mahl und bat dazu öfters auch fremde angekommene Kavaliere, oder Bürger aus der Stadt. Sie kleideten sich ferner wenigstens zweimal des Jahres gleich, ritten an den feierlichsten Tagen durch die Stadt, hielten zuweilen Ritterspiele, besonders an hohen Festtagen, oder bei freudigen Nachrichten von einem Siege oder andern glücklichem Ereigniß.

Unter andern hatte Betto Brunelleschi eine solche Gesellschaft errichtet und gab sich nebst seinen Gefährten viel Mühe, den Guido Cavalcanti hineinzuziehen, weil er nicht nur einer der größten Philosophen und Naturkundiger — welches die Gesellschaft jedoch wenig achtete — sondern auch einer der artigsten, gesittetsten und beredtesten Kavaliere war, der in allem sich vor andern auszeichnete, was er seinem Stande gemäß unternahm, auch überdies viel Vermögen besaß und jedem nach Verdienst zu begegnen wußte.

Aber Betto konnte seiner nie habhaft werden, denn er enthielt sich aller Gesellschaft, man glaubt, seines öftern tiefen Nachdenkens wegen; und weil er in manchen Stücken den Grundsätzen des Epikur folgte, hielt der Pöbel dafür, er sinne auf Beweise der Gottesläugnung.

Guido war gewohnt, zuweilen aus dem Garten bei St. Michael über den Platz der Adimari nach St. Johannis zu gehen. Als die großen marmornen Schwibbogen, die jetzt bei St. Reparata zu sehen sind, viele andere aber noch bei St. Johannis standen: kam Betto einst mit seinem Gefolge über den Platz Reparata geritten, als Guido eben zwischen den porphyrnen

Säulen und dem St. Johannisthore, welches verschlossen war, sich befand.

„Laßt uns auf ihn zureiten!“ sprach Betto, als sie den Guido zwischen diesen Gräbern gewahr wurden, und in vollem Sprengen kamen sie scherzweis ihm unversehens über den Hals, als ob sie ihn über den Haufen rennen wollten. „Guido“, sagten sie, „du willst also nicht in unsere Gesellschaft treten? was hilft es dir nun, wenn du die Beweise der Gottesläugner entdeckt hast?“

„In eurer Behausung“, entgegnete Guido sogleich, als er sich von Ihnen umringt sah, „könnt ihr mir sagen, was euch beliebt!“ und legte die Hand auf einen von diesen hohen Bogen, setzte hinüber, da er sehr leicht war, verbarg sich und ging seiner Wege.

Sie stutzten und sahen einander an. „Er ist ein Narr!“ sprachen sie; „in dieser Antwort liegt nicht das Geringste. Der Ort, wo wir uns befinden, geht uns nicht mehr als jedem andern Einwohner und dem Guido nicht weniger als jeden von uns an.“

„Ihr seid Thoren“, wandte Betto sich zu ihnen, „wenn ihr ihn nicht versteht! er hat uns mit wenig Worten auf eine feine Art derb die Wahrheit gesagt. Ihr seht doch, daß dies Todtenbehältnisse sind; wenn er sie unsere Wohnungen nennt: so giebt er zu erkennen, daß er uns und andere unwissende und ungelehrte Leute im Vergleich mit ihm und den übrigen einsichtsvollen Männern für so gut als todt hält; folglich sind wir hier zu Hause.“

Nunmehr sahen alle beschämt den Sinn des Guido ein, ließen in künftig gehen und hielten den Betto für einen einsichtsvollen und verständigen Kavalier.

Zehnte Erzählung.

Bruder Cipolla und die Kohlen d. heil. Laurentius.

Certaldo ist ein Schloß, wie ihr vermuthlich wissen werdet, welches nicht weit von hier im Thale Elsa liegt. Seiner Geringfügigkeit ungeachtet, haben doch schon manche berühmte

und geschickte Männer daselbst gewohnt. Der guten Mast wegen pflegte lange Zeit jährlich ein Bruder des heiligen Anton dahin zu kommen und Almosen von den einfältigen Leuten zu sammeln. Er hieß Cipolla und war nicht nur seines Namens wegen — weil diese Gegend die berühmtesten Zwiebeln in ganz Toskana trägt — sondern auch in Folge seines exemplarischen Lebenswandels gern gesehen.

Dieser Mönch verbarg in einer kleinen Person mit rothen Haaren und munterm Gesicht den größten Schalk von der Welt. Bei aller seiner Unwissenheit konnte er doch so gut und fertig schwatzen, daß ihn einer, der ihn nicht kannte, für den größten Redner, ja für den Tullius oder Quintilian selbst gehalten haben würde, und es war fast niemand in der ganzen Gegend, dessen Gevatter, Freund oder Gönner er nicht war.

Als er auch einmal seiner Gewohnheit nach im Monat August dorthin gekommen war und an einem Sonntag früh eine Menge gutherzige Landleute beiderlei Geschlechts aus der Gegend sich zur Messe bei ihm eingefunden hatten, trat er in seinem Meßgewande hervor, als es ihm Zeit schien. „Ihr schickt", sprach er, „bekanntlich dem armen heiligen Anton von eurem Getreide und euren Garben jährlich soviel, als eines jeden Vermögen und Andacht erlauben; auch entrichtet ihr, besonders die in unsere Brüderschaft Eingeschriebenen, das wenige alle Jahr einmal, zu dessen Einforderung ich von meinem Obern, dem Abt, gesandt bin. Findet euch daher nach neun Uhr, so Gott will, wenn ihr die Glocke werdet läuten hören, vor der Kirche ein; ich werde euch nicht nur die gewöhnliche Predigt halten und zum Kusse des Kreuzes lassen, sondern auch zur Belohnung eurer Verehrung gegen den heiligen Anton aus besondern Gnaden eine kostbare und heilige Reliquie zeigen, die ich zu Wasser selbst aus dem heiligen Lande geholt habe; es ist eine Feder des Engel Gabriel, die er bei der Verkündigung zu Nazareth in der Kammer der Jungfrau Maria verlor. Damit schwieg er und verrichtete seine Messe.

Unter dem in der Kirche anwesenden Volke waren auch zwei verschlagene junge Männer, Johann Bragoniere und Biagio Pizzini, die über die Reliquie des Bruders Cipolla herzlich lachen mußten, ungeachtet er ihr Freund und Gesellschafter war. Sie beschlossen, ihm mit dieser Feder einen Streich zu spielen und gingen, als sie erfuhren, daß Cipolla bei einem

Freunde auf dem Schlosse speise und sie ihn bei Tische wußten, in der Absicht ins Wirthshaus, wo er abgestiegen war: daß Biagio den Diener des Cipolla mit Gesprächen unterhalten, Johann aber während dem die Feder unter dessen Sachen aufsuchen und wegnehmen sollte, sie sei wo sie wolle, um zu sehen, wie er sich dabei gegen das Volk benehmen würde.

Cipolla hatte einen Bedienten, den einige Guccio den Stockfisch, andere Guccio den Mistfinken, noch andere Guccio die Sau nannten und der abscheulicher war, als man sie vom Lippo Toppo je gesehen hat. „Mein Kerl", sagte Cipolla oft selbst zu seinen Freunden, „hat neun Fehler, davon ein einziger den Salomon, Aristoteles und Seneka um alles Verdienst, Verstand und Frömmigkeit gebracht haben würde; ihr könnt also leicht denken, wie viel Verdienst, Verstand und Ehrbarkeit der haben muß, der sie alle neun besitzt und er zählte sie, wenn man ihn darum fragte, in Reimen her. Es waren folgende:

Träumerisch und lügenhaft	Unachtsam und flegelhaft,
Langsam und vergeßlich;	Minder nicht nachlässig.

Verläumden macht er sich zur Pflicht,
Gehorsam sein, das kann er nicht.

Außerdem hatte er aber auch noch andere nicht minder beträchtliche Fehler, die wir jedoch mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken wollen. Das lächerlichste an ihm ist, daß er sich überall verheirathen und niederlassen will. Mit seinem schwarzen schmutzigen Bart dünkt er sich so schön und liebenswürdig, daß er jedes Mädchen, welches ihn sieht, für verliebt in sich hält, und er allen nachlaufen würde, wenn man ihn ließe. Er ist so zuthunlich, daß, wenn jemand noch so heimlich mit mir zu sprechen hat, er es mit anhören will: und wenn mich jemand um etwas fragt, so besorgt, ich möchte nicht zu antworten wissen, daß er nach Befinden gleich sein Ja oder Nein darein spricht."

Diesen hatte Cipolla mit dem Befehle in der Herberge gelassen, auf seine Sachen und besonders auf den Mantelsack Achtung zu geben, worin die Heiligthümer waren, damit niemand etwas anrührte. Aber Guccio der Mistfinke liebte die Küche mehr, als eine Nachtigall die grünen Zweige, zumal wenn er eine Magd darinnen merkte. Nun hatte er bei dem Wirthe eine kleine, dicke, fette und ungestaltete Köchin mit ein

paar Brüsten, den Kuheutern gleich, einem der Baronci ähnlichen Gesicht, voll Schweiß, Fett und Rauch bemerkt. Wie der Geier nach dem Aas, eilte er daher zu ihr, ließ des Cipolla Zimmer offen und dessen Sachen in Stich. Ungeachtet es im August war, setzte er sich doch zum Heerd und ließ sich mit ihr, Namens Nuta, in ein Gespräch ein. Er gab sich für einen Edelmann aus, der mehr als neuntausend Gulden im Vermögen habe, ungerechnet was er, eher mehr als weniger, ausgeliehen, und an Fähigkeiten und Kenntnissen als einen der geschicktesten Männer. Aber er sah nicht auf seine Kappe, die so voller Fett war, daß man den größten Kessel damit hätte anfüllen können: auch nicht auf sein zerrissenes und geflicktes Wamms, das hinten und vorn mit Schmutz bedeckt und mit Flecken von mehreren Farben als die türkischen und indischen Tücher besetzt war, noch auf seine zerissenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe. Wie ein Prinz von Castilien versprach er sie neu zu kleiden und auszuschmücken, sie von dem beschwerlichen Leben unter andern Leuten zu befreien und aus einem unbegüterten Zustand in hoffnungsvollere Aussichten zu versetzen. Doch alle diese Dinge, die er mit der größten Prahlerei hersagte, waren wie die meisten seiner Pläne in den Wind geredet.

Die beiden Jünglinge freuten sich, den Guccio mit der Nuta beschäftigt zu finden, weil die größte Schwierigkeit dadurch gehoben war; sie gingen ungehindert in das offenstehende Zimmer des Cipolla, suchten vor allen Dingen nach dem Mantelsack, worin die Feder war, und fanden bei dessen Oeffnung ein kleines Kästchen, in einen großen Schleier eingehüllt und in demselben eine Feder aus einem Papageischweife, welche sie für die den Certaldosern versprochene hielten.

Dies konnte er ihnen damals sehr leicht glaubend machen, denn es hatten sich nur noch wenige von den Weichlichkeiten Egyptens, welche nachher ganz Italien überschwemmten, in Toskana und am wenigsten in dieser Gegend eingeschlichen. Noch herrschte daselbst jene ungekünstelte Sitte der Alten, und der größte Theil der Einwohner hatte kaum einen Papagei nennen hören, geschweige denn gesehen.

Die jungen Männer waren über diese Entdeckung ungemein froh; sie nahmen die Feder, füllten das leere Kästchen mit Kohlen, die sie in einem Winkel des Zimmers fanden, ver-

schlossen es wieder, brachten alles in die vorige Ordnung und gingen unbemerkt davon, ungeduldig vor Freuden zu sehen, was Bruder Cipolla sagen würde, wenn er die Kohlen statt der Feder fände.

Nach beendigter Messe gingen die einfältigen Leute nach Hause, ein Nachbar erzählte dem andern, eine Gevatterin der andern, daß sie die Feder des Engel Gabriel sehen sollten, und nach Tische trieb die Neugier eine solche Menge Menschen in das Schloß, daß sie kaum Platz hatten.

Nachdem Bruder Cipolla sich vollgegessen und bis nach neun Uhr geruht hatte, ließ er den Guccio mit dem Glöckchen und dem Mantelsack holen. Mit Mühe riß dieser sich von der Nuta und der Küche los, schlich, den Bauch vom vielen Wassertrinken aufgeschwellt, zum Cipolla, ging auf dessen Befehl zur Kirche und fing heftig an zu läuten.

Ohne nach seinen Sachen zu sehen, begann Bruder Cipolla die Predigt und strich seine guten Werke weitläufig heraus, als das Volk versammelt war. Da es auf das Vorzeigen der Feder des Engel Gabriel kam, legte er zuvor mit vieler Feierlichkeit die Beichte ab, ließ zwei Kerzen anzünden, nahm die Kappe ab, wickelte das Kästchen behutsam aus dem Schleier, öffnete dasselbe nach einer rühmlichen Erwähnung des Engels Gabriel und seiner Reliquie und — fand es dann angefüllt mit Kohlen.

Dem Guccio traute er diesen Streich seiner Einfalt wegen nicht zu, auch zürnte er eben so wenig auf ihn, daß er es durch seine Achtlosigkeit einen andern hatte thun lassen: sondern er machte sich heimlich selbst Vorwürfe, ihm seine Sachen anvertraut zu haben, dessen Nachlässigkeit, Ungehorsam, Unachtsamkeit und Ungeschicklichkeit er kannte. Ohne eine Miene zu verändern, hob er das Angesicht und die Hände gen Himmel, sprach mit einer, allen vernehmlichen Stimme: „Gelobet sei die göttliche Allmacht!“ und verschloß das Kästchen wieder.

„Meine Zuhörer!“ wandte er sich hierauf zu dem Volke; „schon in meinen jungen Jahren ward ich von meinem Obern mit dem Befehle auf nützliche Entdeckungen auszugehen, in die Südländer geschickt. Ich durchwanderte manches Königreich und kam nach Erduldung vieler Hitze in Sardinien an, gelangte durch Truffa und Buffa, zwei ansehnlich bevölkerte Gegenden ins Lügenland, wo ich eine ziemliche Anzahl von

unsern Brüdern und anderen Religionsverwandten fand, die aus Liebe zu Gott alle Ungemächlichkeiten flohen, sich um anderer Noth wenig kümmerten, wenn sie ihren Vortheil nicht sahen und mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Im Lande Abbruzzi kletterten die Männer und Frauen in Holzschuhen auf den Bergen herum; weiter hin sah ich das Brod in Flaschen und den Wein in Säcken tragen. Von den Gebirgen des Bachus, wo die Wasser bergan laufen, kam ich nach Pastinat-Indien. Hier flogen, was unglaublich ist, wenn man es nicht gesehen hat, die Messer herum; aber ich schwöre es euch bei meinem Kleide! und Maso del Saggio, ein angesehener Kaufmann, der Nüsse zerstieß und die Schalen einzeln verkaufte, kann es bezeugen. Weil ich aber das Gesuchte nicht fand und nun zu Wasser hätte weiter gehen müssen, wandte ich mich nach dem heiligen Lande und besuchte den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem. Aus Achtung gegen die Kleidung des heiligen Antonius, die ich beständig trug, beliebte er mir die heiligen Reliquien zu zeigen, welche er verwahrte. Deren waren so viele, daß ich sie euch unmöglich alle herzählen kann, sondern nur einige zu eurer Befriedigung nennen will. Zuerst sah ich die Kappe des Seraph, welcher dem heiligen Franziskus erschien; die Klaue eines Cherub, einige Kleider des heiligen katholischen Glaubens, einige Strahlen von dem Sterne, welcher den drei Weisen im Morgenlande erschien; eine Flasche mit dem Schweiße des heiligen Michaels, den er bei dem Streite mit dem Teufel vergoß; den Kinnbacken des Todes Lazari und dergleichen. Da ich so freigebig war, ihm einige Stücke vom Berge Morello und einige Kapitel des Laportio, nach denen er lange getrachtet hatte, zu verehren, ließ er mir auch von seinen Heiligthümern etwas zukommen. Er gab mir einen Spahn vom heiligen Kreuz, ein Fläschchen mit Glockenschall aus Salomons Zeiten, die vorerwähnte Feder des Engel Gabriel und einen Schuh des heiligen Gerhard. Diesen schenkte ich vor kurzem Gerhard von Bensi zu Florenz, welcher ihn mit der größten Achtung verehrt und mir dafür einige von den Kohlen gab, womit der fromme und heilige Märtyrer Laurentius gebraten wurde. Alle diese Heiligthümer habe ich zwar bisher immer bei mir geführt, sie aber vor Bestätigung ihrer Aechtheit auf Verlangen meines Obern nicht zeigen dürfen. Diese Bestätigung ist nun theils durch Wunder, theils durch briefliche

Urkunden des Patriarchen erfolgt, und ich habe die Erlaubniß erhalten, jene vorzuweisen. Um sie keinen Fremden anzuvertrauen, führe ich sie selbst beständig bei mir. Damit die Feder des Engel Gabriel keinen Schaden leide, trage ich sie sowohl, als die gedachten Kohlen in zwei Kästchen, die einander so ähnlich sind, daß ich sie schon öfters mit einander verwechselt und auch jetzt das Kohlenkästchen, statt des Kästchens mit der Feder, ergriffen habe. Ich halte dies für kein bloßes Versehen, sondern vielmehr für eine göttliche Führung, denn soeben fällt mir ein, daß wir über zwei Tage das Fest des heiligen Laurentius feiern. Durch Vorzeigung der Kohlen wollte Gott daher die demselben gebührende Andacht in euren Herzen entzünden, ließ mich nicht das Kästchen mit der Feder, sondern jenes mit dem vom Schweiß des Heiligen erloschenen Kohlen ergreifen. Entblößt also, ihr Gebenedeiten, euer Haupt und nähert euch, sie mit Andacht zu betrachten. Zuvor muß ich aber noch erinnern, daß alle die, welche mit diesen Kohlen bekreuzt werden, das ganze Jahr lang vor Feuersgefahr sicher sind.“ Darauf ließ er dem heiligen Laurentius ein Loblied singen, öffnete das Kästchen und zeigte die Kohlen vor. Mit Verwunderung und Ehrfurcht gaffte sie der einfältige Haufe an, drängte sich dann zum Bruder Cipolla mit weit ansehnlicheren Opfern als gewöhnlich, und jedermann wollte damit berührt sein. Cipolla machte ihnen daher mit den Kohlen auf den weißen Hemden, Kamisölern und auf den weißen Schleiern der Frauen so große Kreuze als nur möglich war, mit der Versicherung, daß öftern Versuchen zu Folge die Kohlen im Kästchen eben so zunähmen, als sie sich durch das Kreuzmachen abnutzten.

Dies Kreuzmachen brachte ihm keinen geringen Vortheil, und er beschämte durch diesen hurtigen Einfall diejenigen, welche ihn durch Entwendung der Feder hatten schamroth machen wollen. Sie wohnten seiner Predigt bei und wären über seine unerwartete Wendung und über die Art sich herauszureden, vor Lachen beinahe zerplatzt. Nach Entfernung des Pöbels gingen sie zu ihm, entdeckten ihm ihren Streich und gaben ihm die Feder zurück, die ihm im folgenden Jahre nicht weniger einbrachte, als diesmal die Kohlen.

Siebenter Tag.

Erste Erzählung.

Der Ehebrecher als Gespenst.

Ehemals lebte zu Florenz in der heiligen Pankraziusstraße ein Wollweber, Namens Johann Lotteringhi, geschickter in seinem Gewerbe, als in andern Dingen. Seiner Einfalt wegen ward er oft zum Vorsteher der Kirchensänger bei der heiligen Maria Novella erwählt, führte die Aufsicht über ihre Schule und bekleidete zuweilen andere dergleichen Aemtchen, worauf er sich viel zu gute that. Dies hatte er den Mönchen zu verdanken; denn da er als ein wohlhabender Mann ihnen öfters reichlich opferte, lehrten ihn diese für die Kappen und andere Kleidungsstücke, die sie von ihm zogen, gute Gebete, als das Paternoster in gemeiner Sprache, den Gesang des heiligen Alexis, die Klagelieder des heiligen Bernard, den Lobgesang der Matilde und dergleichen, die er sehr hoch hielt und zum Heil seiner Seele anwandte.

Seine liebenswürdige Gattin, Tessa genannt, die Tochter des Mannuccio della Caculia, eine kluge und verschlagene Frau, war in einen gewissen Friedrich di Niri Pegolati, einen schönen muntern Jüngling, verliebt und fand Gegenneigung. Bekannt mit der Einfalt ihres Mannes ließ sie den Friedrich durch eine Magd auf ein schönes, dem Johann gehöriges Landgut bestellen, wo sie sich den ganzen Sommer über aufhielt, indeß Johann nur zuweilen ein Abendessen und Nachtlager allda nahm und des andern Morgens wieder in seinen Laden oder zu seinen Gesängen kehrte.

Dies hatte Friedrich längst gewünscht und erschien gegen Abend des bestimmten Tages. Da Johann nicht zugegen war, speiste und schlief er mit der größten Bequemlichkeit und Vergnügen bei der Frau, die in seinen Armen ihm ungefähr sechs Gesänge ihres Mannes lehrte. Beide wünschten, daß

dies erstemal nicht das letztemal sein möchte; damit sie aber die Magd nicht immer nach ihm schicken dürfte, trafen sie die Abrede: er sollte, wenn er am Tage von seinem etwas weiter hinuntergelegenen Gute bei ihrem seitwärts liegenden Weinberge vorüberginge, einen Eselskopf auf einen Weinpfahl gesteckt finden; kehrte derselbe die Schnautze nach Florenz, so sollte er sicher und unfehlbar des Nachts sich bei ihr einfinden, wäre die Thüre nicht offen, so wollte sie ihm solche öffnen, nach dreimaligem leisen Pochen; stünde die Schnautze aber nach Fiesole, so dürfte er nicht kommen, weil alsdann Johann zugegen wäre.

So veranstalteten sie verschiedene Zusammenkünfte. Einst als Friedrich auch zum Abendessen erscheinen sollte und Frau Tessa zwei feiste Kapaunen hatte zurichten lassen, langte unglücklicherweise Johann, der eigentlich zu kommen nicht Willens gewesen war, zum größten Leidwesen der Frau noch sehr spät an. Mit diesem verzehrte sie ein wenig gepöckeltes Fleisch, das sie besonders abgekocht hatte; die beiden feisten Kapaunen aber ließ sie in ein weißes Tuch gewickelt, nebst einer Menge frischer Eier und einer Flasche guten Weins in den Garten tragen, wohin man kommen konnte, ohne durch das Haus zu gehen, und wo sie sonst mit Friedrich zuweilen zu speisen pflegte; sie ließ solche bei einem Pfirsichbaum nahe an einer Wiese niederlegen, vergaß jedoch in der Bestürzung der Magd zu befehlen, daß sie auf Friedrich warten, ihm Johanns Anwesenheit melden und die Abholung der hingelegten Sachen ankündigen sollte.

Kaum war sie nebst Johann und der Magd ins Bett, als Friedrich anlangte und einmal leise an die Thür pochte. Da solche nahe am Schlafzimmer war, hörte Johann und seine Frau dies augenblicklich, doch stellte sie sich schlafend, damit Johann keinen Argwohn schöpfte. Bald pochte Friedrich zum zweitenmale, und der Mann stieß verwunderungsvoll die Frau ein wenig. „Hörst du nichts, Tessa“, fragte er, „ich dächte es klopfte an der Thür?“

„Was sagst du?“ sprach die Frau, als ob sie aus dem Schlafe erwachte, ungeachtet sie es besser als er gehört hatte.

„Ich meinte“, entgegnete Johann, „daß mir jemand an der Thür zu pochen schien.“

„Gepocht?“ fragte die Frau, „ach lieber Johann, du weißt

nicht, was das ist? ein Gespenst, wovor ich mich diese Nächte her entsetzlich gefürchtet habe. Sobald ich es hörte, steckte ich den Kopf unters Bett und hatte nicht das Herz, vor Tages Anbruch wieder hervorzusehen."

„Geh, fürchte dich nicht", erwiderte Johann, „wenn es auch wäre! Ich habe beim Schlafengehen das „Te lucis" und das „Intemerata" und viele andere schöne Gebete gesagt, habe alle Winkel des Bettes eingesegnet, daß wir uns nicht fürchten dürfen. Dies hat zu viel Gewalt, als daß jenes uns schaden könnte."

Um dem Friedrich keine Gelegenheit zu Argwohn und Unwillen zu geben, hielt die Frau es für unumgänglich nöthig aufzustehen und ihm des Johann Anwesenheit merken zu lassen. „Lieber Mann", sprach sie, „du kannst dich wohl auf dein Gebet verlassen, aber ich werde mich nicht eher ruhig und sicher glauben, als bis wir das Gespenst bei deiner jetzigen Anwesenheit beschwören."

„Wie geschieht denn das?" fragte Johann.

„Das weiß ich schon!" antwortete die Frau. „Vorgestern, als ich nach Fiesole zum Ablaß ging, lehrte mir eine von den heiligen Einsiedlerinnen, die meine Furchtsamkeit kannte, ein andächtiges und frommes Gebet, das sie, bevor sie sich in die Einsamkeit begeben, ihrem Vorgeben nach schon oft versucht und nützlich gefunden hatte. Aber ich hätte allein, Gott weiß! nie das Herz gehabt, es zu versuchen; wir wollen daher jetzt diese Beschwörung vornehmen, weil du da bist."

Johann willigte ein und sie gingen mit einander leise an die Thür, wo Friedrich voll Argwohn wartete. „Hier", sprach die Frau zu Johann, als sie hinkamen, „mußt du dreimal ausspeien, wenn ich dirs heißen werde."

„Gut!" sagte Johann und sie fing ihr Gebet also an: „Gespenst, Gespenst, das du bei Nacht herumwandelst, du bist mit gehobenem Schweife gekommen, aber du sollst auch mit gehobenem Schweife wieder abziehen. Geh in den Garten! am Fuße des großen Pfirsichbaumes wirst du eine gute Salbe und hundert Eier von meiner Henne finden; leere die Flasche aus und gehe deiner Wege, nur thue mir und meinem Johann keinen Schaden." „Nun spucke aus!" sagte sie zu Johann, und er that es.

Dem Friedrich, der dies draußen mit anhörte, ward da-

durch aller Argwohn benommen. Im größten Mißvergnügen wandelte ihn eine solche Lust zum Lachen an, daß er beinahe geborsten wäre und bei dem Spucken des Johann die Zähne zusammenbeißen mußte.

Die Frau kehrte mit ihrem Manne wieder in das Bett, nachdem sie das Gespenst auf diese Weise dreimal beschworen hatte und Friedrich, der noch nüchtern war, weil er mit ihr speisen wollte, auch das Gebet sehr gut verstand: ging in den Garten, nahm die beiden Kapaunen, den Wein und die Eier, welche er am Fuße des großen Pfirsichbaumes fand, mit sich nach Hause und verzehrte sie mit Bequemlichkeit. Oft belachten sie diese Beschwöruug in den folgenden Zusammenkünften herzlich.

Einige wollen behaupten, die Frau habe den Eselskopf zwar nach Fiesole gerichtet, ein durch den Weinberg gehender Arbeiter ihn aber mit einem Schlage nach Florenz gedreht; daher habe Friedrich sich eingefunden in der Vermuthung, die Frau habe ihn bestellt. Auch soll das Gebet folgendes gewesen sein: „Gespenst, Gespenst, geh in Gottes Namen! nicht ich, sondern ein anderer, dem es Gott verzeihen wolle, drehte den Eselskopf; ich bin mit meinem Johann hier." Friedrich wäre demnach ohne Herberge und Abendessen fortgegangen. Aber eine meiner Nachbarinnen, eine sehr alte Frau, versicherte mir, in ihrer Jugend gehört zu haben, daß beide Fälle wahr seien, der letztere aber nicht dem Johann Lotteringhi, sondern einem gewissen Johann di Nello, der am St. Petersthore wohnte und ein eben so braver Ritter, als jener war, begegnet sei.

Ich überlasse es euch, beste Damen, welches von den beiden Gebeten ihr vorzieht, oder ob ihr sie beide annehmen wollt.

Zweite Erzählung.

Der Hahnreih in der Weinkufe.

In Neapel heirathete vor einiger Zeit ein armer Mann ein schönes artiges und junges Mädchen, Namens Peronella. Er war in seinem Gewerbe ein Maurer, und sie erwarb sich durch Spinnen noch eine Kleinigkeit, womit sie ihr Leben kümmerlich hinbrachten. Ein artiger Jüngling sah einst Peronella, verliebte sich in ihre Schönheit und erhielt durch wiederholtes Anliegen die Erlaubniß, sie zu besuchen. Sie nahmen ihrer Zusammenkünfte wegen die Abrede: „Der Jüngling sollte, weil der Mann alle Morgen zeitig aufstand und auf die Arbeit ging, sich verstecken und Achtung geben, wenn er fort wäre, um alsdann in ihr Haus zu kommen, welches in einer einsamen Gegend lag. Dies geschah zu wiederholtenmalen.

Unter andern stellte sich Gianello Strignario — so hieß der Jüngling — einst nach des Mannes Entfernung bei Peronella ein, war aber nicht lange zugegen, als der Mann, der sonst den ganzen Tag nicht nach Hause zu kommen pflegte, zurückkehrte. „Gott sei ewig gelobt!" sprach er, als er die Thür verschlossen fand und klopfen mußte, „der mir zum Trost in meiner Armuth wenigstens eine brave und tugendhafte Frau geschenkt hat. Wie sorgfältig sie sich bei meiner Abwesenheit einschließt, damit niemand zu ihr kommen und ihr etwas zu Leide thun möge."

„Ich bin des Todes, Gianello, mein Mann ist da!" rief Peronella, die ihn am Klopfen erkannte; „der Henker hole ihn! ich weiß gar nicht, was das zu bedeuten hat, da er sonst nie um diese Zeit wieder zu kommen pflegt. Wenn er dich vielleicht gesehen hätte? aber dem sei wie ihm wolle, ich bitte dich um Gottes Willen, verstecke dich unter dieses Faß! dann will ich aufmachen und sehen, warum er heute so zeitig wiederkommt."

Hurtig hüpfte Gianello unter das Faß und Peronella öffnete ihrem Manne die Thür. „Nun", fragte sie mit scheeler Miene, „was ist denn das Neues, daß du schon wiederkommst? willst du, wie es scheint, heute nichts machen? denn

ich sehe, du hast dein Handwerkszeug bei dir! wovon sollen wir auf die Art leben und Brod hernehmen? denkst du, ich werde mir von dir Röcke und Kleider versetzen lassen? Tag und Nacht muß ich mir das Fleisch beinahe von den Nägeln abspinnen, um nur das Oel in der Lampe zu verdienen. Mann, Mann! alle Nachbarn wundern sich und spotten meiner, daß ich so viel Ungemach ausstehe und du willst, statt zu arbeiten, die Hände zu Hause müssig in den Schooß legen?

Ich unglückliches, beklagenswerthes Weib", fuhr sie mit Thränen fort, „in welche Noth werde ich noch gerathen! welcher Unstern führte mich zu dir! ich schlug wohlhabende Männer aus, die ich bekommen konnte, um einen zu nehmen, der gar nicht einsieht, was für einen Schatz er im Hause hat. Andere machen sich mit ihren Liebhabern gute Tage, deren jede zwei bis drei hat, leben lustig und zeigen ihren Männern den Mond statt der Sonne. Aber ich Elende bin so gutwillig, es nicht zu thun und leide dafür lauter Noth. Warum schaffe ich mir nicht auch einen Liebhaber an, wie andere? ich muß dir, lieber Mann, im Ernst sagen, daß ich schon jemanden zu finden mir getraute, wenn ich Unrecht thun wollte. Ich kenne artige Jünglinge genug, die mich lieben, mir wohlwollen und vieles Geld, Kleider, Juwelen, oder was ich verlange, haben anbieten lassen; doch habe ich niemals darauf geachtet, weil ich bei keiner solchen Frau im Dienste gewesen bin; und du kommst nach Hause wenn du arbeiten sollst."

„Geh, liebes Weib", entgegnete der Mann, „mache dir keine solchen Gedanken! Du kannst glauben, daß ich deine Verdienste einsehe und besonders diesen Morgen bemerkt habe. Ich ging freilich auf die Arbeit; aber du scheinst eben so wenig als ich zu wissen, daß wir heut das Fest des heiligen Galeo haben, an welchem man nicht arbeitet; deshalb bin ich wieder nach Hause gekommen. Demungeachtet habe ich dafür gesorgt, uns auf länger als einen Monat Brod zu verschaffen und an den Mann hier das große Faß, das uns nur im Wege ist, wie du weißt, für fünf Gulden verkauft."

„Das ist eben meine Noth!" antwortete Peronella. „Als ein Mann, der herumkommt und die Sache verstehen sollte, hast du ein Faß für fünf Gulden verkauft, welches ich, als eine Frau, die fast nicht aus dem Hause kommt, an einen ehrlichen Mann für sieben Gulden abgelassen habe, weil es uns

überflüssig war. Er ist eben hineingekrochen, als du kamst, um zu sehen, ob es tauglich ist."

Ungemein erfreut über diese Nachricht sagte er zu dem Manne, der deshalb mitgekommen war: „Geh in Gottes Namen, guter Freund! du hörst, daß meine Frau das Faß für sieben Gulden verkauft hat, und du wolltest nicht mehr als fünf geben."

„Es ist schon gut!" entgegnete dieser und ging seine Wege.

„Weil du nun einmal da bist", wandte die Frau hierauf sich zum Manne, „so komme herunter und schließe den Handel ab."

Gianello, der beständig horchte, um zu erfahren, ob er etwas zu fürchten oder sich vorzusehen hätte, sprang bei diesen Worten der Peronella sogleich aus dem Fasse und sagte, als ob er von der Rückkunft des Mannes nichts wüßte: „Wo bist du, gutes Weib?"

„Was steht zu Diensten? hier bin ich", entgegnete der Mann, der eben dazu kam.

„Mit dir habe ich nichts zu thun!" antwortete Gianello; „ich verlange die Frau, mit welcher ich um das Faß handelte."

„Ihr könnt sicher mit mir handeln; ich bin der Mann."

„Das Faß", fuhr Gianello fort, scheint mir zwar ganz, aber wahrscheinlich sind Hefen darin gewesen, die so zusammen gebacken sind, daß ich mir es nicht auszuwaschen getraue; ich kann es daher nicht brauchen, wenn es nicht zuvor gereinigt ist."

„Deswegen soll der Handel nicht zurückgehen", sprach Peronella; „mein Mann mag es sogleich säubern."

„Ach ja!" rief der Mann, warf sein Handwerkszeug und Wams weg, ließ ein Licht anzünden, kroch mit einer Scharre hinein und fing an zu kratzen.

Peronella that, als ob sie seiner Arbeit zusehen wollte, stellte den Kopf nebst einem Arme und der ganzen Schulter an die Oeffnung des Fasses und sagte: „Kratze hier, kratze dort, da ist noch etwas geblieben."

Indem sie in dieser Stellung den Mann anwies und erinnerte, entschloß sich Gianello, dessen Sehnsucht vor der Rückkehr des Mannes nicht hinlänglich war befriedigt worden,

in Ermangelung besserer Gelegenheit mitzunehmen, was er könnte; er näherte sich ihr, da sie die ganze Oeffnung des Fasses bedeckte, wie die ungezähmten brünstigen Hengste den parthischen Stuten und stillte so seine jugendliche Hitze. Da er und der Mann ihre Arbeit zu gleicher Zeit geendigt hatten, zog Peronella den Kopf vom Fasse, und der Mann kroch aus demselben hervor.

„Hier, guter Freund", sprach sie, „ist das Licht! seht, ob es nun rein genug ist." Gianello sah hinein, bezeigte seine Zufriedenheit darüber, gab seine sieben Gulden und ließ es sich nach Hause tragen.

Dritte Erzählung.

Die Besprechung der Würmer.

In Siena lebte einst ein artiger Jüngling aus angesehener Familie, Namens Rinaldo, und war in seine schöne Nachbarin verliebt, die Gattin eines reichen Mannes. Er zweifelte nicht an der Erfüllung seiner Wünsche, hätte er nur Gelegenheit zu einem verdachtlosen Umgange mit ihr gehabt. Da er keine andere sah, suchte er ihr Gevatter zu werden, weil die Frau schwanger war, machte auf die anständigste Art Bekanntschaft mit dem Manne, und es gelang ihm.

Da er als Gevatter der Frau Agnese nun einen scheinbaren Vorwand zu Besuchen bei ihr hatte, faßte er Muth, ihr seine Absicht zu entdecken, die sie längst aus seinen Augen errathen hatte. Doch half es ihm wenig, ungeachtet sein Antrag der Frau nicht ganz mißfiel.

Einige Zeit darauf trat Rinaldo in eine Brüderschaft, ich weiß nicht aus was für Ursache und verharrte darin, weil ihm vielleicht die gute Mast behagte. Zwar setzte er anfangs, als er Bruder geworden war, die Liebe zur Gevatterin und andere Eitelkeiten bei Seite; doch kam er in der Folge bald wieder darauf zurück, ohne seine Kleidung abzulegen, suchte ein Vergnügen am äußerlichen Schein, an Kleidung von schönem Tuche, an allem stutzermäßigen Betragen und Putze, an

Gedichten, Sonnets, Ballets, Singen und anderen solchen Dingen.

Aber warum rede ich bloß von unserm Bruder Rinaldo? giebt's zur Schande für unser verdorbenes Zeitalter wohl irgend einen bessern? sie schämten sich nicht, fett, mit lebhaften Farben im Gesichte und weichlichen Kleidern und anderen Dingen zu erscheinen, gehen nicht wie die Tauben, sondern brüstend wie die stolzen Hähne mit emporstehendem Kamme einher. Ja zu geschweigen, daß ihre Zellen mit Destillirkolben Latwergen und Salben, mit Schachteln voll Konfekt, mit großen und kleinen Flaschen abgezogener Wasser und Oele, mit Malvasier, griechischen und anderen köstlichen und wohlschmeckenden Weinen angefüllt sind und nicht Brüderzellen, sondern Spezerei- und Salbenladen zu sein scheinen; sie achten sich's auch für keine Schande, wenn andere wissen, daß sie das Zipperlein haben, weil sie solchen als unwissend nicht die Einsicht zutrauen, daß hinlängliche Fasten, grobe und wenige Speisen und ein mäßiges Leben die Leute mager, schmal und gesünder machen und deren Krankheit wenigstens nicht im Zipperlein bestehe, weil Keuschheit und andere für Brüder anständige Dinge die besten Arzneimittel dagegen sind. Sie bilden sich ein, man wisse nicht, daß außer dem mäßigen Leben langes Wachen, Beten und Züchtigen die Menschen bleich und niedergeschlagen mache, und daß der heilige Dominikus und Franziskus nicht vier Kappen statt einer gehabt, sich nicht in gefärbten oder anderen feinen Tüchern, sondern in grober Wolle von natürlicher Farbe, blos der Kälte, nicht wegen der Prahlerei gekleidet habe. Gott wolle sich dieser Mißbräuche und der Seelen dieser Einfältigen doch einmal annehmen!

Bei der Rückkehr seiner Neigung fing Bruder Rinaldo daher wieder an, seine Gevatterin fleißig zu besuchen, und da er indeß beherzter geworden war, die Erfüllung seiner Wünsche mit stärkerm Anhalten als zuvor zu verlangen.

Auf vieles Bitten nahm einst die gute Frau, welcher Bruder Rinaldo jetzt mehr als ehemals gefiel, als er zu sehr in sie drang, ihre Zuflucht endlich dahin, wohin sie alle nehmen, welche das Verlangte zu gewähren denken. „Aber Rinaldo“, sagte sie, „thun denn die Brüder auch dergleichen?“

„Madame“, entgegnete Bruder Rinaldo, „wenn ich diese Kutte ausgezogen habe — und dies geschieht sehr leicht —

werdet ihr finden, daß ich ein Mensch wie andere und kein Bruder bin."

„Aber um des Himmels willen!" antwortete sie mit lächelndem Munde, „ihr seid mein Gevatter; wie könnte ich das thun? dies wäre zu viel, und wie ich öfters gehört habe, eine der größten Sünden; ich wollte sonst gern euren Willen thun."

„Ihr seid eine Närrin!" erwiderte Bruder Rinaldo, „wenn ihr es deswegen unterlaßt. Ich will nicht leugnen, daß es Sünde ist; aber Gott vergiebt größere, wenn man sie bereut. Sagt mir nur, wer ist euerm Kinde näher verwandt: ich, der es aus der Taufe hob, oder euer Mann, der es zeugte?"

„Mein Mann."

„Nun, und schläft euer Mann nicht bei euch?"

„O ja!"

„So kann ich, der ich euerm Kinde weniger verwandt bin als euer Mann, ja wohl eben so gut bei euch schlafen als er!"

Die Frau, welche keine Vernunftlehre verstand und wenig Widerlegung nöthig hatte, glaubte oder stellte sich das Vorgeben des Rinaldo zu glauben. „Wer könnte", sprach sie, „auf eure klugen Reden antworten?" und machte Anstalt der Gevatterschaft ungeachtet seine Wünsche zu erfüllen. Auch ließen sie es bei diesem male nicht bewenden, sondern wiederholten es unter dem Deckmantel der Gevatterschaft mit Bequemlichkeit noch öfter ohne den geringsten Verdacht.

Unter andern kam einst Bruder Rinaldo zur Frau und fand niemand als die Magd bei ihr, ein hübsches artiges Mädchen. Diese schickte er nebst seinem Begleiter fort, ihr das Paternoster zu lehren, und er ging mit der Frau, welche das Kind bei der Hand hatte, in die Kammer, verschloß die Thür und setzte sich zum Zeitvertreib mit ihr aufs Bette. Indem kehrte der Mann nach Hause, kam unbemerkt an die Thür, klopfte und rief seine Frau.

„Ich bin des Todes!" sprach Agnes, als sie es hörte; „mein Mann ist da! nun wird er gewiß die Ursache unseres vertrauten Umgangs entdecken;" denn Bruder Rinaldo war ausgekleidet und im bloßen Wams.

„Freilich!" entgegnete dieser; „wenn ich nur angezogen wäre, würde sich eher eine Ausrede finden; aber wenn er mich beim Aufmachen so trifft, hat gar keine Entschuldigung statt."

Sogleich hatte die Frau einen guten Einfall. „Kleidet euch denn an!“ sprach sie, „nehmt euern Pathen auf den Arm und gebt wohl Achtung, was ich sagen werde, damit unsere Reden übereinstimmen. Für das weitere laßt mich sorgen!“

„Ich komme gleich“, antwortete sie, als der Mann kaum aufgehört hatte zu pochen, ging und öffnete mit freundlicher Miene ihm die Thür. „Mein Schatz“, sagte sie, „Bruder Rinaldo ist recht wie von Gott geschickt zu uns gekommen, sonst hätten wir unsern Kleinen heute gewiß verloren.“

„Wie so?“ fragte der fromme Narr halb außer sich.

„Ach lieber Mann!“ entgegnete die Frau, „er fiel plötzlich in eine Ohnmacht, so daß ich ihn für todt hielt. Wäre Rinaldo nicht eben angelangt, ich hätte nicht gewußt, was ich anfangen sollte. Er hat Würmer im Leibe, sagte er, indem er das Kind auf den Arm nahm, wovon er leicht sterben könnte, wenn sie ihm ans Herz steigen; aber seid außer Sorgen! ich will sie alle durch eine Beschwörung tödten, so daß ihr das Kind gesünder als jemals sehn sollt, ehe ich von der Stelle gehe. — Du solltest gewisse Gebete dazu sagen; weil dich aber die Magd nicht finden konnte, läßt er sie auf dem Oberboden durch seinen Gefährten verrichten. Ich ging mit ihm in die Kammer, weil niemand besser als die Mutter das Kind zum Schweigen bringen kann. Er hat es noch auf dem Arme und erwartet vermuthlich blos die Beendigung der Gebete seines Gefährten, und schon ist das Kind wieder zu sich gekommen.“

Der fromme Narr glaubte dies treuherzig und war von der Liebe zu seinem Sohne so hingerissen, daß er einen von der Frau ihm gespielten Betrug gar nicht wähnte. „Ich muß gehen und ihn sehen!“ sprach er mit einem tiefen Seufzer.

„Gehe nicht!“ entgegnete die Frau, „du könntest den ganzen Handel verderben; warte! ich will erst sehen, ob's angeht und dich rufen.“

„Ach Gevatterin!“ rief Bruder Rinaldo, der alles mit angehört, sich mit Muße angekleidet und das Kind auf den Arm genommen hatte, „ist der Gevatter da?“

„Ja!“ antwortete der fromme Narr.

„So kommt denn her“, sagte Bruder Rinaldo; und er ging.

„Da habt ihr", fuhr Rinaldo fort, „euer Kind durch Gottes Hülfe wieder gesund, dem ich vor einer Stunde das Leben kaum bis am Abend zutraute. Laßt ein Wachsbild von dessen Größe zum Lobe Gottes vor dem Bildniß des heiligen Ambrosius aufstellen; denn um seiner Verdienste willen hat Gott diese Gnade gethan."

Das Kind lief mit einer kleinen Kindern gewöhnlichen Freude auf ihn zu, als es seinen Vater sah, und dieser nahm es auf den Arm, als ob es aus dem Grabe erweckt worden und dankte dem Gevatter für dessen Genesung.

Der Gefährte des Bruder Rinaldo, der dem Mädchen indeß nicht ein, sondern wohl mehr als vier Paternoster vorgebetet, ihr ein Beutelchen von weißem Zwirn, das er von einer Nonne bekommen, verehrt und sie zu seiner Anhängerin gemacht hatte: schlich sich leise an einen Ort, als er den frommen Narren an der Kammer seiner Frau pochen hörte, wo er alles hören und beobachten konnte und stieg hinunter in die Kammer, da er sah, daß die Sache gut verlief. „Bruder Rinaldo", sprach er, ich bin mit den vier mir aufgegebenen Gebeten fertig."

„Du hast guten Athem", entgegnete Rinaldo, „und deine Sache recht gemacht! ich hatte deren erst zwei hergesagt, als mein Gevatter nach Hause kam; doch hat Gott auf dein und mein Flehen das Kind aus Gnaden wieder gesund gemacht."

Darauf ließ der einfältige Narr dem Gevatter und seinem Gefährten eine Erfrischung von Wein und Konfekt reichen, der sie vorzüglich bedurften, begleitete sie beim Abschiednehmen bis vors Haus und ließ unverzüglich das Wachsbild neben anderen beim Bilde des heiligen Ambrosius, aber nicht von Milano aufhängen.

Vierte Erzählung.

Der Brunnen des Tofano.

In Arezzo hatte ehemals ein reicher Mann, Namens Tofano, eines der schönsten Weiber, Githa genannt, die seine

Eifersucht erregte, ohne zu wissen warum. Die Frau unwillig über diese Bemerkung fragte ihn oft um deren Ursache, erhielt aber blos allgemeine ungültige Antworten. Sie beschloß daher, ihn dieses unbilligen Verdachts halber zu bestrafen.

Da sie wahrnahm, daß ihrem Urtheile nach ein wohlhabender Jüngling um sie buhlte, fing sie an, ihm Gehör zu geben, und es kam bald zwischen ihnen so weit, daß nichts als die Ausführung ihrer Verabredungen fehlte. Auf Mittel hierzu bedacht, hatte sie unter andern üblen Eigenschaften ihres Mannes dessen Neigung zum Trunke bemerkt; sie suchte ihn daher hierin nicht nur zu bestärken, sondern auch öfters mit List dazu zu reizen, und er gewöhnte sich dergestalt daran, daß sie ihn bis zum Rausche bringen konnte, so oft sie wollte, dann legte sie ihn schlafen und unterhielt sich indeß mit ihrem Liebhaber. Dies geschah in der Folge zum öftern: und sie hatte ein solches Vertrauen auf seine Trunkenheit gesetzt, daß sie es nicht nur wagte, ihren Liebhaber mit nach Hause zu nehmen, sondern oft auch halbe Nächte bei ihm zuzubringen, weil er in der Nähe wohnte.

Bei Fortstzeung dieser Liebeshändel merkte der arme Mann, daß die Frau stets ihn nöthigte, ohne doch selbst zn trinken, und er fing an zu argwöhnen, daß sie nur darum ihn betrunken mache, um während seines Schlafes ihren Vergnügungen nachgehen zu können. Zur Probe deshalb machte er eines Abends in Reden und Handlungen mehr als jemals den Berauschten, ohne jedoch getrunken zu haben. Die Frau glaubte es, führte ihn sogleich ins Bette, weil sie mehreres Getränk für unnöthig zu seinem Schlafe hielt und ging ihrer Gewohnheit nach bis um Mitternacht zu ihrem Liebhaber.

Als Tofano die Abwesenheit seiner Frau merkte, stand er auf, verriegelte inwendig die Hausthür und stellte sich an das Fenster, ihre Ankunft zu erwarten, um sie zu überzeugen, daß ihre Lebensart ihm nicht unbekannt sei.

Sie erschrak nicht wenig, als sie bei ihrer Rückkehr die Thür verschlossen fand, und versuchte sie mit Gewalt zu öffnen.

„Du giebst dir vergebliche Mühe!" rief Tofano, als er eine Weile zugehört hatte; „gehe hin, wo du bis jetzt gewesen bist! denn du wirst sicher nicht eher hereinkommen, bis ich dir in Gegenwart deiner Anverwandten und Nachbarn die gebührende Ehre werde erwiesen haben."

Die Frau bat ihn um Gottes willen aufzumachen, weil sie nicht daher käme, wo er glaubte, sondern von einer Nachbarin, mit der sie sich unterhalten, da sie in langen Nächten nicht schlafen könne und auch zu Hause allein nicht hätte wachen wollen.

Aber alles Bitten war umsonst; der Tölpel bestand einmal auf seinen Kopf, daß alle Aretiner die bis jetzt ihnen unbekannt gebliebene Schande erfahren sollten.

Als die Frau das Bitten vergeblich fand, nahm sie zum Drohen ihre Zuflucht. „Wenn du mir nicht aufmachst", sprach sie, „will ich dich zum unglücklichsten Menschen auf der Welt machen!"

„Und was willst du mir denn thun?"

„Ehe ich den Schimpf ertrage, den du mir anzuthun gedenkst", antwortete die Frau, deren Verstand durch die Eingebungen der Liebe bereits geschärft worden war, „stürze ich mich dort in den nächsten Brunnen. Jedermann wird glauben, wenn man mich darinnen findet, du habest mich in der Trunkenheit hineingeworfen; folglich mußt du entweder die Flucht ergreifen, alles im Stiche lassen und im Elend sterben, oder man schlägt dir als meinem Mörder — und der wärest du wirklich — den Kopf ab."

Doch auch dies brachte den Tofano nicht zur Aenderung seines thörichten Sinnes.

„Nun", sprach die Frau, „länger kann ich deinen Tollsinn nicht ertragen! Gott vergebe dir! laß meinen Spinnrocken aufheben, den ich hierher lege." Mit diesen Worten ging sie zum Brunnen; da die Nacht so finster war, daß einer den andern kaum erkennen konnte, nahm sie einen großen dabei liegenden Stein und warf ihn mit dem Ausruf: „Gott verzeihe mir!" hinein.

Tofano, welcher den gewaltigen Lärm hörte, welchen der Stein beim Fallen machte, glaubte gewiß, sie habe sich hineingestürzt. Er sprang daher mit einem Eimer und Seile aus dem Hause und eilte ihr zu helfen nach dem Brunnen.

Hurtig schlupfte die Frau hinein, die sich nahe am Hause hingestellt hatte, als sie den Mann nach dem Brunnen laufen sah, verschloß sich und trat ans Fenster. „Man muß Wasser hineingießen", sprach sie, „wenn man trinken will und nicht nachher."

Nun sah Tofäno wohl, als er sie reden hörte, daß er zum besten gehalten worden, kehrte nach Hause und verlangte ihm zu öffnen, als er nicht hinein konnte.

„Bei Gott! niederträchtiger Trunkenbold", fing sie statt ihrer bisherigen leisen Stimme beinahe an zu schreien, „du sollst diese Nacht nicht herein kommen; deiner Unarten bin ich nun satt! ich muß den Leuten einmal zeigen, was für ein Zeisig du bist, und wann du des Nachts heimkommst."

Aufgebracht vergalt Tofano dies wieder mit Unhöflichkeiten und machte einen solchen Lärm, daß die Nachbarn dadurch erweckt aufstanden, ans Fenster gingen und nach der Ursache fragten.

„Dieser Bösewicht", hob die Frau weinend an, „kommt entweder Abends betrunken nach Hause, oder bleibt bis um diese Zeit in den Schenken. Ich habe lang genug es geduldet und ihm verwiesen, aber nichts hat geholfen; länger kann ich es nicht mehr mit ansehen; ich habe ihn daher ausgeschlossen und will sehen, ob er sich durch diese Schande bessern wird."

Auch Tofano erzählte mit vielen Drohungen den Verlauf der Sache.

„Seht ihr", sprach die Frau zu den Nachbarn, „was er für ein Mensch ist? was würdet ihr urtheilen, wenn ich statt seiner auf der Straße und er im Hause wäre? wahrhaftig, ihr würdet ihm glauben, ich zweifle nicht. Daraus könnt ihr leicht auf seine Absicht schließen. Er beschuldigt mich dessen, was er zuverlässig selbst gethan hat. Er meinte mich in Furcht zu jagen, indem er, ich weiß nicht was, in den Brunnen warf. Wollte Gott, er hätte sich wirklich hineingestürzt und ersäuft! Der Wein, welchen er im Ueberfluß zu sich genommen hat, würde dadurch schon verdünnt worden sein."

Nun fingen die Nachbarn an, den Tofano auszuschelten, ihm alle Schuld beizumessen und Grobheiten wegen der Anschuldigung seiner Frau zu sagen, so daß der Lärm sich immer weiter bis zu den Anverwandten der Frau erstreckte. Sie erschienen und prügelten den Tofano, nachdem sie sich die Geschichte von verschiedenen Nachbarn hatten erzählen lassen, fast zu Schanden.

In diesen Zustand versetzte die Eifersucht den Tofano. Da er aber sein ganzes Vermögen der Frau zu verdanken hatte, suchte er durch Vermittelung einiger Freunde es dahin

zu bringen, daß er sie mit dem Versprechen wieder erlangte, künftig nicht mehr eifersüchtig zu sein, gab ihr überdies die Erlaubniß zu thun was sie wollte, nur behutsam, daß er es nicht erführe, und machte wie alle Thoren erst nach erlittenem Schaden Friede. —

Fünfte Erzählung.

Der Eifersüchtige als Beichtvater.

In Armenien lebte ein an Gütern und Gelde reicher Kaufmann, der im Besitze eines der schönsten Weiber, aber äußerst eifersichtig gegen sie war. Seine ganze Ursache war, weil er glaubte, sie, die er ihrer Schönheit wegen heftig liebte und der er zu gefallen suchte, müsse auch jedermann schön finden, lieben und ihr zu gefallen sich bemühen — das Zeichen eines schlechten unverständigen Mannes! Vermöge dieser Eifersucht bewachte und hielt er sie so kurz, als manche Todesverbrecher im Gefängnisse nicht bewacht werden.

Die Frau durfte weder zu einer Hochzeit oder Feierlichkeit, noch in die Kirche gehen, nicht einen Fuß aus dem Hause setzen, ja nicht einmal ans Fenster zu treten wagen und bei irgend einer Gelegenheit heraussehen. Sie führte daher ein sehr elendes Leben und ertrug ihren Kummer desto unwilliger, je unschuldiger sie sich fühlte. Dieser unrechtmäßige Verdacht des Mannes bewog sie, wo möglich auf Mittel zu ihrem Trost zu denken.

Hätte sie am Fenster sich zeigen dürfen, so würde sie mit jedem ihr aufstoßenden Liebhaber zufrieden gewesen sein; da sie aber wußte, daß neben ihr ein schöner artiger Jüngling wohne, suchte sie einen Spalt in der Scheidewand beider Häuser zu finden, um dadurch dem Jüngling aufzulauern, ihn zu sprechen, ihm ihre Liebe zu entdecken und im Erhörungsfall ein Mittel zur Zusammenkunft zwischen ihnen ausfindig zu machen. So glaubte sie ihr elendes Leben hinzubringen, bis ihr Mann sich abführe.

In dessen Abwesenheit untersuchte sie bald hier bald dort die Mauer und entdeckte endlich in ihr glücklicherweise an einem ziemlich versteckten Orte einen Spalt. Obgleich sie beim Durchgucken nicht viel entdecken konnte, merkte sie doch, daß auf der andern Seite ein Zimmer sei. „Wenn dies das Zimmer Philipps — ihres geliebten Nachbars — wäre, sprach sie, so wäre ich aus einer großen Verlegenheit.“ Sie ließ durch eine mitleidige Magd solches ausforschen und erfuhr, das es wirklich dem jungen Mann gehöre, und er allein darinnen schlafe.

Sie besuchte den Spalt fleißig und ließ, wenn sie den Jüngling bemerkte, kleine Steine und andere Sachen durchfallen, bis derselbe kam und darnach sah. Bekannt mit ihrer Stimme, antwortete er auf ihr Rufen und sie eröffnete ihm, weil sie genug Zeit hatte, zu seiner großen Freude kürzlich ihre Gesinnung. Der Jüngling vergrößerte das Loch auf seiner Seite, doch daß es niemand merken konnte. Hier sprachen sie öfters mit einander und reichten sich die Hände; aber weiter ging es wegen der wachsamen Aufsicht des eifersüchtigen Mannes vorläufig nicht.

Bei Annäherung des Weinachtsfestes sagte die Frau zum Manne, daß sie den Christtag früh in die Kirche gehen, beichten und mit andern Christen mit seiner Erlaubniß communiciren wolle.

„Was hast du denn für Sünden begangen“, fragte der Eifersüchtige, „daß du beichten willst?“

„Glaubst du denn“, entgegnete die Frau, „daß ich so heilig bin, wenn du mich einsperrst? du weißt doch, daß ich eben so sündige, als andere Lebenden; aber was brauche ich es dir zu sagen, da du nicht mein Beichtvater bist.“

Dies setzte dem Eifersüchtigen einen Argwohn in den Kopf; neugierig ihre begangenen Sünden zu erfahren, gab er seine Einwilligung, da ihm ein Mittel hierzu einfiel; jedoch mit der Bedingung, daß sie in keine andere Kirche als in ihre gewöhnliche Kapelle und zwar früh bei guter Zeit gehen, daselbst entweder beim Kaplan oder bei einem Priester, welchen dieser ihr schicken würde und bei keinem andern beichten, alsdann aber sogleich wieder nach Hause kehren sollte.

Die Frau merkte bald seine Absicht, sagte jedoch nichts, sondern versprach es, stand am Weihnachtsfeiertage früh mit

Anbruch der Morgenröthe auf, kleidete sich an und ging in die von ihrem Manne vorgeschriebene Kirche.

Der Eifersüchtige stand ebenfalls auf und langte noch vor ihr daselbst an, legte, der mit dem Priester schon vorher genommenen Abrede zufolge, geschwind einen Priesterrock mit einer großen ins Gesicht gehenden Kappe an, wie sie die Priester tragen, zog sie ein wenig vor und setzte sich dann in den Chor nieder.

Die Frau verlangte den Priester bei ihrer Ankunft in der Kirche. Er erschien und entschuldigte sich, als er hörte, sie wolle beichten, daß er sie nicht anhören könnte; er versprach ihr aber seinen Gehülfen zu senden, ging fort und schickte ihr den eifersüchtigen Ehemann. Ungeachtet derselbe sehr gravitätisch einhertrat und bei noch nicht hellem Tage die Kappe tief in die Augen gezogen hatte: wußte er sich doch nicht so zu verstellen, daß die Frau ihn nicht gleich hätte erkennen sollen. „Gott Lob", sagte sie bei sich selbst, als sie ihn kommen sah, „ist aus diesem Eifersüchtigen ein Priester geworden! aber nur Geduld! er soll finden, was er sucht." Sie that, als ob sie ihn nicht kenne, und setzte sich zu seinen Füßen.

Um die Sprache etwas zu verändern, hatte der Eifersüchtige etliche Steinchen in den Mund genommen; denn im übrigen hielt er sich für so verstellt, daß er von der Frau auf keine Art erkannt werden könnte.

In der Beichte entdeckte ihm die Frau unter andern, daß sie, obschon verheirathet, einen Priester liebe, der alle Nächte bei ihr schlafe; dem Eifersüchtigen fuhr dies wie ein Dolch durch das Herz. Hätte die Begierde, mehr zu erfahren, ihn nicht zurückgehalten, er würde den Beichtstuhl gewiß verlassen und sich davon gemacht haben. Er blieb aber standhaft und fragte die Frau: „Schläft denn euer Mann nicht bei euch?"

„O ja!" antwortete diese.

„Wie kann also der Priester zu euch kommen?"

„Ehrwürdiger Herr!" entgegnete die Frau, „ich weiß nicht, was dieser für eine Kunst versteht; aber keine Thür im Hause ist so fest verschlossen, die er durch bloßes Berühren nicht öffnete. Wenn er zur Schlafkammer kommt, spricht er seinem Vorgeben nach gewisse Worte, wodurch mein Mann augenblicklich einschläft; dann öffnet er die Thüre, kommt herein und bleibt bei mir, ohne daß es ihm je fehlschlüge."

„Das ist sehr Unrecht, Madame“, erwiderte der Eifersüchtige; „davon müßt ihr gänzlich abstehen.“

„Unmöglich, ehrwürdiger Herr! ich liebe ihn zu sehr.“

„So kann ich euch nicht absolviren!“

„Das thut mir leid! ich kam aber nicht her euch Unwahrheiten zu sagen; denn wollte ich es auch versprechen, so könnte ich es doch nicht halten.“

„Ich bedaure euch wahrhaftig, Madame, daß ihr deshalb an eurer Seele Schaden leiden sollt! aber ich will euch zu Gefallen die Mühe über mich nehmen und Gott in eurem Namen insbesondere bitten, daß er euch helfe; ich will auch zuweilen einen meiner Untergebenen zu euch schicken und mich erkundigen lassen, ob mein Gebet gefruchtet habe oder nicht? hilft es, so wollen wir darin fortfahren.“

„Wagt es ja nicht“, entgegnete die Frau, „jemanden in mein Haus zu schicken! Mein Mann ist so eifersüchtig, daß ihm niemand ausreden würde, es sei aus bösen Absichten geschehen, wenn er es erführe; ich müßte deshalb lange leiden.“

„Darum seid unbesorgt, Madame! ich will es so machen, daß ihr nie ein Wort von ihm hören sollt.“

„Wenn ihr euch das getraut, so bin ich es zufrieden.“

Nach beendigter Beichte und erfahrener Büßung stand sie auf und hörte die Messe.

Mit Seufzen über sein Unglück legte der Eifersüchtige die Priesterkleidung ab und kehrte nach Hause, ungeduldig nach einem Mittel suchend, den Priester und seine Frau beisammen zu treffen, um beide tüchtig abzulohnen. Bei der Rückkehr aus der Kirche sah es die Frau dem Mann an, daß sie ihm schlechte Feiertage gemacht habe; obgleich er seinen Schritt und die vermeintlich gemachte Entdeckung möglichst zu verbergen suchte. Er hielt fürs beste, die folgende Nacht an der Hausthüre dem Priester aufzulauern und sagte zur Frau: „Ich muß diesen Abend auswärts speisen und schlafen; verriegle daher die Thüre des Hauses, der Treppe und des Zimmers und gehe zu Bett, wenn dir es gut dünkt.“

„Sehr wohl!“ entgegnete diese, ging zum Loche, sobald sie konnte und machte das gewöhnliche Zeichen, worauf Philipp erschien, sobald er es merkte. Sie erzählte ihm, was sie diesen Morgen gethan, und der Mann ihr nach dem Essen gesagt hatte. „Er kommt“, sprach sie, „zuverlässig nicht aus dem

Hause, sondern wird an der Thüre lauern; wenn es daher anginge, daß du übers Dach zu mir herabstiegest, könnten wir die Nacht mit einander zubringen."

„Dafür laß mich sorgen!" antwortete der Jüngling, sehr erfreut über diese Nachricht.

Mit Einbruch der Nacht verbarg sich der Eifersüchtige heimlich in einem Zimmer des untern Stockwerks; die Frau verschloß alle Thüren, besonders die nach der Treppe zu, damit der Mann nicht heraufkommen könnte, und der Jüngling fand sich durch einen sichern Weg bei ihr ein, als es ihm Zeit dünkte. Sie legten sich alsbald mit einander ins Bett, genossen beiderseitiges Vergnügen und gute Zeit, und mit Tages Anbruch kehrte der Jüngling wieder in sein Haus zurück.

Nüchtern und vor Kälte halb erstarrt, lauerte der arme Eifersüchtige fast die ganze Nacht bewaffnet an der Thüre auf den Priester. Da er aber nicht länger mehr wachen konnte, legte er sich mit Anbruch des Tages unten im Zimmer schlafen, stand gegen drei Uhr auf, als das Haus geöffnet war, that als ob er anderswoher käme und ging hinauf zum Essen. Bald darauf schickte er einen Knaben zu ihr unter dem Vorwande, als ob er von dem Priester abgesandt sei, bei welchem die Frau gebeichtet hatte und ließ sie fragen: Ob die bewußte Person wiedergekommen wäre?

Die Frau, welche den Abgeordneten sehr wohl kannte, antwortete, daß es diese Nacht nicht geschehen sei, und daß sie auf diese Art solche vielleicht vergessen könnte, so wenig sie es wünschte.

Darf ich wohl noch erinnern, daß der Eifersüchtige viele Nächte dem Priester an der Thür auflauerte, und die Frau es sich indeß mit ihrem Liebhaber wohl gehen ließ? endlich konnte jener es nicht länger mehr aushalten und fragte mit zorniger Miene die Frau: „Was sie jenen Morgen dem Priester gebeichtet habe?"

Die Frau versicherte aber, daß sie es ihm nicht sagen würde, weil es weder anständig noch schicklich sei.

„Niederträchtiges Weib!" entgegnete der Eifersüchtige, „ich weiß zu deiner Schande gar wohl, was du ihm gesagt hast: ich muß den Priester wissen, den du so heftig liebst und der durch seine Bezauberungen alle Nächte bei dir schläft, oder ich schneide dir den Hals ab."

Die Frau läugnete, daß sie einen Priester liebe.

„Wie“, erwiderte der Eifersüchtige, „sagtest du dem Priester in der Beichte nicht das und das?“

„Dabei bist du doch nicht gewesen; noch weniger kann er dir es gesagt haben; aber ja, ich habe es gethan!“

„Nun so gestehe mir gleich den Priester!“

„Es freut mich herzlich“, antwortete die Frau lächelnd, „daß ein verständiger Mann sich von einer Frau wie ein Schafbock bei den Hörnern herumführen läßt; nur Schade! daß es dir an Verstand fehlt, zumal seitdem du dem verdammten Eifersuchtsgeist Raum gegeben hast, ohne zu wissen warum; denn je einfältiger und unverständiger du bist, desto weniger Ehre habe ich davon. Glaubst du denn, lieber Mann, daß meine Augen so blind als dein Verstand sind? wahrhaftig, du irrst! Ich kannte den Priester, der meine Beichte hörte, sehr wohl und wußte, daß du es warst; aber ich nahm mir vor, dir zu geben, was du suchtest und fandest. Wärst du so klug gewesen, als du dir dünkst, so würdest du dies Mittel nicht ergriffen haben, die Geheimnisse deiner rechtschaffenen Frau zu erfahren. Ohne unnöthigen Argwohn zu schöpfen, hättest du einsehen können, daß ihr Vorgeben wahr und sie dennoch tadelsfrei sei. Ich sagte dir, daß ich einen Priester liebte und warst du nicht der Priester, den ich leider liebe? ich beichtete, daß keine Thür im Hause für ihn verschlossen bleiben könnte, wenn er bei mir schlafen wolle, und welche Thür ist dir in deinem Hause versperrt worden, wenn du zu mir wolltest? Ich sagte: der Priester schliefe alle Nächte bei mir und wann fehltest du? so oft du deinen Untergeistlichen zu mir schicktest, weißt du, daß ich dir sagen ließ, der Priester habe nicht bei mir geschlafen, wenn du nicht bei mir gewesen warst. Hätte wohl ein anderer als du, von Eifersucht Verblendeter! so kurzsichtig sein können, dies nicht einzusehen? du lauertest des Nachts an der Thür im Hause auf und glaubtest mir weiß zu machen, du hättest anderswo gespeist und übernachtet. Kehre einmal wieder in dich, werde ein Mann wie zuvor, laß dich von den Leuten nicht ausspotten, die deine Abenteuer so gut als ich kennen, und gieb dein beständiges Wachen auf! Ich schwöre dir zu Gott, wenn ich Lust hätte, dir Hörner aufzusetzen, ich getraute mir mein Vergnügen zu

finden, du möchtest hundert Augen statt zwei haben, ohne daß du es merken solltest.“

Nunmehr sah der arme Eifersüchtige, der das Geheimniß seiner Frau auf eine recht listige Art erfahren zu haben glaubte, wohl ein, daß er zum Narren gebraucht worden; er hielt, ohne weiter zu antworten, seine Frau für rechtschaffen und ehrlich und ließ alle Eifersucht schwinden, auch wenn sie nöthig war, so wie er sie vorher zu unrechter Zeit angebracht hatte. Da diese brave Frau nun fast ganz ihren Vergnügungen überlassen war, durfte sie ihren Liebhaber auch nicht mehr übers Dach, wie die Katzen, klettern lassen, sondern konnte ihn auf eine behutsame Art durch die Thür einführen und sich öfters munter die Zeit mit ihm verkürzen.

Sechste Erzählung.

Isabella und ihre zwei Liebhaber.

In unserer mit allen Glücksgütern gesegneten Stadt lebte eine schöne junge Dame, die Gattin eines braven und wohlhabenden Kavaliers. Wie man nicht immer eine Speise genießen kann, sondern zuweilen Abwechselung verlangt, so verliebte sich die Dame, da der Mann ihr nicht Genüge leisten konnte, in einen jungen, artigen und gesitteten, aber aus keiner ansehnlichen Familie entsprossenen Mann, der gleiche Neigung zu ihr fühlte. Und da, wie ihr wißt, das selten unerfüllt bleibt, was beide Theile wollen, so kam auch ihre Liebe in kurzem zur Vollendung.

Ihre Schönheit und Anmuth erwarben ihr auch die heftige Liebe eines gewissen Kavaliers, Lambert genannt, der sie aber auf keine Art zur Gegenliebe bewegen konnte, weil er ihr mißfiel und zuwider war. Gleichwohl lag er ihr beständig an und drohte, da er in Güte nichts ausrichten konnte, als eine einflußreiche Person, Gewalt anzuwenden, wenn sie seine Wünsche nicht erhören würde. Aus Furcht vor seinem ihr bekannten Charakter ließ sie sich daher zu seinem Willen bewegen.

Als einst Isabella — dies war ihr Name — der hiesigen

Gewohnheit nach sich auf einem ihrer schönen Landgüter nahe bei der Stadt befand, und der Mann auf einige Tage weggeritten war, ließ sie den Leonotto rufen, welcher voll Freuden sogleich erschien. Auch Lambert setzte sich ganz allein aufs Pferd und ritt vor die Thür, als er die Abwesenheit des Mannes erfuhr. Sobald die Magd ihn sah, lief sie zu ihrer Frau, die mit dem Leonotto im Zimmer war, und meldete ihr Lamberts Ankunft.

Aeußerst mißvergnügt über diese Nachricht, bat die Dame aus Furcht vor ihm den Leonotto, während der Anwesenheit des Lambert sich unbeschwert hinter den Vorhängen zu verbergen und ließ dem Lambert die Thür öffnen, nachdem jener, nicht weniger furchtsam als die Dame, sich versteckt hatte. Er stieg im Hofe ab, band sein Pferd an und eilte zu ihr hinein. Sie ging ihm mit heiterer Miene bis an die Treppe entgegen, empfing ihn mit der möglichsten Freundlichkeit und erkundigte sich nach seinem Befinden.

„Mein Leben", sprach der Kavalier sie umarmend und küssend, „ich hörte die Abwesenheit eures Gemahls und wünsche daher mich ein wenig mit euch zu unterhalten." Darauf gingen sie ins Zimmer und Lambert fing nach verschlossener Thür eben an sich mit ihr zu belustigen, als der Mann wider alles Vermuthen der Dame nach Hause kam. Sobald die Magd ihn nahe am Palast gewahr ward, lief sie nach dem Zimmer ihrer Frau und rief: „Madame, der gnädige Herr kommt zurück! ich glaube, er wird schon im Hofe sein."

Ueber diese Nachricht war die Dame halb des Todes, weil sie zwei Männer bei sich hatte und den Kavalier des Pferdes im Hofe wegen nicht verbergen konnte. Doch sprang sie plötzlich vom Bett auf, faßte sich und sagte zu Lambert: „Wenn ihr mich ein wenig liebt und meinen Tod nicht verlangt, so thut, was ich euch sagen werde. Zieht den Degen, geht mit verdrießlicher Miene zornig die Treppe hinunter und sprecht: Bei Gott, ich will ihn schon anderswo finden! Will mein Gemahl euch aufhalten und fragen, so antwortet nichts weiter, als was ich euch gesagt habe, schwingt euch auf das Pferd und steht auf keinen Fall Rede."

Lambert zog willig seinen Degen, that, was die Dame verlangt hatte, voll Feuer im Gesichte theils von der vollbrachten Arbeit, theils vom Zorn über die Rückkehr des Ka-

valiers. Der Mann wunderte sich über das Pferd, als er im Hofe abstieg, aber noch mehr, als er im Hinaufsteigen dem Lambert mit solchen Drohungen und Mienen begegnete. „Was ist das, mein Herr?“ fragte er ihn; aber Lambert trat in den Steigbügel, schwang sich blos mit den Worten: „Bei Gott, ich will ihn schon anderswo finden!“ aufs Pferd und ritt seiner Wege.

Der Kavalier fand seine Gemahlin voll Bestürzung und Furcht an der Treppe, als er hinaufgestiegen war. „Was giebt es denn?“ fragte er; „warum stieß Lambert so heftige Drohungen aus?“

„In meinem Leben“, antwortete die Dame, indem sie sich nach dem Zimmer wandte, damit Leonotto es hören möchte, „habe ich keine größere Angst ausgestanden! Ein mir unbekannter Jüngling, den Lambert mit dem Degen verfolgte, flüchtete sich hierher und fand zum Glück das Zimmer offen. Helft mir um Gottes Willen, Madame, rief er zitternd, daß ich in euern Armen nicht sterbe! Als ich aufstand und ihn nach seinem Namen und Vorhaben fragte, kam plötzlich Lambert herauf und schrie: „Wo bist du, Verräther!“ aber ich stellte mich vor die Thür, ließ ihn nicht hinein, und er war so höflich, da er mein Weigern sah, nach vielen Worten wieder fortzugehen, wie ihr gesehen habt.“

„Du hast Recht gethan!“ entgegnete der Mann; der Todtschlag eines Menschen hätte uns zu einem großen Vorwurfe gereichen können; doch war es auch sehr unhöflich vom Lambert, jemanden bis hierherein zu verfolgen. Wo ist dieser verfolgte junge Mann?“

„Ich weiß nicht“, war die Antwort der Frau, „wo er sich versteckt hat.“

„Wo bist du? komme sicher hervor!“ rief der Kavalier.

Leonotto, der alles gehört hatte, kam daher voller Furcht — denn die hatte er wirklich ausgestanden — aus seinem Winkel.

„Was hast du mit Lambert vor?“ fragte ihn der Kavalier.

„Nicht das mindeste auf der Welt!“ antwortete Leonotto. „Ich glaube gewiß, daß er entweder sinnlos ist, oder mich für einen andern gehalten hat; denn als er mich in einiger Entfernung von diesem Palaste auf der Straße erblickte, griff er nach dem Degen und rief: Verräther, du mußt sterben! Ich

hielt es für undienlich, ihn zu fragen, warum? sondern ergriff die Flucht und kam hierher, wo, Gott sei gedankt! diese Dame mich rettete."

„Fürchte dich weiter nicht!" erwiderte der Kavalier, „ich will dich sicher und unbeschädigt nach Hause bringen; alsdann kannst du deine Sache mit Lambert schlichten."

Nach dem Essen gab er ihm zu Pferde das Geleite nach Florenz bis an sein Haus. Der Jüngling unterredete sich noch diesen Abend heimlich mit Lambert, der Vorschrift der Dame gemäß, und nahm solche Maßregeln mit ihm, daß der Kavalier nie den von der Frau ihm gespielten Streich erfuhr, obgleich man gleich nachher viel davon sprach.

Siebente Erzählung.

Egano, der zufriedene Hahnreih.

In Paris, müßt ihr wissen, war ehemals ein florentinischer Kavalier, der aus Armuth die Kaufmannschaft trieb und dadurch ein ansehnliches Vermögen zu erwerben das Glück hatte. Sein einziger Sohn, Namens Ludwig, zeigte jedoch mehr Hang für den Adel seines Vaters als für die Kaufmannschaft, daher dieser ihn nicht in die Handlung, sondern in Dienste des Königs brachte, gleich andern Kavalieren, wo er die feinen Sitten und andere anständige Dinge erlernen sollte.

Hier befand Ludwig sich einst in einer Gesellschaft junger Leute, wo von den Schönheiten der Frauen in England und andern Reichen gesprochen ward. Verschiedene Kavaliere, die vom heiligen Grabe zurückgekehrt waren, kamen dazu und einer von ihnen versicherte: er habe in der Welt viel gereist und manches Mädchen gesehen, aber keine größere Schönheit gefunden, als die Gattin des Egano de Galluzzi in Bologna, Namens Beatrice; worein alle seine Gefährten, die daselbst gewesen waren, einstimmten.

Ludwig, bisher noch von keinem Frauenzimmer gerührt, entbrannte von einer solchen Leidenschaft sie zu sehen, daß er seine Gedanken auf keinen andern Gegenstand weiter richten konnte, sondern den festen Entschluß faßte, ihretwegen nach Bologna zu gehen und daselbst zu bleiben, wenn sie ihm gefiele. Gegen seinen Vater gab er eine Reise nach dem heiligen Grabe vor und erhielt die Erlaubniß dazu, wenngleich ungern.

Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er nach Bologna und war so glücklich, den folgenden Tag bei einer Festlichkeit die Dame zu sehen, deren Schönheit seine Erwartung weit übertraf. Von der feurigsten Liebe entbrannt, beschloß er, vor Erlangung ihrer Gunst Bologna nicht wieder zu verlassen. Auf Mittel dazu bedacht, schien ihm keines zur Erreichung seiner Absicht schicklicher, als wenn er in Dienste ihres Gemahls kommen könnte, der eine zahlreiche Bedienung unterhielt.

Er verkaufte seine Pferde, brachte seine Leute auf gute Art unter, befahl ihnen, gegen ihn sich fremd zu stellen, bezahlte seinen Wirth und sagte ihm, daß er bei einem großen Herrn in Dienste zu treten wünschte, wenn er ihm einen zuweisen könnte.

„Du bist schon ein Mensch“, entgegnete der Wirth, „der vielleicht einem gewissen hiesigen Kavalier, Namens Egano, anstehen sollte. Er hat eine Menge Bediente und verlangt lauter ansehnliche Leute wie du; ich will mit ihm reden.“ Dies geschah und Anichino ward zu seiner größten Freude vom Egano sogleich angenommen.

In diesem Dienste hatte er Gelegenheit genug, dessen Gemahlin zu sehen, und er setzte sich durch seine gute und untadelhafte Bedienung in solche Gunst bei Egano, daß dieser ohne ihn nichts vornehmen konnte, auch sich und sein ganzes Hauswesen von ihm regieren ließ.

Einst ging Egano aufs Vogelstellen, Anichino aber blieb zu Hause; Beatrice, die seine Liebe bisher noch nicht gemerkt hatte, obgleich er und sein Betragen ihr öfters gefielen, setzte sich mit ihm ans Schachspiel. Anichino ließ sie auf eine geschickte Art immer gewinnen, um ihr zu gefallen, worüber die Dame eine ungemeine Freude bezeigte. Als die Frauen sich entfernt hatten, welche zusahen, und sie allein spielten, stieß Anichino einen tiefen Seufzer aus. Die Dame sah ihn

an und fragte: „Was fehlt dir Anichino? bist du verdrießlich, daß ich gewinne?“

„Ach, Madame!“ entgegnete er, „mein Seufzer hat einen weit wichtigeren Grund.“

„Nun so sage mir ihn“, erwiderte die Frau, „wenn du mich lieb hast.

Die Beschwörung bei einer Person, die er über alles in der Welt liebte, preßte ihm einen noch tieferen Seufzer aus, und die Dame forschte daher von neuem nach dessen Ursache.

„Madame!“ antwortete Anichino, „ich fürchte sehr, die Entdeckung möchte euch verdrießen und besorge, ihr dürftet sie weiter sagen.“

„Wahrlich!“ entgegnete die Frau, „es soll mich nicht ärgern! und ich versichere dir, daß ich von allem, was du mir sagst, niemanden mehr entdecken will, als du mir erlaubst“

„Wohlan! auf dies Versprechen will ich es wagen!“ — Hierauf entdeckte er ihr beinahe mit thränenden Augen, wer er sei, was er von ihr gehört, wo und wie er sich in sie verliebt, und warum er die Dienste ihres Gemahls angenommen habe, mit der demüthigsten Bitte, wo möglich sich seiner zu erbarmen und seine heimliche und brennende Sehnsucht zu stillen, oder wenn sie dies nicht thun wollte, ihn wenigstens in seiner gegenwärtigen Verfassung zu lassen, weil er mit der Erlaubniß sie zu lieben zufrieden wäre.

O, ausnehmende Sanftmuth bolognesischen Geblüts, welches Lob hast du jederzeit in diesem Stücke davon getragen! du fandest nie an Thränen und Seufzern ein Vergnügen und warst immer nachgebend gegen schmeichelnde Bitten und gegen die Leidenschaft der Liebe! könnte ich dich würdig genug erheben, mein Mund würde zu sprechen nie ermüden!

Die Dame sah dem Anichino während seiner Rede beständig in die Augen. Sein Vorgeben schien ihr so glaubwürdig, und seine Liebe machte durch diese Bitten einen solchen Eindruck auf sie, daß ihr ebenfalls ein Seufzer entfuhr. „Sei guten Muthes“, sprach sie, „mein bester Anichino! weder Geschenke noch Versprechungen oder Liebkosungen irgend eines Kavaliers oder anderen großen Herrn — denn deren haben sich bis jetzt eine Menge um meine Gunst beworben — konnten mich je zur Gegenliebe bewegen; aber seit der kurzen Zeit,

als du gesprochen hast, fühle ich mehr für dich als für mich zu leben. Du hast, halte ich dafür, meine Gunst billig verdient, die ich dir hiermit schenke, und noch vor Ablauf dieser Nacht sollst du zum Genuß derselben gelangen. Komme um Mitternacht an mein Schlafzimmer, dessen Thür du offen finden wirst. Du weißt, auf welcher Seite des Bettes ich liege; blicke dahin! und sollte ich schlafen, so wecke mich, und ich will deine so lang anhaltende Sehnsucht stillen. Zur Versicherung nimm diesen Kuß zum Unterpfand." Darauf fiel sie ihm um den Hals, und beide umarmten einander.

Nach dieser Unterredung verließ Anichino die Dame, ging seinen Geschäften nach und erwartete mit der größten Ungeduld die Nacht.

Egano ging vom Vogelstellen ermüdet, sobald er gegessen hatte, zu Bette; die Frau folgte ihm, ließ aber versprochenermaßen die Thüre offen. Anichino erschien zur bestimmten Stunde, ging leise in die Kammer, riegelte die Thür hinter sich zu, ging nach der Seite, wo die Dame schlief und fand sie noch wachend, als er ihr die Hand auf die Brust legte. Sobald sie des Anichino Anwesenheit gewahr ward, ergriff sie mit beiden Händen die seinige und wälzte sich so lange im Bette herum, bis Egano aus dem Schlafe erwachte.

„Gestern Abend", sprach sie, „wollte ich dir nichts sagen, weil ich dich zu müde glaubte; aber sage mir nur, Egano welchen unter deinen Leuten im Hause hältst du für den besten, rechtschaffensten und dich am meisten liebenden?"

„Warum das?" antwortete Egano, „weshalb fragst du mich? kennst du ihn nicht? Ich habe bisher noch keinen gehabt, auf den ich mich so verlassen und den ich so geliebt hätte, als den Anichino; aber was soll diese Frage?"

Anichino wollte, als er den Egano wachen und von sich sprechen hörte, verschiedene mal die Hand wegziehn und fliehn, weil er in äußerster Furcht war, die Dame möchte ihn hintergehen; aber sie hielt ihn so fest, daß er nicht entkommen konnte.

„Ich glaubte es auch, Egano!" antwortete die Frau; „ich hielt ihn für treuer als irgend einen gegen dich gesinnt; allein er hat mir nun diesen Irrthum benommen. Als du heute auf den Vogelfang gingest und er zurückblieb, scheute er sich nicht bei erster Gelegenheit, die Befriedigung seines Wil-

lens von mir zu verlangen, und um dir nicht lange viele Beweise davon geben zu dürfen, sondern dich handgreiflich zu überführen, willigte ich drein und versprach ihm, heute nach Mitternacht im Garten mich einzufinden und unter dem Fichtenbaum ihn zu erwarten. Ich habe keine Lust dazu; wenn du aber den Beweis der Treue deines Dieners haben willst, so darfst du nur eines von meinen Nachtkleidern anziehen einen Schleier übernehmen und ihn erwarten. Er kommt gewiß."

„Das muß ich wirklich sehen!" entgegnete Egano, stand auf, warf im Finstern ein Nachtkleid der Frau an, so gut als möglich, nahm einen Schleier über den Kopf und ging in den Garten, um unter der Fichte den Anichino zu erwarten; die Frau aber stand auf, als sie dessen Entfernung aus der Kammer merkte und verschloß inwendig die Thür.

In seinem Leben hatte Anichino keine größere Furcht erduldet. Mit aller Gewalt suchte er aus den Händen der Dame sich loszureißen und verfluchte hunderttausendmal sie, ihre Liebe und sich, daß er ihr getraut habe. Aber der Ausgang machte ihn zum zufriedensten Sterblichen. Er zog sich auf ihr Verlangen aus, nachdem die Dame die Thür verschlossen hatte, und genoß eine gute Weile bei ihr die größte Freude und Wonne. Als die Frau eine längere Anwesenheit des Anichino bedenklich fand, hieß sie ihn wieder aufstehen und sich ankleiden. „Nun, mein süßes Vergnügen!" sprach sie, „nimm einen guten Prügel, gehe in den Garten und stelle dich, mir dergleichen Zumuthung gethan zu haben, blos um mich zu erproben, hänge dem Egano rechte Schandthaten an und prügele ihn tüchtig aus, als ob ich es wäre. Dies wird ein herrliches Vergnügen geben."

Anichino stand auf und eilte mit einem derben Weidenstabe in den Garten, wo Egano ihm, als er der Fichte sich näherte, entgegen kam, als ob er ihn mit großer Freude empfangen wollte.

„Schändliches Weib!" rief Anichino, „bist du wirklich gekommen und hast mir ein solches Unternehmen gegen meinen Herrn zugetraut? du sollst schlecht bewillkommnet werden!" und er fing darauf an mit dem Stocke loszuschlagen. Egano ergriff bei dieser Anrede und bei Erblickung des Prügels sogleich die Flucht, ohne ein Wort zu sagen; aber Anichino ver-

folgte ihn und rief: „Geh zum Henker, niederträchtiges Weib! morgen will ich's schon dem Egano sagen.“

Egano eilte, nachdem er etliche Streiche bekommen hatte, möglichst geschwind nach dem Schlafgemach, und die Frau fragte ihn: „Ob Anichino in dem Garten erschienen sei?“ „Ich wollte, er wäre nicht gekommen!“ antwortete Egano; „denn er hat mir in der Meinung, daß du es wärst, fast alle Glieder zerschlagen und mir solche Grobheiten angehangen, als man dem lüderlichsten Weibe nicht sagen würde. Auch wunderte ich mich wirklich, wie er einen solchen Schimpf mir anthun und dir so etwas hat zumuthen können; aber weil ich dich darüber so frohlocken sah, wollte ich dich doch davon überzeugen.“

„Gott Lob!“ entgegnete die Frau, „daß er mir blos wörtliche, dir aber thätliche Beweise gegeben hat; er wird gestehen müssen, daß ich bei seinen Worten mehr Geduld bewiesen, als du bei dieser Begegnung. — Nun da er mir so treu ist, müssen wir ihn desto mehr lieben und ehren.“

„Allerdings“, antwortete Egano des festen Glaubens, die ehrlichste Frau und den treuesten Diener zu besitzen, die ein Kavalier je gehabt hätte. Anichino und die Dame mußten in der Folge oft darüber lachen und konnten nun ihren Vergnügungen weit bequemer nachhängen, als es vielleicht sonst möglich gewesen wäre; auch Anichino ließ es sich gefallen, beim Egano in Bologna zu bleiben.

Achte Erzählung.

Der Bindfaden der Sismonda.

Bei uns war ehemals ein sehr reicher Kaufmann, Arriguccio Berlinghieri, der nach einem thörichten, noch heut zu Tage bei vielen Kaufleuten gewöhnlichen Wahne durch die Frau geadelt zu werden glaubte und daher ein junges, für ihn gar nicht schickliches Fäulein heirathete, Namens Sismonda. Weil er viel herumging und wenig bei ihr war, wie die Kaufleute pflegen, verliebte sie sich in einen gewissen Jüng-

ling Ruberto, der schon lange um sie gebuhlt hatte. Da aber ihr Umgang mit ihm zu frei und ihr Hang darnach zu übertrieben war, ward Arriguccio äußerst eifersüchtig, er mochte nun etwas gemerkt oder andere Ursachen haben: genug, er unterließ seine Gänge und anderen Geschäfte und wandte die größte Sorgfalt darauf, seine Frau zu bewachen. Er konnte nicht einschlafen, wenn sie nicht vor ihm zu Bette ging.

Die Frau nahm sich dies sehr zu Herzen, weil ihr dadurch aller Umgang mit Ruberto abgeschnitten war. Auf sein wiederholtes Anregen fiel ihr nach langem Hin- und Hersinnen endlich folgendes Mittel ein, ihn zu sprechen. Da die Schlafkammer nach der Straße ging, und sie öfters bemerkt hatte, daß Arriguccio zwar schwer, aber nachher desto fester schlafe: so glaubte sie den Ruberto um Mitternacht an die Hausthür bestellen, ihm solche öffnen und sich mit ihm unterhalten zu können, während der Mann fest schlief. Um seine Anwesenheit zu erfahren, ohne daß es sonst jemand merkte, hing sie einen Faden zum Kammerfenster hinaus, dessen eines Ende bis auf die Erde ging, dessen anderes aber sie bis in ihr Bett führte und es sich alsdann an die große Zehe band. Dies alles ließ sie dem Ruberto melden und ihm sagen, er sollte an dem Bindfaden ziehen, wenn er käme; schliefe der Mann, so wolle sie ihn fahren lassen, kommen und ihm aufmachen, schliefe er nicht, so wolle sie ihn festhalten und an sich ziehen, damit er nicht warten dürfte.

Dem Ruberto gefiel dies; er ging öfters hin und gelangte zuweilen zu ihr, zuweilen auch nicht. Doch bei der Fortsetzung dieser Erfindung fügte es sich, daß Arriguccio einst einen Fuß ausstreckte, als die Frau schlief, und an den Faden stieß; er fühlte mit der Hand und fand ihn an der Zehe der Frau gebunden. „Dahinter steckt sicher ein Betrug!" sprach er bei sich selbst und hielt es für ausgemacht, als er fand, daß der Faden zum Fenster hinausging. Er löste ihn daher behutsam von der Zehe seiner Frau ab, band ihn an die seinige und wartete, was damit vorgehen würde.

Es dauerte nicht lange, so kam Ruberto und zog seiner Gewohnheit nach an dem Faden, daß Arriguccio es fühlte und der Faden nachfuhr, weil dieser ihn nicht festgebunden hatte, welches Ruberto für das Zeichen nahm, daß er warten sollte. Sogleich stand Arriguccio auf, nahm seine Waffen und

eilte nach der Thür, um zu sehen, wer es wäre, und ihm eins zu versetzen; aber er war zu hitzig und plump, öffnete daher die Thür nicht so leise als die Frau, und der wartende Ruberto ergriff sogleich die Flucht, als er ihn bemerkte; doch Arriguccio setzte ihm nach.

Ruberto, der ebenfalls bewaffnet war, zog den Degen, als er eine ziemliche Strecke geflohen war, jener aber nicht nachließ ihn zu verfolgen, kehrte sich um, und sie geriethen mit einander in's Gemenge.

Indem Arriguccio die Thür des Zimmers öffnete, erwachte die Frau und argwohnte sogleich die Entdeckung ihres Betrugs. Sie stand augenblicklich auf, da sie merkte, daß Arriguccio dem Ruberto nachgelaufen war und rief ihre Magd, weil sie die Folgen sich leicht vorstellen konnte, die um den ganzen Handel wußte, und überredete sie, sich an ihrer Stelle ins Bette zu legen; doch mit der Bedingung, daß sie sich nicht zu erkennen gebe und die Prügel geduldig ertrüge, welche Arriguccio ihr zuzählen würde; sie wollte sie dafür belohnen, daß es ihr nicht gereuen dürfte. Darauf löschte sie das Licht im Zimmer aus, ging hinaus und verbarg sich im Hause, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde.

Die Nachbarn erwachten über das Raufen des Arriguccio und Ruberto und fingen an sie auszuschelten. Aus Furcht entdeckt zu werden, ließ daher Arriguccio den jungen Mann, ohne ihn erkannt oder verwundet zu haben, wüthend vor Zorn gehen und kehrte nach Hause. „Wo bist du nichtswürdiges Weib!" sprach er aufgebracht, als er in das Zimmer trat. „Hast du das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finden soll, so irrst du?" Darauf ging er zum Bette, ergriff in der Meinung, es sei die Frau, die Magd und versetzte ihr so viel Schläge und Stöße, so lange er Hände und Füße regen konnte, daß er ihr das ganze Gesicht zerfleischte. Zuletzt schnitt er ihr sogar die Haare ab mit unaufhörlicher Ausstoßung der abscheulichsten Reden, die man dem niederträchtigsten Weibe je sagte.

Die Magd weinte bitterlich, aber auch nicht ohne Ursache, und ob sie gleich zuweilen schrie: „Ach, um Gotteswillen, es ist genug!" so war ihre Stimme doch vom Weinen so unterbrochen und Arriguccio so in der Hitze, daß er nicht wahrnahm, daß jemand anders als seine Frau spreche.

„Schändliches Weib!" sagte er, als er sie tüchtig zugerichtet und ihr wie gedacht die Haare abgeschnitten hatte, „weiter will ich dich nicht anrühren, sondern zu deinen Brüdern gehen und ihnen deine schöne Aufführung erzählen. Sie mögen kommen, dich holen und mit dir machen, was sie ihrer Ehre zuträglich erachten; denn in diesem H^use sollst du nicht länger bleiben." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, verschloß es und machte sich ganz allein auf den Weg.

Als Sismonda die Entfernung ihres Mannes merkte, die alles mit anhörte, öffnete sie das Zimmer und fand die Magd in völligem Weinen, nachdem sie das Licht wieder angezündet hatte. Sie tröstete dieselbe möglichst, brachte sie wieder in ihre Kammer, ließ sie heimlich pflegen und warten und belohnte sie auf Unkosten des Arriguccio so, daß sie zufrieden war. Darauf machte sie das Bette wieder zurecht, brachte alles in Ordnung, als ob diese Nacht kein Mensch darinnen geschlafen hätte, zündete das Licht wieder an, kleidete und putzte sich, als wäre sie noch nicht im Bette gewesen, setzte sich bei einer Lampe mit ihrer Arbeit an die Treppe und fing an zu nähen, den weitern Erfolg erwartend.

Arriguccio lief in größter Eile gerade zu den Brüdern seiner Frau, deren es drei waren, und klopfte so lange, bis sie hörten und aufmachten. Sie standen nebst der Mutter auf, als sie erfuhren, daß es Arriguccio sei, ließen Licht anzünden, kamen und fragten: was er um diese Zeit so allein hier suche? Arriguccio fing vom Bindfaden, den er an der Zehe der Frau Sismonda befestigt gefunden, bis auf das, was er zuletzt entdeckt und gefunden hatte an, alles zu erzählen und überlieferte ihnen die Haare, welche er seiner Meinung nach der Frau abgeschnitten hatte. Sie sollten nur kommen, setzte er hinzu, sie holen und mit ihr machen, was sie anständig fänden, weil er sie nicht länger zu behalten Willens sei.

Die Brüder der Frau waren über diese Nachricht äußerst aufgebracht und unter Voraussetzung der Wahrheit so wider sie eingenommen, daß sie, um es ihr entgelten zu lassen, mit brennenden Fackeln nebst Arriguccio nach ihrer Wohnung gingen. Ihnen folgte weinend die Mutter, welche bald einen bald den andern bat, sie möchten die Sache doch nicht so schlechterdings glauben, ohne weiter etwas gesehen oder gehört zu haben: der Mann könnte wohl aus andern Ursachen mit

ihr gezankt und sie übel behandelt haben, dies aber nur zu seiner Entschuldigung vorgeben. „Sie wüßte gar nicht“, setzte sie hinzu, „wie dies möglich wäre, da sie ihre Tochter kenne, die sie von Kindheit an erzogen“, und dergleichen.

Sie stiegen gerade die Treppe hinan, als sie zum Hause des Arriguccio kamen. „Wer ist da?“ fragte Sismonda, als sie dieselben kommen hörte.

„Das wirst du wohl wissen, schändliches Weib!“ antwortete einer von den drei Brüdern.

„Was soll dies heißen?“ entgegnete Sismonda, „um des Himmels willen! Willkommen, meine Brüder!“ fuhr sie fort, indem sie aufstand, „was wollt ihr denn alle drei um die jetzige Zeit?“

Sie stutzten beim ersten Anblick, als sie die Frau sitzen und nähen sahen, ohne im Gesichte einige Spuren von Schlägen zu bemerken, wo sie doch nach Arriguccios Vorgeben am meisten gezeichnet sein sollte. Nachdem die Hitze ihres Zornes sich ein wenig gelegt hatte, befragten sie ihre Schwester über die bewußten Punkte unter den härtesten Drohungen, wenn sie ihnen nicht alles gestände.

„Ich weiß ja nicht“, entgegnete die Frau, „was ich euch sagen soll, oder weshalb Arriguccio sich über mich beschwert hat?“

Arriguccio betrachtete sie bei ihrem Anblick wie ein Narr; er wußte, daß er ihr gewiß an tausend Schläge ins Gesicht gegeben, sie zerkratzt und aufs gräßlichste gemißhandelt hatte; gleichwohl ward er nicht die geringste Spur davon gewahr.

Nachdem die Brüder der Frau in Kürze das Angeben des Arriguccio vom Faden, von den Schlägen und dem Uebrigen erzählt hatten, wandte sie sich zum Arriguccio: „Ei, was höre ich, lieber Mann! warum willst du mich dir zur Schande zum niederträchtigen Weibe machen, da ich es nicht bin? und dich obenein unschuldigerweise zum boshaften und grausamen Mann? wann bist du diese Nacht zu Hause oder wenigstens bei mir gewesen? oder wann schlugst du mich? ich weiß nichts davon.“

„Wie, treuloses Weib!“ fuhr Arriguccio auf, „gingen wir nicht mit einander zu Bette? gab ich dir nicht eine Tracht Prügel und schnitt dir die Haare ab, als ich von der Nachsetzung deines Liebhabers zurückkehrte?“

„Zu Hause", entgegnete die Frau, „legtest du dich gestern Abend keineswegs nieder; aber dies mag sein, weil ich es mit nichts weiter beweisen kann, als mit meiner Versicherung; wir wollen nur deine Behauptung, daß du mich geschlagen und mir die Haare abgeschnitten habest, untersuchen. Mich hast du nie geschlagen; keiner von euch allen wird das geringste Merkmal davon an meinem ganzen Körper entdecken. Ich wollte dir auch nicht rathen, daß du es wagtest, Hand an mich zu legen; bei Gott! ich kratzte dir die Augen aus. Eben so wenig schnittst du mir die Haare ab, so viel ich weiß und gesehen habe; es müßte denn ohne mein Wissen geschehen sein. Laß sehen, ob sie verschnitten sind oder nicht?" Darauf nahm sie den Schleier vom Haupte und zeigte, daß sie ganz und unversehrt waren.

„Was willst du denn also, Arriguccio?" sagten Brüder und Mutter, als sie dies hörten und sahen; „dein Vorgeben ist sonach unbegründet; wir wissen nicht, wie du das übrige beweisen willst!"

Arriguccio stand wie im Traume, wollte sprechen, wagte aber kein Wort weiter, weil sich das nicht fand, was er zu beweisen glaubte.

„Meine Brüder!" wandte sich darauf die Frau zu ihnen, „ich sehe schon, daß er mir eine Gelegenheit hat geben wollen, zu thun, was ich sonst nie gethan haben würde, nämlich euch sein schändliches und niederträchtiges Leben zu entdecken. Wohlan denn! ich glaube zuverlässig, daß das euch Erzählte ihm wirklich begegnet ist und zwar folgendergestalt. Dieser ehrliche Mann, den ihr zum Unglück mir zum Gatten gegeben habt, will zwar für einen Kaufmann gehalten sein; auch soll man glauben, er sei mäßiger als ein Klosterbruder und ehrbarer als eine Jungfer; aber wenig Abende vergehen, daß er sich nicht in den Schenken betrinkt und bald mit diesem bald mit jenem lüderlichen Weibe sich abgiebt, mich aber bis Mitternacht, zuweilen gar bis gegen Morgen auf sich warten läßt, wie ihr gesehen habt. Zuverlässig hat er sich mit einem tüchtigen Rausche zu einer seiner nichtswürdigen Buhlschwestern gelegt, beim Erwachen den Faden am Fuße gefunden, die erwähnten Possen mit ihm vorgenommen, bei seiner Rückkehr sie ausgeprügelt und ihr die Haare abgeschnitten. Weil er aber noch nicht wieder zu sich gekommen gewesen, hat er geglaubt

und glaubt sicher noch, daß dies mit mir vorgegangen sei. Seht ihm nur recht ins Gesicht, ihr werdet ihn noch halb trunken finden! so betrachtet denn alle seine Anschuldigungen nicht anders als Worte eines Betrunkenen, dem ihr leicht vergeben könnt, wenn ich's ihm verzeihe."

Doch die Mutter erhob darüber einen gewaltigen Lärm. „Bei Gott, meine Tochter", sprach sie, „das ließe ich nicht so hingehen! so ein abscheuliches und unvernünftiges Vieh verdient das Leben nicht; er ist deiner gar nicht werth. Ich ließe es noch gelten, hätte er dich aus dem Staube gezogen. Gehe er heute noch zum Henker, wenn du die abgeschmackten Vorwürfe eines solchen Eselskothhändlers länger mit anhören solltest. Da kommen die Leute vom Dorfe herein, haben kaum einen Rock auf dem Leibe und wollen dann, wenn sie ein paar Dreier erworben, die Töchter von Kavalieren und brave Weiber zur Ehe nehmen und machen ein Aufhebens von ihrer Herkunft und von den Thaten ihrer Vorfahren. Hätten meine Söhne nur meinen Rath befolgt! statt daß sie dich auf eine so ehrenvolle Art in dem Hause der Grafen Guidi hätten versorgen können, geben sie dir ein solches Kleinod von Mann, der sich nicht scheut, dich, eine der vornehmsten und ehrlichsten Frauen in Florenz, mitten in der Nacht der Unzucht zu beschuldigen; wir müßten dich nicht kennen. Hätte ich es geglaubt, ich wollte es ihm gewiß fühlen lassen."

„Meine Kinder", wandte sie sich hierauf zu ihren Söhnen, „wohl sagte ich's euch, daß es unmöglich wäre. Habt ihr nun gehört, wie dieser liebe Schwager eure Schwester behandelt, der Vierpfennigskaufmann! wäre ich an eurer Stelle, und er hätte mir so etwas von ihr gesagt und dergleichen gethan, ich ruhte nicht eher, bis ich ihn aus der Welt wüßte. Wäre ich nur ein Mann und keine Frau, ich wollte schon allein mit ihm fertig werden. Der elende unverschämte Trunkenbold!"

Die jungen Männer sagten hierauf dem Arriguccio die größten Grobheiten, die man dem weggeworfensten Menschen nur sagen kann und schlossen damit, daß sie ihm zwar diesmal als einem Trunkenbold verzeihen wollten, doch sollte er, so lieb ihm sein Leben sei! sich hüten, sie künftig dergleichen wieder hören zu lassen, sonst würden sie bei der geringsten Nachricht ihn doppelt bezahlen, und damit gingen sie ihre Wege.

Arriguccio stand wie vor den Kopf geschlagen und wußte

selbst nicht, ob das wirklich oder im Traume geschehen sei, was er gethan hatte. Er ließ die Frau nunmehr ohne weiteres Gerede in Frieden, und diese entging durch ihre Klugheit nicht nur der bevorstehenden Gefahr, sondern bahnte sich auch den Weg, künftig ohne die geringste Furcht vor ihrem Manne zu thun, was ihr beliebte.

Neunte Erzählung.

Der verzauberte Birnbaum.

In Argos, einer der ältesten Städte Griechenlands, mehr durch seine ehemaligen Könige, als durch seine Größe berühmt, war einst ein angesehener Mann, Nicostrat mit Namen. Schon nahe am Alter schenkte ihm das Glück noch eine vornehme, nicht weniger unternehmende als schöne Dame zur Gattin, Lidia genannt. Er unterhielt in Betracht seines Standes und Vermögens eine zahlreiche Bedienung, Hunde und Vögel und fand sein größtes Vergnügen in der Jagd. Unter seinen Leuten befand sich ein artiger, schön gebildeter und zu allen Unternehmungen geschickter Jüngling, Namens Pirrus, vom Nicostrat vor allen andern geliebt und seines ganzen Vertrauens theilhaftig. In diesen verliebte sich Lidia so, daß sie Tag und Nacht an nichts weiter denken konnte; aber Pirrus schien dies nicht zu achten, weil er davon nichts merkte, oder nichts merken wollte.

Die Dame fand darüber einen unerträglichen Kummer in ihrer Kammer. Fest entschlossen, sich ihm zu entdecken, rief sie ihre vertraute Kammerjungfer Lusca zu sich. „Lusca“, sprach sie, „meine dir erwiesenen Wohlthaten verbinden dich zu Gehorsam und Treue; hüte dich daher, das irgend einer anderen als der bestimmten Person je zu entdecken, was ich dir jetzt sagen werde! Ich bin, wie du siehst, eine junge lebhafte Person, die alles zur Genüge und im Ueberfluß hat, was man nur wünschen kann, kurz in keinem sich beklagen kann, als nur in dem einzigen Stücke, daß die Jahre meines Mannes von den meinigen zu weit abstehen, und ich daher in dem

schlecht befriedigt werde, woran junge Frauen das größte Vergnügen finden. Gleichwohl da ich dies eben so sehr als andere wünsche, habe ich seit geraumer Zeit den Entschluß gefaßt, weil das Schicksal keine sonderliche Freundin gegen mich gewesen ist und mir einen so alten Mann gab, wenigstens keine Feindin meiner selbst zu sein und auf ein Mittel zur Erreichung meines Vergnügens und meiner Ruhe zu denken. Um diese in eben so vollständigem Maaße als alles übrige zu genießen, habe ich mir vorgenommen, sie durch die Umarmungen des Pirrus zu ersetzen, der vor allen andern der würdigste ist. Meine Leidenschaft gegen ihn ist so groß, daß ich kein anderes Glück als seinen Anblick oder sein Andenken kenne, und ich werde zuverlässig sterben, wenn er mir in kurzem nicht zu Theil wird. Ist dir daher mein Leben lieb, so gieb ihm auf eine Art meine Neigung zu erkennen, welche dir die beste dünkt, und bitte ihn in meinem Namen, zu mir zu kommen, wenn ich ihn durch dich holen lassen werde.“

Die Kammerjungfer versprach es willig und entledigte sich so gut sie konnte des Auftrags der Dame, sobald sie Zeit und Gelegenheit fand, den Pirrus auf die Seite zu bekommen.

Pirrus war über diese Nachricht nicht wenig verwundert, weil er nie etwas davon gemerkt hatte, und hielt den Antrag der Frau für eine Probe.

„Lusca“, antwortete er daher mit rauhem Tone, „ich kann unmöglich glauben, daß diese Reden von meiner Herrin herrühren; siehe dich also wohl vor, was du sagst, und kämen sie auch von ihr, so kann ich es doch nicht für Ernst halten; aber gesetzt es sei Ernst, so ist mir doch, bei meinem Leben! die Ehre meines Herrn mehr werth, als daß ich ihm solche Beleidigung anthun sollte; sage mir also von solchen Dingen nur weiter nichts vor!“

Aber Lusca ließ sich durch seinen unfreundlichen Ton nicht abschrecken. „Pirrus“, sprach sie, „wenn mir es meine Frau befiehlt, muß ich dir dies und alles andere ausrichten, es mag dir angenehm oder zuwider sein; aber du bist ein Narr!“ Ein wenig aufgebracht über die Antwort des Pirrus kehrte sie wieder zu ihrer Frau, die über diese Nachricht vergehen wollte.

„Du weißt, liebe Lusca“, sprach sie nach einigen Tagen wieder zu ihr, „daß eine Eiche nicht auf den ersten Hieb fällt;

ich dächte also, du gingest noch einmal zu dem, der zu meinem Schaden eine so unerhörte Rechtschaffenheit vorgiebt; ersiehe eine gelegene Zeit und zeige ihm meine brennende Leidenschaft in ihrer ganzen Größe. Gieb dir alle Mühe, etwas auszurichten! Ich stürbe gewiß, wenn er standhaft bliebe; er aber würde sich verspottet glauben, ja er würde mich hassen, da er mich lieben soll."

Die Kammerjungfer tröstete ihre Frau, suchte den Pirrus auf und fand ihn heiter und guten Muthes. „Pirrus", sprach sie, „ich entdeckte dir vor einigen Tagen die brennende Liebe deiner und meiner Frau gegen dich; ich versichere dich deren nochmals: du kannst glauben, daß dies bald ihr Leben kürzen wird, bestehst du auf deiner vorigen Härte. Ich bitte dich, stille doch nur ihre Sehnsucht! wenn du auf deinem unbiegsamen Sinn beharrst, würde ich dich für den größten Thoren halten, da du mir bisher ein so gescheider Mensch zu sein schienest. Welche Ehre muß es dir sein, von einer so vornehmen, schönen und artigen Frau über alles geliebt zu werden? du solltest es dem Glücke noch danken, daß es dir etwas zugedacht hat, das den Wünschen deiner Jugend und deinen Bedürfnissen so angemessen ist. Kennst du einen deines gleichen, der es auf eine so angenehme Art besser haben könnte als du, wenn du gescheid bist? siehe nur, ob du jemanden finden wirst, der dir's in Rüstung, Pferden, Kleidern und Gelde gleich thäte, wenn du ihr deine Liebe schenktest. So gieb denn meinen Worten Gehör und gehe in dich! bedenke, daß das Schicksal nur einmal mit heiterm Gesicht und offenem Schooße uns anlacht. Wer es da nicht zu nützen weiß, muß über sich selbst, nicht über jenes sich beklagen, wenn er in Armuth und Dürftigkeit kommt. Uebrigens findet jene Redlichkeit, die man zwischen Freunden und Bekannten fordert, zwischen Herren und Dienern gar nicht statt. Diese müssen vielmehr ihren Herren womöglich so begegnen, wie sie von ihnen behandelt werden. Denkst du denn, daß Nicostrat, wenn du eine schöne Frau, Mutter, Tochter oder Schwester hättest, die ihm gefiele, sich an die Gewissenhaftigkeit kehren würde, die du in Ansehung seiner Frau gegen ihn beweisen willst? du wärst ein Thor, dies zu glauben. Sei versichert! könnte er durch Schmeicheleien und Bitten nichts ausrichten, er würde zur Gewalt seine Zuflucht nehmen, du magst es glauben oder

nicht. Wir dürfen daher gegen unsere Herren und die ihrigen eben so handeln, wie sie mit uns und den unsrigen umgehen. Nimm die Geschenke des Glücks an, verstoße sie nicht, suche sie vielmehr und greif zu, wo du sie findest! Des unausbleiblichen Todes deiner Frau zu geschweigen, wirst du aus Reue künftig gewiß dir den Tod selber wünschen."

Pirrus hatte über den Antrag der Lusca bereits verschiedentlich nachgedacht und den Entschluß gefaßt, ihr eine andere Antwort und den Wünschen der Frau bei Versicherung ihrer Redlichkeit Gehör zu geben, wenn sie wieder käme. „Höre nur, Lusca!" sprach er daher, „ich sehe alle deine Gründe ein, aber ich verkenne auf der andern Seite auch die Klugheit und Verschlagenheit meines Herrn nicht. Da er mir alles anvertraut, so besorge ich sehr, Lidia möchte mich dadurch auf die Probe stellen. Will sie drei Dinge thun, welche ich zu meiner Ueberzeugung von ihr verlange, so bin ich wahrhaftig zu allem bereit, was sie befiehlt. Sie bestehen darin, daß sie erstlich in Gegenwart des Nicostrat seinen besten Sperber umbringe; dann mir eine Locke aus seinem Bart und endlich einen von seinen besten Zähnen sende."

Zwar schienen diese Dinge der Lusca hart und der Dame noch härter; doch brachte die Liebe, als die beste Trösterin und Rathgeberin, sie zu dem Entschluß, solche ins Werk zu setzen. Sie ließ ihm daher durch ihre Kammerjungfer wissen, daß sein Verlangen nächstens aufs pünktlichste erfüllt werden sollte; sie versprach überdies, weil er den Nicostrat für so einsichtsvoll hielt, sich in seiner Gegenwart mit ihm zu unterhalten und dennoch jenem weiß zu machen, daß es nicht geschehen sei.

Indem Pirrus nunmehr die Erfüllung des Versprechens der Dame erwartete, stellte Nicostrat nach etlichen Tagen ein ansehnliches Gastmahl an, wie er öfters zu thun pflegte. Nach aufgehobener Tafel kam die Dame grün gekleidet und im schönsten Putze aus ihrem Zimmer zu ihnen in den Saal, ging nach der Stange, darauf der von Nicostrat so werthgehaltene Sperber saß, ergriff ihn, als ob sie ihn auf die Hand nehmen wollte, warf ihn wider die Wand und tödtete ihn im Angesicht des Pirrus und aller Anwesenden.

„Ei Frau, was hast du gemacht?" schrie Nicostrat.

„Nichts!" antwortete sie und wandte sich zu den anwesenden Kavalieren, die mit zu Tische gewesen waren. „Meine

Herren!“ sprach sie, „ich würde mich schlecht an einem König rächen, der mich beleidigte, wenn ich das Herz nicht hätte, es an einem Sperber zu thun; ihr müßt wissen, daß dieser Vogel mich lange um alle die Zeit gebracht hat, welche die Männer dem Vergnügen ihrer Weiber widmen sollten; denn sobald die Morgenröthe hervorbrach, stand Nicostrat auf und ging in die Gefilde, um seinen Sperber fliegen zu sehen, indeß ich allein und unbefriedigt im Bett liegen mußte. Schon oft hatte ich mir vorgenommen, diese That zu vollziehen, habe es aber blos deshalb verschoben, um es in Gegenwart solcher Männer zu thun, die über meine Klagen zu urtheilen im Stande wären, wofür ich euch halte.“

Die Kavaliere, welche glaubten, daß die Beleidigung des Nicostrat keine andere als die angegebene Ursache zum Grunde habe, mußten lachen. „Geh“, sagten sie zu dem darüber aufgebrachten Mann, „deine Frau hat ihr Unrecht durch den Tod des Sperbers billig gerächt;“ und sie wandelten, als die Frau bereits wieder auf ihr Zimmer gegangen war, durch mancherlei witzige Einfälle über den Vorgang den Zorn des Nicostrat in Lachen um.

„Das war ein wichtiger Schritt der Dame zum Anfang einer für mich glücklichen Liebe,“ sagte Pirrus bei sich selbst, als er dies sah, „Gott gebe, daß sie so fortfährt!“

Wenige Tage, nachdem Lidia den Sperber getödtet hatte, ging sie auf das Zimmer des Nicostrat, fing an, ihn zu liebkosen und mit ihm zu scherzen. Als er sie ein wenig bei den Haaren zog, ergriff sie die Gelegenheit, auch das zweite Verlangen des Pirrus zu erfüllen. Sie erfaßte sogleich ein Löckchen vom Barte und zupfte es ihm mit Lachen aus dem Kinn. „Was hast du nun“, sprach sie, als Nicostrat darüber empfindlich that, „was machst du für ein Gesicht, daß ich dir ungefähr an sechs Haare aus dem Barte gezogen habe? du weißt ja nicht, wie weh mir es that, als du den Augenblick mich bei den Haaren zupftest.“ Unter fortwährendem Scherze hob die Dame die ihm ausgezogene Locke des Bartes sorgfältig auf und schickte sie noch denselben Tag ihrem theuersten Liebhaber.

Der dritte Punkt kostete der Dame das meiste Nachdenken. Da sie aber vielen Verstand und die Liebe zur Rathgeberin hatte, fiel ihr auch ein Mittel ein, ihren Endzweck zu erreichen.

Nicostrat hatte zwei junge Kavaliere bei sich im Hause, welche die Eltern ihm zur Bildung übergeben hatten. Bei Tische mußte der eine vorschneiden und der andere einschenken. Die Frau ließ beide rufen, machte ihnen weiß, ihr Mund rieche und rieth ihnen, sie sollten den Kopf so weit als möglich zurückziehen, wenn sie den Nicostrat bedienten, aber keinem Menschen etwas sagen. Die jungen Leute glaubten es und vollzogen die Befehle der Frau.

„Hast du bemerkt“, fragte sie einst den Nicostrat, „was die jungen Leute thun, wenn sie dich bedienen?“

„O ja“, antwortete Nicostrat, „ich habe sie schon um die Ursache fragen wollen!“

„Das hast du nicht nöthig“, war ihre Antwort, „die kann ich dir selbst sagen. Ich habe es lange verschwiegen, um dich nicht böse zu machen; da ich aber sehe, daß andere anfangen es zu merken, darf ich weiter kein Geheimniß daraus machen. Die Ursache ist keine andere, als daß es dir entsetzlich aus dem Munde riecht. Ich weiß nicht, woher dieser bisher ungewöhnliche Zufall kommt. Eine hübsche Sache, da du mit Kavalieren zu thun hast! man sollte auf ein Mittel dagegen bedacht sein.“

„Was könnte Schuld daran sein?“ fragte Nicostrat; „sollte ich etwa einen bösen Zahn im Munde haben?“

„Dies ist möglich!“ entgegnete Lidia, führte ihn an das Fenster und ließ ihn den Mund öffnen. „O Nicostrat“, rief sie, nachdem sie ihn auf beiden Seiten betrachtet hatte, „wie hast du dies so lange aushalten können? du hast auf dieser Seite einen Zahn, der nicht nur schadhaft, so viel ich sehen kann, sondern völlig stinkend ist; wenn du ihn länger im Munde behältst, wird er auch die Nebenzähne verderben; ich rathe dir daher, ihn herausnehmen zu lassen, ehe es schlimmer wird.“

„Ich bins zufrieden, wenn du meinst“, antwortete Nicostrat; „schicke sogleich nach einem Zahnarzt, daß er mir ihn herausreiße!“

„Um Himmels willen“, sprach die Frau, „laß deswegen keinen Arzt holen! er steht so, daß ich dir ihn ohne Zahnarzt herauszunehmen mir getraue. Die Aerzte gehen gewöhnlich so umbarmherzig damit um, daß ich dich unmöglich in ihren Händen sehen oder wissen könnte. Laß es mich daher selbst thun!

denn wenn es dich zu sehr schmerzen sollte, lasse ich dich sogleich los, welches der Arzt nicht thut.„

Sie ließ daher die hierzu nöthigen Werkzeuge bringen, schickte jedermann aus dem Zimmer bis auf die Lusca, schloß es ab und ließ den Nicostrat auf einen Schemel setzen. Darauf fuhr sie mit der Zange in den Mund, ergriff einen Zahn ungeachtet seines heftigen Schreiens, riß ihn mit Gewalt heraus, so fest er auch stand, verbarg ihn und zeigte ihm, der vor Schmerz halb todt war, dafür einen andern völlig zerfressenen in Bereitschaft gehaltenen Zahn. „Siehst du“, sprach sie, „was du für einen Zahn im Munde gehabt hast?“

Er glaubte es, und so viel er auch dabei ausgestanden und gejammert hatte, hielt er sich nunmehr doch für geheilt, da der Zahn heraus war, und durch ein und das andere Mittel ward auch der Schmerz erleichtert und er verließ das Zimmer.

Die Frau schickte den Zahn sogleich ihrem Geliebten und dieser, von ihrer Liebe vollkommen überzeugt, erbot sich nunmehr zur Erfüllung aller ihrer Wünsche. Voll Verlangen, ihm noch stärkere Beweise davon zu geben und voll Sehnsucht nach einer Zusammenkunft mit ihm, schien ihr jede Stunde so lang als tausend. Um auch das zu halten, wozu sie sich erboten hatte, stellte sie sich krank und bat den Nicostrat, als er sie eines Tages nach Tische nur in des Pirrus Gesellschaft besuchte, sie zu Linderung ihrer Schmerzen in den Garten zu begleiten. Dies geschah, indem Nicostrat auf der einen und Pirrus auf der andern Seite sie führten, und man setzte sie auf eine Wiese unter einem Birnbaum nieder. „Pirrus“, sprach nach einer Weile die Frau, welche ihn schon vorher hatte unterrichten lassen, was er thun sollte, „ich trage großes Verlangen nach einer von diesen Birnen; steige doch hinauf und wirf einige herunter.“

Pirrus stieg sogleich hinauf und fing an Birnen herunter zu werfen. „Was macht ihr denn, mein Herr?“ rief er während des Werfens; „und schämt ihr euch nicht, Madame, in meiner Gegenwart so etwas zu leiden? glaubt ihr denn, ich sei blind? den Augenblick wart ihr so krank, wie seid ihr denn plötzlich so gesund geworden, daß ihr dergleichen Dinge unternehmt? ihr habt dazu ja Zimmer genug; warum geht ihr nicht in eins? dort würde es sich besser schicken, als hier in meinem Beisein.“

„Was will denn Pirrus?" wandte die Frau sich zum Mann: „ist er närrisch?"

„Nicht närrisch, nein, Madame!" entgegnete Pirrus; „glaubt ihr denn, daß ich nicht sehe?"

Nicostrat wunderte sich nicht wenig und sagte: „Pirrus, ich glaube wahrhaftig, du träumst."

„Eben so wenig als ihr, mein Herr", antwortete Pirrus; „denn ihr bewegt euch so, daß ihr dadurch alle Birnen abschütteln könntet."

„Was mag das wohl sein?" fragte hierauf die Frau. „Gott verzeih mirs, sollte ihm das wirklich so vorkommen, was er sagt? hätte ich meine vorige Gesundheit, ich würde hinaufsteigen, die Wunderdinge zu sehen, die er vorgiebt."

Da Pirrus auf dem Birnbaum immer fortfuhr von diesen Dingen zu reden, sagte Nicostrat: „Steig herunter!" und es geschah. „Was willst du denn gesehen haben?" fragte er ihn.

„Ich glaube, ihr haltet mich für wahnsinnig oder schlafend? ich sah euch, wenn ich es nun sagen soll, auf eurer Frau liegen; indem ich aber herunterstieg, standet ihr auf und setztet euch an euern gegenwärtigen Ort."

„Wahrhaftig", erwiderte Nicostrat, „du bist nicht gescheid! wir haben uns nicht weiter geregt, seitdem du auf den Birnbaum gestiegen bist, wie du siehst."

„Und was streiten wir uns erst darüber", fuhr Pirrus fort; „genug, daß ich euch sah, und daß es euer Eigenthum ist."

Nicostrats Verwunderung ward immer größer; „ich will doch sehen", sagte er endlich, „ob dieser Birnbaum etwa bezaubert ist, daß der, welcher droben ist, solche Dinge sieht?" und stieg hinauf.

Da er oben war, fing die Frau mit dem Pirrus den Zeitvertreib wirklich an. „Ei, schändliches Weib!" schrie Nicostrat bei dem Anblick, „was machst du? und du Pirrus, dem ich so viel zutraute?" Er stieg sogleich wieder herunter, indem er dies sagte.

„Hier sitzen wir", antwortete die Frau und Pirrus, die sich wieder so hinsetzten, wie er sie verlassen hatte, indem sie ihn heruntersteigen sahen. Aber Nicostrat schalt sie dennoch aus.

„Nun muß ich bekennen, Nicostrat", sagte Pirrus, „daß ihr vorhin mit Recht behauptet habt, ich hätte falsch auf dem

Birnbaume gesehen; ich schließe es daraus, weil auch ich euch in einem gleich falschen Irrthume sehe. Um euch davon zu überzeugen, dürft ihr nur erwägen, was eure ehrbare und einsichtsvolle Frau wagen würde, wenn sie vor euern Augen euch einen solchen Schimpf anthun wollte; von mir zu schweigen, der ich eher mich viertheilen lassen, als nur daran denken oder gar in eurer Gegenwart es thun wollte. Die Ursache dieses falschen Scheines muß also an dem Birnbaum liegen, denn kein Mensch auf der Welt würde mir ausgeredet haben, daß ihr hier mit eurer Frau nicht zu thun gehabt hättet, hörte ich nicht, daß es euch eben so geschienen habe."

„Geh zum Henker!" sprach auch die Frau voll Zorn aufspringend, „wenn du mir so wenig Verstand zutraust, daß ich solche Streiche vor deinen Augen unternehmen würde, die du gesehen zu haben vorgiebst. Sei versichert, wenn ich Lust dazu hätte, ich würde nicht hierher kommen, sondern mir schon eins von unsern Zimmern aufsuchen und es so machen, daß ich vor der Entdeckung ziemlich sicher wäre!"

Dem Nicostrat schien beider Vorgeben, daß sie in seiner Gegenwart dergleichen nie würden unternommen haben, sehr begründet; er unterließ daher die Vorwürfe und fing an, über diesen sonderbaren Zufall und über den wunderbaren Anblick, der jedem Hinaufsteigenden sich darbot, seine Betrachtungen zu machen.

„Wahrhaftig", sprach die Frau, mit verstelltem Unwillen über den Argwohn des Nicostrat, „dieser Baum soll wo möglich weder mir noch einer andern Frau eine solche Schande mehr anthun. Lauf, Pirrus, hole eine Axt und haue ihn nieder, um dich und mich zu rächen, obgleich wir sie dem Nicostrat lieber vor den Kopf schlagen sollten, weil er ohne alle Ueberlegung sich die Augen des Verstandes so leicht hat verblenden lassen. Denn wäre es auch deinen leiblichen Augen so vorgekommen, so solltest du doch so viel Einsicht haben, zu begreifen, daß es nicht sein könnte."

Pirrus holte sogleich die Axt und fällte den Baum. „Da nun der Feind meiner Ehre erlegt worden", sprach die Frau, als sie ihn fallen sah, zum Nicostrat, „so ist auch mein Zorn vorüber." Sie verzieh ihm gütigst auf seine Bitten, jedoch mit der Bedingung, daß er sich nicht wieder einfallen ließe, von einer Person solche Sachen zu argwohnen, die ihn mehr

als sich selbst liebte. So kehrten der arme verspottete Mann und die Frau mit ihrem Liebhaber wieder ins Haus, wo sich Pirrus und Lidia nachher öfters mit besserer Bequemlichkeit belustigen.

Zehnte Erzählung.

Tingoccio's Nachrichten aus dem Fegefeuer.

In Siena waren zwei junge Männer, der eine Tingoccio Mini, der andere Meuccio di Tura mit Namen. Sie wohnten in der Porta Salai, hatten außer sich fast keinen Umgang weiter und schienen einander heftig zu lieben. Als fleißige Kirchengänger hatten sie in den Predigten öfters von der Herrlichkeit und dem Elende reden hören, welches die Seelen der Verstorbenen in jener Welt nach Beschaffenheit ihrer Verdienste zu erwarten hätten. Neugierig gewisse Nachricht davon zu haben, fanden sie kein anderes Mittel, als einander zu versprechen, daß der Zuerststerbende zum Ueberlebenden womöglich zurückkehren und ihm erzählen sollte, was er verlangte. Ein Versprechen, welches sie mit dem Eide bekräftigten!

Nach der Zeit setzten sie ihren gedachten Umgang ununterbrochen fort und da es sich fügte, daß Tingoccio bei dem Ambrosius Anselmini, dessen Gattin ihm einen Sohn geboren hatte, Gevatter stand: so besuchte er nebst dem Meuccio einigemal seine Gevatterin und verliebte sich ungeachtet ihrer Gevatterschaft in die schöne und artige Frau. Aber dem Meuccio gefiel sie auch ungemein und er gewann sie, da er sie vom Tingoccio so loben hörte, ebenfalls lieb.

Beide verbargen einander ihre Leidenschaft, obgleich aus verschiedenen Ursachen. Tingoccio, weil er die Liebe zur Gevatterin für unerlaubt hielt und aus der Bekanntmachung Schaden fürchtete; Meuccio, weil er die Liebe des Tingoccio merkte. Entdecke ich es ihm, dachte er bei sich selbst, so wird er eifersüchtig. Als Gevatter kann er nach Gefallen mit ihr sprechen; er würde mich ihr daher möglichst verhaßt machen, und ich folglich nie einen Liebesdienst von ihr erhalten.

Tingoccio, der mehr Gelegenheit hatte, der Frau seine Wünsche zu entdecken, wußte sich in Handlungen und Worten so zu benehmen, daß es ihm glückte, seine Absicht bei ihr zu erreichen. Meuccio sah dies sehr gut ein und ließ trotz seines äußersten Unwillens, in Hoffnung doch endlich auch noch seine Sehnsucht zu stillen und um dem Tingoccio nicht Ursache zur Verderbung des Handels oder zum Hinderniß zu geben, von seiner Entdeckung sich nicht das geringste merken.

So setzten die beiden jungen Leute ihre Liebe fort, einer glücklicher als der andere. Tingoccio, dem der Boden der Frau Gevatterin ziemlich behagte, grub und arbeitete so, daß er in eine Krankheit verfiel, die in einigen Tagen so überhand nahm, daß er daran sterben mußte.

Nach drei Tagen, weil er wahrscheinlich nicht früher konnte, erschien derselbe seinem Versprechen zufolge dem Meuccio des Nachts in der Kammer und weckte ihn aus dem Schlafe.

„Wer bist du?“ fragte Meuccio beim Erwachen.

„Tingoccio, der versprochenermaßen kommt, dir Nachrichten aus jener Welt mitzutheilen.“

Meuccio erschrak nicht wenig bei seinem Anblick, faßte sich aber doch wieder; er sprach: „Willkommen, mein Bruder!“ und fragte ihn, ob er verloren sei?

„Verloren“, entgegnete Tingoccio, „sind Dinge, die sich nicht wiederfinden: und wie könnte ich da sein, wenn ich verloren wäre?“

„Nicht doch“, erwiderte Meuccio, „so meine ichs nicht! ich frage: Ob du dich unter den Seelen der Verdammten im Straffeuer der Hölle befindest?“

„Das nicht; doch leide ich für meine begangenen Sünden schwere Strafe und heftige Pein.“

Darauf befragte ihn Meuccio besonders um die Bestrafung jeder Sünde dieser Welt in jener dort und erkundigte sich, ob er hier etwas für ihn thun könnte?

„Ach ja!“ entgegnete dieser, „er sollte für ihn Messe lesen lassen, beten und Almosen austheilen, weil diese Dinge den Bürgern jener Welt sehr nützlich wären.“

Meuccio versprach es und besann sich, als Tingoccio fortgehen wollte, nur noch auf die Gevatterin. „Ach Tingoccio“, sprach er mit aufgehobenem Haupte, „jetzt fällt mir eben die

Gevatterin ein, mit der du hier zu thun hattest; welche Strafe leidest du dafür?“

„Mein Bruder! erwiderte Tingoccio, „bei meiner dortigen Ankunft erhielt ich von einem den Befehl, der alle meine Fehler auswendig zu wissen schien, an denjenigen Ort zu gehen, wo ich unter den härtesten Leiden meine Sünden beweinen sollte, und wo ich eine Menge zu gleicher Strafe Verurtheilte antraf. Da das Andenken meiner mit der Gevatterin verübten Sünden mich eine noch viel härtere Strafe befürchten ließ, als die bereits erduldete: so zitterte ich vor Furcht, obgleich ich in einem heftig brennenden Feuer mich befand.

„Was geschieht dir denn mehr, als den übrigen, die du hier siehest?“ fragte einer meiner Nachbarn, als er dies gewahr ward; „was zitterst du im Feuer?“

„Ach, lieber Freund“, antwortete ich, „aus Furcht vor dem Gerichte, welches ich über eine schwere ehemals begangene Sünde erwarte.“

„Und was denn für eine Sünde?“ fragte er mich.

„Die“, war meine Antwort, „daß ich bei meiner Gevatterin und zwar so unmäßig schlief, daß es mir das Leben kostete.“

„Du Narr“, erwiderte jener spottend, „bilde dir nicht ein, daß man hier unten die Gevatterschaften in Betracht zieht.“ — Dies machte mir wieder Muth.

„Lebe wohl, Meuccio!“ sagte hierauf der Todte, weil der Tag sich näherte, „länger kann ich nicht bei dir verweilen“, und verschwand.

Meuccio spottete über seine Einfalt, als er hörte, daß es dort auf die Gevatterschaft nicht ankomme, weil er deshalb schon manche Liebe aufgegeben hätte; er legte seinen thörichten Wahn ab und ward in der Folge klüger. Hätte Bruder Rinaldo dies gewußt, so würde er der Vernunftschlüsse nicht bedurft haben, als er seine gute Gevatterin zu seinem Vergnügen überreden wollte.

Achter Tag.

Erste Erzählung.

Wolfhard und Kasparino.

In Mailand war einst ein Deutscher, Namens Wolfhard, der in seinen Geschäften sich als einen ehrlichen und rechtschaffenen Mann bewies, eine bei Deutschen seltene Tugend — und mit Bezahlung des geborgten Geldes so pünktlich innehielt, daß viele Kaufleute ihm für einen geringen Gewinn so viel würden gegeben haben, als er brauchte. dieser verliebte sich während seines dortigen Aufenthalts in die schöne Ambrosia, die Gattin des Kasparino Cagastraccio, eines reichen Kaufmanns, seines Bekannten und guten Freundes. Doch suchte er seine Liebe dem Manne sowohl, als andern zu verbergen. Endlich ließ er sie um Erhörung derselben bitten und erklärte sich dafür zu allem bereit, was sie von ihm verlangen würde.

Nach langem Weigern willigte die Frau unter zwei Bedingungen in das Verlangen des Wolfhard; erstlich: es keinem Menschen je zu entdecken, zweitens, als ein reicher Mann ihr zweihundert Dukaten zu geben, die sie eben zu etwas brauchte; dafür wollte sie ihm stets zu Diensten stehen.

Den Wolfhard verdroß die Habsucht dieser Niederträchtigen, die er für eine rechtschaffene Frau gehalten hatte, und seine brennende Liebe verwandelte sich beinahe in Haß. Mit dem Vorsatz sie zu hintergehen, ließ er ihr wiedersagen, daß er dies und alles mögliche ihr zu Gefallen thun wollte; sie möchte nur befehlen, wann er kommen und ihr das Geld bringen sollte; auch würde es niemand erfahren außer einem seiner besten und vertrautesten Freunde, der um alle seine Handlungen wisse.

Froh über diese Antwort schrieb ihm das unverschämte Weib zurück: „Ihr Mann Kasparino würde in wenig Tagen Geschäfte halber nach Genua reisen, alsdann wollte sie ihm solches wissen und ihn holen lassen.“

Wolfhard ging daher zu einer gelegenen Zeit zum Kasparino. „Ich habe“, sprach er, „etwas vor, wozu ich zweihundert Dukaten brauche; ich wünsche, daß du mir solche gegen die üblichen Zinsen borgst.“ Kasparino war sehr willig und gab ihm alsbald das Geld. Wenige Tage darauf ging er nach Genua, wie die Frau gesagt hatte, und diese schickte sogleich zum Wolfhard, daß er mit den zweihundert Dukaten zu ihr kommen möchte. Wolfhard ging in Begleitung seines Freundes hin und drückte ihr, als er sie auf ihn warten fand, vor allen Dingen in dessen Angesicht die zweihundert Dukaten in die Hand. „Dies Geld“, sprach er, „gebt euerm Manne, wenn er wieder nach Hause kommt.“

Die Frau nahm es, ohne die Absicht des Wolfhard zu errathen, indem sie glaubte, er sage dies, um dem Argwohn seines Gefährten vorzubeugen, als zahlte er ihr solche statt eines Lohnes. „Sehr gern!“ antwortete sie, „aber ich muß sehen, wie viel es ist.“ Nachdem sie solches auf eine Tafel geschüttet und zweihundert Dukaten gefunden hatte, legte sie dieselben freudig bei Seite, kehrte dann zum Wolfhard zurück und führte ihn in ihr Schlafzimmer, wo sie nicht nur diese, sondern noch mehrere Nächte vor der Zurückkunft des Mannes von Genua sich ihm überließ.

Nach deren Erfolg suchte Wolfhard den Kasparino in Gegenwart der Frau zu sprechen. „Kasparino“, sagte er in ihrem Beisein zu ihm, „ich konnte die zweihundert Dukaten nicht brauchen, die du mir vor etlichen Tagen borgtest, weil aus dem Geschäfte nichts ward, wozu ich sie nöthig hatte; ich habe sie daher deiner Frau sogleich wiedergebracht und ihr übergeben; tilge also meine Rechnung!“

Kasparino wandte sich zur Frau und fragte: „Ob sie solche erhalten?“ „Ja“, entgegnete sie, da sie bei solchen Beweisen nicht leugnen konnte, „ich habe sie erhalten, aber vergessen, es euch zu sagen.“

„Gut, Wolfhard“, entgegnete Kasparino, „geht in Gottes Namen! ich will eure Rechnung schon abthun.“ Wolfhard ging, und die zum besten gehabte Frau gab ihrem Manne

den unanständigen Lohn ihrer Niederträchtigkeit; der schlaue Liebhaber aber erreichte so ohne Kosten seine Absicht bei dieser geizigen Frau.

Zweite Erzählung.

Der Pfarrer von Varlungo.

In Varlungo, einem Flecken in unserer Nachbarschaft, wie ihr alle wissen oder gehört haben werdet, war ein braver und zum Weiberdienst sehr rüstiger Pfarrer. Lesen konnte er zwar nicht zum besten; doch wußte er seine Pfarrkinder Sonntags unter der Ulme*) mit einer Menge artiger und andächtiger Reden zu unterhalten. Besser aber als einer seiner Vorgänger legte er bei den Weibern seinen Besuch ab, wenn die Männer nicht zu Hause waren, brachte ihnen zuweilen etwas vom Schmause mit, Weihwasser oder Stückchen Wachskerzen und ertheilte ihnen seinen Segen.

Unter andern Weibern seiner Pfarrkinder, die seinen Beifall hatten, gefiel ihm vorzüglich eine gewisse Belcolore, die Frau eines Bauern, Namens Bentivegna del Mazzo: in der That eine artige lebhafte Dirne, schwarzbraun, untersetzt und vor vielen andern zur Wollust gebaut. Auch konnte sie am besten auf dem Cimbal spielen und dazu singen, und wenn es nöthig war, schöner als eine ihrer Nachbarinnen mit einem niedlichen Schnupftuche in der Hand den Rundtanz aufführen. In diese verliebte sich der Pfarrer bis zum Rasendwerden. Den ganzen Tag lag er auf der Straße, um sie nur zu sehn. Merkte er sie Sonntags früh in der Kirche, sang er Kyrie und Sanctus mit der größten Mühe, um sich als einen großen Sänger zu zeigen, ob seine Stimme schon der eines Esels näher kam; sah er sie aber nicht, so ging alles sehr obenhin. Doch wußte er es so zu machen, daß weder der Mann noch ein Nachbar es merkte.

---

*) Gewöhnlich war auf Kirchhöfen ein Ulmbaum, unter dessen Schatten die Leute im Sommer sich versammelten und unterhielten.

Um mit der Frau Belcolore in nähere Bekanntschaft zu kommen, machte er ihr Geschenke über Geschenke. Bald schickte er ihr ein Bündchen frischen Knoblauch, den er in der ganzen Gegend am schönsten in seinem mit eigenen Händen bestellten Garten zog, bald ein Körbchen Bohnen, bald wieder ein Bündchen Scharlotten oder andere Zwiebeln. So oft er Gelegenheit fand, suchte er, auf sie zu liebäugeln und durch verliebte Blicke ihr sein Leid zu klagen; aber mit spröder Miene schien sie darauf gar nicht zu achten, ging ernsthaft vorüber, und der Pfarrer konnte seinen Zweck nicht im geringsten erreichen.

Als er einst am heißesten Mittag im Felde müßig herumstrich, begegnete ihm Bentivegna del Mazzo, einen beladenen Esel vor sich hintreibend. Er redete ihn an und fragte, wo er hin wolle?

„Nach der Stadt“, antwortete Bentivegna; „habe da etwas zu verrichten und bringe diese Sachen dem Herrn Bonaccori da Ginestretto, daß er mir wider jemanden diene, der mich durch einen Advokaten hat verklagen und vor den Defizrichter hat fordern lassen.

„Recht so mein Sohn!“ entgegnete der Pfarrer freudig; „gehe in Gottes Namen und komme bald wieder. Sollte dir etwa Lapuccio oder Naldino aufstoßen, so vergiß nicht ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen meiner Dreschflegel bringen.“ Bentivegna versprach's und ging weiter nach Florenz.

Jetzt sei es Zeit, dachte der Pfarrer, zur Belcolore zu gehen uud sein Heil bei ihr zu versuchen. Er machte sich also mit eiligen Schritten auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er an ihr Haus kam. „Guten Tag“, sprach er, als er hineintrat, „ist niemand zu Hause?“

„Willkommen, ehrwürdiger Herr!“ rief Belcolore, die auf die Gallerie gegangen war, als sie ihn hörte; „was wandert ihr denn so in der Hitze herum?“

„So Gott will, ein Weilchen bei dir zu bleiben, weil ich deinem Mann auf dem Wege nach der Stadt begegnete!“ Belcolore kam herunter, breitete ein Tuch auf die Erde, setzte sich und fing an Kohlsamen zu lesen, den ihr Mann kurz zuvor ausgedroschen hatte.

„Willst du mich denn aber“, hob der Pfarrer an, „auf diese Art wirklich sterben lassen?“

„Was thue ich euch denn?“ erwiderte Belcolore lächelnd.

„Du thust mir nichts“, antwortete der Pfarrer; „aber du läßt mich dir auch nicht thun, was ich wünsche und Gott verlangt.“

„Geht nur, geht!“ sprach Belcolore, „thun denn Priester auch dergleichen?“

„O ja!“ war die Antwort des Pfarrers, „und besser als andere. Warum sollten wir es auch nicht? ich versichere dir, daß wir ein gutes Stück Arbeit machen; und weißt du auch warum? weil wir recht darauf sammeln. Aber im Ernst, es soll dein Schade nicht sein, wenn du ruhig bist und mich machen läßt.“

„Was könnte ich wohl für Nutzen davon haben? ihr seid alle so karg wie der Teufel.“

„Das wüßte ich nicht!“ entgegnete der Pfarrer; „fordere nur! willst du ein paar Schuh, einen Gürtel oder ein schönes Sammetfleckchen, oder was wünschest du sonst?“

„Damit gebt euch keine Mühe“, antwortete Belcolore; „solches Zeug habe ich genug; wenn ihr mich aber so lieb habet, so thut mir einen Gefallen, und ich will alsdann auch eure Wünsche erfüllen.“

„Verlange, was du willst!“ sagte der Pfarrer, „ich will es gerne thun.“

„Künftigen Sonnabend“, fuhr Belcolore fort, „muß ich meine gesponnene Wolle nach Florenz liefern und mein Spinnrad ausbessern lassen. Wenn ihr mir fünf Lire borgtet — die ihr gewiß habt — könnte ich beim Pfänderverleiher meinen braunen Rock und meine Sonntagsschürze einlösen, die ich zum Manne brachte. Ohne sie kann ich, wie ihr seht, weder in die Kirche, noch sonst an einen rechtschaffenen Ort gehen. Ich will künftig dafür alles thun, was ihr verlangt.“

„Ich habe sie wahrlich nicht bei mir“, versetzte der Pfarrer; „versichere dir aber, sie noch vor Sonnabends mit Vergnügen dir zuzustellen.“

„Ja doch!“ erwiderte Belcolore, „versprechen könnt ihr alle gut, aber nur nicht halten. Denkt ihr mir es etwa zu machen, wie der Biliuzza, die nichts als Spott davon trug; wenn ihr sie nicht bei euch habt, so geht und holet sie.“

„Nicht doch“, sprach der Pfarrer, „laß mich jetzt nicht erst deswegen nach Hause laufen! ich bin soeben, wie du siehst, zu gelegener Zeit angelangt, daß niemand da ist; bei meiner Wiederkunft könnte uns leicht jemand in den Weg

gekommen sein, und wer weiß, wenn mir es wieder so glückt, wie jetzt."

„Je nun", entgegnete sie, „wenn ihr gehen wollt, so geht; wollt ihr nicht, so laßt's bleiben!"

„Du denkst wohl, ich werde dir das Geld nicht bringen?" erwiderte der Pfarrer, als er sah, daß sie ihm keinen Gefallen anders als für klingende Münze thun wollte, die er doch nicht Lust hatte daran zu wenden. „Damit du mir traust, will ich dir meinen Priesterrock zum Pfande lassen."

„Den Priesterrock?" fragte Belcolore mit einem Paar großen Augen; „was ist er denn werth?"

„Was er werth ist?" versetzte der Pfarrer. „Du mußt wissen, daß er von Duagiotuch*) oder wohl gar von Treagio ist, und einige bei uns halten ihn gar für Quatragio. Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich beim Trödler Otto sieben bare Lire dafür bezahlt habe und gewann wohl noch an fünf Soldi daran, wie mir Buglietto versicherte, der sich auf dergleichen Tücher sehr gut versteht, wie du weißt."

„Kann wohl sein", erwiderte Belcolore, „hätte es wahrhaftig nicht gedacht; aber gebt ihn nur erst her!"

Nothgedrungen zog seine Ehrwürden den Priesterrock aus und gab ihn hin. „Nun, ehrwürdiger Herr!" sprach sie, nachdem sie denselben aufgehoben hatte, „geht mit mir dort in das Hüttchen, wo nie ein Mensch hinzukommen pflegt!" und es geschah. Hier drückte ihr der Pfarrer die zärtlichsten Küsse auf, brachte sie in die heiligste Verwandtschaft und vertrieb sich eine gute Weile mit ihr die Zeit. Darauf kehrte er im Wams wieder nach seinem Heiligthum, als ob er bei einer Hochzeit gewesen wäre.

Der Gedanke, daß alle Stückchen Wachslicht, die er das ganze Jahr durch von den Opfern sammelte, nicht die Hälfte der fünf Lire werth wären, stellte ihm bald die Thorheit seines Versprechens vor, und es reute ihn, seinen Priesterrock zurückgelassen zu haben. Er sann hin und her, wie er ihn ohne Kosten wieder bekommen sollte und fand bei seiner Anlage zur Bosheit bald ein Mittel hierzu, das ihm auch gelang.

---

*) Duagio war eine Art feines Tuch, das von Duag in Flandern, wo es gemacht ward, den Namen führte. Durch Treagio und Quatragio will Boccaccio mit einem Wortspiel Tuch von noch besserer Güte anzeigen.

Den Tag darauf war ein Fest; er schickte daher eines Nachbars Kind zur Frau Belcolore und ließ sie bitten, sie möchte ihm doch ihren steinernen Mörser borgen, er hätte den Binguccio dal Poggio und den Nuto Buglietti bei sich zu Tische und wollte ihnen eine Kräutersuppe machen. Belcolore schickte ihm den Mörser. Um die Mittagsstunde paßte der Pfarrer die Zeit ab, als Bentevigna del Mazzo und Belcolore aßen. „Da, nimm diesen Mörser!“ sprach er zu seinem Küster, „trage ihn zur Frau Belcolore und sage ihr: „Der Pfarrer läßt sich schönstens bedanken und sich seinen Priesterrock wieder ausbitten, den der Knabe dafür zum Unterpfande ließ.“

Der Küster fand den Bentivegna eben mit ihr bei Tische, als er den Mörser brachte, übergab denselben und richtete den Auftrag des Pfarrers aus.

„Nimmst du denn Unterpfande von seiner Ehrwürden?“ fragte Bentivegna mit scheler Miene, als Belcolore eben auf diese Forderung antworten wollte; „bei Gott! ich möchte dir beinahe eine derbe Ohrfeige geben. Gleich geh und gieb ihn wieder zurück! daß du .... und merke es dir! er mag verlangen was er will, und wenn es unser Esel wäre, geschweige denn sonst was, so mußt du es ihm nicht abschlagen.“

Murrend stand Belcolore auf, holte den Priesterrock aus dem Kasten und gab ihn dem Küster. „Sage dem Herrn Pfarrer!“ sprach sie, „Belcolore bäte den Himmel, daß er nie wieder Kräuter zur Brühe in ihrem Mörser stoßen möchte, weil er ihr diesmal so viel Ehre dafür erzeigt hätte.“ Der Küster nahm den Priesterrock und überbrachte ihn dem Pfarrer mit dieser Antwort.

„Sage ihr nur, wenn du sie wiedersiehst“, sprach dieser lächelnd, „wenn sie mir den Mörser nicht mehr borgte, würde ich ihr auch den Stößel nicht mehr geben; eins fürs andere!“

Bentivegna hielt diese Reden für eine Folge der harten Begegnung seiner Frau und achtete nicht weiter darauf. Allein Belcolore war über diese Neckerei wirklich böse auf den Pfarrer und schmollte mit ihm bis zur Weinlese. Als er ihr aber drohte, sie zum Henker gehen zu lassen, söhnte sie sich aus Furcht bei Most und gebratenen Kastanien doch wieder mit ihm aus, und sie machten sich nachher öfters gute Tage mit einander. Statt der fünf Lire ließ der Pfarrer ihr Cim-

bal neu überziehen und ein Schellchen daran hängen; damit war sie auch zufrieden.

Dritte Erzählung.

Kalandrino und Heliotrop.

Bei uns, wo es an neuen Auftritten und sonderbaren Personen nie fehlt, war vor einiger Zeit ein gewisser Maler, Kalandrino mit Namen, ein einfältiger Mensch ohne Welt. Seine meiste Zeit brachte er in Gesellschaft von zwei anderen Malern zu, des Bruno und Buffalmacco, ein Paar lustiger aber schlauer und einsichtsvoller Männer, welche seinen Umgang hauptsächlich deshalb zuweilen suchten, um sich an seinem einfältigen Betragen zu ergötzen.

Damals lebte in Florenz auch ein überaus artiger Jüngling, der in allen seinen Handlungen viel Verstand und Annehmlichkeit zeigte, Maso del Saggio genannt. Er hörte einige Stückchen von Kalandrino's Einfalt und bekam Lust, sich einen Spaß mit ihm zu machen, ihm einen Streich zu spielen oder eine Nase aufzuheften. Zufälligerweise fand er ihn einst in der St. Johannis Kirche bei aufmerksamer Betrachtung der Gemälde und Kupfer des Tabernakels über dem Altar und hielt dies für die bequemste Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Nachdem er seinem Gefährten seine Absicht entdeckt hatte, näherte er sich mit ihm dem Orte, wo Kalandrino einsam saß, und fing an von den Kräften verschiedener Steine zu reden, als ob sie den Kalandrino nicht sähen, wobei Maso mit einem Nachdruck sprach, als ob er der ausgemachteste und größte Steinkenner gewesen wäre.

Kalandrino spitzte bei dieser Unterredung die Ohren und näherte sich ihnen nach einer Weile, als er hörte, daß sie keine Heimlichkeiten hatten. Dies wollte eben Maso und fuhr immer fort, bis ihn Kalandrino endlich fragte: „Wo man denn dergleichen kräftige Steine fände?"

„Die meisten", antwortete Maso, „trifft man in Berlinzone, einem Flecken in Gascogne in der Gegend von Bengodi

an, wo man die Weinberge mit Bratwürsten bindet, und beim Einkauf einer Gans die Jungen als Zugabe bekommt. Dort ist ein Berg, der aus lauter geriebenem Parmesankäse besteht; dessen Einwohner machen nichts als Maccaroni und Maultaschen, kochen sie in Kapaunbrühe und schütten sie herunter, daß ein jeder nehmen kann, so viel er will. In der Nähe fließt ein Bächlein des besten Malvasier, ohne einen Tropfen Wasser.

„Das ist ja ein herrlich Land!" versetzte Kalandrino; „aber sage mir, was machen sie denn mit den gekochten Kapaunen?"

„Die werden alle von den Einwohnern gegessen", war die Antwort des Maso.

„Bist du schon einmal da gewesen?"

„Wie kannst du fragen? mehr als tausendmal."

„Wie viel Meilen sind es bis dorthin?"

„Mehr als tausend!"

„So muß es weiter sein, als Abruzzi?"

„Allerdings, das ist nichts dagegen!"

Der einfältige Kalandrino, welcher den Maso dies mit einer ernsthaften Miene und ohne Lachen erzählen hörte, hielt alles für ausgemachte Wahrheit und glaubte es. „Für mich ist dies zu weit", sprach er; „sonst, muß ich gestehen, möchte ich schon einmal den Weg mit dir machen, um das Austheilen der Maccaroni zu sehen und mich satt daran zu essen. Aber sage mir, guter Freund, giebt es denn in hiesiger Gegend nicht auch dergleichen kraftvolle Steine?"

„O ja!" entgegnete Maso, „man findet auch hier zwei Arten Steine von sehr großer Kraft. Die einen sind die Steine von Settignano und Montisci, woraus die Mühlsteine gemacht werden, die uns das Mehl bereiten. Man sagt daher auswärts im Sprichwort: Gott giebt Gnade und Montisci die Mühlsteine. Aber sie sind so häufig, daß sie bei uns einen geringen Werth haben, so wie bei ihnen die Smaragde, von denen man dort größere Berge findet, als der Morello ist, die mitten in der Nacht leuchten. Aber wahrlich! wenn einer die Mühlsteine, ehe sie durchbohrt werden, schleifen und in Ringe fassen ließe und sie dem Sultan brächte, der würde dafür bekommen, was er verlangte. Die andere Gattung von Steinen nennen wir Kenner Heliotrop; ein Stein von großer Kraft,

der jedermann, welcher ihn bei sich trägt, für andere, welche ihn nicht haben, unsichtbar macht."*)

„Herrliche Eigenschaften!" entgegnete Kalandrino, „und wo trifft man diesen zweiten?"

„In dem Thal Mugnone", antwortete Maso, „pflegte man deren zu finden."

„Wie groß ist er denn und was hat er für Farbe?"

„Es giebt verschiedene, bald mehr, bald weniger groß; aber in der Farbe sind sie alle schwärzlich."

Kalandrino merkte sich alle diese Umstände, that als ob er anderer Geschäfte wegen den Maso verlassen müsse und nahm sich vor, diesen Stein zu suchen. Doch wollte er es ohne Vorwissen des Bruno und Buffalmacco, seiner vertrautesten Freunde, nicht thun. Begierig, ohne Zeitverlust und ehe ein anderer ihm zuvor käme, darnach zu gehen, brachte er den ganzen Vormittag hin, sie aufzusuchen. Erst nach neun Uhr besann er sich, daß sie im Nonnenkloster zu Faenza arbeiteten, ließ daher alles stehen und liegen und eilte spornstreichs ungeachtet der großen Hitze zu ihnen.

„Meine Freunde", rief er ihnen zu, „glaubt mir, wir können die reichsten Leute in Florenz werden! in dem Thale Mugnone soll, wie ich von einem glaubwürdigen Mann gehört habe, ein Stein gefunden werden, welcher denjenigen unsichtbar macht, der ihn bei sich trägt. Ich dächte wir gingen hin, ehe uns jemand zuvorkommt, und suchten ihn. Wir finden ihn sicher, denn ich kenne ihn. Haben wir ihn, so dürfen wir, mit demselben in der Tasche, nur zu den Tischen der Geldwechsler gehen, die immer einen Haufen Geld vor sich haben, wie ihr wißt, und nehmen, so viel uns beliebt. Kein Mensch sieht uns; und so können wir in kurzem reich werden, ohne daß wir den ganzen Tag die Wände beschmieren, wie die Schnecken."

Bruno und Buffalmacco, die bei sich selbst darüber lachen mußten, sahen einander an, stellten sich äußerst verwundert und billigten den Vorschlag des Kalandrino. Doch fragte Buffalmacco nach dem Namen des Steins.

„Was thut der Name zur Sache", antwortete der einfältige Kalandrino, der ihn längst vergessen hatte, „wenn wir

---

*) Dieser Zug ist in der Opera buffa, die Italienerin in London, benutzt worden.

nur die Kraft des Steines wissen; ich dächte wir gingen und suchten, ohne uns lange zu besinnen."

„Nun", sprach Bruno, „wie sieht er denn aus?"

„Verschiedentlich! aber in der Farbe sind sie fast alle schwarz; mein Rath wäre, wir nähmen alle schwarzen Steine, die uns vorkommen, bis er uns in die Hände fällt. Nur laßt uns keine Zeit verlieren, sondern gehn."

„So warte nur ein wenig!" versetzte Bruno. — „Kalandrino hat, dächte ich, recht", wandte er sich darauf zum Buffalmacco; „aber die jetzige Zeit scheint mir nicht bequem dazu, weil die Sonne zu hoch steht und alle Steine in dem Mugnone trocknet, daß sie alle weiß scheinen, selbst die, welche des Morgens, ehe die Sonne sie bescheint, schwarz aussehen. Ueberdies treffen wir heute eine Menge Menschen mancherlei Geschäfte halber in dem Thale, da es ein Arbeitstag ist, die unsere Absicht leicht errathen und das nämliche thun könnten, wenn sie uns erblickten. Geriethe ihnen dann der Stein in die Hände, so hätten wir den Hinweg für den Herweg. Ich halte dafür, wenn ihr meint, daß man dies früh und zwar an einem Feiertage unternehmen müsse, wenn man die schwarzen Steine von den weißen besser unterscheiden kann, weil dann kein Mensch dort ist, der uns sieht."

Buffalmacco billigte den Vorschlag des Bruno; auch Kalandrino ließ sich denselben gefallen und sie verabredeten, kommenden Sonntag früh alle drei den Stein suchen zu gehen. Doch bat Kalandrino sie, um alles in der Welt niemanden etwas davon zu sagen, weil es ihm als ein Geheimniß anvertraut worden sei. Zuletzt erzählte er ihnen noch, was er von der Gegend Bengodi gehört hätte nnd betheuerte dessen Zuverlässigkeit mit vielen Schwüren.

Nach Kalandrinos Entfernung beredteten sie sich mit einander, was sie thun wollten. An dem sehnlichst erwarteten Sonntage stand dieser mit Tages Anbruch auf, rief seine Gefährten und ging mit ihnen durch das St. Gallenthor, wo sie anfingen überall nach dem Steine zu suchen. Kalandrino, der am begierigsten darauf war und voranging, sprang bald hier, bald dorthin, lief nach allen schwarzen Steinen, hob sie auf und steckte sie ein; da im Gegentheil seine Begleiter hinterdrein folgten und nur dann und wann ein Steinchen nahmen. Kalandrino war nicht weit gegangen, als er die ganzen

Taschen voll hatte; er hob daher die Rockzipfel auf, machte eine große Falte daraus, indem er solche sorgfältig an den Gürtel befestigte und füllte sie in kurzem ebenfalls mit Steinen. Endlich ward auch der Mantel zusammengenommen und vollgepfropft.

Als Buffalmacco und Bruno den Kalandrino belastet genug sahen und die Essenszeit sich näherte, fragte Bruno der getroffenen Abrede zu Folge den Buffalmacco: „Wo ist denn Kalandrino?"

„Ich weiß nicht", antwortete Buffalmacco, indem er sich umdrehte und bald hier, bald dorthin blickte, ungeachtet er ihn vor sich sah, „den Augenblick war er noch bei uns."

„Warum nicht gar?" entgegnete Bruno; „ich glaube gewiß, daß er schon zu Hause sitzt und ißt, uns aber wie Narren im Mugnone schwarze Steine suchen läßt."

„Schon recht", erwiderte Buffalmacco, „daß er uns angeführt und hier gelassen hat; warum sind wir solche Thoren gewesen, ihm zu glauben? Welcher vernünftige Mensch würde sich einfallen lassen, in dem Thal Mugnone einen so kräftigen Stein zu suchen."

Kalandrino bildete sich ein, er habe den Stein in den Händen und seine Gegenwart sei durch dessen Kraft ihnen unsichtbar, als er dies hörte. Entzückt über diesen Fund, entschloß er sich nach Hause zu kehren; ohne ein Wort zu sagen, wandte er sich um und ging seinen Weg.

„Worauf warten wir", sprach Buffalmacco zum Bruno, als er dies sah, „wollen wir nicht auch gehen?"

„Meinetwegen!" entgegnete Bruno; „aber ich schwöre dir zu Gott, daß Kalandrino mich nicht wieder anführen soll. Wäre ich ihm so nahe, wie heute Morgen, ich wollte ihm mit diesem Steine eins versetzen, daß er vier Wochen lang an diesen Streich gedenken sollte." Mit diesen Worten warf er den Stein nach Kalandrino, der vor Schmerzen den Fuß in die Höhe hob und seufzte, aber dennoch schwieg und weiter ging.

Darauf nahm Buffalmacco einen von den aufgelesenen Steinen. „Sieh, ein derbes Stück", sagte er zu Bruno, „wie sollte der dem Kalandrino in den Rücken fliegen!" warf und gab ihm einen tüchtigen Schmiß. So steinigten sie ihn unter mancherlei Gesprächen von dem Mugnone bis an das St. Gallen-

thor, warfen alsdann ihr Steine weg und blieben eine Weile bei den Zollbeamten stehen. Diese thäten, als sähen sie den Kalandrino nicht und ließen ihn mit Lachen gehen, weil jene ihnen die Geschichte erzählt hatten.

Kalandrino ging unverzüglich nach seinem bei der Mühle gelegenen Hause und zum Glück redete ihn niemand an, als er über den Fluß und durch die Stadt ging; wiewohl er auch wenig Menschen begegnete, weil fast jedermann beim Essen war. Zufälligerweise stand, als er so beladen hereintrat, seine Frau, Namens Tessa, ein schönes braves Weib, oben an der Treppe. „Wo hat dich denn der Henker?" fing sie ein wenig unwillig über sein langes Ausbleiben an, da sie ihn gewahr ward. „Alle Menschen haben schon gegessen und du kommst erst nach Hause!"

Kalandrino gerieth darüber und über die Bemerkung, daß er sichtbar sei, in Zorn und Betrübniß. „Daß du beim Henker wärst, böses Weib", rief er, „du hast mir alles verdorben! aber beim Himmel, ich will dich dafür bezahlen!" Nachdem er sich der Menge Steine, womit er belastet war, in seinem Zimmer entledigt hatte, lief er voll Wuth auf die Frau, zog sie bei den Haaren zu Boden, prügelte und stieß sie so lange, als er Hände und Füße regen konnte, und dergestalt, daß sie fast kein Haar auf ihrem Kopfe und kein Glied an ihrem Leibe ganz behielt. Da half weder Bitten noch Händeringen!

Nachdem Buffalmacco und Bruno mit den Thorwächtern sich satt gelacht hatten, folgten sie dem Kalandrino von ferne langsam nach. Bald hörten sie auch an der Hausschwelle die derben Schläge, die er seiner armen Frau austheilte, und riefen den Kalandrino, als ob sie den Augenblick zurückgekommen wären.

Durchaus naß, zerrissen und ermattet, lief er ans Fenster und bat sie hinaufzukommen. Sie stellten sich anfangs unwillig, gingen jedoch hinauf und fanden das ganze Zimmer voll Steine. In einem Winkel saß die Frau, Haare und Kleider zerrissen, das Gesicht braun und blau geschlagen und bitterlich weinend, im andern Kalandrino aufgegürtet und vor Müdigkeit keuchend. „Was ist das Kalandrino?" fragten sie, nachdem sie eine Weile zugesehen hatten; „willst du denn mauern, daß eine solche Menge Steine daliegen? — und was fehlt deiner Frau Tessa? du hast sie wohl gar geprügelt? welche Aufführung!"

Kalandrino, ermattet von der Last der Steine, von der Wuth, mit welcher er seine Frau geprügelt und von dem Schmerz über sein vermeintes Unglück, den Stein verloren zu haben, konnte kaum athmen, geschweige denn ein vernünftiges Wort hervorbringen.

„Hattest du was im Kopfe", fuhr Buffalmacco nach einer Weile fort, „so solltest du uns doch nicht auf eine solche Art zum besten haben! Erst nimmst du uns mit, den kostbaren Stein zu suchen, läßt uns dann, ohne ein Wort zu sagen, wie ein paar Narren in dem Mugnone und gehst deiner Wege. Das ist sehr einfältig, und du sollst uns nicht wieder so anführen!"

Nun sammelte Kalandrino endlich seine Kräfte. „Seid nicht böse, Kameraden", sprach er, „die Sache verhält sich ganz anders, als ihr denkt! Ich Unglücklicher hatte den Stein gefunden und ihr werdet hören, daß ich wahr rede. Als ihr das erstemal unter einander nach mir fragtet, war ich kaum zehn Schritte entfernt; da ihr, ohne mich zu sehen, auf mich zukamt, ging ich immer vorweg und bin kurz vor euch angelangt." So erzählte er ihnen von Anfang bis zu Ende, was sie gesagt und gethan hatten und zeigte ihnen, wie sie ihm den Rücken und die Fersen mit Steinen zerschmissen hatten. „Noch mehr!" fuhr er fort, „als ich mit allen diesen Steinen durch das Thor ging, fragte mich kein Mensch, da ihr doch wißt, wie unhöflich und ungezogen die Wache sonst ist und alles sehen will. Auch begegnete ich unterwegs verschiedenen meiner Gevattern und Freunden, die mich sonst immer anreden und zum Trunke einladen; aber keiner sagte mir ein Wort, denn sie sahen mich nicht. Endlich komme ich nach Hause und da läuft mir das verteufelte Weib in den Weg, sieht mich und — ihr wißt, die Weiber verderben alle guten Dinge! — macht mich vom glücklichsten zum unglücklichsten Mann in Florenz. Deshalb habe ich sie geprügelt, so lange ich die Hände aufheben konnte und was hält mich, daß ich ihr die Kehle nicht abschneide? verdammt sei die Stunde, in der ich sie kennen lernte und in das Haus brachte!" wobei er wieder so in Zorn kam, daß er aufstehen und von neuem anfangen wollte zu prügeln.

Buffalmacco und Bruno stellten sich über diese Erzählung sehr verwundert, bejahten zu wiederholten Malen die Aussage

des Kalandrino und wären vor Lust zum Lachen beinahe geplatzt. Als dieser aber wüthend aufstand und die Frau abermals prügeln wollte, traten sie dazwischen und hielten ihn zurück mit der Versicherung, daß nicht seine Frau, sondern er selbst Schuld daran sei, weil er bei dem Bewußtsein, daß die Weiber alles verdürben, ihr nicht untersagt hatte, ihm diesen Tag unters Gesicht zu kommen. Die Vorsicht habe ihn verhindert, daran zu denken, weil sie ihm dies Glück nicht zugedacht, oder weil er die Absicht gehabt hätte, seine Gefährten zu betrügen; denen er es sonst entdeckt haben sollte, als er den Stein gefunden. Mit vieler Mühe söhnten sie endlich die klagende Frau mit dem Manne nach langem Zureden wieder aus, und überließen ihn tiefsinnig in seinem mit Steinen angefüllten Hause.

Vierte Erzählung.

Der Propst von Fiesole.

Fiesole, dessen Hügel wir von hier sehen können, war ehemals eine der ältesten und angesehensten Städte. Ist sie gleich dermalen sehr heruntergekommen, so hat sie doch bis jetzt noch einen Bischof behalten. Nahe bei der Hauptkirche besaß sonst eine gewisse verwittwete Dame, Namens Picarda, ein Gut und ein mäßiges Häuschen, wo sie, weil ihre Umstände eben nicht die glänzendsten waren, den größten Theil des Jahres mit ihren beiden Brüdern zubrachte, ein paar wohlhabenden und artigen Jünglingen.

Da diese Dame gewöhnlich die Hauptkirche besuchte und noch jung, schön und artig war, verliebte der Propst sich so sehr in sie, daß er nichts weiter hörte und sah. Endlich wagte er es, ihr seine Leidenschaft zu entdecken und sie um geneigte Aufnahme seiner Liebe und um gleichmäßige Erwiderung derselben zu bitten. Er war bereits ein Mann von Jahren, aber in seinen Gesinnungen sehr jugendlich, lebhaft, stolz, von sich eingenommen und in seinem Betragen und Umgange so unausstehlich widrig und unartig, daß ihn niemand leiden

konnte, am wenigsten aber die Dame. Statt ihm wohlzuwollen, haßte sie ihn ärger als das Kopfweh.

„Ehrwürdiger Herr!" antwortete sie ihm daher sehr klüglich, „ich erkenne den Werth eurer Liebe zu mir, muß sie billig erwidern und will es auch thun; aber etwas unanständiges wird bei unserer beiderseitigen Liebe nie Statt finden. Ihr seid mein Beichtvater, seid Priester; eure Jahre grenzen nahe ans Alter; lauter Umstände, die euch zur Ehrbarkeit und Keuschheit verbinden. Auf der andern Seite bin ich kein junges Mädchen mehr, für die dergleichen Liebeshändel sich schickten; ich bin Wittwe und ihr wißt, wie sehr man bei diesem Stande auf Ehre sieht. Verzeiht mir daher, wenn ich auf die verlangte Art euch weder meine Liebe beweisen, noch die eurige annehmen kann."

Konnte der Propst gleich diesmal nichts weiter von ihr erhalten, so ließ er sich durch die erste Abweisung doch nicht sogleich zur Niederlegung der Waffen bringen, sondern wiederholte sein Gesuch bei ihr mit unverschämter Dreistigkeit zu verschiedenen Malen, theils schriftlich, theils durch mündliche Bestellungeu, ja zuweilen persönlich, wenn er die Dame in die Kirche gehen sah. Endlich wurden derselben die Zudringlichkeiten lästig und ekelhaft; sie beschloß daher, ihn sich nach Verdienst vom Halse zu schaffen, weil sie ihn anders nicht loswerden konnte. Doch wollte sie nichts unternehmen, ohne Vorwissen ihrer Brüder.

Sie entdeckte ihnen also die Ansprüche des Propstes auf sie und ihren deshalb gefaßten Entschluß. Mit derer Einwilligung ging sie einige Tage darauf ihrer Gewohnheit nach in die Kirche, wo der Propst, sobald er sie sah, sich ihr näherte und sich in ein vertrauliches Gespräch mit ihr einließ, wie gewöhnlich.

Die Dame blickte mit freundlicher Miene auf ihn als sie ihn kommen sah. „Ehrwürdiger Herr!" sprach sie mit einem tiefen Seufzer, nachdem sie mit einander bei Seite gegangen waren und der Propst ihr nach seiner Art viel vorgeschwatzt hatte; „ich habe oft gehört, daß keine Festung so unüberwindlich ist, die bei einer anhaltenden Belagerung sich nicht endlich einmal ergeben sollte. Dies, sehe ich, trifft leider auch bei mir ein. Eure Schmeicheleien, eure Gefälligkeiten und andere bei mir angewandte Mittel haben die Aenderung meines Vor-

satzes bewirkt, und ich will nunmehr die eurige sein, weil ihr so viel Vergnügen an mir findet."

„Gott sei Dank!" entgegnete der Propst; „ich wundere mich wahrlich sehr, wie ihr euch so lange habt halten können, da ich noch keine eures Gleichen fand. Darum sage ich auch zuweilen: wären die Frauen von Silber, sie würden keinen Heller gelten, weil sie den Hammer nicht aushielten. Aber Scherz jetzt bei Seite, wann und wo könnten wir zusammen kommen?"

„Mein zärtlich Geliebter", erwiderte die Dame, „wann? das hängt blos von eurem Belieben ab, weil ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben darf; nur kann ich nicht ausfindig machen, wo?"

„Warum nicht in eurem Hause?" versetzte der Propst.

„Ihr wißt, ehrwürdiger Herr", war ihre Antwort, „daß ich zwei junge Brüder habe, die Tag und Nacht kommen und Gesellschaft mitbringen; nun ist mein Haus nicht so weitläufig, daß man unbemerkt darinnen sein könnte, man müßte denn wie ein Stummer, ohne ein Wort oder einen Laut von sich zu geben und wie ein Blinder im Dunkeln bleiben wollen. So ginge es allenfalls an; denn in mein Zimmer lassen sie sich es wohl nicht einfallen zu kommen; aber das ihrige stößt so nahe daran, daß man kein Wörtchen so leise sprechen kann, das sie nicht hörten."

„Es kommt ja auf eine, oder höchstens auf ein Paar Nächte nicht an, Madame", entgegnete der Propst, „bis ich einen bequemeren Ort zu unseren Zusammenkünften ausfindig mache."

„Das hängt blos von euch ab!" erwiderte die Dame. „Das einzige bitte ich mir aber aus, verschwiegen zu sein, damit nie jemand etwas davon erfährt."

„Seid deshalb unbesorgt! und ist es möglich, so veranstaltet noch heute Abend eine Zusammenkunft."

„Meinetwegen!" versetzte die Dame, sagte ihm darauf, wie und wann er kommen sollte und ging nach Hause. Sie hatte eine Magd, welche nicht mehr die jüngste und dazu so häßlich und ungestaltet war, als man sie nur finden kann; mit eingedrückter Nase, verzerrtem Munde, dicken Lippen, häßlich großen und schwarzen Zähnen, schieligen und beständig triefenden Augen und einer grün und gelben Gesichtsfarbe, als

hätte sie nicht in Fiesole, sondern in Semigaglia übersommert. Ueberdies hinkte sie noch und hatte die rechte Hüfte etwas kürzer. Sie hieß Ciuta, aber ihres häßlichen Gesichts wegen nannte sie jedermann nur Ciutazza. (Ein Zusatz, der Verachtung und Schimpf anzeigt.) Auch war ihr Charakter eben so schlecht, als ihr Körper verunstaltet. Diese rief die Dame zu sich. „Ciutazza", sprach sie, „du kannst mir diese Nacht einen Gefallen thun und dir ein schönes neues Hemd dafür verdienen."

„Für ein neues Hemd, Madame", entgegnete Ciutazza, als sie dies hörte, „ginge ich ins Feuer, geschweige denn, daß ich sonst was thäte."

„Wohlan! du sollst heute Nacht bei einem Manne in meinem Bette schlafen. Liebkose ihn; aber hüte dich ein Wort zu sprechen, damit meine Brüder nichts hören, die daneben schlafen! wie du weißt; alsdann sollst du das Hemde haben."

„Wenn es sein muß, schlafe ich bei sechsen, warum denn nicht bei einem?"

Am Abend erschien der Herr Propst verabredetermaßen und die beiden Jünglinge ließen sich im Einverständniß zur Frau im Zimmer lebhaft hören. Der Propst schlich daher leise und im Finstern in das Zimmer der Dame und ging, wie sie ihm geheißen hatte, auf das Bette zu, wo Ciutazza sich befand, hinlänglich von ihr unterrichtet, was sie zu thun hatte. In der Meinung seine geliebte Wittwe an der Seite zu haben, umarmte der Propst die Ciutazza, küßte sie ohne ein Wort zu reden, welches sie auch erwiderte, und fing alsdann an, sich mit ihr zu belustigen, indem er von einem längst gewünschten Gute Besitz zu nehmen glaubte.

Nach diesen Anstalten überließ die Dame die Ausführung des übrigen Planes den Brüdern, welche stillschweigend vom Zimmer gingen und sich nach dem Marktplatze begaben. Das Schicksal begünstigte ihre Absicht mehr, als sie es selber wünschen konnten; der Bischof wollte bei der großen Hitze eben zu den beiden jungen Männern gehen, sich bei ihnen einen Zeitvertreib machen und eins trinken. Als er sieh sah, eröffnete er ihnen daher sein Verlangen, ging mit in ihren kleinen kühlen Hof, der durch eine Menge Lichter erleuchtet war, und ergötzte sich bei einem guten Glase Wein.

„Ehrwürdiger Herr!" sprachen die jungen Leute nach dem Trinken, „da ihr uns einmal die Gnade erwiesen habt, unser

Häuschen mit einem Besuch zu würdigen, wozu wir euch eben einladen wollten: so wünschten wir, daß es euch gefallen möchte, auch noch etwas mit anzusehen, das wir euch zeigen wollen.“ Der Bischof war bereit dazu. Einer von den Jünglingen ging mit einer angezündeten Fackel voran, der Bischof und die übrigen folgten, und so zogen sie gerade nach dem Zimmer, wo der Propst bei der Ciutazza lag.

Dieser eilte, seine Reise zu vollenden, hatte schon mehr als drei Meilen dieserwegen zurückgelegt und ruhte eben ein wenig aus, indem er Ciutazza trotz der Hitze noch in den Armen hielt. Indeß trat der Jüngling nebst dem Bischof und dem ganzen Gefolge mit dem Lichte hinein und zeigte ihnen den Propst und die Ciutazza in seinen Armen. Seine Ehrwürden wurden hierdurch wach und steckten beim Anblick des Lichts und der Leute um ihn her vor Scham und Furcht den Kopf unters Bett. Aber der Bischof ließ ihn hart an, hieß in den Kopf hervornehmen und zeigte ihm seine Beischläferin. Ganz außer sich sowohl über die Entdeckung des Betrugs der Dame, als über die preisgegebene Schande mußte nun der Propst auf Befehl des Bischofs sich ankleiden und ward unter einer ansehnlichen Aufsicht zu hinlänglicher Büßung seines Fehlers fortgeschickt.

Als der Bischof zu wissen begehrte, wie der Propst hierher zur Ciutazza gekommen sei, erzählten ihm die jungen Leute die ganze Geschichte, und er lobte sowohl die Dame, als die jungen Männer, daß sie ihre Hände nicht mit dem Blute eines Geistlichen befleckt, sondern ihn, wie er es verdient, behandelt hätten. Den Propst ließ er seine Sünde vierzig Tage lang beweinen; aber Liebe und Verdruß machten sie ihm noch lange empfindlich; ungerechnet, daß er geraume Zeit sich nicht auf der Straße sehen lassen durfte, ohne daß die Kinder mit Fingern auf ihn zeigten und schrieen: „Das ist der Beischläfer der Ciutazza!“ welches ihn rasend ärgerte. Auf diese Art entledigte die gute Dame sich des widrigen und ungezogenen Propstes, Ciutazza aber gewann ein Hemde und eine vergnügte Nacht.

Fünfte Erzählung.

Der Richter ohne Hosen.

Nicht selten kommen, wie ihr werdet gehört haben, Richter aus der Mark Ankona zu uns. Gemeiniglich sind es schlichte Leute, die kümmerlich und elend leben, daß man allen ihren Handlungen das Hungerleiden ansieht. Vermöge dieser ihnen angebornen Niedrigkeit und Kargheit führen sie auch Gerichtspersonen und Notarien mit sich, die eher hinter dem Pfluge oder dem Leisten weg, als aus den Schulen der Rechtsgelehrten genommen zu sein scheinen. Einer derselben brachte einst zum Gerichtstage unter andern auch eine Gerichtsperson mit, die sich Niclas von St. Lapidio nannte, einem Müller ähnlicher als sonst was sah, und nebst andern zur Untersuchung peinlicher Fälle angestellt ward.

Haben gleich die Einwohner nichts vor Gericht zu thun, so gehen sie zuweilen dennoch hin. Dies that einen Morgen auch Maso del Saggio, als er einen seiner Freunde suchte. Von ungefähr fiel ihm Herr Niclas in die Augen, der ihm ein sehr sonderbarer Vogel zu sein schien. Er betrachtete ihn von unten bis oben und fand außer einem grauen, beräucherten Hute auf dem Kopfe, einer Federbüchse an der Seite, einer Weste länger als der Rock und überhaupt einem unbeschreiblich ordentlichen und geschmackvollen Anzuge, besonders die Beinkleider merkwürdig. Da die Kleider vor Enge beim Sitzen vorne aus einander standen, bemerkte er, daß der Boden der Beinkleider nur bis auf den halben Hintern ging. Ohne sich lange dabei aufzuhalten, ging er uneingedenk seines gesuchten Freundes auf neue Abenteuer aus.

Ihm begegneten zwei seiner Kameraden, der eine ein Ribi, der andere Matteuzzo mit Namen, ein paar eben so lustige Leute, als Maso. „Wenn ihr mich lieb habt“, sprach er zu ihnen, „so kommt mit mir auf den Gerichtshof! ihr sollt den abenteuerlichsten Geck von der Welt sehen.“ Er nahm sie mit sich und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Sie schlugen ein lautes Gelächter darüber auf, näherten sich den Bänken, worauf der Richter stand und bemerkten, daß man leicht unter dieselben kommen könnte. Sie entdeckten nämlich eine Oeff-

nung in dem Brette, auf welchem der Richter die Füße hatte, wodurch bequem die Hand und der Arm zu stecken war. „Ich dächte“, sagte Maso zu seinen Gefährten, „wir zögen ihm die Hosen herunter; es geht sehr leicht an.“ Jeder besah sich die Gelegenheit; sie verabredeten mit einander, was sie thun und sagen wollten, und kamen den andern Morgen wieder.

Da der Hof voller Leute war, schlich Matteuzzo ganz unbemerkt sich unter die Bank gerade an den Ort, wo der Richter die Füße hatte. Maso näherte sich ihm auf der einen Seite und zog ihn beim Rockzipfel; ein gleiches that Ribi auf der andern.

„Herr Richter, lieber Herr Richter“, fing Maso an, „ich bitte euch ums Himmels Willen, helft mir, ehe dieser Dieb dort drüben fortläuft, wieder zu meinen Stiefeln, die er mir gestohlen hat. Er verläßt sich aufs Läugnen, da es doch kein Monat ist, als ich sah, daß er sie wieder besohlen ließ.“

„Glaubt dem Schurken nicht“, schrie Ribi auf der andern Seite, „er lügt! weil er sieht, daß ich den mir gestohlenen Mantelsack wieder fordern will, kommt er gleich und redet von Stiefeln, die ich nicht länger, als etwa seit vorgestern habe. Wenn ihr mir nicht glauben wollt, so kann ich euch meine Nachbarin, die Trödlerin, die Kurtelfrau und einen Mann, welcher den Kehricht bei St. Maria sammelt, zu Zeugen bringen, die ihn damit haben kommen sehen.“

Maso ließ den Ribi kein Wort aufbringen; aber je mehr er schrie, desto heftiger schrie Ribi. Indem der Richter aufstand und näher trat, um sie besser zu verstehen, ersah Matteuzzo die Gelegenheit, steckte die Hand durch das Loch des Brettes, ergriff den Boden der Hosen, zog derb und brachte sie gleich herunter, so daß der Richter nackend und bloß dastand. Dieser konnte, als er es merkte, gar nicht begreifen, wie es zuging, wollte die Kleider vorziehen, sich zudecken und niedersetzen; aber Maso und Ribi hielten ihn auf beiden Seiten und schrieen: „Es ist schlecht mein Herr, mir nicht Recht zu verschaffen, mich nicht einmal zu hören und sich wegzukehren. Einer so geringfügigen Sache wegen stellt man hier zu Lande keinen weitläufigen Prozeß an.“ Mit diesem Gewäsch hielten sie ihn so lange bei den Kleidern, bis alle Anwesende sahen, daß er die Hosen verloren hatte.

Nach einer Weile ließ Matteuzzo sie wieder fahren und

schlich sich unentdeckt fort. „Ich schwöre es euch“, sprach Ribi, als es ihm genug schien, „mir beim Syndikus Recht zu verschaffen.“ Auch Maso ließ auf der andern Seite das Kleid los. „Nein“, sagte er, „ich werde so oft wieder kommen, bis ich euch nicht mehr so närrisch finde, als ihr mir diesen Morgen scheint.“ Darauf machten sie sich in möglichster Geschwindigkeit davon, der eine hier, der andere dorthin.

Im Angesicht der ganzen Versammlung zog nun der Herr Richter seine Hosen wieder auf, als ob er aus dem Bette käme, merkte den Handel wohl und fragte, wo diejenigen wären, welche der Stiefeln und des Mantels wegen sich gezankt hätten? aber sie fanden sich nirgends. Er beschwor daher hoch und theuer, daß er untersuchen und wissen müßte, ob es in Florenz üblich sei, Richtern auf dem Richterstuhle die Hosen herunterzuziehen?

Der Gerichtsherr erhob zwar einen gewaltigen Lärm, als er es hörte; da ihn aber seine Freunde belehrten, daß es geschehen sei, um ihm zu zeigen, wie die Florentiner einsähen, daß er statt der Richter nur der Wohlfeilheit wegen Schafsköpfe mitgebracht hätte, hielt er es für rathsamer zu schweigen, und die Sache ward diesmal nicht weiter untersucht.

Sechste Erzählung.

Kalandrino's gestohlenes Schwein.

Einst war der Frau nicht recht wohl und Kalandrino wohnte allein dem Schlachten bei. Dies erfuhren Bruno und Buffalmacco und gingen, weil sie wußten, daß die Frau nicht zugegen war, auf einige Tage zum Pfarrer, einem ihrer vertrautesten Freunde in Kalandrino's Nachbarschaft. Sie langten den nämlichen Tag an, als dieser früh das Schwein geschlachtet hatte. Da er sie beim Pfarrer sah, redete er sie an und bewillkommnete sie. „Ich muß euch doch zeigen, was ich für ein Wirth bin“, sagte er zu ihnen, führte sie in sein Haus und zeigte ihnen das Schwein.

„Bist du nicht ein Narr“, versetzten sie, da sie das Schwein so herrlich fanden und hörten, daß Kalandrino es für seine

Wirthschaft wollte einsalzen lassen, „verkaufe es! wir wollen das Geld versaufen. Deiner Frau sage dann, es sei dir gestohlen worden.“

„Was sie nimmermehr glauben, sondern mich zum Hause hinauswerfen würde“, entgegnete Kalandrino. „Nein! daraus wird nichts; gebt euch nur keine Mühe!“ Alle ihre ferneren Versuche waren vergebens. Kalandrino bat sie zu Tische, aber mit einer so verdrießlichen Miene, daß sie es ihm abschlugen und fortgingen.

„Wollen wir ihm diese Nacht das Schwein stehlen?“ sagte Bruno unterwegs zum Buffalmacco.

„Aber auf was für Art?“ fragte dieser.

„Das weiß ich schon, wenn er es nur nicht wegnimmt, wo es alleweile war.“

„Nun meinetwegen, warum sollten wir's nicht thun? wir verzehren es nachher mit dem Herrn Pfarrer.“ Ein Vorschlag, den dieser sehr wohl zufrieden war.

„Wir müssen ein wenig List dabei brauchen“, sprach hierauf Bruno. „Du weißt, Buffalmacco, Kalandrino ist geizig und trinkt gern auf anderer Kosten. Komm, wir wollen ihn ins Wirthshaus führen! der Pfarrer muß thun, als erwiese er uns eine Ehre, muß alles bezahlen und nichts von ihm annehmen. Er wird sich bald einen Rausch saufen, und dann können wir unsere Absicht mit leichter Mühe ausführen, weil er allein im Hause ist.“

Dieser Vorschlag des Bruno ward befolgt. Da Kalandrino sah, daß der Pfarrer ihn nicht bezahlen ließ, fing er tüchtig an zu zechen und ward bald betrunken, weil er wenig vertragen konnte. Bei später Nacht kehrte er aus der Schenke nach Hause ohne weiteres Verlangen nach dem Abendessen und legte sich bei offener Thüre ins Bette, in der Meinung sie verriegelt zu haben.

Nachdem Bruno und Buffalmacco das Abendessen beim Pfarrer eingenommen und die nöthigen Anstalten gemacht hatten, um an dem von Bruno ausersehenen Orte ins Haus des Kalandrino zu kommen, begaben sie sich heimlich dahin, fanden die Thür offen, gingen hinein, nahmen das Schwein, trugen es zum Pfarrer und legten sich schlafen.

Kalandrino stand nach ausgeschlafenem Rausche den andern Morgen auf, ging hinunter, fand aber kein Schwein und

die Thüre offen, als er sich umsah. Er fragte bald diesen, bald jenen: ob sie nicht wüßten, wo das Schwein hingekommen sei? und fing einen gewaltigen Lärm an, als er es nirgends fand. „Ach ich armer Mann!" schrie er, „sie haben es mir gestohlen." Gleich nach dem Aufstehen fanden sich Bruno und Buffalmacco beim Kalandrino ein, um zu hören, was er vom Schweine sagen würde. „Ach, lieben Freunde", rief er fast mit Thränen, als er sie erblickte, „mein Schwein ist mir gestohlen worden!"

„Es ist ein Wunder", sagte Bruno sich ihm nähernd heimlich, „daß du einmal so klug gewesen bist."

„Leider ist es Ernst!" erwiderte Kalandrino.

„So mußt du sagen!" versetzte Bruno; „schreie nur recht, damit es den Anschein der Wahrheit habe!"

„Bei Gott!" schrie Kalandrino noch heftiger; „es ist mir wahrhaftig gestohlen worden."

„So recht, so recht", sagte Bruno, „so muß man sagen! schrei nur brav, damit man es hört und für wahr hält."

„Das ist zum Teufelholen! du glaubst es wohl nicht; ich will mich hängen lassen, wenn es mir nicht gestohlen worden ist."

„Geh, geh!" entgegnete Bruno, „wie wäre das möglich? ich habe es ja gestern noch hier gesehen; denkst du mir auch weis zu machen, daß man dir's gestohlen hat?"

„Was ich dir sage!" erwiderte Kalandrino.

„Ei, ist es möglich?"

„Es ist wahrlich wahr. Ich bin deshalb außer mir, und weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll. Meine Frau wird es mir nicht glauben, und glaubt sie es auch, so habe ich doch keine ruhige Stunde bei ihr."

„Bei meiner Seele, das ist ein übles Ding!" versetzte Bruno; „du weißt, Kalandrino, daß ich dir gestern den Rath gab, dies zu sagen: ich will nicht hoffen, daß du deine Frau und uns zugleich zum besten hast."

„Nun, das ist zum Rasendwerden!" schrie Kalandrino; „ich müßte ja Gott und alles lästern, was heilig ist. Kurz, ich sage euch, daß mir das Schwein diese Nacht gestohlen worden ist."

„Wenn es denn an dem ist", sprach hierauf Buffalmacco, „muß man auf ein Mittel denken, es wieder zu bekommen."

„Und wie das machen?“ fragte Kalandrino.

„Es kann doch wahrlich“, entgegnete Buffalmacco, „niemand aus Indien, sondern einer von deinen Nachbarn das Schwein geholt haben. Könntest du sie nur alle zusammen bringen; ich verstehe die Brot- und Käseprobe; wir wollten den Dieb gewiß bald entdecken.“

„Gehe doch!“ versetzte Bruno, „mit deiner Brot- und Käseprobe wirst du bei den angesehenen Leuten hier herum viel ausrichten. Es hat's sicher einer von ihnen, aber sie würden den Braten merken und nicht erscheinen.“

„Was ist denn zu machen?“ fragte Buffalmacco.

„Mit guten Ingwerküchelchen und einem guten Glas Wein wäre es am besten. Wir laden sie auf einen Trunk ein, welches ihnen nicht auffallen wird; wir können die Ingwerküchelchen eben so gut beschwören, als Brot und Käse.“

„Du hast wahrhaftig Recht!“ erwiderte Buffalmacco; „was meinst du dazu, Kalandrino, wollen wir's thun?“

„Ach ja“, antwortete Kalandrino, „ich bitte euch um Gottes Willen! ich wollte mich halb zufrieden geben, wenn ich nur wüßte, wer es genommen hat.“

„Wohlan“, sagte Bruno, „dir zu Gefallen will ich das Nöthige aus Florenz holen, wenn du das Geld dazu hergiebst.“ Kalandrino gab ihm die letzten vierzig Soldi, die er ungefähr noch hatte, und dieser ging zu einem vertrauten Freunde nach Florenz und kaufte ein Pfund der besten Ingwerküchelchen; er ließ aber zwei von Hundekoth fertigen, sie in frisches Aloe einmachen, nachher gleich den andern überzuckern, und um sie von jenen zu unterscheiden, ein gewisses sehr merkliches Zeichen darauf machen. Dann kaufte er eine Flasche guten Malvasierwein und kehrte wieder zum Kalandrino aufs Land. „Morgen früh“, sagte er zu ihm, „lade alle diejenigen ein, auf welche du Verdacht hast. Sie werden unweigerlich erscheinen, weil Feiertag ist, und ich will mit Buffalmacco diese Nacht das Segensprechen über die Ingwerküchelchen vornehmen, sie morgen früh dir bringen, auch dir zu gefallen solche selbst austheilen und das Nöthige dabei thun und sagen.“

Kalandrino that es. Als sowohl die jungen Florentiner, welche auf dem Lande waren, als die Bauern in ziemlicher Anzahl sich versammelt hatten, erschienen Bruno und Buffalmacco mit einer Schachtel voll Ingwerküchelchen und der

Flasche Wein. „Meine Herren!“ sprach Bruno, nachdem er sie in einen Kreis gestellt hatte, „ich muß euch die Ursache eures Hierseins anzeigen, damit ihr euch nicht über mich zu beschweren habt, wenn etwas unangenehmes vorfällt. Dem Kalandrino ward gestern ein schönes Schwein gestohlen, und er weiß den Dieb nicht ausfindig zu machen. Niemand sonst als einer von uns kann es haben. Um diesen zu entdecken, soll jeder von euch eins von diesen Ingwerküchelchen essen und ein Glas Wein trinken; binnen einer Stunde werdet ihr erfahren, wer es hat; denn der Dieb des Schweines wird das Ingwerküchelchen nicht hinunterbringen können; es wird ihm bitterer als Gift schmecken, so daß er es von sich geben muß. Diesen Schimpf in Gegenwart einer so ansehnlichen Versammlung zu vermeiden, thäte der Dieb am besten, es dem Pfarrer zu entdecken, und ich wollte gern von meinem Vorhaben abstehen.“

Aber alle Anwesenden versicherten ihre Bereitwilligkeit davon zu essen. Bruno stellte sie daher insgesammt in Ordnung, auch den Kalandrino, und fing bei dem einen Ende an, jedem ein Ingwerküchelchen zu geben. Als er zum Kalandrino kam, legte er ihm eines von den aus Hundekoth bereiteten in die Hand, das er sogleich in den Mund steckte und anfing zu kauen. Aber sobald er die Aloe schmeckte, konnte er es vor Bitterkeit nicht aushalten, sondern gab es von sich.

Jeder sah auf den andern, welcher ausspeien würde: nur Bruno, der mit dem Austheilen noch beschäftigt war, schien nicht darauf zu achten. Als er aber hinter sich sagen hörte:

„Ei, Kalandrino, was ist das?“ wandte er sich sogleich um und sah, daß Kalandrino sein Ingwerküchelchen ausgespieen hatte. „Wartet“, sprach er, „vielleicht hat ihn sonst etwas zum Speien gebracht. — Da hast du ein anderes“, nahm das zweite, steckte es ihm in den Mund und fuhr fort auszutheilen. Dieses schmeckte dem Kalandrino noch bitterer als das erste; doch kaute er und behielt es eine Weile in dem Mund, daß ihm die Thränen wie Tropfen in den Augen standen; aber endlich mußte er es ausspeien, eben so wie das erste.

Buffalmacco gab der Gesellschaft indeß zu trinken. Mit Uebereinstimmung aller übrigen versicherte Bruno, daß Kalandrino sich selbst bestohlen hätte, weshalb viele ihm harte Vorwürfe machten.

„Ich hielt es wohl immer für ausgemacht", sagte Buffalmacco zum Kalandrino, als die übrigen sich entfernt hatten, und er nebst Bruno mit ihm allein war, „daß du das Schwein selbst genommen hättest; und doch wolltest du uns weis machen, es sei dir gestohlen worden, um uns nicht einen Trunk vom dem daraus gelösten Gelde zu gönnen."

Kalandrino, der die Bitterkeit des Aloe noch nicht überwunden hatte, fing von neuem an zu schwören, daß er es nicht weggenommen hätte.

„Aber im Ernst, Vogel", fragte Buffalmacco, „wie viel bekamst du dafür? waren's sechs Gulden?"

Kalandrino hätte darüber rasend werden mögen.

„Höre nur, Kalandrino!" versetzte Bruno, „einer aus der Gesellschaft, die mit uns aßen und tranken, entdeckte mir, daß du dir ein Mädchen hieltest, der du alles zustecktest, was du zusammenbringen könntest, und wie er glaubte, gewiß auch das Schwein geschenkt haben würdest. Du hast auf Schwänke ordentlich ausgelernt. Vormals führtest du uns nach dem Mugnone, schwarze Steine zu suchen, gingest deiner Wege, als du uns angeführt hattest und wolltest uns nachher weis machen, den verlangten Stein gefunden zu haben; jetzt glaubst du durch dein Schwören uns ebenfalls zu überreden, das Schwein sei dir gestohlen worden, das du verschenkt oder verkauft hast. Wir haben deine Ränke nun einsehen gelernt, und du sollst uns nicht wieder anführen: wahrlich, wenn du uns für unsere Gutwilligkeit nicht zwei paar Kapaunen giebst, erzählen wir deiner Frau Tessa alles haarklein!"

Um das Gezänke der Frau nicht zu hören, gab Kalandrino auch die verlangten Kapaunen hin, als er sah, daß man ihm nicht glauben wollte, weil er ohnedies schon Aergerniß genug hatte. Das Schwein ward eingesalzen und nach Florenz geschafft, Kalandrino aber hatte nichts als Schaden und Spott.

Siebente Erzählung.

Die junge Wittwe und der Gelehrte.

Vor einigen Jahren lebte in Florenz ein schönes junges Weib, stolz auf ihre Ahnen und mit Glücksgütern reichlich begabt, Namens Helena, eine Wittwe. Sie wollte nicht wieder heirathen, sondern hatte sich einen schönen artigen Jüngling zum Liebhaber erkoren, mit welchem sie sich durch Vermittelung einer vertrauten Magd öfters aufs angenehmste unterhielt, weil sie weiter keine Rücksicht zu nehmen hatte.

Zur nämlichen Zeit kam ein edler junger Mann unserer Stadt, Rinieri mit Namen, von Paris zurück, wo er lange Zeit studiert hatte: nicht nach der meisten Gewohnheit, um seine Wissenschaft für ein Geringes feil zu bieten, sondern — was Kavaliere vorzüglich ziert — um das Wesen und die Ursachen der Dinge zu ergründen. Sowohl seiner Geburt, als seiner Kenntnisse wegen ungemein geehrt, lebte er auf eine sehr anständige Art. Aber die, welche die tiefsten Einsichten haben, lassen sich gewöhnlich von der Liebe am leichtesten fesseln, und so ging es auch dem Rinieri.

Ihm fiel bei einer Feierlichkeit mitten im Vergnügen diese Helena in die Augen, schwarz gekleidet nach Art der Wittwen. Ihre Schönheit und Reize übertrafen seiner Meinung nach alle, die er bisher noch gesehen hatte, und er schätzte denjenigen glücklich, der sie nackend zu umarmen vom Schicksal begünstigt würde. Er warf einen verstohlenen Blick nach dem andern auf sie. Ueberzeugt, daß große und kostbare Dinge nicht ohne Mühe zu erlangen sind, faßte er den festen Vorsatz, mit aller Sorgfalt sich um ihren Beifall, um ihre Liebe und um ihre Gunstbezeugungen zu bewerben.

Auch das junge Weibchen heftete ihre Augen nicht immer auf die Erde, sondern ließ, indem sie mehrerer Vorzüge sich schmeichelte, als sie wirklich besaß, ihre Blicke aufs geschickteste herumspazieren, um diejenigen alsbald auszuspähen, welche an solchen sich ergötzten. „Heute“, sprach sie lächelnd bei sich selbst, als sie den Rinieri bemerkte, „glaube ich nicht vergeblich hergekommen zu sein, sondern eine Eroberung gemacht zu

haben, wenn ich nicht irre.“ Sie warf daher zuweilen einen Blick auf ihn und gab sich alle mögliche Mühe, ihm zu zeigen, daß er ihr nicht gleichgültig sei; denn sie glaubte, je mehr Personen sie an sich lockte, und durch ihre Reize bezauberte, desto mehr gewänne ihre Schönheit besonders in den Augen desjenigen, dem sie solche nebst ihrer Liebe geweiht hatte.

Mit Hintenansetzung aller philosophischen Betrachtungen widmete der weise Student nur ihr sein ganzes Denken. In der Einbildung ihr zu gefallen, ging er, als er ihr Haus erfuhr, unter mancherlei Vorwand fleißig vorüber, und die Dame ließ ihn wieder ihren Beifall merken, weil sie aus angeführten Ursachen sich eine Ehre daraus machte. Er suchte daher die Bekanntschaft der Magd und entdeckte ihr seine Leidenschaft mit der Bitte, ihm zur Gunst der Dame behülflich zu sein. Die Magd versprach alles mögliche und hinterbrachte es ihrer Frau, welche mit dem größten Gelächter zuhörte.

„Siehst du nicht“, entgegnete sie, „daß er seinen Verstand halb verloren hat, den er aus Paris mitgebracht. Nun, wir wollen seine Hitze schon abzukühlen suchen. Sage nur, wenn du ihn wieder siehst, ich liebte ihn heftiger, als er mich, aber ich müßte auf meine Ehre bedacht sein, damit ich anderen Weibern ohne Scheu unter die Augen kommen könnte, und deshalb sollte er mich noch höher schätzen, wäre seine gerühmte Weisheit wirklich so groß.“

Ach, armes, beklagenswerthes Weib! sie sah nicht ein, meine Schönen, was es sagen wollte, einen Studenten zu necken. Die Magd vollzog die Befehle ihrer Frau, als sie ihn wieder sah: und nun wandte jener muthig noch heißere Bitten, Briefe und Geschenke an. Alles ward zwar angenommen, doch blos mit allgemeiner Antwort erwidert, und er so eine lange Zeit bei der Nase herumgeführt.

Endlich entdeckte sie die ganze Sache ihrem Geliebten, der sich einigemal mit ihr darüber veruneinigte und in Eifersucht gerieth. Um ihn von dem Unrecht seines Verdachts zu überzeugen, ließ sie dem Studenten auf anhaltendes Bitten durch ihre Magd sagen: es hätte sich nie schicken wollen, seitdem er ihr seine Zuneigung entdeckt habe, ihm irgend einen Gefallen zu erweisen, sie hoffte aber auf bevorstehende Weihnachten eine Zusammenkunft mit ihm veranstalten zu können; er sollte nur, wenn es ihm gefällig sei, den Tag nach dem Feste

des Nachts in ihrem Hofe erscheinen, wo sie sich sobald als möglich bei ihm einfinden würde.

Mit der größten Freude erschien der Student zur bestimmten Zeit beim Hause der Dame, ward von der Magd in den Hof gelassen und eingeschlossen, um ihre Frau daselbst zu erwarten. Diese hatte den nämlichen Abend ihren Geliebten zu sich gebeten und erzählte ihm nach einer munteren Tafel, was sie diese Nacht zu thun Willens sei. „Daraus", setzte sie hinzu, „kannst du die Größe und Aufrichtigkeit meiner Liebe gegen den sehen, der dich in diese Eifersucht gebracht hat!" Ein Vorsatz, der dem Liebhaber viel Freude machte und nach dessen Ausführung ihn heiß verlangte.

Es hatte den Tag vorher heftig geschneit, so daß alles mit Schnee bedeckt war. Schon nach kurzem Warten im Hofe empfand daher der Student die beißendste Kälte, ertrug sie aber geduldig in der Hoffnung, sich bald eine Güte dafür zu thun.

„Wir wollen", sprach die Dame nach einer Weile zu ihrem Liebhaber, „in die Kammer gehen und durchs Fenster beobachten, was der Gegenstand deiner Eifersucht machen und der Magd sagen wird, die ich zu ihm geschickt habe." Sie gingen daher an ein Fenster, wo sie unbemerkt alles sehen und hören konnten. „Meine Frau", sprach die Magd unter anderem zu Rinieri, „bedauert herzlich, daß einer von ihren Brüdern diesen Abend zu ihr gekommen ist, der nach langen Unterhaltungen auch bei ihr speiste und noch nicht fort ist, nunmehr aber bald gehen wird, glaube ich. Deshalb hat sie nicht zu dir kommen können, wird jetzt aber bald erscheinen. Sie läßt dich nur bitten, daß du das Warten nicht übel nehmen möchtest."

„Sage meiner Geliebten", entgegnete der Student, der es für wahr hielt, „daß sie meinetwegen unbekümmert sein könnte; sie möchte kommen, wenn es ihr am bequemsten wäre, jedoch so bald als möglich." Darauf ging die Magd hinein und legte sich schlafen.

„Was meinst du nun", fragte die Dame ihren Geliebten, „glaubst du wohl, daß ich ihn so frieren sehen könnte, wenn ich ihm so wohl wollte, als du fürchtest?" Nach diesen Worten legte auch sie sich mit ihrem schon ziemlich zufriedenen Liebhaber ins Bette, wo sie eine gute Weile in Freude und Wonne

hinbrachten und über den armen Studenten lachten und spotteten.

Dieser lief in dem Hof herum, um sich zu erwärmen, fand aber weder einen Sitz, noch irgend einen Schutz für die Kälte. Den langen Aufenthalt des Bruders bei der Dame verfluchend, glaubte er beim kleinsten Geräusch, es öffne sich die Thür zum Einlaß bei derselben. Aber seine Hoffnung war vergebens. „Mein Leben“, sprach diese, als sie sich beinahe bis um Mitternacht mit ihrem Liebhaber belustigt hatte, „was meinst du von unserm Studenten? was hältst du für größer, seinen Verstand oder meine Liebe zu ihm? ist die Kälte hinlänglich, die ich ihn erdulden lasse, denjenigen aus deinem Herzen zu vertilgen, der es durch meinen vormaligen Scherz in solche Unruhe setzte?“

„Ja, mein Herz!“ entgegnete der Liebhaber. „Du bist mein Glück, meine Ruhe, mein Vergnügen und meine einzige Hoffnung, und ich sehe deutlich, daß ich dir es ebenfalls bin.“

„Nun“, erwiderte die Dame, „so küsse mich zu Bestätigung dessen ein tausendmal!“ und er drückte sie nicht mit tausend, sondern wohl hunderttausend Küssen an seine Brust.

„Laß uns ein wenig aufstehen“, sprach die Dame, als sie sich eine Weile mit solchen Gesprächen unterhalten hatten, „und sehen, ob das Feuer ein wenig verloschen ist, welches diesen neuen Liebhaber seinem Vorgeben in Briefen nach täglich verzehrt?“ Darauf gingen sie an das gewöhnliche kleine Fenster und sahen den Studenten im Hofe auf dem Schnee vor Kälte mit Zähneklappern so schnell und ununterbrochen herumtanzen, als sie es in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten.

„Was sagst du dazu, meine süßeste Hoffnung?“ sprach die Dame, „siehst du, daß ich die Leute ohne Trompeten oder Sackpfeifen schnell tanzen lernen kann?“

„Wohl sehe ich's, mein größtes Vergnügen!“ versetzte der Liebhaber.

„Wir wollen“, erwiderte sie, „an die Thür hinunter gehen; du mußt ruhig bleiben, und ich will mit ihm reden. Vielleicht verschafft uns sein Gespräch eben so viel Unterhaltung als sein Tanz.“ Sie öffneten die Kammer, gingen ohne Geräusch an die Thür, und die Dame rief ihn durch ein kleines Loch mit leiser Stimme, ohne sie zu öffnen.

Der Student dankte Gott, als er sie hörte, und glaubte nun zuverlässig eingelassen zu werden. „Hier bin ich, Madame", antwortete er, der Thüre sich nähernd, „macht um Gottes Willen auf, oder ich sterbe vor Kälte."

„Ach, ich weiß wohl, daß du erfroren bist! Die Kälte ist des Schnees wegen sehr groß, aber ich weiß auch, daß es in Paris noch kälter ist. Ich kann dir noch nicht aufmachen; mein verzweifelter Bruder, der gestern Abend zu mir zu Tische kam, geht gar nicht wieder fort, nun wird es aber bald werden und dann will ich dir den Augenblick öffnen. Mit vieler Mühe habe ich mich ein wenig von ihm weggeschlichen, um dich zu trösten, damit das Warten dir nicht zu lange werde."

„Ich bitte euch um Gottes Willen, Madame, macht mir nur auf, daß ich darinnen bedeckt stehen kann, denn es fällt seit kurzem unaufhörlich ein dichter Schnee! dort will ich warten, so lange ihr es verlangt"

„Unmöglich, mein Bester!" versetzte die Frau, „die Thüre verursacht beim Aufmachen einen solchen Lärm, daß es mein Bruder hören möchte; aber ich will ihn fortschicken und dir nachher aufmachen."

„Nun so geht hurtig", war die Antwort des Studenten, „und macht, wenn ich bitten darf, ein gutes Feuer, damit ich mich wieder erwärmen kann, wenn ich hineinkomme; ich fühle mich vor Kälte kaum mehr!"

„Dies kann unmöglich sein", entgegnete die Dame, „wenn es wahr ist, was du mir so oft geschrieben hast, daß du vor Liebe zu mir brenntest; ich glaube gewiß, du hast mich zum Besten! ich gehe schon; warte nur getrost!"

Der Liebhaber empfand beim Zuhören große Freude darüber und kehrte mit der Dame wieder ins Bett; doch schliefen sie diese Nacht wenig, sondern brachten sie meist in Vergnügen und Spott über den Studenten zu.

Nun merkte der arme Schelm wohl, der wie ein Storch mit den Zähnen klapperte, daß man ihn für einen Narren hielt. Oft versuchte er die Thür mit Gewalt zu öffnen, oder einen andern Ausgang zu finden und verfluchte, als er seine Mühe vergeblich fand, die Rauhigkeit des Wetters, die Bosheit der Frau und die Länge der Nacht, wie seine eigene Einfalt. Mit äußerstem Unwillen über die Dame wandelte er seine lange und feurige Liebe plötzlich in den grausamsten und

bittersten Haß, und sein Hauptgedanke kehrte sich nur auf ein Mittel zur Rache, die er jetzt sehnlicher wünschte, als vormals eine Zusammenkunft mit ihr.

So verstrich die Nacht und der Tag fing an zu grauen. Die Magd ging daher auf Befehl ihrer Frau hinunter und öffnete dem Studenten den Hof unter Bezeigung ihres Mitleids. „Der Henker hole doch", sprach sie, „den gestrigen Abendbesuch, er hat uns die ganze Nacht aufgehalten und dich frieren lassen! aber du weißt, wer es ist. Du mußt Geduld haben! was diese Nacht nicht hat sein sollen kann ein andermal geschehen. Ich bin überzeugt, daß meiner Frau kein unangenehmerer Streich hätte begegnen können."

Der Student, welcher wohl sah, daß Drohungen nur Waffen für den Bedrohten wären, verschloß klüglich den Unwillen in seine Brust, so unwiderstehlich auch beinahe sein Trieb war, ihn auszulassen. „Freilich", sprach er mit gelassener Stimme, ohne das geringste Merkmal von Zorn, „habe ich die schlimmste Nacht in meinem Leben gehabt, doch begreife ich auch, daß die Dame nichts dafür kann. Aus Mitleid kam sie selbst zu mir herunter, sich zu entschuldigen und mich zu trösten; und wie sagst du, was diese Nacht nicht geschehen ist, kann ein andermal geschehen; empfiehl mich ihr und lebe wohl!" Damit ging er halb erstarrt nach Hause, so gut er konnte.

Vor Müdigkeit und Schlaf halb erstorben, warf er sich aufs Bett, um auszuruhen, war aber beim Erwachen an Händen und Füßen wie gelähmt. Er schickte daher nach einem Arzt, erzählte ihm die erduldete Kälte und übertrug ihm die Sorge seiner Genesung. Durch die stärksten und wirksamsten Mittel stellten die Aerzte mit Mühe seine Nerven in einiger Zeit wieder in gehörige Ordnung her und nur seine Jugend und sein Feuer machten, daß er nichts weiter mehr auszustehen gehabt hatte. Stellte er sich gleich, als er wieder frisch und gesund war, verliebter als jemals in seine Wittwe, so verbarg er doch den Haß in seinem Herzen.

Nach einiger Zeit bot ihm das Schicksal eine Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens dar. Der von der Wittwe geliebte Jüngling hatte sich in eine andere Frau verliebt uneingedenk ihrer Liebe, und wollte daher nicht das Geringste mehr von ihr hören, noch ihr irgend einen Gefallen thun, weshalb sie in Thränen und Kummer beinahe verging. Die mitleidige

Magd, unwissend womit sie den Schmerz der Frau über den Verlust ihres Liebhabers lindern sollte, fiel auf den thörichten Gedanken, als sie einst den Studenten wie gewöhnlich durch die Straße gehen sah: ob der Liebhaber ihrer Frau zu seiner vorigen Liebe gegen dieselbe vielleicht durch Zauberei, wovon der Student ein großer Meister sein sollte, wieder könnte bewogen werden und entdeckte es ihr.

Die Frau bedachte unklugerweise nicht, daß der Student, wenn er Zauberei verstanden hätte, solche zu seinem eigenen Nutzen angewandt haben würde. Sie gab den Worten der Magd Gehör und trug ihr sogleich auf, sich bei ihm zu erkundigen, ob er es thun wollte? und zur Belohnung ihm zu versprechen, was er verlangte. Die Magd richtete ihren Auftrag auf das beste und sorgfältigste aus.

„Dank sei dem Himmel!" sprach der Student voll Freuden bei sich selbst; „nun ist es Zeit, mich an diesem boshaften Weibe, die meine Liebe zu ihr mit einer solchen Ungerechtigkeit vergalt, zu rächen. „Sage meiner Gebieterin", antwortete er der Magd, „sie sollte dafür nicht sorgen! wäre ihr Liebhaber auch in Indien, so sollte er doch sogleich kommen und der ihr angethanen Beleidigungen wegen um Verzeihung bitten. Das, was sie dabei zu beobachten hat, will ich ihr sagen, wann und wo es ihr gefällig ist. Sage ihr das und tröste sie in meinem Namen!"

Die Magd that es und veranstaltete eine Zusammenkunft in Santa Lucia bei Prato, wo die Dame, als sie mit dem Studenten allein war, ihm alle Umstände und ihr Verlangen mit der Bitte eröffnete, ihr zu helfen, uneingedenk daß sie ihn beinahe in Todesgefahr gestürzt hatte.

„Es ist wahr, meine Schöne", entgegnete er, „daß ich zu Paris unter anderem auch die Zauberei erlernt habe und ihre Grundsätze kenne; doch habe ich wegen des göttlichen Mißfallens daran ein Gelübde gethan, mich ihrer weder für mich noch für andere je zu bedienen. Gleichwohl ist meine Liebe zu euch so groß, daß ich euch keine Bitte abzuschlagen vermag. Und sollte ich blos deshalb in den Abgrund der Hölle fahren, so bin ich euch zu Gefallen dennoch bereit, es zu thun. Aber ich muß euch sagen, daß die Ausführung beschwerlicher ist, als ihr vielleicht denkt; zumal wenn eine Frau oder ein Mann den Gegenstand ihrer Liebe wieder haben wollen; denn es kann nicht

anders geschehen, als durch die theilnehmende Person selbst. Dazu wird Herz erfordert, weil alles in der Nacht an einem einsamen Orte und ohne Gesellschaft unternommen werden muß, und ich weiß nicht, ob ihr alle diese Umstände zu beobachten euch getraut.“

„Mich treibt die Liebe dergestalt an“, versetzte die Dame mehr aus Leidenschaft als Klugheit, „daß ich alles mögliche zur Wiedererlangung desjenigen thun werde, der mich so unrechtmäßigerweise verlassen hat. Sage mir nur', sei so gut, worauf ich gefaßt sein muß!“

„Madame“, entgegnete der Student, der eben das empfindliche Fleckchen berührt hatte, „ich muß ein zinnernes Bild im Namen desjenigen machen, den ihr wiederzuhaben begehrt. Wenn ich euch dieses schicke, so badet euch im abnehmenden Monde, um die Stunde des ersten Schlafes siebenmal nackend ganz allein mit demselben in fließendem Wasser; dann steigt so nackend auf einen Baum oder auf ein unbewohntes Haus, wendet euch gegen Norden mit dem Bilde in der Hand und sagt siebenmal gewisse Worte, welche ich euch schriftlich geben will. Darauf werden zwei der schönsten Jungfern erscheinen, die ihr je gesehen habt, euch grüßen und aufs gefälligste fragen: was ihr von ihnen verlangt? diesen entdeckt ordentlich und umständlich euren Wunsch, aber hütet euch vors Versprechen. Wenn sie nach Anhörung eures Verlangens wieder verschwunden sind, so könnt ihr an den Ort zurückkehren, wo ihr eure Kleider gelassen habt, euch anziehen und nach Hause gehen. Kaum wird es in der folgenden Nacht um die zwölfte Stunde sein, so soll euer Liebhaber erscheinen und euch mit Thränen um Verzeihung und Erbarmen bitten. Und von dieser Stunde an, müßt ihr wissen, wird er euch nie wieder einer andern zu Gefallen verlassen.“

Die Dame hörte dies mit der größten Zuversicht an und glaubte ihren Liebhaber schon wieder in den Armen zu haben. „Zweifelt nicht“, sprach sie schon halb froh, „das will ich alles pünktlich befolgen, denn ich habe die beste Gelegenheit von der Welt dazu. Ich besitze ein Gut nahe dem Thale Arno nicht weit vom Ufer; wir haben bald den Julius, wo das Baden angenehm ist; auch erinnere ich mich eines Thurmes nicht weit vom Fluß, worin niemand wohnt, außer daß die Hirten zuweilen mittelst gewisser daselbst befindlichen Leitern auf das

Estrich steigen, um sich nach ihrem verirrten Vieh umzusehen. Auf diesen sehr einsamen und entlegenen Orte will ich klettern und dort hoffe ich das Verlangte am besten zu verrichten."

„Madame", sprach der Student, welcher sowohl das Gut der Dame, als den Thurm sehr genau kannte und entzückt über die Erreichung seiner Absicht war, „ich bin nie in diese Gegend gekommen, kenne daher weder euer Gut noch den Thurm; wenn es aber so ist, wie ihr es beschreibt, so könnt ihr keinen bessern Ort auf der Welt finden, ich will euch daher das Bild und das Gebet schicken, wenn es Zeit sein wird. Doch bitte ich mir auch aus, daß ihr an mich denkt und euer Versprechen haltet, wenn ihr nach Erreichung eurer Absicht seht, daß ich euch rechtschaffen gedient habe." Die Dame gab ihm deshalb ihre Versicherung, nahm Abschied und ging nach Hause.

Freudig über den glücklichen Erfolg, welchen sein Einfall ihm zu versprechen schien, ließ der Student ein Bildniß mit gewissen Charakteren machen, schrieb ihr einen Schnick-Schnack zum Gebete auf, schickte es zur gehörigen Zeit der Dame und ließ ihr sagen, sie möchte die folgende Nacht das ihr Aufgegebene ohne längern Verzug vornehmen. Darauf ging er in der Stille zu einem seiner Freunde, der ziemlich nahe bei dem Thurm wohnte, um daselbst den Ausgang seines Planes abzuwarten.

Die Dame begab sich ebenfalls in Gesellschaft ihrer Magd auf ihr Gut. Beim Einbruch der Nacht schickte sie die Magd unter dem Scheine schlafen, als ob sie zu Bett gehen wollte, schlich sich aber um die Stunde des ersten Schlafes heimlich aus dem Hause und ging in der Nähe des Thurmes an das Ufer des Arno. Nachdem sie sich überall umgesehen hatte, ohne jemanden zu bemerken, zog sie sich aus, verbarg ihre Kleider unter einen Strauch, badete sich siebenmal mit dem Bilde und ging alsdann nackend mit demselben nach dem Thurme.

Der Student hatte sich gegen die Nacht mit seinem Bedienten unter den Weiden und andern Bäumen bei dem Thurme versteckt und alles mit angesehen. Indem sie nackend ganz dicht vor ihm vorbeiging, bewog der Anblick ihrer weißen Haut, die selbst die Dunkelheit der Nacht durchdrang, die Schönheit ihres Busens und anderer Theile ihres Körpers und die

Betrachtung, was in kurzem aus ihnen werden würde: ihn einestheils beinahe zum Mitleid, anderntheils stürmten die Lüste des Fleisches dergestalt in ihm, daß die schlafenden Lebensgeister erwachten und ihn reizten, aus seinem Hinterhalte hervorzutreten, sie zu ergreifen und zu seinem Vergnügen zu gebrauchen. Bald hätten ihn beide überwältigt. Aber durch die Vorstellung ihres Charakters, des erduldeten Unrechts und des Gegenstandes, dem sie ihn aufgeopfert hatte: entbrannte sein Zorn von neuem, Mitleid und Begierden wichen, und er ließ sie mit unerschütterlichem Vorsatz vorübergehen.

Die Dame stieg auf den Thurm, wandte sich nach Norden und fing an, die von dem Studenten gegebene Formel herzusagen. Dieser aber schlich sich alsbald in den Thurm, brach nach und nach die Treppe heimlich ab, welche auf den Estrich führte, und wartete, was sie nun sagen und anfangen würde. Nach siebenmal geendigtem Gebete, hoffte sie auf Erscheinung der beiden Jungfern, mußte aber so lange harren, daß ihr nicht nur die Kälte beschwerlich fiel, sondern auch die Morgenröthe hervorbrach. „Ich fürchte", sprach sie bei sich selbst, als das Versprechen des Studenten nicht in Erfüllung ging, „er hat mir jene Nacht wieder vergolten. War dies seine Absicht, so hat er sich nicht sonderlich zu rächen gewußt. Diese Nacht glich jener an Länge nicht um das Drittel; der damaligen Kälte zu geschweigen!"

Damit der Tag sie nicht überraschen möchte, wollte sie vom Thurme heruntersteigen, fand aber keine Treppe. Als ob die Welt unter ihren Füßen verschwunden wäre, vergingen ihr alle Sinne und sie fiel ohnmächtig auf den Estrich hin. Die Rückkehr ihrer Kräfte war von den bittersten Thränen und Klagen begleitet. Sie sah deutlich, daß dies das Werk des Studenten sei und verbrachte die längste Zeit in Reue über die ihm zugefügte Beleidigung und über ihr uneingeschränktes Vertrauen, das sie auf denjenigen gesetzt hatte, den sie billig für ihren Feind hätte halten sollen.

Vergeblich sah sie sich überall nach einer Gelegenheit um, herunterzukommen, brach von neuem in Thränen aus und verfiel in die traurigsten Gedanken. „Ich Unglückliche", sprach sie zu sich selbst, „was werden deine Brüder, Anverwandten, Nachbarn und alle Einwohner von Florenz von dir sagen,

wenn sie hören, daß du nackend hier auf diesem Thurme bist; deine bisher belobte Ehrbarkeit wird als verstellt anerkannt werden. Wolltest du auch erdichtete Entschuldigungen — die sich allenfalls finden ließen — vorgeben, so wird der verdammte Student dich Lügen strafen, welcher deine ganze Aufführung weiß. Elende, die du mit einemmale deinen unglücklich geliebten Jüngling und deine Ehre verlierst!" Eine darauf folgende Schwermuth brachte sie beinahe zu dem Entschluß, sich vom Thurm herunterzustürzen.

Beim Aufgang der Sonne näherte sie sich ein wenig dem Rande der Mauer und sah sich um, ob nicht ein Junge mit Vieh käme, den sie nach ihrer Magd schicken könnte. Indem erwachte der Student, welcher unter einem Strauche ein wenig geschlafen hatte, und sie wurden einander gewahr. „Guten Morgen, Madame!" sprach er; „sind die Jungfern noch nicht erschienen?"

Sein Anblick und seine Stimme brachten sie wieder zum heftigsten Weinen. Sie bat ihn, er möchte doch in den Thurm kommen, damit sie mit ihm sprechen könnte, und der Student that ihr den Gefallen. „Wahrlich, Rinieri", sprach sie mit Thränen, nachdem sie sich auf das Estrich gelegt und blos den Kopf durch die Oeffnung desselben gesteckt hatte, „du hast dich für die schlimme Nacht, die ich dir verursachte, hinlänglich gerächt; denn obgleich es im Julius ist, so bin ich doch nackend diese Nacht bald erfroren, ungerechnet die Thränen über den gespielten Betrug und über meine Einfalt dir zu trauen. Kein Wunder, wenn ich mir die Augen aus dem Kopfe geweint hätte! ich bitte dich, nicht um meiner Liebe willen, denn mich kannst du nicht lieben, sondern um deinetwillen, weil du ein Kavalier bist: laß dir an deinen bisherigen Thaten zur Bestrafung meiner Ungerechtigkeit genügen und bringe mir meine Kleider, damit ich hinuntersteigen kann. Raube mir nicht das, was du mir nicht wiedergeben könntest, wenn du auch wolltest — meine Ehre! Entzog ich dir gleich in jener Nacht meine Gegenwart, so kann ich dir doch jetzt diese einzige durch viele ersetzen, wenn es dir beliebt. Sei zufrieden mit dem und begnüge dich als ein rechtschaffener Mann daran, dich rächen zu können und es mir gezeigt zu haben. Brauche deine Kräfte nicht gegen eine Frau! es ist keine Ehre für

einen Adler, eine Taube überwunden zu haben. Erbarme dich daher um Gottes und deiner Ehre willen über mich!"

Das Gewissen des Studenten, der mit Abscheu sich an das erlittene Unrecht erinnerte, ward bei ihren Thränen und Bitten mit Vergnügen und Erbarmen erfüllt. Mit Vergnügen über die Rache, welche er aufs sehnlichste gewünscht hatte; mit Erbarmen, weil ihn sein menschenfreundliches Herz zum Mitleid gegen die arme Dame bewog. Doch konnte die Menschenliebe die Hitze seines Zornes nicht überwältigen. „Madame Helena", antwortete er daher, „hätten meine Bitten, die ich freilich nicht so mit Thränen zu benetzen und zu versüßen wußte, wie du jetzt, mir in jener Nacht, wo ich in deinem Hofe und im Schnee vor Kälte beinahe ersterben mußte, von dir nur ein kleines bedecktes Plätzchen verschafft, so würde es mir sehr leicht sein, dich gegenwärtig zu erhören. Liegt dir aber jetzt mehr als vormals an deiner Ehre und ist dir dein jetziger nackender Zustand so beschwerlich: so richte deine Bitte an den, in dessen Armen du, wie du dich erinnern wirst, jene Nacht ohne Bedenken nackend zubrachtest, da du doch wußtest, daß ich im Hofe mit Zähneklappern auf dem Schnee herumsprang. Ihn laß dir helfen! er mag dir deine Kleider bringen; ihn laß die Leiter zum Heruntersteigen anlegen; ihm zeige dein zärtliches Gefühl für Ehre, die du seinetwegen jetzt und unendlichemal ohne Bedenken aufs Spiel setztest! warum rufst du ihn denn nicht zu Hülfe? von wem kannst du sie mehr fordern, als von ihm? du bist die seinige, was hat er sonst zu thun und zu besorgen, wenn er für dich nicht sorgen will? rufe ihn, Thörin, und sieh, ob deine Liebe zu ihm und deine Klugheit verbunden mit der seinigen dich aus meiner Thorheit retten können, da du scherzend ihn fragtest: was er für größer hielte, meine Thorheit oder deine Liebe zu ihm? jetzt kannst du mir mit Dingen keine Höflichkeit erweisen, die ich nicht begehre, und die du mir nicht abschlagen könntest, wenn ich sie verlangte. Spare deine Nächte für deinen Geliebten, wenn du je wieder lebendig von dannen kommen solltest! behalte sie für dich und ihn! ich hatte an der einzigen genug und lasse mich nur einmal zum besten haben. Du denkst auf eine feine Art durch Schmeicheleien meine Gunst zu gewinnen, nennst mich einen edlen braven Mann und hast heimlich dabei die Absicht, daß ich aus Großmuth von der Strafe deiner Bosheit abstehen

soll; aber deine Schmeicheleien sollen meinen Verstand nicht so wie vormals deine treulosen Versprechungen benebeln. Ich kenne mich und erwarb während meines ganzen Aufenthaltes zu Paris nicht so viel Selbsterkenntniß, als du in jener einzigen Nacht mir beibrachtest. Besäße ich aber auch Großmuth genug, so gehörst du doch nicht zu denen, an welchen ich solche zeigen würde. Das Ziel der Bestrafung und Rache gegen solche unmenschliche Geschöpfe muß Tod sein; hier reicht das nicht hin, was du sagst; denn nur der verdient Erbarmen, der selbst Erbarmen fühlt. So wenig ich ein Adler bin, eben so wenig halte ich dich für eine Taube, sondern für eine giftige Schlange und will dich, als den ältesten Feind, mit aller Rache und Kraft verfolgen, obschon mein Unternehmen gegen dich mehr Züchtigung als Rache zu nennen ist; denn Rache überschreitet die Beleidigung, meine Handlungen aber gehen nicht im geringsten zu weit. Wenn ich mich rächen wollte, würde in Rücksicht der Gefahr, in welche du mich stürztest, die Aufopferung deines Lebens und hundert deines Gleichen mir nicht genügen; ich würde in dir ein niederträchtiges, boshaftes und treuloses Weib hinrichten. Wozu bist du — (dein bischen Gesicht, das in wenig Jahren vorbei und mit Runzeln bedeckt sein wird, ausgenommen) — weiter nütze, als jede elende Magd? gleichwohl hättest du bald einen rechtschaffenen Mann, wie du mich kurz zuvor nanntest, dem Tode überliefert, dessen Leben der Welt in einem Tage mehr nützen kann, als hunderttausend der deinigen, so lange die Welt steht. Lerne aus den Leiden, die du duldest, was es sagen wolle, Männer zu verspotten, die einige Empfindung haben, besonders aber Gelehrte: und du wirst nie wieder in diese Thorheit verfallen, wenn du davon kommst! hast du aber so große Lust herunterzusteigen, warum stürzest du dich nicht herab? dadurch wirst du mit des Himmels Hülfe den Hals brechen und die Marter endigen, mir aber die größte Freude machen. Weiter habe ich dir nichts zu sagen. Es gelang mir, dich dort hinauf zu bringen, laß nun deine Geschicklichkeit sehen, ob du eben so herunterzukommen weißt, als meiner ehemals zu spotten.“

Während dieser Rede des Studenten flossen die Thränen der armen Dame unaufhörlich. Die Zeit verlief und die Sonne stieg immer höher. „Grausamer Mann“, sprach sie, als er nun schwieg, „war dir jene verdammte Nacht so unerträglich,

und hältst du meinen Fehler für so groß, daß weder die Schönheit meiner Jugend noch die bittersten Thränen und die demüthigsten Bitten dich zu einigem Mitleid bewegen können: so lasse dich wenigstens einigermaßen dadurch rühren und deine strenge Härte lindern, daß ich mich dir von neuem anvertraute, dir mein ganzes Geheimniß entdeckte und dir das gewünschte Mittel in die Hände gab, mir meinen Fehler fühlen zu lassen; denn ohne meine Treuherzigkeit gegen dich, hättest du keine Gelegenheit gehabt, dich an mir zu rächen, was du doch, wie deine Handlungen zeigen, mit dem größten Eifer gesucht hast. Laß deinen Zorn fahren und verzeihe mir! ich bin erbötig, wenn du mich herunterlassen willst, den treulosen Jüngling gänzlich zu verlassen nnd dich allein für meinen Geliebten und Beherrscher zu erkennen. So sehr du auch meine Schönheit verachtest und als vergänglich und unbedeutend darstellst: so weiß ich doch, daß sie — sie mag in Vergleichung mit andern noch so gering sein — wenigstens noch so viel werth ist, um einem jungen Manne wie du einige angenehme und vergnügte Stunden zu machen. So unbarmherzig du mich auch behandelst, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß du mich eines so schimpflichen Todes sterben zu sehen wünschtest, wenn ich mich aus Verzweiflung vor deinen Augen herunterstürzte; vor deinen Augen, denen ich doch sonst nicht weniger gefiel, wenn du damals aufrichtiger warst als jetzt. Habe um Gottes Willen Mitleid mit mir! die Sonne fängt an heftig zu brennen und mir noch empfindlichere Schmerzen zu verursachen als die Kälte der vorigen Nacht."

„Madame", entgegnete der Student spöttisch auf ihre Rede, „nicht nur aus Liebe zu mir schenktest du mir jetzt dein Vertrauen, sondern aus Verlangen nach demjenigen, den du eingebüßt hattest. Dies verdient nur noch eine härtere Ahndung, und es ist ein thörichter Wahn, wenn du glaubst, daß dies die einzige bequeme Gelegenheit zu meiner gesuchten Rache gewesei. Ich hatte deren noch tausend, und eben so viel Schlingen waren dir unter dem Scheine der Liebe von mir gelegt, in deren eine du in kurzem fallen mußtest, wenn sich dieser Zufall auch nicht ereignete. Jede derselben würde dir nur noch härtere Strafe und Schande zugezogen haben, als die gegenwärtige, obschon ich diese gewiß nicht zu deiner Erleichterung, sondern zu geschwinderer Erreichung meiner Freude

gewählt habe. Wären mir aber auch alle fehlgeschlagen, so verließ mich doch die Feder nicht, womit ich eine Menge solcher Dinge und in einem Tone von dir geschrieben haben würde, daß du bei Anhörung derselben tausendmal in einem Tage gewünscht haben solltest, nie geboren zu sein. Die Kraft der Feder ist größer, als diejenigen glauben, die sie nicht erfahren haben. Ich schwöre dir bei Gott, sollte er mir keinen so freudigen Ausgang dieser Rache gewähren, als der Anfang gewesen ist: ich würde Sachen von dir schreiben, daß du vor Scham dich niemanden mehr sehen lassen, ja dir die Augen auskratzen solltest, um deinen eigenen Anblick zu vermeiden. Beschuldige daher nicht das Meer, es habe ein kleines Bächlein angeschwellt! an deiner Liebe und deinem Besitze liegt mir nichts, wie schon gesagt. Bleibe nur dem treu, dem du bis jetzt gehörtest, wenn du kannst! so sehr ich ihn ehemals haßte, so sehr liebe ich ihn jetzt in Rücksicht dessen, was du ihm eben verdankest. — Ihr geht auf Eroberungen aus und sucht nur die Liebe der Jünglinge, weil ihr seht, daß sie ein lebhafteres Fleisch und einen schwärzern Bart haben, aufgerichtet gehen, tanzen und reiten. Alles dies thaten die auch, welche jetzt etwas bejahrter sind, und wissen bereits, was jene erst noch lernen müssen. Ueberdies haltet ihr sie für bessere Ritter, die eine stärkere Tagereise aushalten können, als Männer von reifern Jahren. Ich gebe gern zu, daß sie den Pelz tüchtiger ausklopfen; aber die Alten haben mehr Erfahrung und wissen die Gegenden besser wo die Flöhe sitzen. Auch ist es gewiß rathsamer das Wenigere und Geschmackvollere, als viel Fades zu wählen. Ueberdies staucht und ermüdet der Trott auch den Jüngsten zu sehr, dahingegen ein sanfter Schritt zwar etwas später, aber doch mit mehr Ruhe zur Herberge führt. Ihr unverständigen Dinger seht nicht ein, wie viel Schädliches unter diesem geringen Scheingute verborgen liegt. Die jungen Burschen sind nicht mit einer zufrieden; soviel sie ihrer sehen, wollen sie haben und glauben sie zu verdienen. Ihre Liebe kann daher nicht beständig sein, wovon auch du jetzt das einleuchtendste Beispiel giebst. Sie sehen die Ehrenbezeugungen und Liebkosungen ihrer Schönen für einen ihnen gebührenden Zoll an und suchen ihre größte Ehre im Prahlen mit denjenigen, die sie gehabt haben. Ein Fehler, der schon manche Frau bewog, sich mit Mönchen einzulassen, weil diese

nicht ausplaudern. Wenn du denkst, es hätte niemand als deine Magd und ich deine Liebeshändel erfahren, so stehst du in einer sehr falschen Meinung. In seiner und deiner Gegend spricht man fast von nichts anderem; aber dergleichen Dinge kommen gewöhnlich demjenigen zuletzt zu Ohren, den sie betreffen. Endlich ziehen die Jünglinge euch aus, dahingegen ihr von den Bejahrten Geschenke bekommt. Hast du eine schlechte Wahl getroffen, so halte dich an den, dem du dich in die Arme warfst und laß mich, den du verachtetest, einer andern; denn ich habe eine Frau gefunden, die an Verdiensten dich übertrifft und mich besser als du zu beurtheilen weiß. Damit du eine stärkere Ueberzeugung von dem Verlangen meiner Augen mit in jene Welt nehmest, als du von meinen Worten hier zu haben scheinst: so stürze dich nur immer herunter und laß deinen Geist sehen, der bald in die Hände des Satans gerathen wird, ob meine Augen über den Anblick eines so außerordentlichen Falles sich verändern werden oder nicht. Aber du wirst mir diesen Gefallen schwerlich thun. Erinnere dich also, wenn die Sonne anfängt zu brennen, an jene Kälte, die du mich leiden ließest; vermische sie mit der gegenwärtigen Hitze, so wirst du die Sonne ohne Zweifel gemäßigter finden."

Trostlos fing die Dame von neuem an zu weinen, als sie sah, daß die Rede des Studenten auf eine so grausame Art sich endigte. „Ist denn nichts an mir im Stande, dich zum Mitleid zu bewegen", sprach sie, „so lasse dich bei der Liebe zu derjenigen Frau erbitten, die du weiser als mich gefunden zu haben, und von der du geliebt zu werden vorgiebst; verzeihe mir um ihretwillen, bringe mir meine Kleider, damit ich mich ankleiden und heruntersteigen kann!"

Der Student fing an zu lachen. „Jetzt", versetzte er, als er sah, daß drei Uhr längst vorbei war, „da du mich um dieser Person willen bittest, kann ich es dir nicht abschlagen. Sage mir nur wo sie sind, ich will sie holen und dich heruntersteigen lassen!" Die Dame glaubte es, schöpfte wieder einigen Muth und sagte ihm den Ort, wo sie ihre Kleider gelassen hatte. Der Student verließ den Thurm, befahl aber seinem Bedienten, sich nicht von der Stelle zu rühren, sondern in der Nähe zu bleiben und Achtung zu geben, daß in seiner Abwesenheit niemand hineinginge, begab sich zu seinem guten

Freunde, speiste mit der größten Muße und legte sich dann zur gehörigen Zeit schlafen.

Ward gleich die Dame durch diese thörichte Hoffnung auf dem Thurme ein wenig getröstet, so ließen ihr die Schmerzen doch keine Ruhe. Sie richtete sich daher auf und suchte sich in demjenigen Winkel der Mauer zu verbergen, wo nur einiger Schatten war, mit den nagendsten Betrachtungen ihr Schicksal erwartend. Unter einem Wechsel von Nachdenken und Thränen, indem sie auf die Rückkehr des Studenten mit den Kleidern bald hoffte, bald daran verzweifelte: fiel sie endlich mitten unter ihren Gedanken in einen Schlaf, abgemattet von Schmerz und Schlaflosigkeit der vorigen Nacht.

Die Sonne brannte, da es nun Mittag ward, so heftig gerade auf ihren weichen und zarten Körper und auf ihr unbedecktes Haupt, daß sie überall das Fleisch nicht nur kochte, wo sie hintraf, sondern auch nach und nach völlig aufriß, so daß die Dame dadurch aus dem tiefsten Schlafe erweckt und zum Aufstehen genöthigt ward. Bei jeder Bewegung, die sie vor Schmerzen unternahm, war es, als ob die ganze Haut zerrisse und wie ein Stück verbranntes Pergament zerplatzte, das man ausdehnen will. Kein Wunder, daß sie solchen Kopfschmerz empfand, als ob er ihr in Stücke zerspalten würde. Das Estrich des Thurmes war so brennend heiß, daß sie weder einen Fuß noch sonst ein Glied darauf leiden konnte, daher sie mit Thränen beständig bald hier- bald dorthin sich wandte. Da überdies kein Lüftchen ging, fanden die Fliegen und Wespen sich in unbeschreiblicher Menge ein, die mit solcher Heftigkeit auf das zerrissene Fleisch fielen, daß sie mit lauter Speeren gestochen zu werden glaubte und die Hände keinen Augenblick still halten konnte. Unaufhörlich verfluchte sie sich, ihr Leben, ihren Liebhaber und den Studenten.

Von unbeschreiblicher Sonnenhitze, von Fliegen, Wespen und Hunger, noch mehr aber von Durst und tausend quälenden Gedanken genagt uud gepeinigt, stellte sie sich endlich auf die Füße, um zu sehen, ob sie jemanden in der Nähe entdecken oder hören könnte, fest entschlossen, ihn zu rufen und um Hülfe zu flehen, es mochte gehen wie es wollte. Aber auch dieses Mittel hatte ihr feindseliges Geschick ihr entzogen. Die Bauern waren entweder der Hitze wegen alle vom Felde gegangen, oder hatten diesen Tag in der Nähe nicht gearbeitet,

sondern schnitten das Getreide bei ihren Häusern. Alles was sie hörte waren daher Heuvögel, und was sie sah, der Arnofluß, der durch das Verlangen nach seinem Wasser ihren Durst nicht stillte, sondern nur vermehrte. Sie sah ferner an verschiedenen Orten schattige Wälder und Häuser; aber der Wunsch nach ihnen diente ebenfalls nur zu Vergrößerung ihrer Pein. Was sollen wir von dieser unglücklichen Frau weiter sagen? die Sonne von oben, die Hitze des Estrichs von unten, die Stiche der Fliegen und Wespen von den Seiten hatten sie überall so zugerichtet, daß sie statt in der vorigen Nacht mit ihrer Weiße die Dunkelheit zu durchdringen, nun roth wie ein Rubin und über und über mit Blut besudelt war, so daß jedermann ihren Anblick für den häßlichsten Gegenstand auf der Welt würde gehalten haben. Trost- und hoffnungslos erwartete sie in diesem Zustande nichts weiter als den Tod.

Nach halb neun Uhr stand der Student auf, ging wieder zum Thurm, da ihm seine Schöne einfiel, um zu sehen, was sie mache, und schickte seinen noch nüchternen Bedienten zum Essen.

Schwach und von den heftigsten Schmerzen gepeinigt, setzte die Dame sich an die Oeffnung, als sie ihn merkte. „Rinieri“, sprach sie weinend, „du hast dich in der That über alle Maßen gerächt. Ich ließ dich freilich in meinem Hofe des Nachts steif frieren; aber du hast mich am Tage auf diesem Thurme braten und verbrennen, ja vor Hunger und Durst beinahe sterben lassen. Ich bitte dich lediglich um Gottes Willen nur heraufzusteigen und mir das Leben zu nehmen; denn bei den Martern, die ich dulde, wünsche ich nichts weiter als den Tod. Willst du mir aber auch diesen Gefallen nicht erzeigen, so lasse mir wenigstens einen Becher Wasser zukommen, damit ich meinen Mund nur ein wenig benetzen kann; denn meine Thränen sind nicht hinlänglich, die Trockenheit und Hitze desselben zu dämpfen.“

Die Schwäche, welche der Student in ihrer Stimme bemerkte, der Anblick verschiedener Theile ihres Körpers, die völlig verbrannt waren und ihr demüthiges Flehen erregten sein Mitleid ein wenig. „Schändliches Weib“, antwortete er jedoch, „von meinen Händen sollst du nicht sterben, sondern blos von den deinigen, wenn du Lust hast. Zur Linderung deiner Hitze sollst du von mir eben so viel Wasser haben, als

ich zur Erleichterung meiner Kälte von dir Feuer bekam. Was mich am meisten kränkt, ist, daß die übeln Folgen meines Frostes durch die Wärme von stinkendem Koth geheilt werden mußten, da deine Hitze mit kühlendem und wohlriechendem Rosenwasser behandelt werden kann: und statt daß ich in Gefahr war, meine Nerven und meinen ganzen Körper zu Grunde zu richten, du nach Abschälung dieser Hitzblasen wieder so schön werden wirst, wie eine Schlange, wenn sie ihre Haut abgelegt hat."

„Ach ich Unglückliche!" versetzte die Dame, „eine auf diese Art erlangte Schönheit gebe Gott meinen Feinden. Aber, Grausamster unter allen wilden Geschöpfen, wie war es dir möglich, mich so zu peinigen? was konnte ich von dir oder einem andern Härteres erwarten, hätte ich auch alle deine Angehörigen mit den größten Martern umgebracht,i wahrlich, ich kann mir keine größere Grausamkeit gegen enen Verräther denken, der an dem Untergange einer ganzen Stadt schuld wäre, als die du gegen mich ausgeübt: mich an der Sonne braten, von den Fliegen zerstechen zu lassen und mir nicht einmal einen Becher Wasser zu reichen, da man doch öfters rechtmäßig verurtheilten Mördern beim Hinführen zum Tode den verlangten Wein darreicht. Wohlan! da ich deine Grausamkeit so hart und unerschütterlich finde und dich auf keine Art zum Mitleid bewegen kann, so will ich geduldig mich zum Tode bereiten, damit Gott sich meiner Seele erbarme, und ihn bitten, auf dein Unternehmen mit gerechten Augen zu schauen." Nach diesen Worten begab sie sich mit den heftigsten Leiden auf die Mitte des Estrichs, ohne Hoffnung diese brennende Hitze zu überwinden, Nicht ein, sondern tausendmal glaubte sie außer andern Schmerzen vor Durst den Geist aufgeben zu müssen, weinte und jammerte schrecklich über ihr Unglück.

Gegen Abend, als es dem Studenten nunmehr genug zu sein schien, ließ er dem Bedienten die Kleider unter den Mantel nehmen und ging nach dem Hause der unglücklichen Dame, wo er ihre Magd untröstlich, betrübt und hülflos an der Thür sitzen fand. „Gutes Mädchen", sprach er, „wo ist denn deine Frau?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr!" antwortete die Magd, „diesen Morgen glaubte ich sie im Bette zu finden, wo ich si gestern Abend, dächte ich, hätte hineinsteigen sehen, aber sie

war weder dort, noch anderswo, und ich weiß nicht, wo sie hingekommen ist. Ich bin darüber sehr bekümmert. Könnet ihr mir's etwa sagen, mein Herr?"

„Hätte ich dich nur auch bei ihr gehabt, um dich für deine Schuld so zu bestrafen, wie ich sie für die ihrige habe büßen lassen; aber du sollst meinen Händen nicht entgehen! ich will dich für deine Mühe so bezahlen, daß du nie eine Mannsperson wieder zum Besten haben sollst, ohne an mich zu denken. — Gieb ihr", sprach er hierauf zu seinem Bedienten, „diese Kleider und sage ihr, daß sie ihre Frau holen kann, wenn sie will." Und der Diener vollzog diesen Befehl. Die Magd befürchtete aus dem Gehörten die Ermordung ihrer Frau, als sie die Kleider nahm und erkannte. Kaum daß sie sich des Schreiens enthalten konnte, lief sie mit den Kleidern eiligst nach dem Thurm, sobald der Student weg war.

Zufälligerweise hatten sich diesen Tag zwei Schweine eines Bauern verlaufen, der beim Suchen zu diesem Thurme kam, kurz nach der Entfernung des Studenten. Indem er sich überall umsah, hörte er das Jammern der armen Dame, stieg daher so viel als möglich hinan und schrie: „Wer weint dort oben?"

„Geh!" sprach die Frau, welche die Stimme des Bauers kannte und ihn beim Namen rief, „hole meine Magd und mache Anstalt, daß sie zu mir heraufkommen kann."

„Ei, Madame!" entgegnete der Bauer, als er sie ebenfalls erkannte, „wer führt euch da hinauf? eure Magd hat euch den ganzen Tag gesucht; aber wer hätte auf den Einfall kommen können, daß ihr hier wäret." Darauf nahm er die Sprossen der Leiter und fing an, sie in Ordnung zu bringen und mit Bast zusammen zu binden. Indem kam die Magd dazu, die nun nicht mehr an sich halten konnte. „Ach, meine beste Frau", schrie sie mit zusammengeschlagenen Händen, als sie in den Thurm kam, „wo seid ihr?"

„Liebes Kind", erwiderte die Dame, so laut sie konnte, „hier oben; weine nicht, sondern bringe mir bald meine Kleider." Halb getröstet durch ihre Stimme stieg die Magd mittelst der Treppe, welche der Bauer ziemlich wieder zusammengesetzt hatte, auf das Estrich. Als sie aber ihre Frau nicht einer menschlichen Gestalt, sondern einem halbverbrannten Klotze ähnlich ohne Kraft nackend auf dem Boden liegen fand,

wollte sie sich das Gesicht zerkratzen und fing nicht anders an zu weinen, als ob sie solche todt gefunden hätte. Aber die Frau bat sie um Gottes Willen zu schweigen und sie ankleiden zu helfen. Die Versicherung der Magd, daß niemand sonst wüßte, wo sie gewesen wäre als die, welche ihr die Kleider gebracht hätten und der gegenwärtige Bauer tröstete sie ein wenig, und sie beschwor dieselben, nie jemanden etwas davon zu entdecken.

Nach langem Geschwätze nahm der Bauer die Dame auf die Schultern, weil sie nicht gehen konnte nnd brachte sie glücklich aus dem Thurm. Der nichtswürdigen Magd aber, die hinterdrein kam und sich nicht genug in Acht nahm, entglitschte im Heruntersteigen der Fuß, daß sie von der Leiter fiel und ein Bein brach. Vor Schmerzen fing sie an, wie ein Löwe zu brüllen. Der Bauer setzte die Dame daher auf den Rasen nieder, um zu sehen, was jener widerfahren sei, trug sie, als er das Bein gebrochen fand, ebenfalls hinaus und setzte sie neben ihrer Frau hin.

Die Leiden der Frau wurden durch dieses Unglück noch um vieles vergrößert, weil sie von der Magd die meiste Hilfe gehofft hatte. Vor übermäßiger Betrübniß fing sie von neuem so kläglich an zu weinen, daß der Bauer sie nicht nur nicht zu trösten vermochte, sondern selbst mit zu schluchzen anfing.

Da die Sonne zum Untergang sich neigte, ging der Bauer auf Verlangen der trostlosen Frau hin und rief seine beiden Brüder und seine Frau, damit die Nacht sie hier nicht übereilte. Diese trugen die Magd auf einem Brette nach Hause; er selbst aber nahm die Frau auf die Schultern und schaffte sie in seine Wohnung, nachdem sie sich durch frisches Wasser und Zureden ein wenig erholt hatte. Die Bauerfrau gab ihr etwas Stärkendes, zog sie aus und legte sie ins Bette. Darauf machten sie Anstalt, daß die Frau und ihre Magd in der Nacht nach Florenz gebracht wurden.

Hier sann die Frau, der es an Ränken nicht fehlte, einen ganz übernatürlichen Zufall aus, der ihr und der Magd begegnet sein sollte, und machte ihren Brüdern, Schwestern und jedermann weiß, daß sie durch Geisterbeschwörungen in dies Unglück gerathen wären. Man holte sogleich Aerzte, und die Dame ward mit den größten Leiden und Schmerzen, indem oft die ganze Haut am Betttuche hängen blieb, von einem

Fieber und den übrigen Zufällen, sowie die Magd an ihrem Beine wieder geheilt.

Von der Zeit an vergaß die Dame ihren Geliebten und hütete sich weislich vor Neckerei und Liebe. Der Student hielt sich nun für gerächt genug und freute sich, als er hörte, daß auch die Magd das Bein gebrochen hatte, machte aber weiter kein Gerede davon. So ging es dem einfaltigen Weibchen mit ihrer Neckerei, weil sie glaubte, mit einem Studenten eben so herumspringen zu können, wie mit andern. Sie dachte nicht, daß doch die meisten wissen, ich will nicht sagen alle, wo der Teufel den Schweif hat. Hütet euch daher, liebe Damen, vor Neckereien, besonders bei Studenten!

Achte Erzählung.

Der Hahnreih im Kasten.

In Siena lebten einst, wie ich mir habe erzählen lassen, zwei junge ziemlich wohlhabende Leute aus bürgerlichen Familien, der eine Spinelloccio Tanena, der andere Zeppa di Mino mit Namen. Als Nachbarn waren sie beständig zusammen und liebten sich dem Anscheine nach mehr als Brüder. Jeder von ihnen hatte eine ganz hübsche Gattin. Durch die öftern Besuche, welche Spinelloccio dem Zeppa abstattete, er mochte zu Hause sein oder nicht, ward er mit dessen Frau so vertraut, daß es bis zum Beischlaf kam. Dies setzten sie eine ziemliche Weile von jedermann unbemerkt fort.

Nun traf es sich in der Folge einmal, daß Zeppa zu Hause war, ohne daß die Frau es wußte. Da kam Spinelloccio und rief ihn. Hurtig lief er hinauf, als er von ihr hörte, daß der Mann nicht zu Hause sei. Er fand sie ganz allein im Saale, und da er niemand weiter bei ihr sah, umarmte und küßte er sie, welches sie auch erwiderte. Alles dies sah Zeppa mit an, ohne ein Wort zu sagen, sondern blieb verborgen, um des Spieles Ende zu beobachten. Nicht lange so sah er seine Frau mit Spinelloccio einander in die Kammer gehn und sich verschließen. Dies wurmte ihn. Da er aber

sah, daß weder Lärm noch sonst etwas seine Beleidigung mindern, wohl aber den Schimpf vergrößern würde, so sann er auf eine Rache, die ihn befriedigen könnte, ohne daß man es weiter erführe. Nach langem Nachdenken glaubte er das Mittel hierzu entdeckt zu haben und blieb versteckt, so lange Spinelloccio bei der Frau war.

Gleich nach dessen Entfernung ging er zur Frau in die Kammer und fand sie beschäftigt, den Schleier in Ordnung zu bringen, den Spinelloccio im Tändeln ihr abgerissen hatte. „Was machst du da?“ fragte er sie.

„Siehst du es nicht?“ antwortete die Frau.

„Sehr wohl“, erwiderte Zeppa, „und habe mehr gesehen, als mir lieb ist“; und so kamen sie über das Geschehene in Wortwechsel. In der größten Angst gestand sie ihm den vertrauten Umgang mil Spinelloccio und bat mit Thränen um Vergebung, weil sie nach vielen Ausflüchten weiter nicht läugnen konnte.

„Du siehst, Frau“, versetzte Zeppa, „daß du Unrecht gethan hast! willst du, daß ich dir verzeihen soll, so thue pünktlich, was ich dir heißen werde. Du mußt nämlich Spinelloccio sagen, er solle morgen früh gegen drei Uhr unter irgend einem Vorwande sich von mir losmachen und her zu dir kommen. Wenn er da ist, werde ich nach Hause kehren. Sobald du mich hörst, verstecke und verschließe ihn in diesen Kasten. Das übrige werde ich dir schon alsdann sagen, was du zu thun hast. Du darfst dir darüber kein Bedenken machen, ich verspreche dir, ihm nichts zu Leide zu thun.“ Um den Mann wieder gut zu machen, versprach und that die Frau alles.

Als Zeppa und Spinelloccio des andern Tags beisammen waren, sagte dieser gegen drei Uhr, um welche Zeit er Zeppa's Frau den Besuch versprochen hatte: „Ich muß heute bei einem guten Freunde essen, den ich nicht warten lassen will; lebe also wohl!“

„Es ist ja noch nicht Essenszeit“, versetzte Zeppa.

„Das schadet nichts! ich habe ohnedies noch etwas mit ihm zu sprechen, weshalb ich bei guter Zeit bei ihm sein muß.“ Er verließ daher den Zeppa, nahm einen Umweg und ging zu dessen Frau. Kaum waren sie in die Kammer, als Zeppa nach Hause kehrte. Mit verstellter Furcht ließ die Frau, als sie

ihn hörte, den Spinelloccio in den von ihrem Manne ihr gezeigten Kasten kriechen, verschloß ihn und verließ die Kammer.

„Ist's Zeit zum Essen?" fragte Zeppa die Frau, als er hinaufkam.

„Ja wohl!" entgegnete die Frau.

„Spinelloccio", fuhr Zeppa fort, speist heute bei einem guten Freunde, und seine Frau ist allein; gehe doch an das Fenster und lade sie ein, mit uns zu essen!" Voll Furcht that die folgsam gewordene Frau alles, was er ihr hieß, und auf vieles Bitten erschien endlich die Frau des Spinelloccio, weil sie hörte, daß ihr Mann nicht zu Tische käme.

Zeppa erwies ihr bei ihrer Ankunft eine Menge Liebkosungen, nahm sie freundschaftlich bei der Hand und führte sie in die Kammer, die er hinter sich verschloß, nachdem er seiner Frau heimlich befohlen hatte, in die Küche zu gehen.

„Nun Zeppa, was soll das heißen?" sprach die Frau des Spinelloccio, als sie die Thür zuschließen sah; „habt ihr mich deshalb rufen lassen? ist das Freundschaft zum Spinelloccio und ein erlaubter Umgang mit ihm?"

„Madame!" entgegnete Zeppa, indem er sie festhaltend dem Kasten sich näherte, worin ihr Mann steckte, „ehe du dich beklagst, so höre mich an! Ich habe den Spinelloccio wie meinen Bruder geliebt und liebe ihn noch; aber gestern machte ich ohne sein Wissen die Entdeckung, daß er mein Vertrauen zu ihm dazu mißbraucht, meine Frau eben so zu bedienen wie euch. Weil ich ihn nun liebe, will ich mich nicht anders rächen, als er mich beleidigte. Er hat meine Frau gebraucht, und ich will dich wieder gebrauchen. Wenn du nicht willst, so muß ich mich an ihn halten; da ich mich nun einmal entschlossen habe, die Sache nicht ungerächt hingehen zu lassen, so will ich ihm so mitspielen, daß ihr beide keine vergnügte Stunde haben sollt."

„Mein lieber Zeppa", erwiderte die Frau bei dieser Nachricht, die es auf wiederholtes Zusichern endlich glaubte, „da deine Rache auf mich fallen soll, so bin ich's allenfalls zufrieden: doch mit der Bedingung, wenn du dafür sorgst, daß deine Frau bei dem, was wir vornehmen wollen, dennoch künftig mit mir in Eintracht lebe, so wie ich ferner mit ihr zu leben gedenke ungeachtet der mir zugefügten Beleidigung."

„Dies soll zuverlässig geschehen", entgegnete Zeppa. „Dazu

will ich dir auch noch ein so kostbares und schönes Kleinod schenken, dergleichen du gewiß noch nicht besitzen wirst.“ Mit diesen Worten umarmte er sie, legte sie mit Küssen auf den Kasten, worin der Mann steckte, und so erlustigten sie sich mit einander, so lange es ihm gefiel.

Spinelloccio, der im Kasten alle Worte des Zeppa und die Antworten seiner Frau gehört hatte, stand bei dem trevisanischen Tanze, den sie nun über seinem Kopfe aufführten, die längste Zeit beinahe Todesangst aus. Hätte er sich nicht vor dem Zeppa gefürchtet, er würde seiner Frau gewiß ein Kapitel gelesen haben, ungeachtet er eingesperrt war. Als er aber überlegte, daß er die Beleidigung angefangen, Zeppa daher recht thäte und noch gelind und freundschaftlich verführe: so faßte er den Vorsatz, mehr als jemals des Zeppa Freund zu sein, wenn dieser nur wollte.

Nachdem Zeppa seine Lust bei der Frau gebüßt hatte, verließ er den Kasten, und die Frau verlangte nunmehr das versprochene Kleinod. Er öffnete daher die Kammer und ließ seine Frau hereinkommen, die lächelnd weiter nichts sagte als: „Madame, ihr habt gleiches mit gleichem vergolten!“ „Oeffne diesen Kasten!“ sagte er hierauf und zeigte, als dies geschehen, den darin verborgenen Spinelloccio der Frau.

Es würde schwer zu beschreiben sein, welcher von beiden sich am meisten schämte, ob Spinelloccio beim Anblick des Zeppa, der wie er wohl sah alles wußte, was er gethan hatte, oder die Frau vor ihrem Manne, da sie sich leicht vorstellen konnte, daß er alles gehört und gefühlt hatte, was über ihm vorgegangen war. — „Hier ist das Kleinod“, sprach Zeppa, „das ich dir schenken will!“

Spinelloccio kroch aus dem Kasten und sagte ohne viele Umstände: „Zeppa, wir sind quitt. Das beste ist wohl, wie du kurz vorher sagtest, wir bleiben Freunde wie zuvor; und da wir sonst in keinem andern Stücke getheilt gewesen sind, als in den Weibern, so dächte ich, hätten wir auch diese künftig gemeinschaftlich.“ Zeppa war es zufrieden. Alle vier speisten mit der größten Einigkeit zusammen, und von nun an hatte jedes dieser beiden Weiber zwei Männer und so umgekehrt, ohne daß jemals eine Uneinigkeit oder Streit zwischen ihnen darüber entstanden wäre.

Neunte Erzählung.

Meister Simon.

Fast täglich sehen wir die Anzahl unserer Bürger durch Ankömmlinge von Bologna vermehrt; bald durch einen Richter, bald durch einen Arzt, bald durch einen Notarius mit langen und breiten scharlachnen Kleidern, Rauchwerk und jedem äußern Gepränge; wir sehen aber auch eben so oft, was sie für ein Glück machen. Unter andern wandte sich auch vor nicht gar langer Zeit ein gewisser Simone da Villa, reicher an ererbten Gütern als an Wissenschaft, in Scharlach gekleidet und mit einem großen Doktorhut versehen — weil er seinem Vorgeben nach Doctor der Arzneiwissenschaft war — hierher und miethete sich in der Straße ein, welche nunmehr Via del Cocomero heißt.

Dieser neuangekommene Herr Simon hatte unter andern Sonderbarkeiten auch die Gewohnheit, sich nach jedem Vorübergehenden zu erkundigen. Gleich als ob er nach den Handlungen der Leute seine Arzneimittel für Kranke hätte einrichten müssen, gab er aufmerksam auf alle Achtung. Unter denen, auf welche er sein vorzüglichstes Augenmerk richtete, waren zwei Maler, deren wir in unsern heutigen Erzählungen schon ein paarmal erwähnt haben, Bruno und Buffalmacco, die beständig beisammen waren und in seiner Nachbarschaft wohnten.

Sie schienen ihm, wie sie auch wirklich thaten, weniger als andere Leute sich um die Welt zu bekümmern und sehr lustig zu leben. Er fragte daher verschiedene Personen nach ihren Umständen, und da er von allen hörte, daß es arme Schelme und Maler wären: so setzte er sich in den Kopf, sie könnten unmöglich von ihrem Verdienste so leben, sondern müßten andere unbekannte Kanäle haben, woraus sie ansehnlichen Gewinn zögen, zumal da er sie als feine Leute hatte rühmen hören. Dies erregte in ihm den Wunsch, wo möglich mit beiden oder wenigstens mit einem Bekanntschaft zu machen, und er fand Gelegenheit, den Umgang des Bruno zu erlangen.

Dieser merkte nach einigen Unterredungen bald die Dummheit des Arztes, fing an, ihn zu einem seiner angenehmsten Zeitvertreibe zu brauchen und ihm das albernste Zeug weiß zu machen. Der Arzt fand in diesem Umgange ein unbeschreibliches Vergnügen. Nachdem er den Bruno einigemal zu Tische gebeten hatte, glaubte er nun recht vertraut mit ihm sprechen zu können; er entdeckte ihm daher seine Verwunderung, daß er und Buffalmacco bei ihren dürftigen Umständen doch so vergnügt lebten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie dies machten.

Bruno mußte über diese wie gewöhnlich einfältige und abgeschmackte Frage des Arztes bei sich selbst lachen und nahm sich vor, ihm zu antworten, wie seine Dummheit es verdiente. „Mein Herr“, sprach er, „jedermann würde ich es nicht sagen, wie wir's machen; da ihr aber mein Freund seid, und ich weiß, daß ihr es nicht ausplaudern werdet, so habe ich kein Bedenken, es euch zu entdecken. Allerdings leben wir, mein Kamerad und ich, lustiger und herrlicher als ihr denkt. Von unserer Kunst oder von Einkünften aus anderen Gütern könnten wir kaum das Wasser bezahlen, das wir brauchen. Deswegen dürft ihr aber nicht glauben, daß wir stehlen, sondern wir gehen auf Freibeuterei aus; dadurch erwerben wir ohne Nachtheil anderer alles, was zu unserm Vergnügen und Bedürfniß gehört, und dies ist der Grund unserer von euch bemerkten lustigen Lebensart.“

Der Arzt staunte über diese Entdeckung, die er blindlings für wahr annahm, nicht wenig, empfand sogleich das brennendste Verlangen zu wissen, was die Freibeuterei sei, und bat mit der Versicherung inständig, es ihm zu erklären, daß er es keinem Menschen je offenbaren würde.

„Aber, mein Herr!“ entgegnete Bruno, „was verlangt ihr von mir? ihr begehrt ein zu großes Geheimniß zu wissen, unmöglich kann ich dieses euch sagen; denn mein Glück und Leben wären in Gefahr, wenn es jemand wieder erführe.“

„Sei versichert, Bruno“, erwiderte der Arzt, „daß außer dir und mir keine Seele etwas davon erfahren soll!“

„Wohlan, mein Herr!“ versetzte Bruno nach vielen Umständen; „meine Liebe und mein Vertrauen zu euch sind so groß, daß ich euch keine Bitte abschlagen kann; ich will es euch daher jedoch mit der Bedingung entdecken, mir bei allem

zu schwören, was heilig ist — wie ihr auch schon versprochen habt — niemanden je etwas davon zu sagen"; und der Arzt gab ihm sein Wort darauf.

„Nun, mein theuerster Herr", hob Bruno wieder an, „so muß ich euch sagen: Vor nicht gar langer Zeit hielt sich hier ein großer Schwarzkünstler auf, Namens Michael Scotus — ein Schottländer — von den angesehensten Männern mit größter Ehre begabt, deren gegenwärtig nur noch wenige leben. Auf ihr Bitten ließ er ihnen beim Abschiede zwei seiner geschicktesten Schüler mit dem Befehle zurück, diesen Männern für die ihm erwiesene Ehre in allen ihren Wünschen jederzeit zu willfahren. Sie thaten es auch und waren ihnen in Liebeshändeln und anderen Vorfällen auf alle Art behülflich. Die Stadt und die Lebensart der Leute gefiel ihnen so, daß sie sich hier niederzulassen beschlossen und einige in ihre vorzüglichste und engste Freundschaft aufnahmen, ohne darauf zu sehen, ob sie vornehm oder nicht, reich oder arm waren, wenn sie sich nur zu ihrer Lebensart schickten. Diesen ihren Freunden zu Gefallen errichteten sie eine Gesellschaft von ungefähr fünf und zwanzig Personen, die sich wenigstens zweimal des Monats an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln müssen. Hier eröffnet jeder ihnen seinen Wunsch, den sie alsbald noch in der nämlichen Nacht erfüllen. Auch Buffalmacco und ich waren mit diesen beiden so gute und vertraute Freunde, daß sie uns in ihre Gesellschaft aufnahmen.

Ich versichere euch, unsere Versammlungen geben durch herrliche Tapezirungen des Speisesaals, königlich zubereitete Tafeln, eine Menge ansehnlicher und schöner Aufwärter beiderlei Geschlechts, die jedem von der Gesellschaft zu Diensten stehen, goldenes und silbernes Geschirr, woraus wir essen und trinken, und überdies durch die Menge und Verschiedenheit der Speisen, die nach eines jeden Belieben in der Ordnung ihnen vorgesetzt werden, einen bewundernswerthen Anblick. Die süßen Töne der Instrumente und die harmonischen Gesänge, die sich hören lassen, sind über allen Ausdruck. Eben so unbeschreiblich ist die Menge der Wachslichter, des Konfekts und der köstlichen Weine, die bei der Tafel aufgehen. Und bilde dir um des Himmels willen nicht ein, daß wir dort in unseren gewöhnlichen Kleidern erscheinen. Unser Anzug und Putz ist so schön und prächtig, daß der geringste wenigstens

das Ansehn eines Kaisers hat. Das größte Vergnügen aber besteht in der Gesellschaft schöner Frauen, die auf eines jeden Verlangen aus allen Enden der Welt sogleich herbeigeschafft werden. Da würdet ihr die Königin der Basken, die Gemahlin des Sultans, die Kaiserin von Osbech und andere, kurz, alle Königinnen des Erdbodens bis auf die Schinchimurra des hurtigen Johann sehen, welche Hörner auf dem Hintern hat.

Nach der Tafel werden einige Tänze aufgeführt, und dann geht jede mit dem in ihr Schlafzimmer, auf dessen Verlangen sie erschienen ist. Diese gleichen an Schönheit dem Paradiese und duften nicht weniger Wohlgeruch, als die Spezereibüchsen in euern Apotheken. Die Betten, worin sie schlafen, würden euch schöner dünken als die des Dogen zu Venedig. Wie man sich hier die Zeit vertreibt, mögt ihr euch selber vorstellen. Unter diejenigen, welchen es am besten geht, gehören nach meinem Gutdünken auch Buffalmacco und ich; denn dieser läßt sich meist die Königin von Frankreich, ich mir aber die Königin von England kommen; beide ein Paar der schönsten Damen auf der Welt, und wir haben uns bei ihnen so in Gunst zu setzen gewußt, daß nichts darüber geht. Nun könnt ihr leicht erachten, ob wir nicht Ursache haben, lustiger als andere Leute zu leben, wenn ihr bedenkt, daß wir die Liebe zweier solcher Königinnen genießen und überdies ein paar tausend Dukaten sogleich von ihnen erlangen können, wenn wir wollen. Dies nennen wir gewöhnlich auf Freibeuterei ausgehen. Denn wir machen es wie die Seeräuber, die jedem das seinige abnehmen, nur mit dem Unterschiede, daß jene nichts wiedergeben, wir aber solches nach dem Gebrauche thun. Nun habt ihr, mein lieber Herr Doktor, wohl verstanden! was wir unter Freibeuterei meinen; aber ihr werdet auch einsehen, welches Geheimniß die Sache erfordert, und ich darf euch deshalb nicht weiter ermahnen oder bitten."

Der Doktor, dessen Wissenschaft sich wohl nicht viel weiter erstreckte, als einem kleinen Kinde den Grindkopf zu heilen: sah die Erzählung des Bruno für ausgemachte Wahrheit an und brannte vor Verlangen nach Aufnahme in diese Gesellschaft so sehnlich, als nach einem der unentbehrlichsten Gegenstände. Er antwortete daher dem Bruno, daß es solchergestalt kein Wunder sei, wenn sie lustig wären; und kaum konnte er

sich enthalten, ihn auf der Stelle darum zu bitten. Doch verschob er es auf eine schicklichere Gelegenheit, um sein Anliegen mit größerer Zuversicht anbringen zu können.

In dieser Absicht setzte er seinen Umgang mit ihm ununterbrochen fort, bat ihn beständig zu Tische und bewies ihm eine uneingeschränkte Liebe. Sie waren so fest und genau mit einander verbunden, daß der Doktor ohne Bruno nicht leben konnte, und damit dieser für solche Ehre nicht undankbar schiene, malte er ihm in seinem Saale die Fasten und ein Agnus dei am Eingange des Zimmers, an der Thür auf der Straße aber ein Uringlas, damit die ihn zu finden wüßten, welche seines Rathes bedurften. Auf dem Gange hatte er ihm den Krieg der Ratten und Katzen gemalt, welches der Arzt für eins der schönsten Stücke hielt. Ueberdies sagte er ihm zuweilen, wenn er nicht zu Tische gekommen war: „Heute Nacht bin ich in der euch bewußten Gesellschaft gewesen; weil ich aber der Königin von England ein wenig überdrüssig bin, ließ ich mir die Gumedra des großen Tartarchans kommen.

„Was heißt das, Gumedra?" fragte der Arzt; „diesen Namen verstehe ich nicht."

„Darüber wundere ich mich nicht, mein Herr", entgegnete Bruno; „ich habe mir sagen lassen, daß Porco grasso (fettes Schwein) und Vanne a cena (Geh' zu Tische!) deren nicht gedenken."

„Du meinst vielleicht Hipp krates (Italienisch: Ippocrasso) und Avicenna?" versetzte der Arzt.

„Ich weiß den Henker und verstehe mich auf eure Namen eben so wenig, als ihr euch auf die meinigen. Aber Gumedra will in der Sprache des großen Chans so viel sagen, als bei uns „Kaiserin". Da solltet ihr ein herrliches Weib sehen! ich versichere euch, ihr würdet Arznei, Recepte und Pflaster darüber vergessen." — Um ihn desto hitziger zu machen, wiederholte er diese Erzählung zuweilen.

Als der Arzt den Bruno durch Höflichkeit genug gewonnen zu haben glaubte, entschloß er sich eines Abends, da er ihm beim Malen des Ratten- und Katzenkrieges das Licht halten mußte, ihm sein Anliegen zu entdecken. „Bruno", sprach er, als sie allein waren, „Gott weiß! keinem Menschen auf der Welt würde ich so viel zu Gefallen thun als dir, und ich glaube, ich würde von hier nach Peretola gehen, wenn du es verlangtest. Wundere dich daher nicht, wenn ich auch eine

freundschaftliche und zuversichtliche Bitte wagte. Du hast mir, wie du weißt, vor einiger Zeit die Verfassung einer lustigen Gesellschaft erzählt. Ich habe ein solches Verlangen bekommen, in dieselbe zu treten, daß ich nichts sehnlicher wünsche. Es geschieht nicht ohne Absicht, wie du sehen wirst, wenn ich dazu gelangen sollte. Du magst nichts mehr von mir halten, wenn ich nicht das schönste Mädchen kommen lasse, welches du seit langer Zeit gesehen hast. Ich sah sie vor einigen Jahren zu Cacavincigli und bin ihr für mein Leben gut. Wahrlich, ich bot ihr zehn ganze Bolognini, wenn sie mir einen Gefallen thäte, aber sie wollte nicht. Ich bitte dich, was ich kann, sage mir, wie ich es anfangen muß, um dazu zu gelangen, und sei mir bei deinen Kameraden behülflich. Ihr sollt an mir ein gutes, treues und ehrwürdiges Mitglied haben. Sieh mich nur an! was für ein schöner Kerl! was für Waden! mein Gesicht blüht wie eine Rose. Dazu bin ich Doktor der Arzneikunde, deren ihr, glaube ich, noch keinen habt, weiß viele hübsche Sachen und schöne Liedchen, davon ich dir eins singen will;" und sogleich fing er an.

Bruno konnte sich das Lachen kaum verbeißen, doch enthielt er sichs.

„Was meinst du?" fragte der Arzt nach beendigtem Lied.

„Wahrlich!" entgegnete Bruno, „ihr habt eine so herrliche und durchdringende Stimme, daß man die schönste Zither vor euch nicht hören würde."

„Gelt!" erwiderte der Arzt, „du würdest es nimmermehr geglaubt haben, wenn du es nicht gehört hättest?"

„In der That!" antwortete Bruno.

„Ich kann noch weit mehr; aber dies wollen wir jetzt sein lassen. Wie du mich da siehst, war mein Vater ein Edelmann, obgleich er auf dem Lande lebte, und ich von einer Mutter aus dem Hause da Vallecchio geboren worden. Und wie du wirst gesehen haben, besitze ich die besten Bücher und schönsten Kleider unter allen Aerzten in Florenz. Wahrlich! ich habe ein Kleid, das mir vor länger als zehn Jahren mit allen Unkosten beinahe an hundert Lire zu stehen kam. Ich bitte dich daher, was ich kann, verhelfe mir zu dieser Gesellschaft; bei meiner Seele! wenn du es thust, so will ich keinen Heller für meine Mühe nehmen, du magst krank werden, wie du willst."

Bruno erkannte auch hieraus, sowie aus seinen übrigen Unterhaltungen den Einfaltspinsel. „Mein Herr!“ sprach er, „haltet das Licht ein wenig hierher und geduldet euch nur, bis ich die Schwänze an die Ratten gemacht habe, alsdann will ich euch antworten. — Es ist wahr“, fuhr er mit einer bedenklichen Miene fort, als sie fertig waren, „ihr erbietet euch mir zu wichtigen Diensten; aber derjenige, den ihr von mir verlangt, ist doch für mich ein sehr wichtiges Geschäft. Wenn ich es könnte und für einen Menschen in der Welt thäte, so wäret ihr es, theils der euch schuldigen Liebe, theils eurer Reden wegen, die so voll Verstand sind, daß der Erfahrenste dadurch in seinem Vorsatz abgebracht werden könnte, geschweige denn ich. Je länger ich mit euch umgehe, desto einsichtsvoller finde ich euch. Und wenn ihr durch nichts anderes mein Wohlwollen verdientet, so geschähe es doch schon eurer Liebe wegen zu einem so schönen Gegenstande, als ihr mir gesagt habt. Aber ich muß gestehen, hierin kann ich eure Absicht nicht befördern, noch das Nöthige für euch thun. Wenn ihr mir aber das heilige und unverletzbare Versprechen gebt, verschwiegen zu sein: so will ich euch sagen, was ihr zu beobachten habt, und ich glaube gewiß, daß es euch in Rücksicht der schönen Bücher und anderer vorerwähnten Dinge glücken wird.“

„Du kannst es sicher sagen“, versetzte der Arzt; „ich sehe, daß du mich noch nicht genug kennst und weißt, wie verschwiegen ich bin. Guasparruolo da Saliceto that wenig, ohne es mir vorher zu sagen, als er Richter bei dem Gerichte von Forlimpopoli war, blos weil er mich als einen guten Bewahrer der Geheimnisse kannte. Du wirst sehen, daß ich Recht habe; ich war der erste, dem er entdeckte, daß er die Bergamina heirathen wollte. Siehst du wohl?“

„Nun“, erwiderte Bruno, „wenn der traute, so kann ich sicher auch trauen. Der Weg, welchen ihr einzuschlagen habt, ist folgender: Wir haben bei unserer Gesellschaft jederzeit einen Vorsteher und zwei Räthe, die aller sechs Monate abwechseln. Den ersten künftigen Monats wird Buffalmacco unfehlbar Vorsteher, und ich Rath werden; so ist es beschlossen. Der Vorsteher kann viel zu eurer Aufnahme beitragen und dazu verhelfen, wenn er will. Ich dächte daher, daß ihr so viel als möglich den Umgang des Buffalmacco suchtet und ihm Ehre erzeigtet. Er ist ein Mann, der bei Entdeckung eurer Ein=

sichten den Augenblick von euch eingenommen sein wird. Habt ihr ihn nun mit eurem Verstande und euern übrigen Vorzügen ein wenig bekannt gemacht, so thut ihr euren Antrag, und er wird es euch gewiß nicht abschlagen können. Ich habe schon von euch mit ihm gesprochen und die besten Gesinnungen bei ihm gefunden. Wenn ihr dies alles gethan habt, alsdann laßt mich und ihn weiter sorgen."

„Der Vorschlag gefällt mir", entgegnete der Arzt. „Wenn Buffalmacco ein Mann ist, der an gescheiden Leuten einen Geschmack findet und sich ein wenig mit mir unterhält, so will ich ihn schon einnehmen; denn ich habe so viel Verstand, daß ich eine ganze Stadt damit versehen und dennoch klug genug bleiben könnte."

Nach dieser Verabredung erzählte Bruno dem Buffalmacco den ganzen Handel umständlich, und dieser konnte es kaum erwarten, den einfältigen Arzt anzuführen. Vor Sehnsucht nach der Freibeutergesellschaft ruhte dieser nicht eher, bis er die Freundschaft des Buffalmacco erlangte, welches ihm nicht schwer ward. Er gab ihm nebst dem Bruno die herrlichsten Mittags- und Abendessen, und diese schmausten wie die großen Herren und ließen sich den guten Wein, die fetten Kapaunen und andere Leckerbissen, womit der Arzt sie beehrte, wohlschmecken. Ohne sich lange nöthigen zu lassen, versicherten sie nur immer, daß sie es bei einem andern nicht thun würden und blieben.

Als es dem Arzt Zeit schien, machte er dem Buffalmacco seinen Antrag, worüber dieser sich sehr aufgebracht stellte und den Bruno heftig anfuhr. „Bei Gott", sprach er, „ich möchte dich zu Boden stürzen, Verräther! niemand als du kann dem Arzt diese Sachen entdeckt haben." Aber der Arzt vertheidigte ihn auf das beste, indem er hoch und theuer schwur, er habe es anderswo gehört, und durch seine weisen Reden beruhigte er ihn endlich. „Mein Herr!" sprach er darauf, „man sieht wohl, daß ihr in Bologna gewesen seid, schweigen könnt und das A. B. C. nicht wie mancher Narr gelernt habt. Ihr müßt sicherlich ein Sonntagskind sein. Bruno hat mir zwar gesagt, daß ihr die Arzneiwissenschaft triebt; aber es scheint mir, daß ihr darauf studirt, Leute zu gewinnen, und dies könnt ihr mit eurem Verstande und mit euren Reden besser, als ich je einen Menschen gefunden habe."

Hier unterbrach ihn der Arzt. „Der Umgang und die Unterhaltung mit weisen Männern ist doch eine herrliche Sache“, sprach er zum Bruno. Würde ein anderer als dieser brave Mann meinen Verstand in seinem ganzen Umfange so eingesehen haben? du erkanntest meine Verdienste nicht halb so geschwind als er. Erinnerst du dich dessen, was ich sagte, als du mir des Buffalmacco Geschmack an verständigen Männern rühmtest? glaubst du, daß ich meine Absicht erreicht habe?“ — „Vortrefflich!“ erwiderte Bruno.

„Was würdest du dann erst gesagt haben“, wandte der Arzt sich wieder zum Buffalmacco, „wenn du mich in Bologna gesehen hättest? da war ich bei allen, Groß und Klein, Doktor und Student, auf das beste angeschrieben; denn ich wußte mit meinen Gesprächen und Kenntnissen alle zu unterhalten. Ja ich durfte kein Wort sagen, so machte ich jedermann zum Lachen; so gefiel ich ihnen. Bei meiner Abreise flossen Ströme von Thränen. Alle verlangten, daß ich bleiben sollte und zwar aus dem wichtigen Grunde, damit ich ganz allein den Studirenden medicinische Vorlesungen hielte; aber nein, ich hatte einmal den Entschluß gefaßt hierher zu gehen und that es ansehnlicher Erbgüter wegen, die beständig meiner Familie gehört haben.“

„Nun, was meinst du?“ fragte Bruno den Buffalmacco; „du wolltest mir es nicht glauben, als ich dir davon sagte. Beim Himmel! alle hiesigen Aerzte verstehen nicht den Urin eines Esels gegen ihn, und du wirst wahrlich von hier bis Paris nicht seines Gleichen finden. Hast du nun noch ein Bedenken, seinen Wunsch zu erfüllen?“

„Bruno hat Recht“, versetzte der Arzt, „ihr kennt mich nur noch nicht genug! denn gewissermaßen gehört ihr doch zu dem gemeinen Haufen; ich wünschte nur, ihr sähet mich unter den Doktoren meine Rolle spielen.“

„In der That, mein Herr“, erwiderte Buffalmacco, „das hätte ich gar nicht in euch gesucht! ich kann euch nicht antworten, wie es sich für einen einsichtsvollen Mann gebührt; aber ich muß euch so viel sagen, daß ich euch ohne Zweifel zur Aufnahme in unsere Gesellschaft verhelfen will.“

Auf dies Versprechen verdoppelte der Arzt seine Ehrenbezeigungen gegen sie, wobei sie sich sehr wohl befanden und das abgeschmackteste Zeug mit ihm vornahmen. Zur Beischlä-

ferin versprachen sie ihm die Gräfin von Civillari, welche sie ihm als den schönsten Gegenstand in der Schöpfung beschrieben. Der Arzt fragte, was denn dies für eine Gräfin wäre? „Eine der größten Damen, mein Kind“, erwiderte Buffalmacco; „es giebt wenig Häuser in der Welt, worin sie nicht einiges Recht hat. Sogar die Minoritenbrüder, geschweige denn andere, zollen ihr mit Paukenschall; sie geht ziemlich merkbar einher, obschon sie die meiste Zeit eingesperrt ist. Vor kurzem ging sie einst in der Nacht vor eurem Hause vorüber, um im Arno sich die Füße zu waschen und ein wenig frische Luft zu schöpfen, weil sie sich gewöhnlich in Laterina aufhält. Doch gehen ihre Diener sehr fleißig herum, die zum Zeichen ihrer Vorzüge alle eine Wünschelruthe und ein Senkblei tragen. Auch von ihren übrigen Leuten sieht man überall genug; verschiedene davon wohnen in eurem Hause, auf die ihr euch aber jetzt vielleicht nicht besinnt. Zu den süßen Umarmungen dieser Dame, gegen welche die Schöne aus Cacavincigli gar nicht in Betrachtung kommt, wollen wir euch verhelfen, wir müßten uns sehr irren.“

Der Arzt, welcher in Bologna geboren und nicht von der Stelle gekommen war, verstand diese Namen nicht und schätzte sich daher einer solchen Dame wegen glücklich. Kurz nach diesem Schnickschnack verkündigten die Maler ihm seine bewilligte Aufnahme. Er lud daher den Tag vor der festgesetzten nächtlichen Versammlung beide zu Tische und fragte sie nach der Tafel, auf welche Art er in der Gesellschaft erscheinen müßte?

„Hört nur an, mein Herr!“ hub Buffalmacco an; „ihr müßt sehr beherzt sein, sonst könnten euch Schwierigkeiten gemacht, wir aber in das größte Unglück gestürzt werden. Bei welcher Gelegenheit ihr eure Herzhaftigkeit zu zeigen habt, sollt ihr gleich hören. Ihr müßt euch nämlich diese Nacht zur Zeit des ersten Schlafes auf eins von den hohen Gräbern, die vor kurzem bei Santa Maria Novella aufgerichtet worden sind, stellen und zwar in einem eurer schönsten Kleider; theils damit ihr das erstemal anständig vor Gesellschaft erscheint, theils weil die Gräfin euch auf ihre Kosten zum Ritter machen will, weil sie erfahren, daß ihr adlichen Geblütes seid. Doch wartet so lange, bis wir euch werden abholen lassen! es wird nämlich — damit wir euch auf alles vorbereiten — ein schwarzes gehörntes Thier mittlerer Größe erscheinen und euch durch gewaltiges Schnauben und Springen auf dem Platze anfangs zu

schrecken suchen; wenn es aber sieht, daß ihr euch nicht fürchtet, sich ruhig nähern. Dann steigt ohne Furcht vom Grabe, setzt euch darauf, ohne Gott oder einen Heiligen anzurufen und steckt die Hände in den Busen, wie wenn ihr eine artige Stellung machen wolltet, ohne das Thier weiter zu berühren; so wird es euch mit sanften Schritten zu uns bringen. Aber, ich wiederhole es nochmals, wenn ihr Gott oder einen Heiligen anrufen oder in Furcht gerathen solltet, so könnte es euch an einen Ort abwerfen, wo es stinken möchte. Traut ihr euch also nicht Herz genug zu, so bleibt lieber davon; ihr würdet euch Unglück und uns auch keinen Vortheil zuziehen."

„Ihr kennt mich noch gar nicht", versetzte der Arzt; „macht euch etwa dies besorgt, daß ich Handschuh und lange Kleider trage? wenn ihr wissen solltet, was ich zuweilen des Nachts in Bologna angegeben habe, wenn ich mit meinen guten Freunden zum Mädchen ging, ihr würdet euch wundern. Wahrlich! einmal des Nachts wollte eine nicht mit uns gehen, — es war ein elendes Ding, kaum eine Spanne hoch — ich gab ihr aber erst etliche Stöße, ergriff sie dann und schleppte sie beinahe einen Steinwurf weit, so daß sie mit fort mußte. Ein andermal, erinnere ich mich, ging ich allein mit meinem Bedienten bald nach dem Gebetlauten beim Kirchhof der Minoriten vorbei, ohne mich zu fürchten, da doch am Tage eine Frau begraben worden war. Macht euch also darüber keine Sorgen! ich bin mehr denn zu beherzt und muthig. Und um recht anständig zu erscheinen, will ich meinen scharlachnen Rock mit den Feeaufschlägen anziehen, in welchem ich promovirt habe. Ihr sollt sehen, daß die Gesellschaft über meinen Anblick eine Freude haben wird, und daß ich mit der Zeit euer Vorsteher werden will. Wie soll es nicht erst werden, wenn ich dort gewesen bin, da die Gräfin sich schon so in mich verliebt hat, ohne mich gesehen zu haben, daß sie mich zum Ritter machen will! wer weiß, steht mir die Ritterschaft nicht übel! will mich schon drein schicken! laßt mich nur gehen."

„Reden könnt ihr gut!" erwiderte Buffalmacco; „daß ihr uns aber keinen Streich macht nnd nicht kommt, oder nicht da seid, wenn nach euch geschickt wird. Es ist ziemlich kalt, und ihr Herren Aerzte seid ein wenig zärtlich."

„Bewahre der Himmel!" entgegnete der Arzt, „ich bin keineswegs so frostig und mache mir aus der Kälte nichts.

Wenn ich des Nachts zuweilen aufzustehen genöthigt werde, nehme ich selten weiter was, als meinen Pelz übers Wamms. Ich werde ganz gewiß da sein."

Mit Einbruch der Nacht gingen die beiden Maler fort. Der Arzt nahm nach einer Entschuldigung bei seiner Frau heimlich seinen schönen Rock, zog ihn an, als es ihm Zeit dünkte und begab sich auf eins von den gedachten Gräbern, wo er in der größten Kälte das Thier erwartete.

Buffalmacco ein starker, nerviger Mann, suchte eine von den Masken zu bekommen, die man damals zu gewissen, heutzutage nicht mehr gewöhnlichen Spielen brauchte, und wickelte sich in einen schwarzen umgekehrten Pelz ein, so daß er das Ansehen eines Bären hatte, die Maske ausgenommen, welche jenem Teufelsgesichte mit Hörnern glich. So ging er nun auf den neuen Platz bei Santa Maria Novella. Bruno folgte von ferne, um zu sehen, wie der Handel ablaufen würde. Sobald Buffalmacco den Arzt erblickte, fing er entsetzlich an zu springen, zu schnauben, zu brummen und zu lärmen, als ob er wüthend wäre. Dem Arzt standen alle Haare dabei zu Berge und er fing furchtsamer als ein Weib, durchaus an zu zittern. In diesem Augenblicke wünschte er lieber auf seinem Zimmer, als hier zu sein. Weil er aber einmal da war und ein so großes Verlangen hatte, die von jenen gehörten Wunderdinge zu sehen, so zwang er sich Muth ein.

Nachdem Buffalmacco eine Zeit lang gerast hatte, stellte er sich ruhig, näherte sich dem Grabe, worauf der Arzt war, und stand still. Dieser zitterte vor Furcht durch und durch und wußte nicht, ob er aufsteigen oder bleiben sollte. Endlich verjagte die zweite Furcht, es möchte ihm ein Unglück begegnen, wenn er es nicht thäte, die erste; er stieg daher mit den heimlichen Worten: „Gott steh mir bei!" vom Grabe, setzte sich in gehöriger Ordnung auf und hielt die Hände mit unaufhörlichem Zittern nach der ihm gegebenen Vorschrift.

Darauf nahm Buffalmacco gemächlich seinen Weg nach Santa Maria della Scala, kroch bis an einen gewissen Ort, wo die Bauern damals ihre Unsauberkeiten der gedachten Gräben aufbewahrten, näherte sich dem Rande eines dieser Gräben, griff mit der Hand unter einen Fuß des Arztes, als er den Vortheil ersah und warf ihn gerade den Kopf vorweg hinein. Von hier ging Buffalmacco mit Brummen, Wüthen und Sprin-

gen nach Santa Maria Novella hin auf den Platz aller Heiligen, wo er den Bruno wieder antraf, der vor Lachen fortgelaufen war. Voll Freude blieben beide von fern stehen, um zu sehen, was der besudelte Arzt anfangen würde.

Dieser wandte alle Kräfte an, sich wieder aufzuraffen und aus einem so abscheulichen Ort zu entkommen, fiel aber bald auf diese, bald auf die andere Seite wieder zurück und besudelte sich vom Kopf bis auf die Füße. Doch arbeitete er sich endlich, nachdem er in der Angst und Noth etliche Drachmen von dieser Masse verschluckt hatte, mit Verlust seines Käppchens wieder heraus. Er reinigte sich mit den Händen so gut als möglich, ging nach Hause, weil er sich nicht anders zu rathen wußte und pochte so lange, bis man ihm aufmachte.

Sobald er solchergestalt balsamirt hinein und die Thüre wieder verschlossen war, kamen Bruno und Buffalmacco näher, um die Bewillkommnung des Arztes von seiner Frau zu hören und vernahmen, daß sie ihn auf die niederträchtigste Art herunterriß. „Ei wie du aussiehst!“ sprach sie; „warst gewiß zu einer andern gegangen und wolltest mit dem scharlachnen Rock recht stattlich erscheinen. Kann ich dir denn nicht Genüge leisten? zum Henker! ich glaube für mehrere als dich hinlänglich zu sein. Hätten sie dich doch, statt an den dir gebührenden Ort zu werfen, erdrosselt! du bist mir ein ehrbarer Doktor! eine Frau zu haben und des Nachts zu andern Weibern zu gehen!“ Mit diesen und ähnlichen Reden hörte die Frau die halbe Nacht nicht auf, den Mann auszuschelten, welcher sich über und über waschen ließ.

Den andern Morgen bemalten Bruno und Buffalmacco den ganzen Leib unter den Kleidern mit braunen und blauen Flecken, wie sie von Schlägen zu entstehen pflegen und gingen zum Arzt, der bereits aufgestanden war. Alles stank ihnen beim Eintritt entgegen, weil die Sachen noch nicht hinlänglich hatten gereinigt werden können. „Gott gebe euch einen guten Tag!“ rief der Arzt, als er sie kommen sah und lief ihnen entgegen.

„Diesen wünschen wir euch nicht!“ antworteten Bruno und Buffalmacco abgeredetermaßen mit unwilliger Miene, „sondern daß ihr Unglück haben müßtet, so lange ihr lebt, treulosester Verräther, den es je unter der Sonne gab! wir gaben uns alle Mühe, dir Ehre und Vergnügen zu verschaffen und bald

wären wir deinetwegen wie die Hunde ums Leben gekommen. Für deine Treulosigkeit mußten wir diese Nacht die schmerzhaftesten Schläge erdulden und liefen beinahe Gefahr aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche man euch durch unsern Vorschub aufnehmen wollte. Wenn ihr es nicht glaubt, so seht nur, wie unsere Leiber aussehen.“ Hier zeigten sie ihm an einem dunkeln Ort nach Oeffnung der Kleider die bemalte Brust, die sie jedoch gleich wieder bedeckten.

Der Arzt wollte sich entschuldigen und ihnen sein Unglück erzählen, wie und wo er wäre hingeworfen worden, aber Buffalmacco versetzte: „Ich wollte, sie hätten euch zur Brücke hinunter in den Arno geschmissen. Warum rieft ihr Gott und seine Heiligen an? sagten wirs euch nicht im Voraus?“

„Bei meiner Seele“, entgegnete der Arzt, „ich dachte nicht daran!“

„Wie?“ versetzte Buffalmacco, „nicht daran gedacht? ihr dachtet nur zu sehr daran! Unser Abgeordneter versicherte uns, ihr hättet gezittert wie eine Ruthe und nicht gewußt, wo ihr wäret. Ihr habt uns schön angeführt! aber es soll uns niemand wieder so kommen, und euch schon noch der gebührende Lohn dafür werden.“

Der Arzt bat um Verzeihung; sie möchten ihm um Himmels Willen keinen Schimpf anthun und gab ihnen die besten Worte von der Welt, um sie zu beruhigen. Aus Furcht, sie möchten seine Schande entdecken, suchte er ihnen durch Gastereien und auf andere Art noch weit mehr Ehre und Höflichkeiten als vorher zu erzeigen. So lehrt man dem Weisheit, der sie in Bologna nicht gelernt hat.

Zehnte Erzählung.

Salabetto und die sicilianische Courtisane.

In allen Städten, die einen Hafen haben, war ehedem und vielleicht noch heut' zu Tage üblich, daß alle Kaufleute ihre Waaren, welche sie dahin bringen, abladen und in ein großes Vorrathshaus schaffen, welches an verschiedenen Orten Kauf-

haus genannt und entweder auf allgemeine, oder auf des Landesherrn Kosten erhalten wird. Sie geben den Aufsehern dabei ein Verzeichniß ihrer Waaren mit Bestimmung des Werthes, und diese weisen ihnen eine Niederlage an, worin sie die Waaren schaffen und verschließen können. Dann tragen die Zollbedienten alle Waaren auf Rechnung des Kaufmanns in ein Buch und lassen sich von dem, was verkauft wird, etwas gewisses bezahlen. Aus diesen Büchern unterrichten sich die Mäkler gemeiniglich von der Güte und Menge der vorhandenen Waaren und von den Kaufleuten, denen sie gehören, um mit ihnen einen Handel oder Tausch treffen zu können, wenn etwas vorfällt.

Diese Gewohnheit war auch in Palermo und ganz Sicilien, wo es bis jetzt immer eine Menge sehr schöner, doch mit der Ehre in keinem sonderlichen Vernehmen stehende Frauenzimmer gegeben hat. Der Unkundige mußte sie für die vornehmsten und ehrbarsten Damen halten. Stets darauf bedacht, die Männer nicht nur zu berupfen, sondern ihnen gar das Fell über die Ohren zu ziehen: erkundigen sie sich aus jenem Buche, sobald sie einen fremden Kaufmann sehen, was er hat und wieviel er vermag und suchen dann durch einnehmende und verliebte Geberden und durch Schmeicheleien sie zu reizen und in ihr Garn zu locken. Schon manchem haben sie auf diese Art alle oder doch den größten Theil ihrer Waaren aus den Händen gespielt; ja viele haben schon Waaren, Schiff und wohl gar Fleisch und Bein dalassen müssen, wenn jene das Scheermesser recht zu führen wußten.

Vor nicht gar langer Zeit ward auch ein junger Florentiner, Nicolo da Cigniano genannt, obgleich er eigentlich Salabetto hieß, von seinem Herrn mit Tüchern, die auf der Messe zu Salerno übrig geblieben waren und ungefähr an fünfhundert Dukaten werth sein mochten, dahin gesandt. Nachdem er dem Zollbedienten das Verzeichniß übergeben und die Waaren in die Niederlage gebracht hatte, zeigte er weiter nicht viel Sorge um den Absatz, sondern ging öfters seinen Vergnügungen nach. Da er ein schöner blonder, artiger und dem Anscheine nach vielversprechender Mann war: warf eine von diesen Buhlschwestern, welche sich Madame Biancafiore nennen ließ und von seinen Umständen einige Nachricht hatte, ihre Augen auf ihn. Er hielt sie für eine vornehme Dame,

als er es merkte, die in seine Schönheit verliebt sei und in der Meinung, daß er diesen Liebeshandel geheim halten müsse, fing er an, fleißig vor ihrem Hause vorbeizuspazieren, ohne einem Menschen etwas davon zu sagen.

Nachdem sie einige Tage lang durch Blicke seine Leidenschaft recht erhitzt und sich recht schmachtend gestellt hatte, schickte sie heimlich eine von ihren Mägden zu ihm, die auf Prellerei ausgelernt hatte. Fast mit thränenden Augen entdeckte diese ihm nach vielen Umschweifen, seine Schönheit und Artigkeit habe ihre Frau so bezaubert, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe hätte. Sie wünschte daher nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit ihn in einem Bade zu sprechen, wenn es ihm gefällig wäre. Darauf zog sie einen Ring hervor, womit ihre Frau ihm ein Geschenk machte.

Salabetto dünkte sich bei dieser Nachricht der glücklichste Mensch unter der Sonne, nahm den Ring, drückte ihn an die Augen, steckte ihn küssend an den Finger und antwortete der Magd, daß die Liebe der Madame Biancafiore nicht unerhört bleiben sollte; er liebe sie wie sein Leben und sei bereit sich einzufinden, wo und wann es ihr gefiele.

Sobald die Abgeschickte mit dieser Antwort zurückkam, ward dem Salabetto das Bad kund gemacht, wo er die Dame des andern Tages gegen Abend erwarten sollte. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, um die bestimmte Zeit hin und erfuhr, daß das Bad von der Dame bestellt sei. Es währte nicht lange, so kamen zwei Sklavinnen, eine mit einer schönen großen baumwollenen Matratze auf dem Kopfe die andere mit einem großen Korbe voll Sachen. Diese Matratze legten sie in einem Badezimmer auf ein Ruhebett, breiteten ein paar sehr feine mit Seide gestickte Tücher darüber, dann ein Bett von dem weißesten cyprischen Zeuge und endlich zwei sehr sauber gearbeitete Kopfkissen. Darauf zogen sie sich aus und wuschen und reinigten das Bad aufs sauberste.

In kurzem erschien die Dame von zwei andern Sklavinnen begleitet und bezeugte dem Salabetto die größte Freude, sobald es schicklich war. „Ich wüßte nicht“, sprach sie nach vielen Seufzern, Umarmungen und Küssen, „wer mich zu diesem Schritt hätte bewegen können, außer dir, grausamer Toskaner, für den mein Herz lodert.“ Auf Verlangen der Dame begaben sie sich nunmehr nackend ins Bad, nebst zwei von den

Sklavinnen: aber keine durfte den Salabetto berühren, sondern sie selbst wusch ihn bestens mit Muskaten= und Nelkenseife und ließ sich alsdann von ihnen waschen und reiben. Hierauf brachten die Sklavinnen zwei weiße feine Tücher, die einen solchen Wohlgeruch dufteten, als ob lauter Rosen in ihnen wären. In eins wickelten sie den Salabetto, in das andere die Dame und trugen sie beide auf den Schultern ins Bett. Nachdem sie ausgeduftet hatten, nahmen die Sklavinnen diese Tücher wieder weg und sie blieben nackend auf den andern liegen. Nun wurden die schönen silbernen Fläschchen, angefüllt mit Rosen=, Orangen=, Jasmin= und Nanfawasser, aus dem Körbchen hervorgenommen und herumgesprengt, worauf sie eine Stärkung von Konfekt und köstlichem Weine genossen.

Salabetto glaubte sich im Paradiese. Ein tausendmal wiederholter Anblick ihrer Schönheit machte ihm jede Stunde länger als hundert Jahr, ehe die Sklavinnen gingen, und er sich in ihre Arme werfen konnte. Endlich verließen sie auf Befehl der Dame mit Zurücklassung einer brennenden Fackel das Zimmer. Sogleich umarmten sie zu Salabetto's größtem Entzücken einander, indem sie vor Liebe zu ihm ganz zu schmelzen schien und blieben eine gute Stunde beisammen.

Als es der Dame Zeit zum Aufstehen dünkte, ließ sie die Sklavinnen wieder hereinkommen, nahmen nochmals eine Stärkung von Wein und Konfekt zu sich und wuschen Gesicht und Hände mit den wohlriechenden Wassern. „Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen“, sprach die Dame beim Abschiede zum Salabetto, „wenn du diesen Abend bei mir speisen und es dir bei mir gefallen lassen wolltest.“

Salabetto war durch ihre Schönheit und durch ihre verführerischen Gefälligkeiten so von ihr eingenommen, daß er von ihr geliebt zu werden wähnte, wie das Herz vom Körper. „Madame“, antwortete er, „die Erfüllung eurer Wünsche ist mein größtes Vergnügen, und ich bin daher auch diesen Abend und jederzeit bereit, euren Befehlen zu gehorchen.“ Die Dame kehrte hierauf nach Hause, ließ ihr Zimmer mit Kleidern und andern Geräthschaften aufs beste schmücken, ein prächtiges Mahl zubereiten und erwartete Salabetto.

Dieser begab sich zu ihr, sobald es ein wenig dunkelte und ward mit heiterer Miene und großer Freude empfangen, auch bei der Tafel aufs Beste bewirthet. Beim Eintritt in das

Schlafzimmer empfand er einen so wunderschönen Geruch von Aloeholz und sah ein so reiches mit cyprischen Vögeln geschmücktes Bett, nebst so vielen kostbaren Kleidern, daß er sie für nichts anders, als für eine reiche und vornehme Dame halten konnte. Zwar hörte er das Gegentheil von ihrem Lebenswandel und ihrer Aufführung ziemlich laut sprechen, aber er hätte es um alles in der Welt willen nicht geglaubt. Kam es ihm gleich nicht ganz unwahrscheinlich vor, daß sie einige bereits angeführt haben könnte, so hielt er es doch für unmöglich, daß ihm so etwas begegnen sollte. Er brachte die Nacht im größten Vergnügen bei ihr zu und ward immer feuriger in seiner Liebe.

Am Morgen umgürtete sie ihn mit einem artigen silbernen Gürtel und schenkte ihm einen schönen Beutel. „Mein zärtlich geliebter Salabetto“, sprach sie, „damit empfehle ich mich dir zum Andenken. So wie meine Person dir zu Diensten steht, so soll auch alles, was du hier siehst, und was ich besitze, dir zu Befehl sein.“ Salabetto umarmte und küßte sie freudig, verließ ihr Haus und begab sich auf den Sammelplatz der übrigen Kaufleute.

Diese Besuche bei ihr setzte er zu wiederholtenmalen stets ohne die geringsten Kosten fort, und seine Leidenschaft ward mit jedem Tage heftiger. Es glückte ihm, seine Tücher mit einem guten Gewinn für baares Geld zu verkaufen, welches die Dame den Augenblick nicht von ihm, sondern von andern erfuhr. Sie fing daher an, als Salabetto eines Abends zu ihr kam, mit ihm zu schäkern, zu tändeln, ihn zu umarmen und zu küssen und stellte sich so verliebt in ihn, als ob sie vor Leidenschaft in seinen Armen hätte sterben wollen. Sie wollte ihm ein Paar sehr schöne silberne Schalen verehren, aber Salabetto schlug sie aus, weil er von ihr nach und nach wohl an dreißig Dukaten Werths bereits erhalten hatte, ohne daß sie von ihm nur einen Groschen angenommen hätte.

Als sie ihn durch ihre verstellte Leidenschaft und Freigebigkeit genug entflammt hatte, erschien von ihr angestelltermaßen eine Sklavin und rief sie. Sie ging hinaus, kam nach einer Weile mit Thränen wieder zurück, warf sich mit dem Gesicht aufs Bett und brach in die erbärmlichsten Klagen aus. Verwunderungsvoll nahm Salabetto sie in seine Arme und fing ebenfalls an zu weinen. „Mein Herz“, sprach er, „was

ist euch so plötzlich widerfahren? was ist die Ursache eures Schmerzes? sagt sie mir, mein Leben!“

„Ach mein Theuerster!“ hob sie auf vieles Bitten endlich an, „ich weiß nicht, was ich anfangen oder sagen soll. So eben erhielt ich Briefe von meinem Bruder aus Messina, worin er mir schreibt, ich möchte alles verkaufen und versetzen und ihm binnen acht Tagen unfehlbar tausend Dukaten schicken, weil er sonst den Kopf verlieren müßte. Ich weiß nicht, wo ich sie sogleich hernehmen soll. Hätte ich nur vierzehn Tage Zeit, so wollte ich schon ein Mittel finden, sie an einem Orte zu erlangen, wo ich noch mehr zu fordern habe, oder ich verkaufte eines von unseren Gütern. Da ich aber keine Möglichkeit sehe, wünschte ich lieber todt zu sein, als diese traurige Nachricht erhalten zu haben.“ Darauf bezeigte sie mit unaufhörlichen Thränen die äußerste Unruhe.

Salabetto, bei dem die Flammen der Liebe das nöthige Bewußtsein bereits erstickt hatten, hielt diese Thränen für wahrhaft und ihre Reden für noch gegründeter. „Madame“, versetzte er, „tausend Dukaten habe ich nicht, aber mit fünfhundert könnte ich euch dienen, wenn ihr sie mir in vierzehn Tagen wiederzugeben gedenkt. Zum Glück verkaufte ich gestern meine Tücher, sonst könnte ich euch auch keinen Groschen geben.“

„O! so hast du denn Mangel an Gelde gelitten?“ erwiderte die Dame; „warum spachst du mich nicht darum an? habe ich gleich nicht tausende, so hätte ich dir doch wohl hundert, auch zweihundert geben können. Du hast mir allen Muth genommen, von deinem Anerbieten Gebrauch zu machen.“

„Madame“, erwiderte Salabetto durch diese Reden noch mehr eingenommen, „ich bitte euch deshalb kein Bedenken zu machen! wäre ich in solcher Noth gewesen wie ihr, ich würde euch schon darum gebeten haben.“

„Ach mein lieber Salabetto“, antwortete die Dame, „dies giebt mir den deutlichsten Beweis von der Aufrichtigkeit und Vollkommenheit deiner Liebe gegen mich, da du ohne mein Bitten mir mit einer so ansehnlichen Summe zu helfen die Güte hast. Ich war zwar ohnedies schon ganz die deinige, aber nun werde ich es doppelt sein und dir stets den Kopf meines Bruders verdanken. Bei Gott, ich nehme es ungern! weil ich weiß, daß du ein Kaufmann bist, die zu allen ihren

Geschäften Geld brauchen; aber die Noth zwingt mich dazu, und ich hoffe sie dir gewiß bald wiederzugeben. Ich will sie also nehmen, und finde ich sogleich kein ander Mittel, so versetze ich alle meine Habseligkeiten.“ Mit diesen Worten fiel sie dem Salabetto weinend um den Hals.

Er tröstete sie, blieb die Nacht bei ihr, um sich als ihren recht wahrhaft treuen Diener zu zeigen, und brachte ihr dann unerinnert die fünfhundert Dukaten, die sie mit lachendem Herzen und weinenden Augen annahm, ohne daß Salabetto etwas weiter als ihr bloßes Versprechen zur Sicherheit verlangte.

Sobald die Dame das Geld hatte, zog sie andere Saiten auf. Anstatt daß dem Salabetto vormals der freie Zutritt bei ihr gestattet war, so oft es ihm beliebte, fanden sich nunmehr Hindernisse, daß er unter siebenmalen kaum einmal vorkommen konnte. Das ehemalige freundliche Gesicht, die Liebkosungen und Freudenbezeigungen fielen weg. Es verliefen ein, zwei Monate über die zur Wiederbezahlung bestimmte Zeit, und er ward mit leeren Worten abgespeist, als er darauf drang.

Nun sah Salabetto die List dieses boshaften Weibes und seine Unüberlegtheit wohl ein. Er wußte, daß er mit ihr nicht viel deshalb ausrichten könnte, weil er weder eine Schrift noch sonst einen Beweis darüber in Händen hatte. Auch schämte er sich, es jemanden zu klagen, weil er vorher gewarnt worden war und also verdienten Spott seiner Thorheit befürchtete. Kummervoll beweinte er im Stillen seine Einfalt. Da seine Herren bereits verschiedentlich um die Ueberlieferung des Geldes durch Wechsel geschrieben hatten, so beschloß er seine Abreise, um seinen Fehler nicht kund werden zu lassen, und ging auf einem Fahrzeuge nicht wie er sollte nach Pisa, sondern nach Nepael.

Hier befand sich damals unser Gevatter Pietro del Canigiano als Schatzmeister der Kaiserin von Konstantinopel, ein Mann von vielem Verstande und tiefen Einsichten, zugleich ein sehr guter Freund des Salabetto und der Seinigen. Diesem rechtschaffenen Manne klagte Salabetto nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen sein Unglück, indem er ihm die ganze Geschichte erzählte und ihn um Hülfe und Rath sein Leben fortzubringen bat mit der Versicherung, daß er nie wieder nach Florenz gehen wollte.

Canigiano bedauerte ihn. „Das hast du freilich nicht gut gemacht", sprach er, „dich schlecht aufgeführt und deinem Herrn übel gehorcht! mit einem male so viel Geld aus Weichlichkeit hinzugeben! aber was zu thun? die Sache ist einmal geschehen; nun muß man auf andere Mittel denken." Seine Geistesgegenwart stellte ihm sogleich die zu nehmenden Maßregeln dar, welche dem Salabetto so gefielen, als er sie ihm mittheilte, daß er deren Befolgung sogleich beschloß.

Er ließ von seinem noch übrigen Gelde und von dem, was Canigiano ihm vorschoß, eine Menge Ballen aufs beste zurichten und etwa zwanzig Oelfässer anfüllen. Mit dieser Ladung ging er wieder nach Palermo, übergab das Verzeichniß der Ballen und den Betrag der Oelfässer den Zollbedienten, ließ alles auf seine Rechnung schreiben und mit dem Vorgeben in eine Niederlage bringen, daß er eher nichts davon herausnehmen wollte, bis die übrigen von ihm erwarteten Waaren anlangten.

Dies erfuhr Biancafiore, und da sie hörte, daß Salabetto's gegenwärtige Ladung wenigstens an zweitausend Dukaten, wo nicht mehr betrüge, und er überdies noch an dreitausend Werth Waaren erwartete: beschloß sie in der Meinung ihn noch zu wenig genützt zu haben, ihm die fünfhundert Dukaten wiederzugeben, um den größten Theil der fünftausend an sich zu bringen. Sie ließ ihn daher rufen, und Salabetto erschien mit seinem gefaßten boshaften Vorsatze.

Mit anscheinender Unwissenheit dessen, was er mitgebracht hatte, bezeigte sie ihm viel Freude. „Bist du vielleicht böse auf mich", sprach sie, „daß ich dir das versprochene Geld nicht zur rechten Zeit wiedergab?"

„Es verdroß mich wohl ein wenig", antwortete Salabetto lächelnd, „weil ich euch das Herz aus dem Leibe geben würde, wenn ich euch einen Dienst damit zu erzeugen wüßte. Hört nur, wie böse ich auf euch bin! meine Liebe zu euch ist so heftig, daß ich den größten Theil meiner Güter verkauft und dafür bereits für mehr als zweitausend Dukaten Waaren mitgebracht habe, über dreitausend Werths aber noch erwarte, um hier ein Gewölbe anzulegen und beständig bei euch sein zu können; denn ich schätze mich in eurer Liebe glücklicher als je ein Liebhaber auf der Welt."

„Deine Maßregeln, lieber Salabetto“, erwiderte die Dame, „gefallen mir ungemein, weil ich dich für mein Leben liebe, und deine Rückkehr in der Absicht dich hier niederzulassen, freut mich sehr, weil ich noch viele angenehme Stunden mit dir zu genießen hoffe. Nur muß ich um Verzeihung bitten, daß du die letzte Zeit vor deinem Abschiede mich zuweilen nicht sprechen konntest, wenn du wolltest, oder nicht so gern als sonst gesehen warst, und daß ich dir das geliehene Geld zur versprochenen Zeit nicht wiedergab. Du weißt meinen damaligen Kummer und Schmerz: in einer solchen Lage kann man auch dem Heißgeliebtesten nicht immer ein so heiteres Gesicht und solche Gefälligkeiten zeigen, als man wünscht; auch siehst du wohl ein, wie schwer es einer Frau wird, tausend Dukaten aufzubringen. Man macht uns zwar beständige Vorspiegelungen, hält aber die Versprechungen nicht, folglich müssen wir andere auch belügen. Dies ist einzig schuld, daß ich dich nicht bezahlte. Kurz nach deiner Abreise erhielt ich das Geld, das ich dir wahrlich sogleich nachgeschickt haben würde, hätte ich deinen Aufenthalt gewußt. Doch habe ich es dir aufgehoben.“ Sie ließ hierauf einen Beutel holen, worin noch die nämlichen Dukaten waren, die er ihr geborgt hatte, gab ihm solchen in die Hände und sagte: „Zähle, ob's fünfhundert sind!“

Nie hatte Salabetto eine größere Freude empfunden, als da er richtige fünfhundert Dukaten herauszählte. „Madame“, sprach er, „ich bin von der Wahrheit eures Vorgebens vollkommen überzeugt, und ihr habt alles mögliche gethan. Verlangt so viel ihr wollt, wenn euch eine Noth zustößt, und ich werde in dieser Rücksicht und aus Liebe zu euch thun, was ich kann. Wenn ich hier nur einmal ordentlich werde eingerichtet sein, alsdann könnt ihr die Probe machen.“ Solchergestalt erneuerte Salabetto dem Scheine nach seine Liebe zu ihr, behielt aber stets jene hinterlistige Absicht bei seinen Besuchen, ob sie ihm gleich alle Gefälligkeiten und Ehre von der Welt und die ausgezeichnetste Liebe erwies; er ging nur damit um, ihr den ihm gespielten Betrug wieder zu vergelten.

Er erschien, als sie ihn eines Tages zum Abendessen einlud, so tiefsinnig und traurig, als ob er den Augenblick sterben wollte. Biancafiore fragte ihn daher mit Umarmungen und Küssen um die Ursache seiner Niedergeschlagenheit. „Ich bin

verloren!“ sprach er, nachdem er sich lange hatte bitten lassen. „Seeräuber von Monaco haben das Schiff weggenommen, worauf meine erwarteten Waaren sich befanden und verlangen zehntausend Dukaten für die Wiedereinlösung. Davon kommt auf meinen Theil eintausend; aber ich habe keinen Heller, weil ich die von dir erhaltenen fünfhundert Dukaten sogleich nach Neapel schickte, um Leinwand dafür kommen zu lassen. Wollte ich meine Waaren jetzt verkaufen, die ich hier habe, so würde ich um die Hälfte daran verlieren, weil es außer der Zeit ist. Bekannt genug bin ich nicht, daß mir jemand einen Vorschuß machte. Ich weiß mir daher weder zu rathen noch zu helfen. Schicke ich das Geld nicht bald, so werden die Waaren nach Monaco geschafft, und ich bekomme nie etwas davon wieder.“

Die Dame war darüber sehr mißvergnügt, weil sie ihren ganzen Plan dadurch vernichtet glaubte. Auf ein Mittel bedacht, die Absendung nach Monaco zu hindern, sprach sie: „Ich bedaure dich deshalb recht sehr; was hilft aber der Kummer? Hätte ich so viel Geld, ich würde es dir, Gott weiß! den Augenblick vorschießen; aber ich habe es nicht. Zwar weiß ich jemanden, der mir vor einigen Tagen auch mit fünfhundert Dukaten half, die mir fehlten, allein er nimmt sehr starke Zinsen; denn er verlangt nicht weniger als dreißig vom Hundert; auch müßte man ihm hinlängliche Sicherheit schaffen. Ich will dir zu Gefallen gern alle meine Kleider und meine Person selbst zum Unterpfande setzen, für soviel er darauf borgen will; aber wie willst du ihn wegen des Ueberrestes sichern?“

Salabetto merkte bald den Beweggrund ihrer Dienstfertigkeit, daß sie nämlich selbst das Geld hergeben würde, und war darüber sehr froh. Nach einigen Danksagungen äußerte er, daß er, da die Noth ihn drückte, durch den übermäßigen Gewinn sich gleichwohl nicht abschrecken lassen könnte. Zur Sicherheit aber wollte er seine im Kaufhause befindlichen Waaren auf den Gläubiger schreiben lassen; doch behielt er sich den Schlüssel zur Niederlage vor, theils um die Waaren den Kauflustigen auf Verlangen zu zeigen, theils damit nichts davon versehrt, verändert oder vertauscht werden könnte.

Die Dame fand diese Erklärung sehr billig und die Sicherheit hinlänglich. Sie schickte daher mit Tagesanbruch nach einem vertrauten Mäkler und gab ihm nach genommener Ab-

rede tausend Dukaten, die er sofort zu Salabetto trug und dafür die im Kaufhause befindlichen Güter desselben auf seinen Namen schreiben ließ. Nach getroffener Uebereinkunft und Auswechselung der Verschreibungen und Gegenverschreibungen machte Salabetto sobald als möglich sich mit seinen fünfzehnhundert Dukaten auf den Weg und kehrte mit einem Fahrzeuge zum Peter del Canigiano nach Neapel zurück. Hier schickte er richtige und völlige Rechnung nach Florenz an seine Herren, welche ihn mit den Tüchern abgesandt hatten, bezahlte Petern und andere, denen er etwas schuldig war und machte sich mit dem Canigiano auf Kosten der betrogenen Sicilianerin einige gute Tage. Endlich kehrte er mit dem Vorsatz wieder nach Florenz, die Kaufmannschaft aufzugeben.

Biancafiore wunderte sich, den Salabetto nicht mehr in Palermo zu sehen und fing halb und halb an, Argwohn zu schöpfen. Sie ließ daher die Niederlage durch den Sensal öffnen, als er sich in Zeit von zwei Monaten nicht wieder einstellte. Man untersuchte vorerst die Fässer, die man voll Oel gehalten hatte und fand, daß sie mit Meerwasser und ein wenig Oel blos oben am Spundloche gefüllt waren. Bei nachheriger Auspackung der Ballen traf man in nicht mehr als zwei wirklich Tuch, in den übrigen allen aber lauter Werg. Kurz, der Werth der ganzen Waare betrug nicht über zweihundert Dukaten. Nun merkte Biancafiore wohl, daß sie angeführt war. Lange schmerzten ihr die fünfhundert wiedergegebenen, noch mehr aber die tausend vorgeschossenen Dukaten. „Wer mit Toskanern zu thun hat", sagte sie nachher öfters, „thue die Augen ja recht auf!" So lernte sie mit Schaden und Spott, daß andere Leute auch keine Narren wären.

Neunter Tag.

Erste Erzählung.

Alexander als Leiche.

In der Stadt Pistoia lebte ehemals eine Wittwe, welche von zwei Florentinern, die sich einer Verweisung wegen daselbst aufhielten — einer Rinuccio Palermini, der andere Alexander Chiarmontesi mit Namen — ihrer Vollkommenheiten wegen heftig geliebt ward, ohne daß einer von dem andern etwas wußte. Jeder bewarb sich im Geheimen möglichst um ihre Gegenliebe, und die Dame — Francesca de Lazzari war ihr Name — ward daher ziemlich oft mit Abschickungen und Anträgen von beiden überlaufen. Da sie anfangs so unüberlegt gewesen war, ihnen einigemal Gehör zu geben, konnte sie nun keinen guten Vorwand finden, wie sie ihn wünschte, sich wieder los zu machen: endlich aber fiel ihr ein bequemes Mittel zur Abwälzung dieser Last ein. Sie beschloß, eine Gefälligkeit von ihnen zu verlangen, die sie ihrer Meinung nach nicht thun würden, ob sie gleich nicht unmöglich war, und dann glaubte sie eine anständige und scheinbare Ursache zu Verbittung ihrer ferneren Anträge zu haben.

Ihr Einfall war dieser: Es war eben ein Mensch gestorben, der seiner adeligen Abkunft ungeachtet für den schlechtesten Menschen nicht nur in Pistoia, sondern auf dem ganzen Erdboden galt, und der überdies im Leben so ungestaltet und häßlich aussah, daß ein Fremder beim ersten Anblick sich vor ihm entsetzt haben würde. Diesen hatte man außerhalb der Minoritenkirche in einen Schwibbogen begraben, welcher der Dame zu ihrem Vorhaben schicklich dünkte. „Du weißt“, sprach sie zu ihrer Magd, „wie viel Noth und Plage ich täglich von den Anträgen der beiden Florentiner, dem Rinuccio und Alexander, ausstehen muß. Ich habe nicht Lust ihnen einige Gunst-

bezeigung zu verstatten. Um sie also loszuwerden, will ich etwas zum Beweis von ihnen verlangen, weil sie so viel Anerbietungen machen, das sie gewiß nicht unternehmen werden, wie ich überzeugt bin, und folglich hat das Ueberlaufen ein Ende. Höre nur wie! heute Morgen ist bekanntlich der Scannadio — so hieß der gedachte Bösewicht — bei den Minoritenbrüdern begraben worden; ein Mensch, vor dessen Anblick die beherztesten Leute hiesigen Orts im Leben, geschweige denn im Tode erschraken. Gehe daher heimlich erst zum Alexander und sage ihm: „Madame Francesca läßt dir wissen, daß jetzt ein Zeitpunkt ihre von dir sehnlich gewünschte Liebe zu erwerben vorhanden sei, wenn du auf folgende Art eine Zusammenkunft mit ihr erlangen willst. Einer von ihren Anverwandten will ihr aus einer Ursache, die du nachher erfahren sollst, den Leichnam des diesen Morgen begrabenen Scannadio kommende Nacht ins Haus bringen. Sie fürchtet sich so vor diesem Todten, daß sie ihn nicht gern sehen mag und läßt dich daher bitten, ihr den einzigen Gefallen zu erzeigen und diesen Abend um die Zeit des ersten Schlafs dich in das Begräbniß des Scannadio zu begeben, seine Kleider anzuziehen, statt seiner zu warten bis man dich holt und dich in ihr Haus tragen zu lassen, ohne eine Wort zu reden oder dich zu regen. Dort wird sie dich empfangen, du kannst dann dich mit ihr unterhalten, deiner Wege gehen und sie für das übrige sorgen lassen. — Verspricht er es zu thun, gut! wo nicht, so sage ihm in meinem Namen, er sollte, wo ich mich befände, sich nicht weiter sehen und so lieb ihm sein Leben sei! sich nicht einfallen lassen, mich mit irgend einer Abschickuug zu belästigen."

Von da gehe zum Rinuccio Palermini! „Madame Francesca", sprich, „ist bereit, deine Wünsche zu erfüllen, wenn du ihr einen Gefallen thun willst. Du sollst heute um Mitternacht zu dem Grabe des diesen Morgen beerdigten Scannadio gehen, ihn ohne ein Wort zu sprechen, du magst auch hören oder sehen was du willst, behutsam herausnehmen und zu ihr ins Haus bringen. Wozu sie ihn haben will, wirst du schon sehen. Dadurch kannst du deinen Zweck bei ihr erreichen. Willst du es aber nicht thun, so läßt sie dir sagen, du möchtest von diesem Augenblicke an dir alle weitere Mühe um sie ersparen."

Die Magd richtete beiden diesen Auftrag gehörig aus, und jeder gab zur Antwort, daß er der Dame zu Gefallen in die Hölle, geschweige denn in ein Grab hinabsteigen wolle. Sie war daher begierig zu sehen, ob sie wirklich thöricht genug sein würden, dergleichen zu unternehmen.

In der Nacht um die Stunde des ersten Schlafs zog Alexander Chiarmontesi sich bis aufs Wamms aus und verließ seine Wohnung, um die Stelle des Scannadio im Grabe einzunehmen. Aber unterwegs überfiel ihn die heftigste Furcht. „Bin ich nicht ein Thor", sprach er bei sich selbst, „wo gehe ich hin? und weiß ich denn, ob nicht ihre Anverwandten meine Liebe zu ihr gemerkt, sich unrechte Vorstellungen davon gemacht und dieses angestellt haben, um mich im Grabe zu ermorden? der Schaden wäre dabei blos auf meiner Seite; denn für sie würde nie etwas Nachtheiliges bekannt werden. Oder vielleicht hat einer meiner Feinde diese Sache veranlaßt, dem die Dame zum Beweis ihrer Liebe damit eine Freude machen will. — Und gesetzt auch, daß diese Vermuthungen unbegründet wären, daß ihre Anverwandten mich wirklich in ihr Haus trügen: so kann ich mir doch vorstellen, daß sie den Leichnam des Scannadio nicht zu ihrer eigenen oder der Dame Umarmungen haben, sondern wahrscheinlich eine Mißhandlung mit ihm vornehmen wollen, weil er ihnen etwa einmal was zu Leide gethan hat. Sie verlangt, mich bei allem ruhig zu verhalten, was mir vorkommt! wenn sie mir nun die Augen ausstechen, die Zähne ausreißen, die Hände abhacken oder sonst so einen Spaß machen? was fange ich alsdann an? wie könnte ich dabei still sein? Spräche ich aber, so würden sie mich erkennen und vielleicht noch übler behandeln. Selbst wenn sie mir auch nichts thun, kann ich doch mit der Dame nichts vornehmen, weil sie mich nicht allein bei ihr lassen, und dann macht sie mir noch dazu den Vorwurf, daß ich ihrem Befehl zuwider gehandelt hätte und thut mir doch keinen Gefallen."

Bald wäre er bei diesen Betrachtungen wieder umgekehrt, hätten die gegenseitigen Gründe, womit seine heftige Liebe ihn anspornte, nicht ein größeres Gewicht gehabt und ihn zum Grabe geführt. Er ging nach Oeffnung desselben hinein, zog die Kleider des Scannadio an und legte sich an dessen Stelle, nachdem er wieder zugemacht hatte. Nun fielen ihm der Lebenswandel des Verstorbenen und die Nachtgeschichten ein,

die er sowohl von Gräbern als anderen Orten hatte erzählen hören, so daß ihm alle Haare zu Berge standen und es ihm alle Augenblicke war, als ob Scannadio sich aufrichten und ihn erwürgen wollte. Aber das Feuer seiner Liebe erstickte diese und andere fürchterliche Gedanken; er blieb daher unbewegt wie ein Todter liegen, voll Erwartung, was mit ihm vorgehen würde.

Gegen Mitternacht brach Rinuccio ebenfalls auf, um den Befehl der Dame zu vollziehen, unterwegs mit mancherlei Betrachtungen beschäftigt, was ihm begegnen könnte. Die Furcht als ein Zauberer verbrannt zu werden, wenn die Wache ihn mit dem Scannadio auf den Schultern begegnete, oder doch den Haß der Anverwandten und anderer auf sich zu laden, die es erführen, nebst anderen ähnlichen Gedanken, hätten ihn beinahe zurückgehalten. „Aber", sprach er hierauf bei sich selbst, „soll ich der Dame, die ich bisher so sehr geliebt habe, die erste von mir verlangte Gefälligkeit abschlagen, zumal da ich mir ihre Gunst dadurch erwerben kann? nein, auch durch die Gefahr des Todes lasse ich mich nicht abhalten, mein Versprechen zu erfüllen." Er ging daher zum Grabe und öffnete es mit leichter Mühe.

Alexander blieb bei aller seiner heftigen Furcht dennoch still, als er dies hörte. Rinuccio ging also hinein, nahm den Alexander in der Meinung es sei Scannadio bei den Füßen, zog ihn heraus und schleppte ihn auf den Schultern nach dem Hause der Dame, ohne ihn weiter zu betrachten. Unterwegs schleuderte er ihn bald auf dieser, bald auf jener Seite an die Ecken der Bänke; denn die Nacht war so schwarz und finster, daß er den Weg nicht sehen konnte.

Als Rinuccio bald an der Thürschwelle der Dame war, die mit der Magd am Fenster stand, um zu sehen, ob Rinuccio den Alexander bringen würde und sich schon gefaßt gemacht hatte, beide ihre Wege zu schicken: — hörten die Gerichtsdiener, die eben in der Gegend einem Verwiesenen heimlich auflauerten, das Geräusch, welches Rinuccio mit den Füßen machte. Um zu sehen, was es gäbe, zogen sie sogleich ein Licht hervor, bewegten Schilder und Lanzen und schrieen: „Wer ist da?"

Ohne sich lange zu besinnen, ließ Rinuccio den Alexander fahren, als er sie gewahr ward, und lief so weit ihn die Füße trugen. Auch dieser sprang hurtig auf, ungeachtet des langen

Kleides des Verstorbenen und floh nach einer anderen Seite. Durch Hülfe des Lichts, welches die Häscher hervorbrachten, konnte die Dame den Rinuccio mit dem Alexander auf den Schultern sehr gut erkennen und sehen, daß dieser die Kleider des Scannadio anhatte. Ueber beider Verwegenheit äußerst verwundert, mußte sie doch über das Abwerfen des Alexanders und über ihre Flucht herzlich lachen, lobte mit ungemeiner Freude über diesen Zufall den Himmel, daß er sie von dieser Last befreit hätte und kehrte wieder auf ihr Zimmer. Doch mußte sie nebst der Magd gestehen, daß beide sie ohnstreitig heftig liebten, da sie wie es schien ihre Befehle befolgt hätten.

Voll Betrübniß und unter Fluchen über sein Unglück kehrte Rinuccio, als die Häscher weg waren, gleichwohl wieder an den Ort zurück und tappte nach dem Todten umher, um seinen Auftrag zu vollenden; begab sich aber traurig nach Hause, als er ihn nicht fand, in der Meinung, die Häscher hätten ihn mitgenommen; und Alexander, der seinem Leibe keinen Rath wußte, lief ohne seinen Träger erkannt zu haben, gleich mißvergnügt über diesen Zufall nach seiner Wohnung.

Als man den andern Morgen das Grab des Scannadio offen, ihn aber nicht darinnen fand — weil Alexander ihn auf den Boden gelegt hatte — hörte man in ganz Pistoia mancherlei Urtheile, und die Thoren glaubten, der Teufel habe ihn weggeholt. Jeder von den beiden Liebhabern ließ der Dame den Zufall melden, der ihn an vollkommener Erfüllung ihrer Befehle gehindert habe und nunmehr um ihre Gunst und ihre Liebe bitten; aber sie that, als ob sie es keinem glauben wollte, gab ihnen die entschiedene Antwort, daß sie nichts weiter für sie thun würde, weil sie ihr Verlangen nicht erfüllt hätten, und schaffte sich dieselben damit vom Halse.

Zweite Erzählung.

Die Beinkleider des Priesters bei der Aebtissin.

In der Lombardei, müßt ihr wissen, ist ein durch Frömmigkeit und gottesdienstliche Uebungen sehr berühmtes Kloster.

Unter anderen Nonnen befand sich auch ein junges wunderschönes Fräulein darin, Namens Elisabeth, die sich in einen schönen jungen Mann verliebte, den sie einst in Gesellschaft eines ihrer Anverwandten bei dem Sprachgitter sah. Auch er ward bei dem Anblick ihrer Schönheit von der heftigsten Leidenschaft entbrannt. Aber diese Liebe blieb zu beider größtem Mißvergnügen lange Zeit ohne Wirkung.

Endlich entdeckte der Jüngling durch beiderseitige Sorgfalt eine Gelegenheit, heimlich zu seinem Nönnchen zu kommen. Sie war darüber sehr froh, und die Besuche wurden zu beider größtem Entzücken öfters wiederholt. Aber unglücklicherweise sah in der Folge unbemerkt eine Frau des Klosters ihn von Elisabeth weggehen und theilte ihre Entdeckung einigen anderen mit. Anfangs hatten sie Willens, sie bei der Aebtissin Usimbalda zu verklagen, eine dem Urtheile der Nonnen und aller ihrer Bekannten nach gute und fromme Dame. Nachher aber hielten sie es für besser, um dem Läugnen vorzubeugen, daß die Aebtissin selbst sie mit dem jungen Manne anträfe. Sie schwiegen daher und stellten heimlich Wache aus, um sie zu belauern.

Als daher Elisabeth, die davon nichts wähnte noch wußte, eine Nacht ihren Liebhaber kommen ließ, ward es den Aufpasserinnen sogleich hinterbracht. Diese theilten sich in zwei Parteien, als es ihnen nach Verlauf eines guten Theiles der Nacht Zeit dünkte. Eine hielt Wache an der Thür vor Elisabeths Zelle, die andern aber eilten nach dem Zimmer der Aebtissin, welche auf ihr Pochen sogleich antwortete. „Hurtig steht auf, Madame!“ riefen sie, „wir haben bemerkt, daß Elisabeth einen Mann in ihrer Zelle hat.“

Die Aebtissin hatte diese Nacht eben Zuspruch von einem Priester, den sie sich zuweilen in einem Kasten kommen ließ. Aus Furcht, die Nonnen möchten aus übermäßigem Eifer die Thür durch ihr Stoßen gar aufsprengen, wenn sie nicht eilte, stand sie bei dieser Nachricht eiligst auf und kleidete sich so gut sie konnte im Finstern an. In der Meinung, ihren gewöhnlichen faltigen Kopfschleier zu ergreifen, bekam sie die Beinkleider des Priesters, warf sie in der Eile statt des Schleiers über den Kopf, ging hinaus und schloß die Thüre alsbald wieder hinter sich zu.

„Wo ist dies von Gott verlassene Weib!“ sprach sie, ging

mit den andern Nonnen, die vor Hitze und Neugierde die Elisabeth in dem Verbrechen anzutreffen, den Kopfputz der Dame nicht bemerkten, zur Thüre der Zelle, stieß dieselbe mit Hülfe der anderen ein und fand beim Eintritt die beiden Liebenden mit einander umarmend. Dieser unerwartete Besuch setzte sie in solches Staunen, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten und ganz erstarrten. Elisabeth ward von den übrigen Nonnen sogleich ergriffen und auf Befehl der Aebtissin ins Kapitel geführt. Der junge Mann aber blieb zurück und zog sich unter Erwartung des Ausgangs der Sache an, fest entschlossen, allen denen übel Spiel zu machen, welche ihnen in den Weg kämen; denn er hatte Willens seine Schöne zu entführen, wenn man etwas unrechtes mit ihr vornähme.

Nach eingenommenem Platz im Kapitel fing die Aebtissin in Gegenwart aller übrigen Nonnen an, deren Blicke blos auf der Schuldigen hafteten, Elisabeth gleich dem niederträchtigsten Frauenzimmer herunter zu machen, weil sie, wenn man draußen ihre unerlaubten und tadelhaften Handlungen erführe, der Frömmigkeit, Ehrbarkeit und dem guten Rufe des ganzen Klosters einen Schandfleck anhängen würde, fügte auch zu diesen Vorwürfen die fürchterlichsten Drohungen.

Das Mädchen, welches ihren Fehler einsah, wußte vor Scham und Furcht nicht, was sie antworten sollte und erregte daher durch ihr Stillschweigen das Mitleid der übrigen. Da die Aebtissin aber in ihren Verweisen immer heftiger ward, schlug Elisabeth von ungefähr die Augen auf und bemerkte ihren Kopfputz und die Hosenbänder auf beiden Seiten herunterhängen. „Madame", sprach sie daher ganz beherzt, indem sie die Sache errieth, „bindet euch nur erst die Haube zu! dann könnt ihr mir sagen, was ihr wollt."

„Was für eine Haube? schändliches Weibsstück!" fragte die Aebtissin, die sie nicht verstand, „ich glaube du willst noch scherzen? denkst du, daß bei deinen Handlungen noch witzige Gedanken statt finden?"

„Ich bitte euch, Madame", erwiderte das Mädchen nochmals, „die Haube erst zuzubinden und alsdann nach Belieben mit mir zu sprechen."

Nun blickten verschiedene Nonnen auf das Haupt der Aebtissin, bis sie endlich selbst mit den Händen darnach fühlte, und die Absicht von Elisabeths Erinnerung merkte. Als sie

ihren eigenen Fehler offenbar und von allen erkannt sah, ändert sie die Sprache und ihr Schluß bestand darin, daß es unmöglich sei, den Lüsten des Fleisches zu widerstehen. Sie gab daher stillschweigend jeder die Erlaubniß, sich nach Freisprechung des Mädchens, wenn sie es haben könnte, wie es ohnehin bisher geschehen war, gute Tage zu machen und kehrte selbst wieder zu ihrem Priester in das Bett zurück, Elisabeth aber zu ihrem Geliebten, den sie zum Trotz ihrer Neider nachher öfters kommen ließ. Die übrigen, welche noch keine Liebhaber hatten, suchten darnach soviel als möglich, sich in der Stille ebenfalls zu versorgen.

Dritte Erzählung.

Kalandrino's Schwangerschaft.

Wer Kalandrino und die übrigen Personen dieser Geschichte gewesen, ist schon oben hinlänglich gezeigt worden; ich will mich daher nicht dabei aufhalten. Es starb eine Muhme des Kalandrino und hinterließ ihm zweihundert Lire. Seitdem sprach er beständig von Erkaufung eines Landguts und fing an, gleich als ob er zehntausend Dukaten anzulegen hätte, sich mit allen Mäklern in Florenz in Unterhandlungen einzulassen, die sich aber jederzeit zerschlugen, wenn es auf den Preis des Gutes kam.

Bruno und Buffalmacco, die dies alles wußten, hatten ihm öfters den Rath gegeben, er sollte das Geld lieber mit ihnen verschmausen, als beständig nach einem Gute herumzulaufen. Aber er gab ihnen nicht einen Bissen zu essen, geschweige denn, daß sie ihn dazu hätten bringen können. Als sie eines Tages sich gegen einander darüber beklagten, kam ihr guter Freund Nello, auch ein Maler, dazu und nun überlegten sie, wie sie sich auf Kosten des Kalandrino einen guten Tag machen wollten und nahmen deshalb ohne viele Umstände die nöthigen Verabredungen.

Sie lauerten den andern Morgen auf, wenn Kalandrino

ausgehen würde. Er war nicht weit gegangen, als Nello ihm begegnete und einen guten Tag bot, welches Kalandrino erwiderte. Da sie ein wenig stehen blieben, fing Nello an, ihn im Gesichte zu betrachten.

„Was siehst du?“ fragte Kalandrino.

„Ist dir denn diese Nacht was widerfahren?“ entgegnete Nello; „du siehst mir ganz verändert aus.“

„Ach geh!“ versetzte Kalandrino schon voller Angst, „was glaubst du denn, daß mir fehle?“

„Das weiß ich nicht, aber du kommst mir ganz anders vor; es wird sich schon wieder geben!“ und damit ließ er ihn gehen.

Kalandrino ging voll Besorgniß weiter, ungeachtet er nichts fühlte. Als Buffalmacco sah, der nicht weit davon war, daß er den Nello verlassen hatte, kam er auf ihn zu, grüßte ihn und fragte, ob ihm was fehle?

„Ich weiß nicht“, antwortete Kalandrino; „aber den Augenblick sagte mir Nello, daß ich ganz verändert aussähe; wäre es möglich, daß mir was fehlte?“

„Nun, nun, du kannst noch fragen, ob dir etwas fehle? du siehst halb todt aus.“

Kalandrino glaubte schon das Fieber zu haben, als Bruno eben dazu kam. „Kalandrino, wie siehst du aus?“ war sein erstes Wort; „du bist ja wie eine Leiche; was fehlt dir denn?“ nun hielt Kalandrino, da ein jeder ihm das sagte, sich selbst für ausgemacht krank und fragte unruhig, was er thun sollte?

„Ich dächte“, sprach Bruno, „du gingst nach Hause, legtest dich ins Bett, decktest dich wohl zu und schicktest dein Wasser zum Doktor Simon, welcher, wie du weißt, unser Arzt ist; der wird dir sogleich sagen, was du zu thun hast; wir wollen mit dir gehen und was etwa nöthig ist, veranstalten.“ Sie brachten daher den Kalandrino nach Hause, als Nello noch dazu gekommen war. „Komm“, sprach er zu seiner Frau, indem er ganz abgemattet in das Zimmer trat, „decke mich gut zu! ich fühle eine große Krankheit in mir.“ Darauf legte er sich nieder und schickte sein Wasser zum Simon, der eben auf dem alten Markte in einer Apotheke war.

„Bleibt ihr hier bei ihm!“ sprach Bruno zu seinen Gefährten, „ich will gehen und hören, was der Arzt sagen wird und ihn mitbringen, wenn es nöthig ist.“

„Ja gehe mit, lieber Freund“, versetzte Kalandrino, „und bringe mir Nachricht, wie es steht! ich fühle, ich weiß nicht was in meinem Leibe.“

Bruno ging also zum Simon und gab ihm einige Nachricht von der Beschaffenheit der Sache, da er eher als das Mädchen mit dem Wasser ankam. „Geh und sage dem Kalandrino“, sprach der Doctor daher nach Besichtigung des Wassers zum Mädchen, „er sollte sich recht warm halten, ich würde gleich kommen und ihm vorschreiben, was er zu thun hätte.“

Bald nachdem das Mädchen diese Antwort überbracht hatte, erschien auch Bruno mit dem Arzte, der sich neben Kalandrino niedersetzte und nach dem Puls fühlte. „Unter uns als gute Freunde gesagt“, sprach er nach einer Weile in Gegenwart der Frau, „es fehlt dir nichts weiter, als daß du schwanger bist.“ Kalandrino fing darüber jämmerlich an zu schreien. „Ach Tessa“, sagte er, „das habe ich dir zu danken, denn du willst nur immer oben liegen! aber ich sagte dir es wohl!“ Tessa, eine sehr ehrbare Frau, ward bei diesen Reden des Mannes vor Scham über und über roth und ging mit niedergeschlagenen Augen aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. „O ich armer Mann!“ fuhr Kalandrino fort zu jammern, „was soll ich anfangen? wie soll ich das Kind zur Welt bringen? wo soll es herauskommen? Ich muß dieses unsinnigen Weibes wegen offenbar drauf gehen. Sie müsse so viel Unglück haben, als ich mir Glück wünsche. Wäre ich nur gesund, ich wollte aufstehen und ihr alle Glieder am Leibe zerschlagen. — Aber es geschieht mir schon recht, ich sollte ihr nicht die Oberstelle lassen! komme ich nur davon, so kann sie sich zu Tode warten, bis es wieder geschehen wird.“

Bruno, Buffalmacco und Nello wären beinahe vor Lust zum Lachen über diese Reden zerplatzt, doch hielten sie an sich; aber Herr Simon lachte so aus vollem Hals, daß man ihm alle Zähne hätte aus dem Munde nehmen können. Endlich empfahl Kalandrino sich der Sorgfalt des Arztes und bat ihn um Rath und Beistand. „Kalandrino“, versetzte dieser, „du darfst deshalb nicht in Angst sein. Gott Lob, wir sind noch bei so guter Zeit hinter die Sache gekommen, daß ich dich mit wenig Mühe in einigen Tagen von deiner Bürde befreien will; aber du mußt etwas daran wenden.“

„Ach von Herzen gern!“ versetzte Kalandrino; „dort habe ich zweihundert Lire, wofür ich ein Gütchen kaufen wollte. Nehmt sie alle, wenn es nöthig ist, damit ich nur nicht gebähren darf! ich wüßte nicht, wie ich es anfinge! höre ich die Weiber bei der Geburt ein so großes Geschrei machen, da ihr Körper doch dazu gebaut ist, so würde ich bei einem solchen Schmerze, glaube ich, vor der Niederkunft sterben.“

„Sei unbesorgt!“ erwiderte der Arzt, „ich will dir ein gutes und wohlschmeckendes abgezogenes Tränkchen geben, das in drei Morgen alles auflösen und dich so gesund wie einen Fisch machen soll; aber sei nachher klüger und mache keine solchen Possen mehr! zu diesem Tränkchen nun brauche ich drei paar gute fette Kapaunen und zur Erkaufung der übrigen Erfordernisse gieb einer von diesen Personen fünf Lire, schicke dann alles zu mir, so will ich dir morgen früh, will's der Himmel! den Trank schicken, wovon du einen guten Becher auf einmal nehmen mußt.“

„Ich verlasse mich auf euch!“ antwortete Kalandrino und gab dem Bruno fünf Lire und das nöthige Geld zur Anschaffung von drei paar Kapaunen mit der Bitte, ihm zu Gefallen diese Mühe zu übernehmen. Der Arzt machte ein wenig gemeinen Trank zurechte, nachdem er ihn verlassen und schickte ihm solchen; Bruno aber kaufte Kapaunen und andere Eßwaaren ein, welche er mit dem Arzt und seinen übrigen Freunden verzehrte.

Kalandrino nahm drei Morgen lang den Trank. „Du bist vollkommen wieder hergestellt“, sprach nun der Arzt, als er ihn mit seinen Gefährten besuchte und den Puls fühlte; „du kannst sicher wieder aufstehen und deine Geschäfte verrichten und brauchst deswegen nicht länger zu Hause zu bleiben.“ Freudig stand Kalandrino auf und ging an seine Arbeit. Mit vielen Lobeserhebungen erwähnte er nun gegen jedermann, den er sprach, die schöne Kur, welche Simon an ihm gemacht und ihn in drei Tagen von einer Schwangerschaft befreit hätte. Bruno, Buffalmacco und Nello aber freuten sich, daß sie einen so guten Einfall gehabt hatten, dem Geiz des Kalandrino einen Streich zu spielen; Tessa hingegen brummte deshalb lange mit ihrem Manne, als sie es merkte.

Vierte Erzählung.

Cecco Angiolieri's vereitelte Reise.

Vor einigen Jahren waren in Siena zwei bereits erwachsene Leute, die beide Cecco hießen, aber einer Angiolieri, der andere Fortarrigo mit Zunamen. Traf ihre Denkungsart gleich in vielen Stücken nicht zusammen, so waren sie doch im Mangel an Liebe gegen ihre Eltern einander sehr gleich und pflegten einen öftern gemeinschaftlichen Umgang mit einander.

Dem Angiolieri, einem schönen und artigen Manne, gefiel der Aufenthalt zu Siena bei dem von seinem Vater ihm ausgesetzten Unterhalte nicht mehr. Als er daher hörte, daß ein gewisser Kardinal, einer seiner vornehmsten Gönner, als päpstlicher Gesandter in Mark Ankona angelangt sei: entschloß er sich, in der Hoffnung zu ihm zu gehen, daselbst vielleicht ein besseres Glück zu machen. Er entdeckte seinem Vater diese Absicht und vermochte ihn zu einer halbjährigen Vorausbezahlung seines ausgesetzten Geldes, um mit Kleidung und Pferden auf eine anständige Art sich zu versorgen.

Als Fortarrigo, der eben damals bei Angiolieri war, erfuhr, daß jener einen Diener zur Begleitung suche, bat er ihn inständigst, ihn mitzunehmen; er wolle sich sowohl zur Aufwartung, als bei den Pferden gebrauchen lassen und außer dem nöthigen Aufwand keinen Lohn verlangen. Aber Angiolieri schlug es ihm ab, nicht weil er ihn für unfähig zu allen diesen Dienstleistungen hielt, sondern weil derselbe spielte und sich zuweilen betrank. Fortarrigo versprach, sich vor beiden gewiß zu hüten, gab ihm deshalb die heiligsten Zusicherungen und bat so lange, bis Angiolieri es ihm endlich zusagen mußte.

Sie machten sich nunmehr eines Morgens auf den Weg und hielten zu Buanconvento Mittag. Als Angiolieri gegessen hatte, ließ er sich der großen Hitze wegen im Wirthshause ein Lager zubereiten, zog sich aus und begab sich zur Ruhe mit dem Befehle, daß Fortarrigo ihn um neun Uhr wecken sollte. Dieser ging in ein Bierhaus, sobald Angiolieri schlief und fing mit einigen an zu spielen; als er eine Weile gezecht hatte, gewannen die ihm anfangs alles Geld und endlich auch

sämmtliche Kleider vom Leibe ab. Begierig seinen Verlust wieder zu ersetzen, ging er im Hemde, wie er war, in das Schlafgemach des Angiolieri, nahm ihm alles Geld aus dem Beutel, da er ihn in tiefem Schlafe fand und verspielte es wie das vorige.

Angiolieri stand auf, als er erwachte, kleidete sich an und fragte nach Fortarrigo, bildete sich aber bald ein, als er nirgends zu finden war, daß er seiner üblen Gewohnheit nach irgendwo betrunken schlafen liegen würde. Er beschloß daher, ihn zu verlassen und befahl die Pferde zu satteln und zu bepacken in der Absicht, zu Corsignano einen andern Bedienten anzunehmen. Als er aber fortreiten und den Wirth bezahlen wollte, fand er kein Geld, worüber ein großer Lärm entstand, und das ganze Wirthshaus in Bestürzung gerieth, weil Angiolieri darin bestohlen zu sein behauptete und alle gefangen nach Sieni schaffen zu lassen drohte.

Indem kam Fortarrigo im Hemde in der Absicht, auch die Kleider, sowie das Geld zu holen. „Was ist das, Angiolieri?“ fragte er, als er ihn im Begriff fortzureiten sah, wollen wir denn schon weiter? warte doch noch ein wenig! es wird den Augenblick jemand kommen, dem ich mein Wamms für achtunddreißig Soldi versetzt habe. Ich bin sicher, er giebt es für fünfunddreißig wieder her, wenn er gleich Geld bekommt.“ Während er noch so redete, kam einer, welcher den Angiolieri versicherte, daß Fortarrigo ihm sein Geld gestohlen hätte, indem er ihm die Summe seines Verlustes anzeigte.

Zornig fuhr Angiolieri dem Fortarrigo auf den Hals und, hätte ihn die Furcht vor Gott nicht zurückgehalten, er würde ihm den Garaus gespielt haben. Mit Bedrohung, ihn aufhängen oder brandmarken zu lassen, stieg er aufs Pferd.

„Geh, Angiolieri“, versetzte Fortarrigo, gleich als ob dessen Worte gar nicht ihm, sondern einem andern angegangen wären, „laß dies Gewäsch jetzt unterwegs, denn es hilft nichts! bedenke nur, wir bekommen es um fünfunddreißig Soldi wieder, wenn wir es sogleich einlösen! verschieben wir es aber nur bis morgen früh, so wird er es unter den vorgeschossenen achtunddreißig nicht hergeben. Er thut mir diesen Gefallen, weil ich auf sein Anrathen setzte. Warum wollen wir diese drei Soldi nicht mitnehmen?“

Angiolieri wollte über dieses Gewäsch rasend werden, zumal da er von allen Umstehenden angegafft ward, welche ihm zu glauben schienen, daß Fortarrigo nicht das Geld des Angiolieri verspielt, sondern dessen noch bei ihm zu fordern habe. „Was geht mich dein Wamms an“, sprach er daher, „ich wollte du wärst am Galgen! nicht genug, daß du mich beraubt und das meinige verspielt hast, hinderst du auch noch meine Reise und spottest meiner.“

„Aber warum willst du mir auch diese drei Soldi nicht gönnen?“ fuhr Fortarrigo unter dem Scheine, als ob dies ihm nicht gälte, immer fort; „glaubst du nicht, daß ich dir wieder einen Gefallen dafür thun kann? thu es immer, wenn du mich lieb hast! warum eilst du denn so? wir kommen heut noch zeitig genug nach Torrenieri. Nun suche den Beutel heraus! du mußt wissen, daß ich in ganz Siena kein Wamms finden würde, das mir so gut als dies stünde; geschweige denn, daß ich es für achtunddreißig Soldi lassen müßte, da es doch gewiß noch vierzig werth ist. Folglich komme ich durch dich doppelt zu kurz.“

Angiolieri ward dadurch so aufgebracht, daß er sein Pferd umdrehte und den Weg nach Torrenieri nahm, ohne ein Wort zu reden. Fortarrigo war boshaft genug, ihm so im Hemde nachzulaufen und zwei gute Meilen lang um das Wamms zu bitten. Um diese Plage loszuwerden, fing Angiolieri an zu jagen; aber Fortarrigo, der im Felde nicht weit von der Straße vorwärts einige Bauern sah, fing heftig an zu schreien: „Halt auf! halt auf!‘ Diese traten daher mit Hacken und Spaten dem Angiolieri in den Weg, hielten ihn in der Meinung an, er habe den im Hemde Nachschreienden beraubt und nahmen ihn gefangen. Er mochte ihnen immerhin sagen, wer er wäre und wie die Sache beschaffen sei, es half alles nichts.

„Ich sollte dich zu Boden strecken“, sprach Fortarrigo mit aufgebrachter Miene, als er hinzukam, „niederträchtiger Räuber, der du mit dem meinigen davon gehst! seht nur“, wandte er sich zu den Bauern, „in welchem Zustande er mich im Wirthshause ließ, nachdem er alles das seinige verspielt hatte. Gott und euch sei es gedankt, daß ich ihn wiederhabe; ich werde es euch nie vergessen!“

Angiolieri mochte das Gegentheil versichern wie er wollte, man hörte ihn nicht. Fortarrigo brachte ihn mit Hülfe der

Bauern vom Pferde, zog ihn bis aufs Hemde aus, nahm seine Kleider und ritt mit dem Pferde nach Siena, überall vorgebend, er habe dem Angiolieri alles abgewonnen. Dieser aber, welcher in guten Umständen zum Kardinal nach Ankona zu gehen glaubte, mußte ärmlich im Hemde wieder nach Buonconvento kehren. Vor Schande hatte er das Herz nicht, sich sogleich wieder nach Siena zu wenden, sondern ging, nachdem er einige Kleider geborgt bekommen, zu seinen Freunden nach Corsignano, wo er so lange blieb, bis neue Unterstützung von seinem Vater ankam. So verdarb die Bosheit des Fortarrigo den ganzen guten Plan des Angiolieri, der solche jedoch am gehörigen Orte und zu gehöriger Zeit nicht unbestraft ließ.

Fünfte Erzählung.

Kalandrino's Liebesabenteuer.

Nicolo Cornacchini, einer unserer reichsten Bürger, hatte unter andern auch ein hübsches Gut in Camerata, wo er ein anständiges, schönes Gebäude aufführen ließ und es zum Ausmalen an Bruno und Buffalmacco verdung. Diese nahmen auch der vielen Arbeit wegen den Nello und Kalandrino dazu. Eigentlich wohnte daselbst in einem mit Bette und andern Bequemlichkeiten versehenen Zimmer bloß eine alte Magd, welche bei Ermangelung anderer die Aufsicht über das Gebäude führte; doch brachte der Sohn des gedachten Nicolo, Namens Philipp, ein junger unbeweibter Mann, zum Zeitvertreib zuweilen ein Mädchen mit hin, die er nach ein paar Tagen wieder fortschickte.

Unter andern hatte er einst eine gewisse Nicolosa bei sich, eine schöne anständig gekleidete Person, die an Artigkeit und Wohlredenheit viele ihres Gleichen übertraf und von einem Kuppler, Mangione genannt, in Camaldoli zum Gebrauch für Liebhaber unterhalten ward. Diese ging einst um Mittag in einem weißen Korsett und mit lockigen Haaren an einen Brunnen im Hofe, um sich Hände und Gesicht zu waschen, als eben

Kalandrino nach Wasser kam. Er grüßte sie aufs freundlichste, und sie dankte ihm mehr seiner Sonderbarkeit, als seiner Reize wegen mit besonderer Aufmerksamkeit. Kalandrino fand sie bei genauer Betrachtung so schön, daß er vor Liebesgedanken mit dem Wasser wieder zu seinen Kameraden zu gehen vergaß. Doch wagte er sie nicht anzureden, weil er sie nicht kannte. Da sie seine Blicke merkte, sah sie ihn ebenfalls zuweilen mit einem Seufzer an, um sich über ihn lustig zu machen. Dadurch ward Kalandrino so heftig in sie verliebt, daß er nicht eher den Hof wieder verließ, bis Philipp sie auf das Zimmer rief.

Kalandrino that bei der Rückkehr zu seiner Arbeit nichts als Seufzen. „Was Teufel hast du, Kamerad?“ fragte Bruno, der aus Vergnügen über seine Handlungen beständig sein Vergnügen mit ihm hatte, als er es gewahr ward, „du seufzest ja unaufhörlich.“

„Guter Freund“, entgegnete Kalandrino, „wenn mir nur jemand helfen könnte, so wäre es gut.“

„Wie so?“ fragte Bruno.

„Aber du mußt es niemanden sagen“, versetzte Kalandrino. „Es ist hier unten eins der schönsten Mädchen, die so in mich verliebt ist, daß du dein Wunder sehen solltest. „Ich ward es eben gewahr, als ich nach Wasser ging.“

„Ei, ums Himmels willen! daß es nicht die Frau des Philipp ist.“

„Ich glaube es, weil er sie zu sich aufs Zimmer rief; aber was hat das zu bedeuten? in diesem Punkte würde ich mir aus andern, geschweige denn aus Philipp nichts machen. In Wahrheit, Kamerad, ich kann dir's gar nicht sagen, wie sie mir gefällt!“

„Ich will es schon erfahren, wer sie ist! und ist es die Frau des Philipp, so ist deine Sache mit zwei Worten richtig, weil ich sie sehr genau kenne. Aber wie machen wir's, daß Buffalmacco nichts erfährt; wenn er dabei ist, kann ich nicht mit ihr sprechen.“

„Aus Buffalmacco mache ich mir nichts! allein vor Nello müssen wir uns hüten; er ist ein Verwandter von meiner Frau und würde uns den ganzen Handel verderben.“

„Schon gut!“ erwiderte Bruno, der wohl wußte, wer sie war, weil er sie kommen gesehen, und Philipp es ihm gesagt

hatte. Als Kalandrino daher einen Augenblick von der Arbeit ging, um seine Schöne zu sehen, erzählte Bruno dem Nello und Buffalmacco alles, und sie überlegten heimlich, was sie bei diesem Liebeshandel thun wollten. „Hast du sie gesehen?" fragte ihn Bruno bei seiner Rückkehr heimlich.

„O ja", antwortete Kalandrino, „ich liebe sie zum Sterben!"

„Ich will doch gehen und sehen, ob es die ist, welche ich meine, und ist das der Fall, so laß mich nur sorgen!" Bruno begab sich daher hinunter und fand eben den Philipp mit seinem Mädchen, denen er eine ausführliche Beschreibung vom Kalandrino und seiner Bemerkung machte. Darauf nahmen sie Abrede, was jeder von ihnen thun und sagen sollte, um sich über die Liebe des Kalandrino lustig zu machen. „Sie ist es wirklich!" sprach er, als er wieder zum Kalandrino kam; „aber man muß die Sache behutsam anfangen, damit es Philipp nicht bemerkt, sonst würden wir schön ankommen. Was soll ich ihr denn nun von dir sagen, wenn ich sie spreche?"

„Ei sage ihr vor's erste und zu allererst, daß ich ihr tausend Maaß von dem edlen Gute der Befruchtung wünsche; daß ich dann ihr Diener bin, wenn sie etwas zu befehlen hat. Verstehst du mich wohl?"

„Sehr wohl; ich will es schon machen!" versetzte Bruno. Zur Abendstunde gingen sie nach beendigter Arbeit hinunter in den Hof und blieben dem Kalandrino zu Gefallen eine Weile stehen, weil sie Philipp mit seiner Nicolosa daselbst fanden. Dieser fing daher an, solche Blicke auf sie zu werfen und so sonderbare Bewegungen zu machen, daß ein Blinder sie hätte bemerken können. Auch sie that ihrerseits alles, wodurch sie ihn recht zu entflammen glaubte. Philipp aber that, als ob er mit Buffalmacco und den übrigen spräche und es nicht merkte, während sie sich über die Grimmassen des Kalandrino ungemein der mit Bruno und Buffalmacco getroffenen Abrede zu Folge belustigte. Doch gingen sie nach einer Weile zum größten Leidwesen des Kalandrino wieder fort.

„Ich versichere dich", sprach Bruno zum Kalandrino, als sie gegen Florenz kamen, „du machst sie wie Eis an der Sonne schmelzen. Bei meiner Seele! wenn du deine Fiedel nimmst und ihr einige von deinen Liebesliedern vorsingst, so springt sie durchs Fenster zu dir hinaus."

„Meinst du, Kamerad?“ versetzte Kalandrino, „meinst du, daß ich sie mitbringen soll?“

„Allerdings!“

„Du wolltest es mir heute nicht glauben, als ich dir's sagte. Wahrhaftig, Kamerad! ich merke, daß ich in allen meinen Unternehmungen glücklicher als andere Leute bin. Hätte wohl ein anderer als ich so ein hübsches Mädchen so geschwind verliebt machen können? das hätten die jungen Kerle müssen bleiben lassen, welche den ganzen Tag mit der Trompete herumziehen! sie können in tausend Jahren nicht drei Hände voll Haselnüsse zusammenschlagen. Ich wünschte, du sähest mich nur mit meiner Fiedel; es sollte dir gefallen! denn im Ernst, ich bin nicht so alt, als ich dir aussehe. Das hat sie wohl gemerkt; sie soll's aber auch schon noch empfinden, wenn ich sie unter meine Hände bekomme. Beim Himmel! ich will's so hübsch machen, daß sie mir wie ein kleines Kind nachlaufen soll.“

„Ei“, versetzte Bruno, „das wird was für dich sein! ich sehe schon, wie du ihr mit deinen weiten Zähnen ihren Purpurmund und ihre Rosenwangen küssen und sie nachher über und über betasten wirst.“ Kalandrino dachte sich bei diesen Reden schon die Wirklichkeit, sang und sprang so freudig umher, als ob er aus der Haut fahren wollte. Den andern Tag brachte er seine Fiedel mit und sang zum größten Vergnügen der ganzen Gesellschaft verschiedene Lieder dazu. In kurzem war er durch ihren wiederholten Anblick so voll Freuden, daß er gar nichts mehr arbeitete, sondern tausendmal in einem Tage bald ans Fenster, bald an die Thür, bald in den Hof lief, um seine Geliebte zu sehen; und auch diese machte nach dem Unterrichte des Bruno ihre Sache so gut, daß er immer hitziger ward.

Wenn er jemanden an sie schickte, so machte Bruno die Antworten und brachte ihm zuweilen Briefe von ihr, wenn sie nicht da war, wie es oft geschah, worin sie ihm die größte Hoffnung zur Erhörung seiner Wünsche machte; sie gab vor, daß sie sich jetzt bei ihren Anverwandten befinde, wo er sie nicht sehen könnte. Auf diese Art hatten Bruno und Buffalmacco, welche eigentlich die Hauptpersonen bei der Sache waren, an den Handlungen des Kalandrino die größte Lust von der Welt; sie ließen sich unter dem Vorwande, seine Schöne verlange es,

zuweilen einen elfenbeinernen Kamm, zuweilen ein Messerchen und dergleichen Dinge geben, wofür sie ihm falsche Ringe ohne Werth brachten, die dem Kalandrino eine außerordentliche Freude machten. Ueberdies erhielten sie von ihm zuweilen ein gutes Frühstück und andere Ergötzlichkeiten, damit sie auf seine Angelegenheiten die gehörige Sorgfalt wenden möchten.

So zogen sie den Kalandrino beinahe zwei Monate lang auf, ohne daß weiter etwas erfolgte. Da er nun aber sah, daß die Arbeit zu Ende ging, glaubte er jetzt oder niemals zum Zweck seiner Liebe gelangen zu müssen und wandte sich daher mit den dringendsten und anhaltendsten Bitten an den Bruno. Sobald das Mädchen daher wieder anlangte, überlegte derselbe mit Philipp und ihr die zu nehmenden Maßregeln. „Sieh nur, Kamerad", sprach er darauf zum Kalandrino, „sie hat mir wohl tausendmal versprochen, deinen Willen zu thun, und es geschieht doch nicht: es scheint mir, als ob sie uns bei der Nase herumführe. Wenn sie ihr Versprechen nicht hält, so wollen wir sie schon dazu bringen, wenn du es verlangst, sie mag Lust haben oder nicht."

„Thu's doch bald, ich bitte dich um des Himmels willen!" entgegnete Kalandrino.

„Hast du wohl das Herz", fragte Bruno, „sie mit einem Zettel zu berühren, den ich dir geben will?"

„O ja!" antwortete Kalandrino.

„Schaffe mir also ein wenig Jungfern-Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körner Weihrauch und eine geweihte Kerze, und überlaß mir das übrige."

Kalandrino wandte den folgenden Abend alle Geschicklichkeit an, eine Fledermaus zu bekommen, fing endlich eine und trug sie nebst den andern Sachen zum Bruno. Dieser ging bei Seite in eine Kammer, schrieb einen Schnickschnack und etliche Charaktere auf das Pergament uud brachte es ihm mit den Worten: „Wisse Kalandrino, wenn du sie mit dieser Schrift berührst, wird sie dir den Augenblick nachfolgen und thun, was du verlangst! wenn Philipp daher heute ausgeht, so suche dich ihr auf eine gute Art zu nähern, berühre sie und gehe dann in den Heuschober dort an der Seite: dies ist der beste Ort dazu, weil niemand hinkommt. Du wirst sehen, wie sie dir folgt. Was du alsdann zu thun hast, wirst du schon selbst wissen."

Kalandrino war der vergnügteste Mensch von der Welt. „Laß mich nur gehen, Kamerad“, sagte er, indem er die Schrift nahm. Nello, vor dem Kalandrino sich am meisten hütete, fand eben so viel Vergnügen daran als die übrigen, ihn zum Besten zu haben. Er ging daher auf Veranlassung des Bruno nach Florenz zur Frau des Kalandrino. „Du wirst dich erinnern, Tessa“, sprach er, wie Kalandrino dich unschuldigerweise prügelte, als er mit den Steinen aus der Ebene Mugnone kam. Ich rathe dir, dich dafür zu rächen. Thust du es aber nicht, so siehe mich nicht weiter für deinen Verwandten oder Freund an. Er hat sich dort oben in eine Frau verliebt, die schlecht genug denkt, sich öfters mit ihm zu verschließen. Vor kurzem haben sie einander wieder bestellt. Ich dächte also, du kämst, ihn zu überraschen und gebührend zu züchtigen.“

Diese Nachricht war der Frau kein Scherz. „Ei, Galgendieb“, sprach sie aufspringend, „machst du mir's so? bei meiner Seele! du sollst es nicht umsonst thun; ich will dich dafür bezahlen.“ Sie nahm sogleich ihren Mantel um und eilte in Gesellschaft eines Mädchens nebst dem Bruno dahin.

„Dort kommt unser Freund!“ sprach Bruno zum Philipp, als er sie erblickte. Philipp ging daher zum Kalandrino und den übrigen Arbeitern. „Seid fein fleißig, meine Herren!“ sagte er, „ich muß sogleich nach Florenz;“ er ging aber und verbarg sich an einen Ort, wo er unbemerkt die Handlungen des Kalandrino beobachten konnte.

Als dieser den Philipp ein Stück entfernt glaubte, ging er in den Hof, fand die Nicolosa und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Abgeredetermaßen näherte sie sich ihm mit einer mehr als gewöhnlichen Vertraulichkeit. Kalandrino berührte sie daher mit der Schrift und nahm sodann seinen Weg nach dem Heuschober. Nicolosa folgte ihm und verschloß die Thür hinter sich. Ihn umfassend warf sie ihn auf das daselbst befindliche Stroh und stieg rücklings auf ihn, indem sie ihm die Hände auf den Schultern hielt, damit er ihr nicht ins Gesicht kommen könnte. „Ach mein zärtlich geliebter Kalandrino!“ sprach sie mit einem gleichsam schmachtenden Blick; „Herz meines Leibes, mein Leben, mein Glück und meine Ruhe! wie lange habe ich mich nach dir gesehnt und dich nach meinem Gefallen zu haben gewünscht. Deine Reize haben mich ganz

bezaubert und deine Fiedel mein Herz geschmolzen. Wohl mir, daß ich dich nun habe!"

„Mein süßes Leben", entgegnete Kalandrino, der sich kaum regen konnte, „laß dich küssen!"

„Hast du denn solche Eile?" versetzte Nicolosa; „laß mich doch erst satt an dir sehen und meine Augen an deinem zärtlichen Gesichte weiden."

Bruno und Buffalmacco waren indeß zum Philipp gegangen, wo sie mit einander alles beobachteten. Indem aber Kalandrino die Nicolosa küssen wollte, langte eben Nello mit der Tessa an. „Ich wette darauf", sprach er, „sie sind beisammen!" und führte sie bis an die Thür. Voll Wuth gab die Frau ihm die Hand zum Abschiede, trat hinein und fand die Nicolosa über dem Kalandrino, welche bei deren Erblickung plötzlich aufstand und zum Philipp floh.

Tessa fuhr sogleich über den Kalandrino her, der noch nicht aufgestanden war, zerkratzte ihm das ganze Gesicht und zog ihn bei den Haaren herum. „Niederträchtiger", sprach sie, „machst du mir's so? verdammt sei das Gute, das ich an dir alten Schurken gethan habe! hast du zu Hause nicht zu thun genug, daß du noch auswärts herumbuhlst? seht doch den zärtlichen Liebhaber! jetzt bist du nicht mißmuthig, nicht kraftlos, ob man gleich nicht so viel Saft aus dir pressen könnte, als zu einer Wassersuppe gehört. War es jetzt auch Tessa, von der du schwanger wurdest? sie wird schon ihren Lohn bekommen! es muß ein schönes Thier sein, die an einem solchen Kleinod einen Gefallen finden kann, wie du bist."

Kalandrino wußte bei der Stimme seiner Frau nicht, ob er todt oder lebendig war, wagte auch nicht, sich mit einem Worte zu vertheidigen. Als sie ihn zerkratzt, zerschunden und ausgeprügelt genug hatte, nahm er seinen Hut, stand auf und bat sie aufs demüthigste, keinen Lärm zu machen, wenn sie ihn nicht in Stücken zerhauen haben wollte, weil die Frau die Gattin des Hausherrn wäre, die sie bei ihm getroffen.

„Ei verdammt sei sie!" versetzte das Weib. — Nachdem Bruno und Buffalmacco sich beim Philipp und der Nicolosa satt gelacht hatten, kamen sie hervor, gleichsam um nach der Ursache des Lärmes zu sehen; sie besänftigten die Frau mit vieler Mühe wieder und gaben dem Kalandrino den Rath nach Flo-

renz zu gehen und nicht wieder zu kommen, damit Philipp ihm nicht noch etwas anhinge, wenn er's hörte.

So kehrte der arme unglückliche Kalandrino zerschunden und zerkratzt nach Florenz und hatte nicht das Herz wieder dahin zu kehren. Die beständigen Vorwürfe, womit ihn seine Frau Tag und Nacht plagte und ängstigte: machten seiner feurigen Liebe ein Ende, nachdem er seinen Kameraden, der Nicolosa und dem Philipp viel Freude gemacht hatte.

Sechste Erzählung.

Bettverwechselungen.

Im Thale Mugnone wohnte vor wenig Jahren ein ehrlicher Mann, bei dem Reisende für Geld Essen und Trinken bekommen konnten. Zwar befand er sich in armseligen Umständen und hatte nur ein kleines Häuschen; dennoch beherbergte er im Nothfall zuweilen, wenn auch nicht eben jedermann, so doch wenigstens Bekannte. Er hatte eine ganz hübsche Frau und zwei Kinder, eine schöne artige, noch unverheirathete Tochter von funfzehn bis sechszehn Jahren und einen Knaben von nicht völlig einem Jahr, den die Mutter noch stillte.

Ein artiger einnehmender Jüngling aus einer edlen Familie unserer Stadt, der oft in diese Gegend kam, hatte ein Auge auf das Mädchen geworfen und liebte sie aufs innigste. Auch sie, welche sich die Zuneigung einer solchen Person für eine Ehre schätzte, ward in ihn verliebt, obgleich sie auf eine gefällige Art seine Leidenschaft abzuweisen bemüht war. Längst würde ihre Liebe mit beiderseitiger Zufriedenheit einigen Erfolg gehabt haben, hätte Pinuccio — so hieß der junge Mann — nicht einen üblen Ruf für sich und das Mädchen befürchtet.

Aber sein Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag. Voll Verlangen nach einer Zusammenkunft mit ihr gerieth er auf den Einfall, unter irgend einem Vorwande bei ihrem Vater einzukehren, weil er, bekannt mit der ganzen Beschaffenheit des Hauses seiner Schönen, sich dadurch eine Gelegenheit versprach,

unbemerkt zu ihr zu kommen. Auch suchte er ohne Anstand diesen Einfall ins Werk zu setzen.

Er und einer seiner vertrautesten Freunde, Namens Adriano, der um diese Liebe wußte, mietheten eines abends spät zwei Pferde, nahmen ein Paar Felleisen vielleicht mit Stroh angefüllt, verließen Florenz und begaben sich durch einen Umweg bereits in der Nacht nach dem Thal Mugnone. Unter dem Scheine, als ob sie von Romagna kämen, ritten sie gerade auf das Haus dieses ehrlichen Mannes zu, der ihnen auf ihr Pochen sogleich öffnete, weil er sie kannte. „Sieh", sprach Pinuccio, „du mußt uns diese Nacht beherbergen! wir glaubten noch nach Florenz zu kommen, konnten aber aller angewandten Mühe ungeachtet nicht eher als jetzt hier eintreffen."

„Du weißt wohl, Pinuccio", erwiderte der Wirth, „daß ich auf Bewirthung solcher Gäste wie ihr seid nicht eingerichtet bin. Da euch aber die Nacht einmal über den Hals gekommen ist und ihr nicht weiter reiten könnt, so will ich euch beherbergen, so gut ich kann." Die jungen Männer stiegen daher ab, gingen hinein und verzehrten mit dem Wirthe das zur Vorsorge mitgebrachte Abendessen, nachdem sie ihre Pferde besorgt hatten.

Nun hatte der Wirth nur ein kleines Kämmerchen, worein derselbe so gut als möglich drei Bettchen stellte: zwei standen an der einen Seite und das dritte gegenüber an der andern: so, daß nur ein enger Gang dazwischen blieb. Das minder schlechte von diesen dreien wies er den Gästen zum Nachtlager an: in das andere mußte sich nach einer Weile, als diese sich schlafend stellten, obgleich keiner schlief, das Mädchen legen: das letzte aber nahm er mit seiner Frau ein, die an die Seite ihres Bettes die Wiege mit dem kleinen Kinde setzte.

Pinuccio gab auf alles genau Achtung, stand heimlich auf, als nach einiger Zeit ihm jedermann zu schlafen schien, begab sich zum Bette seiner Geliebten und legte sich an ihre Seite. Sie nahm ihn obwohl mit Furcht freudig auf und gewährte ihm das längst gewünschte Vergnügen. Indem aber Pinuccio bei dem Mädchen lag, warf zufälligerweise draußen eine Katze etwas herunter, worüber die Frau erwachte. Voll Besorgniß, es möchte ein Schaden geschehen sein, stand sie im Finstern auf und ging nach dem Orte, wo sie das Gepolter gehört

hatte. Adriano, der darauf nicht geachtet hatte, stand eines Naturbedürfnisses wegen ebenfalls auf. Da ihm aber die Wiege im Wege war, welche vor dem Bette der Frau stand, hob er sie weg und setzte sie vor sein Bette, in welches er nach verrichteter Sache wieder zurückkehrte, ohne sich um die Wiege weiter zu bekümmern.

Da die Frau keinen Schaden von dem Falle bemerkte, nahm sie sich nicht lange die Mühe mit einem Lichte nachzusehen, sondern kam mit Schelten auf die Katze wieder in die Kammer. Im Finstern tappend ging sie zwar gerade nach der Seite, wo ihr Mann schlief; da sie aber die Wiege nicht fand, sprach sie bei sich selbst: „Nun ich albernes Ding, was mache ich denn? da hätte ich wahrlich gerade zu den Gästen ins Bett kommen können." Sie ging daher ein Paar Schritte weiter, fand die Wiege und legte sich zum Adriano in der Meinung, zu ihrem Manne zu kommen.

Adriano war noch nicht wieder eingeschlafen; er empfing sie daher aufs beste und freudigste und ließ ihr, ohne ein Wort weiter zu sprechen, so viel Gutes zufließen, daß die Frau ganz entzückt war. Aus Furcht, der Schlaf möchte ihn bei seiner Geliebten überfallen, stand Pinuccio auf, nachdem er das gewünschte Vergnügen genossen, und wollte sich wieder in sein Bett zurück begeben; da er aber die Wiege fand, hielt er es für das Bette des Wirths, ging ein wenig weiter und legte sich gerade zu diesem, der bei der Ankunft des Pinuccio eben erwachte. „Ich muß dir sagen", sprach Pinuccio, weil er beim Adriano zu sein glaubte, „daß es kein herrlicheres Mädchen giebt, als die Nicolosa. Wahrlich man kann bei keiner Frau auf der Welt mehr Vergnügen haben, als ich bei ihr genoß. Seitdem ich dich verließ, habe ich mehr als sechs Stationen gemacht."

„Was Teufel will denn der hier?" sprach der Wirth anfangs bei sich selbst, als er diese, ihm eben nicht angenehme Nachricht hörte; dann aber fuhr er mehr zornig als überlegt auf: „Es ist eine große Ungezogenheit, Pinuccio! ich weiß nicht, warum du mir das gethan hast; aber bei Gott! ich will dich dafür bezahlen."

„Wie willst du mich denn bezahlen?" versetzte Pinuccio, der eben der Klügste nicht war, da er seinen Irrthum merkte,

anstatt sich auszureden, wie er recht gut gekonnt hätte; „was willst du mir denn thun?“

„Höre doch!“ sprach die Frau zum Adriano, welche bei ihrem Manne zu sein glaubte; „ich weiß nicht, was unsere Gäste für einen Streit mit einander haben.“ — „Laß sie haben!“ antwortete Adriano mit Lachen. „Hol sie der Henker! sie werden gestern zuviel getrunken haben.“

Nun ward die Frau ihren Irrthum alsbald gewahr, als sie den Mann zanken hörte und die Stimme des Adriano vernahm. Klug genug, kein Wort zu sagen, stand sie den Augenblick auf, trug die Wiege mit dem Kinde auf Gutdünken vor das Bette ihrer Tochter, ungeachtet nicht das geringste Licht in der Kammer war, und legte sich zu ihr. Darauf rief sie, gleichsam durch den Lärm erweckt, den Mann und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio für einen Wortwechsel hätte?

„Hörst du nicht“, antwortete er, „was er diese Nacht mit der Nicolosa vorgenommen zu haben erzählt?“

„Es ist die größte Lüge“, entgegnete die Frau, „daß er bei der Nicolosa gewesen ist! seitdem ich nicht mehr schlafen konnte, habe ich mich zu ihr gelegt. Du bist ein Esel, wenn du es glaubst! ihr trinkt abends so viel, daß ihr nachher nachts träumt, ohne es zu wissen, bald hier- bald dorthin lauft und euch wunderbares Zeug in den Kopf setzt. Nur schade, daß ihr den Hals nicht brecht! aber was macht Pinuccio dort, warum bleibt er nicht in seinem Bette?“

„Pinuccio!“ sprach Adriano auf der andern Seite, als er sah, daß die Frau so klug war, ihre und ihrer Tochter Schande zuzudecken; „ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß du nicht so herumwandern sollst, und daß deine üble Gewohnheit im Schlafe aufzustehen und deine Träumereien für wahr auszugeben, dich noch einmal ins Unglück stürzen werden! komm her, daß du . . .“

Die Rede der Frau und des Adriano machten den Wirth wirklich glauben, daß Pinuccio träume. Er nahm ihn daher bei der Schulter, schüttelte ihn und rief: „Pinuccio, ermuntere dich und geh in dein Bette!“ Einem Träumenden gleich fing dieser an, als er alles mit angehört hatte, solch' sinnloses Zeug zu schwatzen, daß der Wirth aus vollem Halse lachte. Endlich stellte er sich von dem Schütteln erwacht. „Ist es denn schon Tag, Adriano“, fragte er, „daß du mich rufst?“

„Ja komm nur her!“ antwortete Adriano. Voller Schlafs sich stellend, erhob er sich endlich und kehrte wieder zu ihm ins Bette.

Als sie den andern Morgen aufgestanden waren, fing der Wirth zu lachen an und über den Pinuccio und seine Träumereien zu spotten. Bei dergleichen Scherz machten die beiden jungen Männer ihre Pferde zurecht, packten ihre Felleisen auf und ritten wieder nach Florenz, nachdem sie mit dem Wirthe einmal getrunken, eben so vergnügt über die Art, als über den Erfolg ihres Unternehmens. In der Folge fand Pinuccio andere Gelegenheiten, mit der Nicolosa zusammen zu kommen, und diese versicherte der Mutter, daß Pinuccio wirklich geträumt hätte. Aber die Frau, eingedenk der Umarmungen des Adriano, war von ihrem Wachen überzeugt.

Siebente Erzählung.

Talano's Traum vom Wolfe.

Ich weiß nicht, ob ihr den Talano di Molese, einen ziemlich angesehenen Mann, gekannt habt. Er hatte ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit geheirathet, Namens Margaritha, die aber äußerst eigensinnig, mürrisch und widerspenstig war, so daß ihr niemand etwas nach Gefallen oder recht machen konnte. Dem Talano war dies sehr unangenehm; doch mußte er es sich gefallen lassen, weil er's nicht ändern konnte.

Einst befand sich Talano mit seiner Margaritha auf einem seiner Landgüter. Hier sah er nachts im Traume seine Frau in einem schönen Wäldchen nahe am Hause spazieren gehen. Indem kam aus einer Ecke des Waldes ein großer wüthender Wolf hervor, der ihr sogleich nach dem Halse fuhr, sie zu Boden riß und fortschleppen wollte, hätte sie nicht um Hülfe geschrieen. Dennoch war der ganze Hals und das Gesicht verdorben, als er sie fahren ließ. „Meine liebe Frau“, sprach Talano beim Aufstehen zu ihr, „deiner Widerwärtigkeit wegen habe ich noch keinen guten Tag bei dir haben können; es

sollte mir aber leid thun, wenn dir ein Unglück begegnete. Willst du also meinem Rath folgen, so gehe heute nicht aus!" und erzählte ihr dann den ganzen Traum, als sie fragte warum.

„Wer übles wünscht, dem träumt übles!" sprach die Frau mit einem Kopfschütteln; „du stellst dich sehr mitleidig mit mir, gleichwohl träumst du, was du zu sehen wünschest. Ich werde mich gewiß hüten, dir weder heute noch künftig durch dieses oder ein anderes Unglück eine Freude zu machen."

„Diese Antwort konnte ich mir wohl vorstellen", versetzte Talano; „dies ist der Dank, wenn man einen Grindkopf kämmt; glaube was du willst! ich sage es aus guter Absicht und rathe dir nochmals heute zu Hause zu bleiben, oder wenigstens nicht in unsern Wald zu gehen."

„Ich werde es doch thun!" entgegnete die Frau. Sieh doch", sprach sie bei sich selbst, auf welche boshafte Art er mir eine Furcht einzujagen glaubt, heute nicht in unsern Wald zu gehen, wo er wahrscheinlich eine Bestellung mit einem lüderlichen Weibe vorhat und verhindern will, daß ich ihn nicht antreffen soll; das mag er einer andern weiß machen! ich wäre eine große Närrin, wenn ich es nicht einsähe oder es glaubte; aber es soll ihm nicht gelingen! ich muß hin, und wenn ich den ganzen Tag dort lauern sollte. Was mag das für ein Handel sein, den er heute vornehmen will?"

Sobald hierauf der Mann zur einen Thür des Hauses hinausging, nahm sie ihren Weg durch die andere, schlich sich in möglichster Stille unverzüglich in den Wald, verbarg sich im dicksten Gebüsche und sah bald hier- bald dorthin, ob niemand käme. Indem sie unbekümmert um den Wolf also lauerte, erblickte sie plötzlich nahe bei sich einen großen schrecklichen Wolf aus einem Dornbusche hervorkommen. Kaum konnte sie bei dessen Erblickung die Worte: „Gott stehe mir bei!" sagen, als er ihr an den Hals fuhr nnd sie wie ein kleines Lamm fortschleppte.

Sie konnte weder schreien, weil ihr der Hals zugezogen war, noch auf andere Art sich helfen. Der Wolf schleppte sie daher fort und würde sie unfehlbar erwürgt haben, wäre er nicht auf einige Hirten gestoßen, die durch ihr Geschrei ihn nöthigten, sie zu verlassen. Sie erkannten diese arme unglückliche Frau und brachten sie nach Hause, wo sie durch vielen

Fleiß der Aerzte zwar geheilt ward, aber doch den ganzen Hals und einen Theil des Gesichts so verderbt behielt, daß sie nunmehr häßlich und verunstaltet blieb, so schön sie vorher war. Vor Scham ließ sie sich nachher fast nirgends mehr sehen und beweinte oft kläglich ihre Widerspenstigkeit und ihren dem wahrhaften Traume des Mannes versagten Glauben, der ihr doch nichts gekostet hätte.

Achte Erzählung.

Die Lampreten und die Rothweinflasche.

In Florenz lebte ehedem ein gewisser Mensch, durchgängig Ciacco genannt, eins der größten Leckermäuler. Da aber seine Einnahme die Kosten nicht trug, welche zur Befriedigung seines Gaumens erforderlich waren, er auch übrigens ein gesitteter Mann und voller artiger und unterhaltender Einfälle war: suchte er den Hofmann und Schmarotzer zu machen und bewarb sich um den Zutritt bei wohlhabenden Leuten, die an Leckerbissen ein Vergnügen fanden. Zu diesen ging er öfters zum Mittags= und Abendessen, zuweilen auch ungebeten.

Zur nämlichen Zeit befand sich auch ein gewisser Biondello in Florenz, ein kleines, niedliches Männchen, zierlich wie ein Püppchen, mit einer weißen Perücke, an welcher kein Haar falsch liegen durfte. Er führte mit dem Ciacco gleiche Lebensart und ging einen Morgen in der Fasten auf den Fischmarkt, um für den Vieri de' Cerchi zwei schöne große Lampreten zu kaufen. Dies sah Ciacco. „Was hat das zu bedeuten?" fragte er, dem Biondello sich nähernd.

„Corso Donati", erwiderte dieser, „bekam gestern Abend drei noch viel schönere Lampreten als diese nebst einem Stör geschenkt; weil sie aber zu Bewirthung einiger Kavaliere nicht hinreichen, hat er mir den Einkauf dieser beiden aufgetragen. Willst du nicht hinkommen?"

„Das weißt du schon, daß ich komme!" entgegnete Ciacco und ging zum Corso, als es Zeit war, wo er auch einige Nachbarn fand, die sich noch nicht zu Tische gesetzt hatten.

„Ich komme, um mit euch und eurer Gesellschaft zu essen“, sprach er, als man ihn fragte, was sein Verlangen sei?

„Du bist mir sehr willkommen“, versetzte Corso, „es ist eben Zeit! wir wollen also gehen.“ Als man sich gesetzt hatte, wurden zuerst Erbsen und gesalzenes Fleisch, alsdann aber gebackene Fische aus dem Arno aufgetragen. Nun merkte Ciacco wohl, daß Biondello ihn angeführt hatte und beschloß ziemlich unwillig, ihn dafür zu bezahlen. Wenig Tage darauf, als dieser durch Erzählung seiner Neckerei schon manchen eine Freude gemacht hatte, begegnete ihm Ciacco wieder, den er grüßte. Sobald Biondello ihn erblickte, fragte er lächelnd, wie ihm die Lampreten des Corso geschmeckt hätten?

„Ehe acht Tage vergehen“, antwortete Ciacco, „sollst du es besser wissen, als ich.“ Gleich nach Verlassung des Biondello ging er und dingte einen leichtfertigen Vogel, dem er eine gläserne Flasche gab und ihn damit an den bedeckten Gang, Cavicciuli genannt, führte. Hier zeigte er ihm einen gewissen Kavalier, Namens Philipp Argenti, einen großen starken Mann, der sehr stolz, hitzig und wunderlich war. „Geh“, sprach er, „mit dieser Flasche zu ihm und sage: Mein Herr, Biondello schickt mich her, ihr möchtet so gut sein und ihm diese Flasche mit eurem guten rothen Weine färben, er wollte sich mit seinen Kameraden einen guten Tag machen. Aber nimm dich in Acht, daß er dir nicht auf den Hals fährt, sonst würdest du übel zurecht kommen und mir den ganzen Handel verderben.“

„Habe ich sonst noch was zu sagen, Ciacco?“

„Nein, gehe nur!“ entgegnete dieser „und wenn du deine Sachen gut ausgerichtet hast, so komme mit der Flasche wieder zu mir, und ich will dich bezahlen.“

Der Gedungene ging also mit diesem Auftrag zum Philipp, der als ein leicht zu überredender Mann bei dieser Ausrichtung glaubte, Biondello, den er gut kannte, wolle seiner spotten. „Was färben? was Kameraden?“ schrie er ganz roth im Gesicht; „daß du und er beim Henker wäre!“ stand auf und wollte den Kerl ergreifen. Da dieser aber auf seiner Hut war, nahm er sogleich die Flucht und kam auf einem andern Wege wieder zum Ciacco, der alles mit angesehen hatte und ihm nach Anhörung der Antwort des Philipp freudig den bedungenen Lohn zahlte. Nun ruhte er nicht, bis er den Bion-

dello fand. „Bist du seit kurzem in dem Gange de Cavicciuli gewesen?“ fragte er ihn.

„Noch gar nicht!“ entgegnete Biondello; „warum fragst du?“

„Weil ich gehört habe, daß Herr Philipp dich sucht; ich weiß nicht, was er will.“

„Kann ich doch hingehen und ihn fragen!“ versetzte Biondello und beurlaubte sich. Ciacco folgte ihm von fern', um den Verlauf der Sache mit anzusehen. Dem Philipp, darüber äußerst aufgebracht, daß er des Kerls nicht hatte habhaft werden können, wurmte es entsetzlich; denn aus den Worten desselben konnte er nicht anders schließen, als daß Biondello ihn für'n Narren habe halten wollen, auf irgend jemands Anstiften. Indem trat Biondello herein, dem er beim ersten Anblick einen tüchtigen Schmiß ins Gesicht gab.

„Ei, mein Herr, was soll das heißen?“ fragte Biondello; aber Philipp nahm ihn bei den Haaren und riß ihm die Mütze und Kappe unter unaufhörlichen Schlägen vom Kopfe. „Bösewicht“, sprach er, „du wirst schon wissen, was es zu bedeuten hat! was wollt ihr von mir gefärbt haben und von was für Kameraden läßt du mir sagen? hältst du mich für ein Kind, mit dem du spielen kannst?“ mit diesen Worten zerschlug er ihm mit Fäusten dem Eisen gleich das ganze Gesicht, ließ ihm fast kein Haar auf dem Kopfe, schleppte ihn im Koth herum und riß ihm beinahe alle Kleider vom Leibe. Dies alles geschah mit solcher Hastigkeit, daß Biondello vom ersten Anfang an kein Wort hervorbringen, noch um die Ursache fragen kannte. Zwar hatte er vom Färben und Kameraden gehört, wußte aber nicht, was er sagen wollte.

Als Philipp ihn genug geprügelt hatte, riß die Menge der Umstehenden den zerrupften und übel zugerichteten Biondello mit vieler Mühe aus den Händen und erzählten ihm die Ursache von Philipps Behandlung mit einem Verweis über das, was er ihm hatte sagen lassen. „Nun“, sprachen sie, „würde er den Philipp besser kennen und sehen, daß er ein Mann sei, mit dem es sich nicht scherzen ließe.“

Biondello entschuldigte sich mit thränenden Augen und versicherte, daß er nie zum Philipp nach Wein geschickt habe. Nachdem er sich wieder ein wenig zusammengerafft hatte, kehrte er traurig und mit Klagen nach Hause und merkte wohl, daß dies ein Streich des des Ciacco sei. „Nun Biondello“, fragte

dieser, als er ihn nach einigen Tagen, da die blauen Flecke im Gesicht sich wieder verloren hatten und er wieder ausging, begegnete, mit Lachen, „was hältst du von dem Weine des Philipp?"

„Ich wollte", entgegnete Biondello, „daß dir die Lampreten des Corso so bekommen wären!"

„Nun Biondello", fuhr Ciacco fort, „es steht bei dir, wenn du mir wieder ein so gutes Essen wie neulich verschaffen willst, du sollst dafür einen eben so guten Trunk haben." Biondello, der wohl sah, daß er dem Ciacco mehr Böses wünschen als anthun könnte, dankte Gott, das er Ruhe hatte und hütete sich in Zukunft, ihn zu necken.

Neunte Erzählung.

Salomo's doppelter Rath.

Als der erhabene Ruf von der bewundernswürdigen Weisheit Salomo's und seiner uneingeschränkten Bereitwilligkeit, jedem auf Verlangen überzeugende Beweise davon zu geben, sich fast in der ganzen Welt verbreitet hatte: fanden sich Leute aus allen Gegenden ein, die ihn in ihren geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten um Rath fragten. Unter andern machte sich auch ein junger Mann, Namens Melisso, von edler Geburt und vielem Vermögen, aus der Stadt Lajazzo, wo er geboren und wohnhaft war, zu ihm auf den Weg nach Jerusalem. In Antiochien begegnete er zufälligerweise auf derselben Straße einem andern Jüngling, Namens Joseph, in dessen Gesellschaft er eine Zeitlang ritt und sich nach Gewohnheit der Reisenden mit ihm in ein Gespräch einließ.

Nachdem Melisso den Stand und Geburtsort des Joseph erfahren hatte, fragte er ihn auch: — Wohin und in welchen Angelegenheiten er reise? — und Joseph erzählte ihm seine Absicht, zum König Salomo zu gehen, um sich Rath bei ihm zu holen, was er mit seiner über alle Maßen widerspenstigen und verkehrten Frau, die er weder durch Bitten oder Schmeicheleien, noch auf andere Art hätte bessern können, anfangen sollte?

dann fragte er ihn ebenfalls, wo er herkäme, wohin und in welcher Absicht er reise?

„Ich bin von Lajazzo", antwortete Melisso, „und habe meine Noth wie du. Ich bin ein reicher Jüngling und verthue das meinige in Gastereien und Ehrengelagen, die ich meinen Mitbürgern zu Gefallen anstelle. Aber unerhört und unbegreiflich ist es, daß ich demungeachtet keinen Menschen finde, der mir wohl will. Ich gehe daher mit dir an den nämlichen Ort, um mir Rath zu holen, wie ich mir Liebe erwerben soll?"

Sie setzten also ihre Reise in Gesellschaft fort und wurden bei der Ankunft in Jerusalem durch einen Hofmann dem Könige vorgestellt. Als Melisso sein Anliegen kürzlich vorgetragen hatte, antwortete Salomo: „Liebe!" und ließ ihn sogleich wieder seinen Abtritt nehmen. Nun erzählte auch Joseph die Absicht seines Daseins, worauf der König nichts weiter sagte, als: „Geh zur Gänsebrücke!" Und, sogleich wieder aus dem Zimmer gebracht, begab sich Joseph nun zum Melisso, der auf ihn wartete und dem er die erhaltene Antwort erzählte.

Sie dachten beide über diese Worte nach, konnten aber den Sinn derselben nicht einsehen, noch einen Vortheil für ihre Umstände daraus ziehen. Halb unwillig machten sie sich wieder auf den Rückweg. Nach einigen Tagen kamen sie an einen Fluß, über welchen eine schöne Brücke geführt war, und sie mußten einer Menge beladener Esel und Pferde wegen so lange warten, bis diese herüber waren. Unter den letzten fing ungefähr ein Esel, wie wir oftmals sehen, an zu scheuen und wollte nicht von der Stelle. Der Eseltreiber nahm daher einen Stecken, um ihn mit einigen gelinden Schlägen fortzutreiben; aber der Esel wandte sich bald auf die, bald auf jene Seite, in die Quere und rückwärts, ohne auf irgend eine Weise fortzugehen. Aeußerst aufgebracht fing der Eselstreiber an, mit dem Stock auf die unbarmherzigste Art bald auf den Kopf, bald in die Seite, bald in die Hüften loszuschlagen, aber alles vergeblich.

„Elender, was machst du?" sprachen Melisso und Joseph, die dies mit ansahen, oft zum Eselstreiber, „willst du ihn denn todtschlagen? warum suchst du ihn nicht ordentlich und geduldig zu führen? so wird er eher gehen, als durch deine Schläge."

„Bekümmert euch um eure Pferde!" versetzte der Eselstreiber; „was den Esel angeht, das ist meine Sache." Mit diesen Worten fing er von neuem an loszuschlagen und fuhr so lange damit fort, bis der Esel endlich vorwärts ging und der Eselstreiber Recht behielt. Indem die beiden jungen Männer ihren Weg weiter fortsetzen wollten, fragte Joseph einen an der Brücke sitzenden jungen Mann, wie dieselbe hieße? „Man nennt sie die Gänsebrücke, mein Herr", war seine Antwort und dem Joseph fielen sogleich die Worte des Solomo ein. „Ich versichere dich, Kamerad", sagte er zum Melisso, „daß der vom Salomo mir ertheilte Rath gut und wahr sein kann; denn ich sehe nun ein, daß ich meine Frau nicht zu prügeln wußte. Der Eseltreiber hat mir gelehrt, wie ich es machen muß."

Einige Tage darauf langten sie in Antiochien an und Joseph behielt den Melisso, um auszuruhen, eine Zeitlang bei sich. Seine Frau empfing ihn auf eine ziemlich alltägliche Art. Er befahl ihr, das Essen nach der Vorschrift des Melisso zu bereiten, welcher ihr solche dem Joseph zu Gefallen auch ohne viele Umstände ertheilte. Aber die Frau that, ihrer vorigen Gewohnheit nach, nicht das Verlangen des Melisso, sondern beinahe gerade das Gegentheil. Zornig fragte Joseph daher: „Ist dir nicht gesagt worden, wie du das Essen zubereiten solltest?"

„Was soll das heißen?" drehte sich die Frau mit stolzer Miene um; „iß, wenn du essen willst! ward mir es gleich anders gesagt, so gefiel mir es doch so. Schmeckt dirs, gut; wo nicht, laß es stehen!" Melisso wunderte sich nicht wenig über die Antwort der Frau und fand sie sehr tadelnswürdig.

„Frau", sprach Joseph, als er es hörte, „noch bist du wie zuvor, aber glaube mir, ich will dich aus einem andern Tone sprechen lehren. — „Lieber Freund", wandte er sich zu Melisso, „wir wollen bald sehen, was an Salomo's Rathe gewesen ist; aber ich bitte dich, dir den Anblick nicht mißfallen zu lassen und mein Unternehmen für keine Spielerei zu halten. Damit du mir keine Hindernisse in den Weg legst, so erinnere dich der Antwort des Eseltreibers, als wir seinen Esel bedauerten."

„Ich bin in deinem Hause", entgegnete Melisso, „und will dich in deinem Vergnügen nicht stören." Joseph nahm

hierauf einen derben Stock von einer jungen Eiche, ging in die Kammer, wohin die Frau vor Zorn vom Tische murrend sich begeben hatte, zog sie bei den Haaren an die Erde und fing aus allen Kräften an mit dem Stocke loszuprügeln.

Anfangs schrie und drohte die Frau, als sie aber sah, daß Joseph dem allen ungeachtet nicht nachließ, fing sie schon halb zerschlagen an, um Gottes willen zu bitten, er möchte sie nicht ums Leben bringen und versprach, künftig nie wider seinen Willen zu handeln. Gleichwohl hörte Joseph nicht auf, sondern schlug einmal heftiger als das andere darauf los, bald in die Seite, bald in die Hüften, bald auf die Schultern und dann wieder in die Rippen, bis er nicht mehr konnte, so daß die gute Frau in kurzem keinen Knochen und kein Glied am Leibe hatte, das nicht zerprügelt war.

Darauf ging er wieder zum Melisso. „Morgen wollen wir sehen“, sprach er, „was der Rath: — Geh zur Gänsebrücke! — wird ausgerichtet haben.“ Nach einiger Ruhe wusch er sich die Hände und speiste mit dem Melisso, worauf sie zu gehöriger Zeit mit einander zu Bett gingen.

Mit vieler Mühe raffte sich die arme Frau von der Erde auf und warf sich auf das Bett, wo sie so gut als möglich sich wieder erholte. Den andern Morgen stand sie früh auf und ließ den Joseph fragen, was sie zu essen machen sollte? er mußte mit dem Melisso darüber lachen und schrieb es ihr vor. Als es Zeit war, gingen sie und fanden alles auf das beste und nach der Vorschrift zubereitet. Sie lobten daher den Anfangs übel verstandenen Rath außerordentlich.

Nach einigen Tagen verließ Melisso den Joseph und kehrte nach Hause. Ein verständiger Mann, dem er den Ausspruch des Salomo entdeckte, versicherte ihm, er hätte ihm keinen bessern und zuverlässigern Rath geben können. „Du weißt“, sprach er, „daß du niemanden liebst. Deine Ehrenbezeugungen und Gefälligkeiten geschehen nicht aus Liebe zu andern, sondern aus Pracht. Liebe demnach, wie Salomo dir sagte, so wirst du wieder geliebt werden.“ Auf diese Art ward die widerspenstige Frau gezüchtiget, und der Jüngling erwarb sich durch seine Liebe Gegenneigung.

Zehnte Erzählung.

Frau Gemmata als Stute.

Vor einigen Jahren war ein Pfarrer in Barletta, Namens Johann von Barolo, welcher auf einem Mutterpferde verschiedene Waaren auf die Märkte von Apulien zum Verkauf herumführte, um bei der Armuth seiner Kirche das Leben durchzubringen. Bei dieser Gelegenheit machte er mit einem gewissen Peter von Tre-Santi, der auf einem Esel gleiches Gewerbe trieb, Bekanntschaft und nannte ihn zum Zeichen seiner Neigung und Freundschaft nicht anders als Gevatter Peter. So oft derselbe nach Barletta kam, führte er ihn stets in seine Kirche, bewirthete ihn bei sich und erzeigte ihm alle mögliche Ehre.

Gevatter Peter befand sich ebenfalls in sehr armseligen Umständen und hatte nur ein kleines Hüttchen in Tre-Santi, das kaum für ihn, sein schönes junges Weib und seinen Esel hinreichte. Dennoch nahm er den Johann in sein Haus, so oft er nach Tre-Santi kam, und suchte die in Barletta von ihm genossene Ehre so gut als möglich zu erwidern. Zum Nachtlager aber hatte Peter nur ein kleines Bettchen, worin er mit seiner Frau schlief; folglich konnte er ihn damit nicht bedienen, wie er es wünschte, sondern Johann mußte im Stalle neben seinem Pferde, das bei dem Esel stand, mit ein wenig Stroh vorlieb nehmen.

Die Frau, welche wußte, wie viel Ehre der Pfarrer ihrem Manne in Barletta erwies, hatte schon öfters sich erboten, wenn der Pfarrer kam, zu ihrer Nachbarin Zita Carapresa di Guidicello schlafen zu gehen, damit dieser sich zum Mann in das Bett legen könnte; aber der Pfarrer wollte es nicht annehmen. „Sorgt nicht für mich, Frau Gevatterin Gemmata", sagte er unter andern einmal, „ich befinde mich sehr wohl! denn ich kann, wenn ich will, mein Pferd zum schönsten Mädchen umwandeln, mir die Zeit mit ihr vertreiben und wieder zum Pferde machen, wenn es mir gefällt. Darum mag ich es nicht verlassen."

Voll Verwunderung glaubte es die Frau und sagte es ihrem Manne mit dem Zusatz: „Wenn er ein so guter Freund

von dir ist, wie du sagst, warum läßt du dir denn dieses Zauberstückchen nicht von ihm lehren? so könntest du mich ja auch zur Stute machen und mit mir und dem Esel dein Gewerbe treiben. Wir würden dadurch doppelt gewinnen. Kämen wir dann zu Hause, so machtest du mich wieder zur Frau.“

Gevatter Peter war einfältig genug, dies zu glauben, ließ sich den Vorschlag gefallen und ging den Johann möglichst an, ihm dies Geheimniß mitzutheilen. „Nun“, sprach dieser, als er ihn gar nicht los werden konnte, „weil du darauf bestehst, so will ich es dir morgen früh vor Tage zeigen, wenn wir wie gewöhnlich aufstehen. Das Schwerste bei der Sache ist die Ansetzung des Schweifes, wie du sehen wirst.“

Gevatter Peter und Gemmata konnten vor Verlangen nach dieser Handlung die Nacht kaum schlafen. Sobald der Tag anbrach, standen sie auf und riefen den Johann, welcher im Hemde zum Gevatter Peter in die Kammer kam. „Ich wüßte nicht“ sprach er, „wem auf der Welt ich diesen Gefallen thäte, als euch; aber ihr müßt genau beobachten, was ich euch sagen werde, wenn ihr anders einen glücklichen Ausgang verlangt.“ Sie versprachen es; darauf nahm Johann ein Licht und gab es dem Gevatter Peter in die Hand. „Gieb wohl Achtung“, sagte er, „wie ich es machen und was ich sagen werde! aber hüte dich ein Wort zu sprechen, wenn du nicht alles verderben willst, was du auch hörst oder siehst, und bitte den Himmel, daß der Schweif wohl angesetzt werde.“ Gevatter Peter nahm das Licht und versicherte, daß er seine Sachen schon machen wolle.

Johann ließ die Gevatterin Gemmata sich vollends entkleiden, hieß ihr, sich mit Händen und Füßen auf die Erde zu stellen wie ein Mutterpferd und gab ihr ebenfalls die Lehre, kein Wort zu sprechen, was auch geschehen möchte. Hierauf betastete er mit den Händen das Gesicht und den Kopf und sagte: „Dies werde ein schöner Pferdekopf!“ dann bei den Haaren: „Dies werden schöne Pferdehaare!“ dann bei den Händen: „Dies werden schöne Pferdeschenkel und Füße!“ dann bei Berührung ihrer derben runden Brust: „Dies sei eine schöne Pferdebrust!“ So machte er es mit Rücken, Bauch, Hintern, Hüften und Füßen. Als er nun nichts weiter mehr als den Schweif zu machen hatte, machte er sich fertig und

schob hurtig den Menschenpflanzer an den delikatesten Ort, den man aber nicht nennt. „Und dies", rief er hurtig aus, „werde ein schöner Pferdeschweif!"

Gevatter Peter hatte bis hierher alles sehr aufmerksam mit angesehen; aber das letzte wollte ihm nicht behagen. „Ei, Johann", schrie er, „ich mag keinen Schweif daran, ich mag keinen Schweif!" Aber der Saft, welcher allen Pflanzen das Leben ertheilt, war bereits hervorgedrungen. „Ach, Gevatter Peter", sprach Johann, indem er zurückzog, „was hast du gemacht? sagte ich dir nicht, du solltest kein Wort sprechen, du möchtest sehen, was du wolltest? das Pferd war schon beinahe fertig und nun hast du durch dein Reden alles ohne Hülfe verdorben."

„Mags doch!" entgegnete Peter; „ich wollte den Schweif nicht daran haben; warum sagtet ihr mir nicht: Mache du ihn! — überdies brachtet ihr ihn zu tief an." — „Du würdest ihn das erstemal nicht so gut haben ansetzen können, als ich", versetzte Johann. Das Weibchen stand auf, als sie dies hörte, und sagte ganz treuherzig zum Manne: „Du bist ein rechtes Rindvieh! warum verdirbst du denn dir und mir den Handel? wann hast du wohl noch ein Pferd ohne Schweif gesehen? du bist arm; aber du verdienst wahrhaftig noch ärmer zu sein!" Da es nun wegen der Reden des Gevatters Peter nicht mehr anging, daß die Frau zum Pferde gemacht werden konnte, zog sie sich mit Klagen und Mißmuth wieder an. Gevatter Peter aber setzte mit einem Esel wie zuvor seine Handthierung fort, ging mit Johann auf die Messe nach Bitonto und verlangte nie wieder diesen Dienst von ihm.

Zehnter Tag.

Erste Erzählung.

Ruggieri und König Alfons.

Ruggieri di Figiovanni war, wo nicht der vorzüglichste, doch einer der bravsten Kavaliere, die seit langer Zeit hier gelebt haben. Er besaß Vermögen und Geist. Da ihm aber die Toscanische Landesart und Verfassung keine Gelegenheit darbot, seine Verdienste zu zeigen, so entschloß er sich, eine Zeit lang an den Hof des König Alfons von Spanien zu gehen, weil er unter allen damaligen Fürsten der berühmteste war. Er erschien mit der glänzendsten Rüstung, mit Pferden und Gefolge in Spanien und ward vom Könige sehr gnädig empfangen.

Hier zeichneten sich Ruggieris Verdienste durch Pracht und bewundernswürdige Geschicklichkeit in Waffenübungen bald aus. Als ein aufmerksamer Beobachter der Handlungen des Königs fand er in einiger Zeit, daß derselbe ohne Rücksicht auf Verdienst bald an diesen, bald an jenen ein Schloß, eine Stadt oder eine Herrschaft verschenkte. Aber Ruggieri erhielt nichts. Seiner Vorzüge sich bewußt, hielt er dies seinem Rufe für sehr nachtheilig, faßte den Entschluß fortzugehen und forderte vom König seinen Abschied. Diesen erhielt er mit Verehrung eines der besten und schönsten Maulthiere, welches dem Ruggieri in Rücksicht seines weiten Weges sehr angenehm war.

Hierauf befahl der König einem seiner vertrautesten Diener auf eine Art mit dem Ruggieri zu reisen, welche er für die schicklichste hielt; doch so, daß er nicht das Ansehen eines königlichen Abgeordneten hätte. Er sollte alles, was Ruggieri von ihm sprechen würde, merken und es ihm wieder sagen, den andern Morgen aber selbigem den Befehl des Königs wieder zurück zu kehren ankündigen. Der Diener gab daher

Achtung, wann Ruggieri abreisen würde und fand sich gelegentlich zu ihm unter dem Vorwande, nach Italien zu reisen. Er suchte den Ruggieri, der das vom König ihm geschenkte Maulthier ritt, durch mancherlei Gespräche zu unterhalten. „Ich dächte, wir würden wohl thun", sprach er gegen drei Uhr, „wenn wir Einkehr für unser Vieh suchten;" und sie brachten solches in einen Stall, wo alle stallten, das Maulthier ausgenommen. Unter beständiger Aufmerksamkeit des Hofbedienten auf die Reden des Kavaliers setzten sie ihre Reise weiter fort und kamen an einen Fluß. Indem sie ihr Vieh hier tränkten, stallte das Maulthier in den Fluß.

„Bestie", rief Ruggieri, als er es sah, „du gleichst dem, der dich mir schenkte." Dies merkte der Diener genau; denn alles übrige gereichte zum größten Lobe des Königs, was er den ganzen Tag unterwegs von ihm gehört hatte. Den andern Morgen, als sie sich aufgesetzt hatten, und der Kavalier nach Toscana reiten wollte: verkündigte ihm der Diener den königlichen Befehl und Ruggieri kehrte sogleich wieder mit ihm um.

Als der König die Reden vom Maulthiere erfuhr, ließ er ihn rufen, empfing ihn aufs liebreichste und fragte: „Warum er ihn mit dem Maulthiere verglichen hätte?"

„Sire!" entgegnete Ruggieri mit unerschrockener Miene, „der Grund meiner Vergleichung ist dieser: „Ihr macht Geschenke, wo sie nicht angewandt sind; denen aber, welche sie verdienen, gebt ihr nichts. Eben so stallte das Maulthier nicht wo es sollte, sondern wo sich's nicht gehörte."

„Ruggieri", antwortete der König, „wenn ich vielen, die mit euch in gar keine Vergleichung kommen, Geschenke gemacht habe, euch aber keine: so rührt es nicht daher, daß ich euch nicht als einen der verdienstvollsten und der größten Belohnung würdigen Kavaliere gekannt hätte, sondern bloß euer widriges Geschick ist daran schuld. Die Wahrheit meiner Behauptung will ich euch aufs einleuchtendste beweisen."

„Sire!" versetzte Ruggieri, „die Ursache meiner Unzufriedenheit über die Versagung eurer Geschenke liegt nicht in dem Verlangen nach Vermehrung meiner Reichthümer, sondern in dem Mangel irgend eines Beweises meiner Verdienste. Doch scheint mir eure Entschuldigung begründet und hinlänglich zu sein. Wenn ihr es indeß so haben wollt, so bin ich euern

Beweis zu sehen breit, ob ich schon auch ohne ihn euch Glauben beimesse."

Darauf führte ihn der König in einen großen Saal, worin den vorher gegebenen Befehlen zu Folge zwei große verschlossene Koffer sich befanden. „Ruggieri", sprach er in Gegenwart einer ansehnlichen Versammlung, „einer von diesen Koffern enthält meine Krone, einen königlichen Szepter und den Reichsapfel nebst vielen anderen schönen Gürteln, Schnallen, Ringen und kostbaren Juwelen; der andere ist mit Erde angefüllt. Derjenige, welchen ihr von beiden wählen werdet, soll der eurige sein. Daraus wird sich zeigen, ob ich oder das Schicksal undankbar gegen eure Verdienste gewesen?"

Um dem Verlangen des Königs zu willfahren, wählte Ruggieri einen. Der König ließ solchen öffnen, und man fand ihn mit Erde gefüllt. „Nun seht ihr, Ruggieri", sprach er, „daß meine Entschuldigung in Ansehung des Schicksals ihren Grund habe; aber eure Verdienste sind in Wahrheit so beschaffen, daß ich mich demselben widersetzen muß. Ich weiß, daß ihr kein Spanier zu werden gedenkt, darum will ich euch weder Schloß noch Stadt im Lande schenken. Derjenige Koffer, welchen das Schicksal euch entzog, soll trotz demselben euer sein. Nehmet ihn, um euch dieser Zeugnisse eurer Verdienste unter euren Landsleuten billig rühmen zu können." Ruggieri that es, dankte dem König auf eine solchen Geschenken angemessene Art und kehrte zufrieden wieder nach Toskana.

Zweite Erzählung.

Ghino di Tacco und der Abt von Clugny.

Ghino di Tacco ist durch Stolz und Räubereien sattsam berüchtigt. Aus Siena vertrieben, empörte er als ein Feind der Grafen von Santafiore die Stadt Radicofani, worin er lebte, wider den römischen Stuhl und ließ durch seine Gehülfen jedermann plündern, der in die dortige Gegend kam.

Bonifacius der Achte saß zu der Zeit auf dem päpstlichen Stuhl und ward vom Abt zu Clugny besucht, den man für

einen der reichsten Prälaten der Christenheit hielt. Hier hatte sich dieser den Magen verdorben, und die Aerzte riethen ihm als ein unfehlbares Mittel zu seiner Wiedergenesung das Bad in Siena. Er erhielt vom Papste die Erlaubniß dazu und machte sich mit einer stattlichen Zurüstung von Lastthieren, Pferden und Bedienten unbesorgt um das Gerücht vom Ghino auf den Weg. Sobald Ghino dessen Ankunft erfuhr, lauerte er ihm auf und schloß ihn bis auf den geringsten Burschen mit seinem ganzen Gefolge und allem Troß in einem engen Wege ein. Darauf schickte er einen seiner brauchbarsten Leute mit einer hinlänglichen Begleitung zum Abt und ließ ihn aufs freundschaftlichste ersuchen, demselben gefälligst auf das Schloß des Ghino zu folgen.

Wüthend weigerte sich der Abt bei diesem Antrage, es zu thun, weil er mit dem Ghino nichts zu schaffen hätte: er wolle weiter gehen und sehen, wer es ihm wehren sollte! „Mein Herr!" versetzte der Abgeordnete aufs ehrerbietigste, „ihr seid hier in einer Gegend, wo wir nichts fürchten, die göttliche Macht ausgenommen, und wo wir weder Bann noch päpstliche Interdicte kennen; es wird daher das Rathsamste sein, euch nach dem Verlangen des Ghino zu bequemen."

Während dieses Wortwechsels war bereits der ganze Ort von Parteigängern umringt. Mit äußerstem Unwillen nahm daher der Abt, als er sich gefangen sah, mit seinem ganzen Gefolge in Begleitung des Abgesandten seinen Weg nach dem Schlosse des Ghino. Hier mußte er auf Verlangen desselben absteigen und sich ganz allein in ein dunkles unbequemes Zimmer des Palastes begeben. Uebrigens erhielt jedermann nach Standesgebühr einen anständigen Platz im Schlosse; die Pferde und andere Geräthschaften aber wurden unberührt in Sicherheit gebracht.

Darauf begab Ghino sich zum Abt. „Mein Herr", sprach er, „Ghino euer Feind läßt euch fragen, wohin und in welcher Absicht ihr reist?" Der Abt, dem die Klugheit die Ablegung seines Stolzes rieth, beantwortete ihm beides, und Ghino verließ ihn mit dem Vorsatz, denselben ohne Bad zu heilen. Er befahl daher in dessen Zimmer beständig ein heftiges Feuer zu unterhalten und kam nicht eher als den anderen Morgen wieder zu ihm.

„Mein Herr!“ sprach er, indem er ihm auf einem schönen weißen Tuche zwei geröstete Brodschnitten und einen großen Becher voll Malvasier von den eigenen Weinen des Abtes darreichte; „Ghino legte sich in seiner Jugend auf die Arzneiwissenschaft und lernte, daß es gegen das Magenweh kein besseres Mittel gäbe als dasjenige, welches er euch bereiten wird. Hier ist der Anfang davon; nehmt es zu eurer Stärkung.“

Der Abt, welcher mehr Lust zum Essen als zum Scherzen hatte, nahm wiewohl mit Unwillen das Brod und den Wein zu sich. Dann fragte er in stolzem Tone nach mancherlei Gegenständen und ließ seine Gesinnungen darüber aus. Vorzüglich aber verlangte er den Ghino zu sprechen. Ghino hörte alles mit an, schwieg zu seinen unnützen Reden und beantwortete andere auf eine gefällige Art. Mit der Versicherung, daß Ghino sobald als möglich ihn besuchen würde, verließ er denselben und kam nicht eher als den andern Morgen mit eben so viel geröstetem Brode und Weine wieder.

So behandelte er ihn etliche Tage, bis er merkte, daß der Abt trockene Bohnen gegessen hatte, die mit Fleiß heimlich in sein Zimmer gelegt worden waren. Darauf fragte er ihn im Namen des Ghino, wie es mit seinen Magenschmerzen stünde?

„Ich würde mich, glaube ich, recht wohl befinden“, versetzte der Abt, „wenn ich nur erst aus seinen Händen wäre; nächst diesem aber kenne ich kein größeres Verlangen, als nach Essen; so gut haben seine Arzeneien bei mir angeschlagen.“

Ghino befahl hierauf seinen Leuten ein Zimmer mit den kostbarsten Sachen aufs schönste auszuzieren und stellte ein großes Gastmahl an, wozu er außer andern Bewohnern des Schlosses auch das ganze Gefolge des Abtes einlud. Den andern Morgen begab er sich zum Abt. „Mein Herr“, sprach er, „da ihr euch wieder wohl befindet, so ist es Zeit, die Krankenstube zu verlassen.“ Hiermit führte er ihn bei der Hand in das ausgeputzte Zimmer, ließ ihn bei den seinigen und ging, die Pracht des Gastmahls zu besorgen. Hier genoß der Abt bei seinen Leuten wieder einige Erholung und erzählte ihnen seine bisherige Lebensart. Alle versicherten ihn im Gegentheil, daß sie vom Ghino außerordentliche Ehre genossen hätten.

Bei der Tafel ward der Abt und die ganze Gesellschaft mit den herrlichsten Speisen und köstlichsten Weinen aufs beste bewirthet, ohne daß Ghino sich jedoch dem Abt zu erkennen gab. Nachdem der Abt einige Tage auf diese Art zugebracht hatte, ließ Ghino dessen Geräthschaften alle in einen Saal bringen und alle seine Pferde bis auf den schlechtesten Gaul vor demselben in einen Hof stellen, begab sich alsdann zum Abt und fragte: „Wie er sich befände, und ob er sich Kräfte genug zum Reiten zutraute?“

Der Abt versicherte ihn, daß er stark genug und von seinem Magenweh geheilt sei, sich auch völlig wohl befinden würde, sobald er aus den Händen des Ghino befreit wäre.

Hierauf führte Ghino den Abt in den Saal, wo seine Kostbarkeiten und alle seine Leute beisammen waren, stellte ihn an ein Fenster, wodurch er alle seine Pferde übersehen konnte und sprach: „Ihr müßt wissen, mein Herr Abt, daß edle Geburt, Verbannung aus der Heimath, Mangel und viele mächtige Feinde, keineswegs aber eine niedrige Seele den Ghino — und der bin ich — um der Vertheidigung seines Lebens und seines Adels willen, zum Straßenräuber und Feind des römischen Hofes gemacht haben. Nun halte ich euch für einen verdienstvollen Mann und will euch daher, nachdem ich eure Magenkrankheit geheilt habe, nicht wie andere behandeln, denen ich nach Belieben einen Theil ihrer Habseligkeiten abnehme, wenn sie wie ihr in meine Hände gerathen: sondern ich überlasse es euch, mir zu geben was euch beliebt, da ihr meine Bedürfnisse nun kennt. Hier sind alle eure Sachen, dort im Hofe könnt ihr durchs Fenster eure Pferde sehen; nehmt davon, was euch gefällt, alles oder einen Theil. Das Fortreisen oder Bleiben beruht von diesem Augenblicke an in eurer Willkür.“

Voll Verwunderung, bei einem Straßenräuber solche edle Gesinnungen anzutreffen, empfand der Abt ein solches Vergnügen darüber, daß er seinen Zorn und Unwillen nicht nur alsbald fahren ließ, sondern auch in Wohlwollen verwandelte. „Bei Gott!“ sprach er, indem er ihm um den Hals fiel, „ich würde weit größeres Unrecht erdulden um die Freundschaft eines solchen Mannes, wie ich dich erkenne, als du mir bisher zugefügt hast, glaube ich. Verflucht sei das Schicksal, das dich zu einer so tadelnswürdigen Lebensart zwang!“ Darauf nahm

er von der Menge seiner Sachen und Pferde sehr wenige und nur das nothwendigste, das übrige aber ließ er dem Ghino und kehrte wieder nach Rom.

Der Papst hatte den Unfall des Abtes bereits erfahren. Ungeachtet er ihn sehr bedauerte, fragte er ihn beim Wiedersehen doch, wie das Bad ihm bekommen sei?

„Heiliger Vater", antwortete der Abt lächelnd, „ich fand einen erfahrenen Arzt, der mich vollkommen heilte, ehe ich ins Bad kam." Der Papst mußte über die Erzählung der Heilungsart lachen. Großmüthig bat hierauf der Abt in Verfolg seiner Rede den Papst um eine Gnade, welche dieser, der sich etwas ganz anderes vorstellte, aufs gütigste bewilligte.

„Meine Bitte, heiliger Vater", sprach der Abt, „besteht darin, dem Ghino di Tacco, meinem Arzt, eure Gnade wieder zu schenken; er ist ohne Zweifel einer der verdienstvollsten und bravsten Männer, die ich je gesehen habe, und ich glaube, daß das Unrecht, was er thut, mehr dem Schicksal als ihm zur Last zu legen sei. Wenn ihr ihn in die Verfassung setzt, seinem Stande gemäß leben zu können: so zweifle ich keineswegs, daß ihr mit mir ein gleiches Urtheil von ihm fällen werdet."

Der Papst, ein edeldenkender Mann, der verdienstvolle Männer schätzte, versprach es ihm willig, wenn Ghino die gerühmten Verdienste wirklich besäße und gab ihm ein sicheres Geleite. Ghino erschien daher auf das Wort und Verlangen des Abtes am Hofe und setzte sich in kurzem beim Papste in das Ansehen eines braven Mannes. Nach erfolgter Wiederaussöhnung gab er ihm eine ansehnliche Priorei beim Hospital, nachdem er ihn erst zum Ritter schlagen ließ, die er als ein Freund und Diener des heiligen Stuhls und des Abts von Clugny bis an sein Ende behielt.

Dritte Erzählung.

Nathan und Mithridanes.

Man erzählt für gewiß — wenn man den Nachrichten einiger Genueser und anderer Personen aus dortiger Gegend

trauen darf — daß in der Gegend von Cataio ehemals ein Mann von edler Geburt und unermeßlichen Reichthümern, Namens Nathan, gewohnt habe. Unter andern besaß er ein Gut an der Straße, welche alle Reisende nehmen mußten, die von Abend nach Morgen oder zurück gingen. Begierig sein edles und gütiges Herz in Handlungen zu zeigen, ließ er durch Uebersetzung von Arbeitsleuten in kurzer Zeit einen der schönsten, weitläufigsten und prächtigsten Paläste erbauen, den man finden konnte und ihn mit allen zur Aufnahme und Bewirthung von Kavalieren erforderlichen Bequemlichkeiten aufs beste versehen. Auch unterhielt er eine zahlreiche und ansehnliche Hofstatt, die jeden Reisenden aufs höflichste und liebreichste empfangen und bewirthen mußten. Durch diese ununterbrochene löbliche Gewohnheit breitete sich sein Ruf nicht nur im Orient, sondern selbst im ganzen Occident aus.

Auch im hohen Alter ermüdete er in dieser Freigebigkeit nicht. Sein Ruhm kam unter andern auch zu den Ohren eines jungen Mannes, Namens Mithridanes, dessen Güter nicht weit von den seinigen lagen. Er, der nicht minderer Reichthümer als Nathan sich bewußt war, ward so neidisch auf dessen Ruf und Verdienst, daß er den Entschluß faßte, durch eine noch größere Wohlthätigkeit jene zu vernichten oder wenigstens zu verdunkeln. Er ließ einen ähnlichen Palast erbauen und erwies allen Vorbeireisenden die außerordentlichsten nur irgend möglichen Höflichkeiten und erwarb sich dadurch in kurzem einen ziemlich ausgebreiteten Ruf.

Einst saß der junge Mann ganz allein im Hofe seines Palastes, da kam eine Frau durch die eine Thür und sprach ihn um Almosen an, was sie auch erhielt. Sie kam durch die andere Thür wieder und erhielt solches nochmals. „Gutes Weib", sprach Mithridanes, als sie zum dreizehntenmale kam, „du bist ziemlich zudringlich in deinen Bitten!" doch gab er ihr ein Almosen.

„Ach, wie bewundernswerth ist doch die Freigebigkeit des Nathan!" rief die Alte hierbei aus; „sein Palast hat zweiunddreißig Thüren wie dieser; ich kam durch alle ihn um Almosen zu bitten, gleichwohl erkannte er mich nie, so viel er merken ließ, und ich empfing sie jedesmal. Hier komme ich erst zum dreizehntenmale und werde schon mit Murren er=

kannt.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich, ohne wieder zu kommen.

Mithridanes, der alle dem Nathan günstigen Urtheile für Verringerung seines Rufes hielt, gerieth bei dieser Ausrufung der Alten in den wüthendsten Zorn. „Ich Unglücklicher“, sprach er, „wann werde ich meiner Absicht zu Folge die Freigebigkeit des Nathan im Großen erreichen, geschweige denn übertreffen, da ich ihm in solchen Kleinigkeiten nicht einmal beikommen kann? wahrlich, meine Mühe ist vergeblich, wenn ich ihn nicht aus dem Wege schaffe. Will es das Alter nicht, so sollen es unverzüglich meine Hände thun.“

Wüthend stand er auf, setzte sich mit wenigem Gefolge zu Pferde, ohne jemandem sein Vorhaben zu entdecken, und kam nach drei Tagen auf den Wohnsitz des Nathan. Seinen Leuten befahl er, bis auf weitere Anordnung sich zu stellen, als ob sie nicht zu ihm gehörten, noch ihn kennten, und selbst für ihr Unterkommen zu sorgen. Er aber ritt allein gegen Abend hin und traf den Nathan ebenfalls allein nicht weit von dem schönen Palast in keinem sonderlichen Anzuge umherspazieren. Mithridanes, der ihn nicht kannte, fragte, ob er ihm nicht die Wohnung des Nathan zeigen könnte?

„Niemand in der ganzen Gegend, mein Sohn“, antwortete Nathan, „kann dir das besser sagen als ich; wenn du es verlangst, will ich dich hinführen.“ Der Jüngling äußerte, daß es ihm sehr angenehm sein würde, daß er aber womöglich vom Nathan nicht gesehen noch erkannt zu werden wünschte.

„Auch das soll geschehen“, erwiderte Nathan, „wenn du es haben willst.“ Mithridanes stieg daher ab und ging mit dem Nathan nach seinem schönen Palast, wo er ihn bald in eine angenehme Unterhaltung brachte. Hier ließ Nathan dem jungen Manne das Pferd durch einen Bedienten abnehmen, dem er zugleich ins Ohr sagte, er solle alsbald die Veranstaltung treffen, daß niemand im ganzen Hause ihn für Nathan ausgäbe, welches auch geschah. Als sie in den Palast kamen, wies er dem Mithridanes ein sehr schönes Zimmer an, wo er von niemand weiter gesehen ward, als von denen, die zu seiner Bedienung geordnet waren, ließ ihm alle mögliche Ehre erweisen und leistete ihm selbst Gesellschaft. Nunmehr fragte Mithridanes den Alten, dem er übrigens alle Achtung eines Vaters bezeigte, wer er wäre?

„Ich bin ein geringer Diener des Nathan", antwortete derselbe, „und von Kindheit an mit ihm aufgewachsen; doch hat er, wie du siehst, aus mir nichts weiter gemacht. Ich kann ihn daher nicht eben loben, so viel Gutes auch sonst jedermann von ihm spricht."

Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung zu besserer und sicherer Ausführung seines verkehrten Vorhabens. Nathan fragte hierauf auch ihn sehr höflich, wer er wäre und was für Verrichtungen ihn hierher brächten, und bot ihm seinen Rath und Beistand an, wenn er ihm worin dienen könnte. Mithridanes besann sich einen Augenblick; doch wagte er es endlich, sich ihm anzuvertrauen. Nach vielen Umschweifen bat er ihn um Verschwiegenheit, um seinen Rath und Beistand und entdeckte ihm ausführlich seinen Stand, seine Absicht und deren Beweggrund.

Nathan entsetzte sich über die Reden und über den grausamen Vorsatz des Mithridanes; doch faßte er sich. „Mithridanes", antwortete er mit unveränderter Miene, „dein Vater war ein edeldenkender Mann; du willst nicht aus der Art schlagen, darum hast du den edeln Vorsatz gefaßt, dich gegen jedermann freigebig zu bezeigen. Dein Neid gegen die Verdienste des Nathan gefällt mir. Gäbe es mehrere deines Gleichen, diese elende Welt würde bald besser werden. Dein mir entdeckter Vorsatz soll zuverlässig verschwiegen bleiben; ich kann dir aber dabei mehr mit gutem Rath, als mit sonderlicher Hülfe an die Hand gehen. Dieser besteht darin: du siehst ungefähr eine halbe Meile von hier ein Wäldchen, worin Nathan fast alle Morgen allein eine Zeitlang spazieren geht. Dort kannst du ihn am leichtesten finden und deine Absicht erreichen. Um nach dessen Ermordung ungehindert wieder nach Hause zu kommen, mußt du nicht den Weg, auf welchem du gekommen bist, sondern den nehmen, welchen du linker Hand zum Walde hinausgehen sehen wirst. Er ist zwar etwas ungebahnt, aber näher nach deiner Heimath und sicherer für dich."

Nach Nathans Entfernung gab Mithridanes diesem Unterricht gemäß seinem Gefolge, das in einem Wäldchen hielt, heimlich zu erkennen, wo sie ihn den andern Morgen erwarten sollten. Mit Tages Anbruch ging Nathan ganz allein dem Tode entgegen in den Wald, ohne von den dem Mithridanes gegebenen Vorschriften im geringsten abzuweichen. Auch Mi-

thridanes stand auf, nahm Bogen und Schwert — die einzigen Waffen, welche er bei sich hatte — setzte sich auf das Pferd und ritt dahin. Als er den Nathan von ferne ganz allein im Walde herumspazieren sah, entschloß er sich, vor dem Angriff ihn zu sehen und sprechen zu hören. Er jagte also auf ihn zu und nahm ihn mit den Worten bei der Stirnbinde: „Alter, du mußt sterben!"

„Habe ich es verdient?" war alles, was Nathan erwiderte. Sobald Mithridanes seine Stimme hörte und ihm ins Gesicht blickte, erkannte er ihn für denjenigen, der ihn so gütig aufgenommen, so freundschaftlich unterhalten und ihm so treulich gerathen hatte. Augenblicklich verschwand seine Hitze, und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Er warf das auf ihn gezückte Schwert weg, stieg vom Pferde und warf sich mit Thränen zu Nathans Füßen. „Theuerster Vater", sprach er, „welche einleuchtende Großmuth habt ihr mir bewiesen! wenn ich bedenke, mit wie wenig Vorsicht ihr gekommen seid, mir euer Leben darzubieten, wornach ich unüberlegter Weise euch selbst mein Verlangen entdeckte. Aber der Himmel, aufmerksamer als ich auf meine Pflicht, hat mir in dem nöthigsten Augenblick die Augen meines Verstandes geöffnet, die der elende Neid mir verschloß; je willfähriger ihr gegen mein Verlangen waret, einer desto härteren Büßung achte ich meinen Fehler schuldig. Nehmt daher diejenige Rache an mir, die ihr demselben angemessen glaubt!"

Nathan ließ den Mithridanes aufstehn, umarmte und küßte ihn zärtlich. „Mein Sohn", sprach er, „du darfst deines Unternehmens wegen, nenne es Bosheit oder wie du willst, weder um Verzeihung bitten, noch ich dir sie ertheilen, weil du es nicht aus Haß, sondern aus Verlangen nach einem vorzüglichen Ruf begannst. Sei also meinetwegen deshalb ohne Sorgen! ich versichere dich, daß ich niemanden auf der Welt heftiger liebe als dich und zwar deines hohen Geistes wegen, den du nicht, wie viele Elende thun, dazu anwandtest, Reichthümer zusammenzuscharren, sondern die gesammelten wieder zu verthun. Eben so wenig darfst du dich schämen, mir des Rufes wegen nach dem Leben getrachtet zu haben, oder mir eine Verwunderung darüber zutrauen. Die größten Kaiser und vornehmsten Könige haben ihre Staaten und ihren Ruhm fast lediglich durch Hinrichtung nicht eines, wie du wolltest, sondern unzäh-

liger Menschen, durch Verwüstung und Einäscherung ganzer Länder und Städte erweitert. Dein Vorhaben, dich durch meine Ermordung allein berühmter zu machen, ist also gar nichts bewundernswürdiges und unerhörtes, sondern eine ganz gewöhnliche Sache."

Mithridanes, der diese vom Nathan hervorgesuchte anständige Ausflucht so vortheilhaft für sich fand, entschuldigte sein verkehrtes Unternehmen nicht weiter; in der Folge ihres Gesprächs aber bezeigte er dem Nathan seine außerordentliche Verwunderung, wie er sich hätte entschließen können, ihm dabei solche Mittel und Anschläge an die Hand zu geben?

„Mithridanes", erwiderte Nathan, „wundere dich über meinen Entschluß und über meinen Plan ganz und gar nicht. Seitdem ich mein eigener Herr bin und den nämlichen Vorsatz faßte, den du hast, ist keiner in mein Haus gekommen, dessen Verlangen ich nicht nach Möglichkeit zu befriedigen gesucht hätte. Du hattest bei deiner Ankunft Absichten auf mein Leben. Sobald ich sie erfuhr, entschloß ich mich, dir es hinzugeben, damit du nicht der einzige wärst, den ich unerhört von mir gehen ließe. Darum gab ich dir einen solchen Rath, wie ich glaubte, daß du mein Leben aufopfern könntest ohne Gefahr des deinigen. Ich erlaube dir es, ja ich bitte dich nochmals, mir deinem Verlangen gemäß es zu nehmen; ich kenne keine bessere Art, es zu verlieren. Ich habe es nun schon achtzig Jahr zu meinem Vergnügen und Trost genützt und weiß, daß es mir nach dem Laufe der Natur nur noch kurze Zeit gelassen werden kann, wie das Beispiel aller anderen Menschen und Geschöpfe bewährt. Ich halte es daher für besser, dasselbe auf die Art zu verschenken, wie ich meine übrigen Schätze hingegeben und angewandt habe, als es so lange zu behalten, bis es mir wider meinen Willen von der Natur genommen wird. Hundert Jahre sind ein geringes Geschenk, noch leichter aber kann man sechs oder acht hingeben, die ich etwa noch zu leben habe. Nimm es also, wenn es dir gefällt, ich bitte dich, weil mir bisher noch niemand vorgekommen ist, der ein Verlangen darnach bezeigt hätte, und wer weiß, ob ich wieder einen finde, wenn du es mir nicht nimmst. Sollte sich aber auch noch jemand finden, so sehe ich ein, daß dessen Werth desto geringer wird, je länger ich es behalte. Nimm es, ich bitte dich, ehe es seinen Werth verliert!"

„Bewahre mich Gott", erwiderte Mithridanes voller Scham, „daß ich euch eine so kostbare Sache, wie euer Leben rauben, ja nur daran denken sollte, wie ich es kurz zuvor that. Eher wollte ich ihm Jahre von den meinigen hinzusetzen, wenn es möglich wäre, als sie vermindern."

„Willst du das, wenn du kannst?" versetzte Nathan sogleich, „und willst du, daß ich dir zu Gefallen etwas thue, das ich noch niemanden gethan habe, etwas von dem deinigen annehme? denn bisher habe ich noch von keinem Menschen etwas angenommen."

„Ja", antwortete Mithridanes alsbald.

„So thue denn, was ich dir sagen werde. Bleibe als Jüngling hier in meinem Hause und führe den Namen Nathan; ich will in das deinige gehen und mich stets Mithridanes nennen lassen."

„Wüßte ich solche vortreffliche Handlungen wie ihr auszuüben", erwiderte Mithridanes, „ich würde euer Anerbieten ohne Bedenken annehmen; weil ich aber überzeugt bin, daß meine Thaten den Ruhm des Nathan vermindern würden, und weil ich andern nicht dasjenige verderben will, was ich mir selbst zu schaffen nicht vermag, so muß ich es ausschlagen."

Nach diesen und andern artigen Gesprächen kehrten sie auf Anhalten des Nathan wieder in den Palast zurück, wo er dem Mithridanes einige Tage lang außerordentliche Ehre erwies und ihn in seinem erhabenen und edlen Vorsatze bestärkte, wo er wußte und konnte, bis Mithridanes mit seinem Gefolge nach Hause verlangte, da Nathan ihn mit den deutlichsten Beweisen entließ, daß er an Güte ihn nie übertreffen würde.

Vierte Erzählung.

Die Erweckung Catalana's vom Tode.

In Bologna, einer berühmten Stadt in der Lombardei, lebte ein junger Mann, Namens Gentile Carisendi, der seiner edlen Geburt und Verdienste wegen in ziemlicher Achtung stand. Er hatte sich in eine gewisse Catalana, die Gattin des Nico-

luccio Caccianimico, verliebt, bei der er aber wenig Gehör für seine Leidenschaft fand. Halb aus Verzweiflung folgte er daher einem Rufe als Gerichtshalter nach Modena.

Während der Zeit ging die Dame einst, als Nicoluccio nicht in Bologna war, auf ihr Landgut, ungefähr drei Meilen von der Stadt, um ihre Niederkunft daselbst abzuwarten. Plötzlich bekam sie einen heftigen Anfall, der alle Lebensgeister in ihr verlöschte, so daß auch die Aerzte sie für todt hielten. Da ihre nächsten Anverwandten versicherten, von ihr gehört zu haben, sie sei noch nicht so lange schwanger, daß das Kind seine Vollkommenheit erreicht haben könnte: so begrub man dieselbe ohne weitere Umstände mit vielen Thränen bei der nächsten Kirche.

Gentile erfuhr dies den Augenblick durch einen seiner Freunde. Er gerieth darüber in die äußerste Betrübniß, ungeachtet er sehr schlecht bei ihr in Gunst gestanden hatte. „So bist du denn todt, Catalana!" sagte er bei sich selbst; „im Leben konnte ich keinen günstigen Blick von dir erlangen, jetzt, da du dich nicht mehr vertheidigen kannst, muß ich dir wenigstens einen Kuß rauben." Sobald es Nacht war, eilte er mit einem einzigen Bedienten ohne Aufenthalt an den Begräbnißort der Dame, ohne seine Abreise wissen zu lassen. Er öffnete das Grab, ging mit aller Behutsamkeit hinein und legte sich an ihre Seite, indem er mit seinem Gesicht das ihrige berührte, und es unter vielen Thränen küßte.

Aber das Verlangen der Menschen ist unbegrenzt, wie die Erfahrung lehrt, und Liebende besonders gehen in ihren Wünschen immer weiter. „Warum berühre ich aber nicht ein wenig ihre Brust, da ich einmal da bin?" sprach Gentile im Begriff wegzugehen bei sich; „noch nie habe ich es gethan und dürfte es wohl auch nie wieder thun." Hingerissen von dieser Sehnsucht, steckte er die Hand in ihren Busen und merkte nach einer Weile, daß ihr Herz ein wenig schlug. Nach Ablegung aller Furcht und angestellter genauern Untersuchung fand er, daß sie wirklich nicht todt, sondern noch eines, wiewohl schwachen Lebens theilhaftig sei. Er zog sie daher mit Hülfe seines Bedienten behutsam aus dem Grabe, legte sie vor sich auf das Pferd und brachte sie heimlich nach Bologna in das Haus seiner Mutter.

Diese würdige und einsichtsvolle Frau gab sich, nachdem der Sohn ihr die ganze Geschichte ausführlich erzählt hatte, mitleidvoll in der Stille alle Mühe, die Verstorbene durch heftiges Feuer und Baden wieder ins Leben zu bringen.

„Ach wo bin ich?" rief die Dame, als sie wieder zu sich kam, mit einem tiefen Seufzer.

„Sei getrost", antwortete die würdige Frau, „du bist in guten Händen!"

Da die Dame nach völliger Wiederherstellung sich umsah, aber ihren Aufenthalt nicht erkennen konnte und den Gentile vor sich erblickte, bat sie verwunderungsvoll seine Mutter, ihr zu sagen, wie sie hierhergekommen sei. Gentile erzählte ihr umständlich die ganze Sache. Nach einiger Betrübniß stattete sie ihm den möglichsten Dank ab und bat ihn um seiner ehemaligen Liebe zu ihr und um seiner Güte willen, ihr in seinem Hause nichts zuzufügen, was ihrer und ihres Mannes Ehre nachtheilig sein könnte, sondern sie mit Tages Anbruch nach ihrem Hause gehen zu lassen.

„So groß auch meine Leidenschaft ehemals gegen euch war, so will ich euch doch, weder jetzt noch in Zukunft, hier oder anderwärts, anders als meine Schwester behandeln, da meine vorige Liebe Ursache ist, daß Gott aus Gnaden mir euer Leben geschenkt hat. Aber die Wohlthat dieser Nacht, die ihr mir zu verdanken habt, verdient doch wohl eine Belohnung; ihr werdet mir also meine Bitte um eine Gefälligkeit nicht abschlagen." Die Dame sicherte ihm solche auf das gütigste zu, wenn sie nicht über ihr Vermögen und wider den Anstand wäre.

„Madame!" entgegnete Gentile, „all eure Anverwandten und ganz Bologna hält euch ausgemacht für todt und niemand versieht sich euer zu Hause; ich bitte euch daher, mir den Gefallen zu erzeigen und heimlich hier so lange bei meiner Mutter zu bleiben, bis ich von Modena wieder zurückkehre; welches bald geschehen wird. Meine Absicht dabei ist diese: Ich will in Gegenwart der vornehmsten Einwohner dieser Stadt eurem Manne ein kostbares und feierliches Geschenk mit euch machen."

Die Dame, welche sich dem Kavalier verbunden achtete und die Forderung anständig fand, willigte in das Verlangen des Gentile und gab im ihr Wort, ungeachtet der Sehnsucht, ihre Verwandten durch ihr Leben zu erfreuen. Kaum hatte sie

ihre Antwort geendigt, als sie die Annäherung ihrer Geburtszeit merkte und durch freundschaftlichen Beistand der Mutter des Gentile in kurzem einen schönen Knaben gebar, welches ihre und des Gentile Freude um vieles verdoppelte. Gentile besorgte alle nöthigen Anstalten, ließ sie wie seine eigene Frau bedienen und kehrte heimlich wieder nach Modena.

Als er nach Verlauf seiner Amtszeit sich nach Bologna zurückzubegeben im Begriff war, veranstaltete er den Morgen, als er daselbst eintreffen sollte, in seinem Hause vielen angesehenen Bolognesern ein großes und herrliches Gastmahl, wobei auch Nicoluccio Caccianimico sich einfand. Jedermann war bei seiner Ankunft bereits versammelt, und da er die Dame gesunder und schöner als jemals, sowie auch ihren Sohn bei gutem Wohlsein antraf: so setzte er sich mit seinen Gästen äußerst freudig zu Tische und ließ die herrlichsten Speisen auftragen. Gegen Ende der Tafel fing er, nachdem er der Dame sein Vorhaben eröffnet und ihr Verhalten mit ihr verabredet hatte, also an: „Meine Herren! in Persien giebt es, wie ich mich einmal gehört zu haben erinnere, eine meinem Urtheile nach sehr artige Gewohnheit. Derjenige nämlich, welcher jemanden eine vorzügliche Ehre erweisen will, bittet denselben zu sich und zeigt ihm das, was er am liebsten hat, als seine Frau, Freundin, Tochter oder sonst etwas mit der Versicherung, daß er ihm auch also sein Herz zeigen wollte, wenn es möglich wäre. Diesen Gebrauch will ich heute in Bologna beobachten. Ihr habt mir die Ehre gegeben, bei meinem Gastmahle zu erscheinen; ich will sie daher auf persisch erwidern und euch dasjenige zeigen, was mir am werthesten ist, oder sein muß. Vorher bitte ich mir aber eure Meinung über eine zweifelhafte Frage aus, die ich euch vorlegen will. Es hat jemand einen guten und treuen Diener im Hause, welcher in eine schwere Krankheit verfällt. Sein Herr läßt ihn, ohne das Ende seiner Krankheit abzuwarten und ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, auf die Straße legen. Ein Fremder hebt ihn aus Mitleid auf und stellt mit Sorgfalt und Kosten seine vorige Gesundheit wieder her. Nun möchte ich wissen, ob der vorige Herr der Billigkeit nach über den zweiten sich beklagen kann, wenn dieser den Diener zu seinem Dienste behält und ihm solchen auf Verlangen nicht wiedergeben will.“

Nachdem die Kavaliers verschiedene Meinungen darüber geäußert hatten, trugen sie einmüthig dem Nicoluccio Caccianimico als einem guten und zierlichen Redner die Antwort auf. Dieser lobte anfangs die Gewohnheit der Perser und erklärte dann in seinem und aller Anwesenden Namen, daß dem ersten Herrn weiter kein Recht an dem Diener zustehe, weil er ihn nicht nur verlassen, sondern gänzlich weggeworfen hätte; dieser gehöre vielmehr vermöge der gegen ihn ausgeübten Wohlthat mit Recht dem zweiten, der daher durch dessen Behaltung dem erstern keinen Schaden, Gewalt oder Unrecht zufügte. Alle anwesenden Gäste, worunter verschiedene angesehene Männer sich befanden, versicherten einmüthig, daß die Antwort des Nicoluccio auch die ihrige sei.

Der Kavalier freute sich über diesen Ausspruch, besonders aber darüber, daß Nicoluccio ihn gethan hatte und bemerkte, daß sein Urtheil das nämliche wäre. „Nun ist es Zeit", sprach er, „daß ich euch die versprochene Ehre erweise." Er rief daher zwei Bediente und schickte sie mit der Bitte zur Dame, die er auf das prächtigste hatte kleiden und putzen lassen, sie möchten den Kavalieren das Vergnügen ihrer Gegenwart gönnen. Diese nahm ihren kleinen schönen Knaben auf die Arme, begab sich unter Begleitung der beiden Bedienten in den Saal und ließ sich auf Verlangen neben einem von den würdigen Gästen nieder.

„Seht meine Herren", sprach Gentile hierauf, „dies ist der Gegenstand, den ich am meisten schätze und jederzeit über alles schätzen werde. Betrachtet ihn, ob ihr glaubt, daß ich Ursache habe!"

Die Kavaliers machten derselben ihre Ehrenbezeigungen und billigten mit vielen Lobeserhebungen die Achtung des Gentile. Jedermann betrachtete sie und verschiedene würden sie für diejenige angesehen haben, die sie wirklich war, hätten sie dieselbe nicht für todt gehalten. Am meisten aber erregte sie die Aufmerksamkeit des Nicoluccio. Brennend vor Verlangen zu wissen, wer sie wäre, konnte er nicht länger an sich halten, sondern fragte sie, ob sie eine Bologneserin oder eine fremde sei, als der Kavalier sich ein wenig entfernte?

Der Dame ward es ungemein schwer, die Frage ihres Mannes unbeantwortet zu lassen; doch schieg sie, um ihrem Auftrage nachzukommen. Ein anderer fragte, ob der Knabe

ihr gehöre? noch ein anderer: ob sie die Gattin des Gentile oder sonst eine Anverwandte von ihm sei? aber sie antwortete keinem.

„Sie ist schön", sprach einer von den Fremden, als Gentile wieder herzukam, „aber sie scheint stumm; ist sie es wirklich?"

„Mein Herr", antwortete Gentile, „ihr gegenwärtiges Schweigen ist kein geringer Beweis ihrer Tugend."

„So sagt uns doch", erwiderte jener, „wer sie ist."

„Sehr gern", versetzte der Kavalier, „mit dieser einzigen Bedingung, daß keiner vor Beendigung meiner Rede sich von seinem Platze bewegt, ich mag auch sagen was ich will." Alle versprachen es. Da die Tafel bereits aufgehoben war, so setzte Gentile sich neben ihr. „Meine Herren!" sprach er, „diese Dame ist der rechtschaffene und treue Diener, über den ich kurz zuvor die Frage aufwarf. Die Ihrigen achteten sie so gering und warfen sie auf die Straße, als etwas Geringes und Unnützes. Ich nahm sie auf, erlöste sie durch meine Sorgfalt und durch das Werk meiner eigenen Hände vom Tode, und Gott gab in Rücksicht meiner redlichen Absicht ihrem sehr kranken Körper ihre Schönheit wieder. Damit ihr aber noch deutlicher seht, wie dies zugegangen ist, will ich euch eine kurze Erläuterung geben." Darauf fing er zur größten Verwunderung der Zuhörer an, vom Anfang seiner Liebe zu ihr bis auf diesen Augenblick alles umständlich zu erzählen, was vorgegangen war. „Bei diesen Umständen", setzte er hinzu, „gehört die Dame billig mir, wenn ihr und besonders Nicoluccio euer vor kurzem gesprochenes Urtheil nicht geändert habt, und niemand kann sie mir mit hinlänglichem Grunde abfordern."

Keiner antwortete, denn jedermann war begierig, ihn noch weiter sprechen zu hören. Nicoluccio und alle Anwesenden nebst der Dame brachen in Thränen des Mitleids aus. Endlich erhob sich Gentile, nahm den kleinen Knaben auf den Arm, die Dame aber bei der Hand und ging zum Nicoluccio. „Steh auf, Gevatter!" sprach er; „hier übergebe ich dir nicht deine Gattin, welche deine und ihre Anverwandten weggeworfen haben, sondern ich schenke dir diese Dame, meine Gevatterin mit ihrem kleinen Sohn, den du, wie ich versichert bin, gezeugt hast, den ich aus der Taufe gehoben und ihm den Namen

Gentile beigelegt habe. Halte sie deshalb nicht weniger werth, ich bitte dich, weil sie an drei Monate in meinem Hause sich aufgehalten hat. Ich schwöre dir bei dem Gott, der mir wahrscheinlich diese Liebe zu ihr einflößte, damit solche, wie geschehen, die Gelegenheit zu ihrer Rettung sein sollte, daß sie weder bei ihrem Vater oder bei ihrer Mutter noch bei dir ehrbarer gelebt hat, als bei meiner Mutter in meiner Behausung."

Darauf wandte er sich zur Frau. „Madame", sprach er, „nun löse ich euch von allen euren Versprechungen und überlasse euch völlig dem Nicoluccio!" alsdann übergab er die Frau und den Knaben in dessen Arme und setzte sich wieder nieder. Nicoluccio empfing seine Frau und seinen Sohn mit dem heißesten Verlangen und mit desto größerer Freude, je weniger er dies hatte hoffen können. Er dankte dem Kavalier innigst, und alle Anwesende, die vor Theilnahme weinten, überhäuften ihn deshalb mit Lobeserhebungen, sowie jedermann, der es hörte. Die Dame ward mit unbeschreiblicher Freude in ihr Haus aufgenommen und von den Bolognesern als eine von den Todten Erstandene lange Zeit mit Verwunderung betrachtet. Gentile aber blieb ein beständiger Freund des Nicoluccio und seiner, sowie seiner Frau Verwandten.

Was haltet ihr davon, edeldenkende Damen? glaubt ihr, nun, daß das Geschenk eines Königs an Scepter und Krone, die Aussöhnung eines Abtes zwischen einem Uebelthäter und dem Papst, die ihm nichts kostete, oder jenes Alten Darbietung des Halses gegen das Schwert seines Feindes mit der Handlung des Gentile zu vergleichen sei? der jung, feurig und mit einem anscheinenden Rechte zu dem, was die Unachtsamkeit anderer weggeworfen, er aber glücklicherweise aufgehoben hatte: nicht nur sein Feuer auf das anständigste mäßigte, sondern auch dasjenige aufs großmüthigste wiedergab, was er mit dem heißesten Verlangen und selbst räuberischer Absicht erworben hatte. Wahrlich keine von den bisher erzählten Thaten scheint mir dieser gleich zu kommen!

Fünfte Erzählung.

Der Wintergarten.

Im Lande Friaul, welches ungeachtet seiner Kälte doch wegen seiner schönen Gebirge, vielen Flüsse und klaren Quellen sehr angenehm ist, liegt ein Ort Udine mit Namen. Hier lebte einst eine schöne Dame von edler Geburt, Namens Dianora, die Gattin eines gewissen angesehenen und reichen Mannes, Gilberto genannt, der sehr artig und gut gebildet war. Diese ward ihrer Vorzüge wegen von einem großen angesehenen Baron, Ansaldo Gradense, einem Manne, der durch wichtige Unterhandlungen, Waffenübungen und Artigkeit überall bekannt war, aufs heftigste geliebt.

Bei seiner feurigen Leidenschaft gab er sich alle nur mögliche Mühe, sie zur Gegenliebe zu bewegen und ließ sie daher durch öftere Abschickungen darum ersuchen; aber vergeblich! endlich fielen ihr die öftern Bitten des Kavaliers zur Last und als sie sah, daß er von seiner Liebe und von seinen Zudringlichkeiten dennoch nicht abließ, sie mochte ihm gleich alles abschlagen: so glaubte sie durch ein ganz unerhörtes und ihrer Meinung nach ganz unmögliches Verlangen sich ihn vom Halse zu schaffen. „Gutes Weib", sprach sie daher zu einer Frau, die er öfters zu ihr schickte, „du hast mich so oft versichert, daß Ansaldo mich über alles liebt und mir wunderschöne Geschenke von ihm gebracht. Diese kann er nur behalten, weil er mich dadurch nie zur Gegenliebe oder zur Einwilligung in sein Verlangen bewegen wird. Wäre ich aber überzeugt, daß er mich wirklich so liebte, wie du vorgiebst: so würde ich mich gewiß zur Gegenliebe entschließen und seine Wünsche erfüllen. Wird er nun den Beweis davon geben, den ich verlange, so will ich ihm den Augenblick zu Befehl stehen."

„Was verlangt ihr denn von ihm?" fragte das gute Weib.

„Mein Verlangen", antwortete die Dame, „ist dieses: er soll mir kommenden Monat Januar bei diesem Orte einen Garten mit jungem Grase, Blumen und günenden Bäumen, so, als ob es im Mai wäre, verschaffen. Thut er das nicht, so soll er weder dich noch sonst jemanden weiter an mich ab-

schicken; und würde er mich alsdann noch ferner wie bisher beunruhigen, so würde ich meinem Manne und meinen Anverwandten entdecken, was ich zur Zeit noch vor ihnen verschwiegen habe und ihn loszuwerden suchen."

Dem Kavalier schienen die Forderung und das Anerbieten der Dame sehr hart und deren Erfüllung beinahe unmöglich. Er sah wohl, daß sie es mit keiner anderen Absicht gethan hatte, als um ihm alle Hoffnung zu rauben; doch nahm er sich vor, alles Mögliche zu versuchen; er schickte in alle Theile der Welt aus, um jemanden zu finden, der ihm mit Rath und That an die Hand ginge. Endlich stieß er auf einen, der gegen eine gute Belohnung durch die schwarze Kunst sich dazu erbot. Ansaldo ward um eine große Summe deshalb mit ihm einig und erwartete mit Vergnügen die bestimmte Zeit.

Sie erschien, als die größte Kälte und alles mit Schnee und Eis bedeckt war. Gleichwohl brachte der ehrliche Mann auf einer schönen Wiese nahe bei der Stadt es dahin, daß am Morgen nach dem Geständniß aller Augenzeugen der schönste Garten mit Gras, Bäumen und Früchten dastand, den man je gesehen. Voller Freuden ließ Ansaldo, als er dies sah, einige der schönsten Früchte und Blumen abbrechen, sie heimlich seiner Geliebten überreichen und sie einladen, den verlangten Garten in Augenschein zu nehmen, damit sie von seiner Liebe überzeugt werden, sich an ihr mit den heiligsten Versicherungen gegebenes Versprechen erinnern und es als eine rechtschaffene Frau erfüllen möchte.

Bei dem Anblick der Blumen und Füchte reuete der Dame ihr gegebenes Wort, die von dem wunderschönen Garten bereits wiederholt hatte sprechen hören; demungeachtet ging sie als eine Liebhaberin von Neuigkeiten mit vielen andern Damen der Stadt hin, den Garten zu besehen. Sie lobte ihn nicht ohne Verwunderung, kehrte aber mißmuthiger als je eine wieder nach Hause, eingedenk an die deshalb eingegangene Verbindung. Ihr Kummer war zu groß, als daß sie ihn füglich hätte verbergen können. Die äußern Merkmale davon mußten dem Manne auffallen, und er drang darauf, die Ursache davon zu wissen.

Aus Scham schwieg die Dame lange Zeit, doch ward sie endlich genöthigt, ihm die ganze Sache umständlich zu entdecken. Anfangs war Gilberto darüber sehr aufgebracht; da er aber

die gute Absicht der Frau erwog, ließ er nach reiferer Ueberlegung seinen Zorn fahren. „Dianora“, sprach er, „eine weise und ehrbare Frau wird dergleichen Anträge nie anhören, oder unter irgend einer Bedingung sich in einen Handel über ihre Keuschheit einlassen. Worte ans Herz gelegt, haben größere Gewalt, als viele glauben; und Liebenden ist beinahe alles möglich. Dein erster Fehler war, ihn anzuhören und der zweite, mit ihm eine Verbindung einzugehen. Weil ich aber die Unschuld deiner Absicht erkenne, so will ich dir, um deines Versprechens dich zu entledigen, das erlauben, was viele andere nicht thun würden. Hierzu bewegt mich auch die Furcht vor dem Schwarzkünstler, der uns leicht ein Unglück zufügen könnte, wenn du den Ansaldo hintergingst. Du sollst daher zu ihm gehen. Suche die Loszählung von diesem Versprechen auf irgend eine Art zu erhalten ohne Verletzung deiner Ehre; ist es aber nicht anders möglich, so überlaß ihm diesmal deinen Körper, aber nicht deine Seele.“

Die Frau hörte ihren Mann mit Thränen an und versicherte, daß sie diese Güte von ihm nicht verlange; aber Gilberto bestand ungeachtet ihrer Weigerung darauf. Den andern Morgen vor Sonnenaufgang begab sich daher die Dame ohne sonderlichen Putz mit zwei ihrer Mädchen voran und in Begleitung einer Kammerjungfer zur Wohnung des Ansaldo. Er staunte nicht wenig, als ihm dieser Besuch seiner Geliebten angekündigt wurde, stand auf und ließ den Schwarzkünstler rufen. „Du mußt doch sehen“, sprach er zu ihm, „welch ein Glück deine Kunst mir erworben hat.“ Darauf ging er ihr ohne irgend eine ausschweifende Leidenschaft entgegen, empfing sie aufs ehrerbietigste und anständigste, und sie gingen mit einander in ein schönes durch ein großes Feuer erwärmtes Zimmer, wo er die Dame niedersetzen ließ. „Madame“, sprach er, „wenn meine anhaltende Liebe zu euch irgend eine Belohnung verdient, so bitte ich euch, mir unbeschwert die wahre Ursache zu entdecken, die euch um diese Zeit und in dieser Begleitung zu mir gebracht hat.“

„Mein Herr“, antwortete die Dame voll Scham und beinahe mit thränenden Augen, „weder Liebe zu euch, noch mein gegebenes Versprechen führen mich her, sondern der Befehl meines Mannes, der mit mehrerer Rücksicht auf die Bemühungen eurer unerlaubten Leidenschaft, als auf seine und meine Ehre

mich hierher geschickt hat und auf seinen Befehl bin ich diesmal zu allem, was euch gefällt, bereit."

Hatte Ansaldo sich vorher gewundert, so wunderte er sich nun noch weit mehr über die Reden der Dame. Die Güte des Gilberto rührte ihn so, daß er seine Leidenschaft in Mitleid verwandelte. „Madame", versetzte er, „bei diesen von euch angeführten Umständen wolle Gott nicht, daß ich die Ehre desjenigen beflecke, der so viel Erbarmen mit meiner Liebe hat; ich werde euch daher nicht anders als meine Schwester behandeln, so lange es euch bei mir zu bleiben gefällt; und ich stelle es in euer Belieben, ungehindert wieder fortzugehen; doch mit der Bitte, daß ihr eurem Manne für seine außerordentliche Güte den gebührenden Dank abstattet und mich in Zukunft stets als euern Bruder und Diener anseht."

„Eure Sittsamkeit", erwiderte die Dame mit größten Freuden, „ließ mich gar keine andre Behandlung bei meinem Besuche von euch vermuthen, als ich sie wirklich finde; ich werde euch stets dafür verbunden bleiben." Nach genommenem Abschied kehrte sie aufs anständigste begleitet wieder zum Gilberto und erzählte ihm den ganzen Vorgang; wodurch zwischen ihm und dem Ansaldo die engste und aufrichtigste Freundschaft entstand.

Als der Schwarzkünstler, dem Ansaldo nun seine versprochene Belohnung geben wollte, diese Großmuth des Gilberto gegen den Ansaldo und des letztern gegen die Dame sah, sprach er: „Gott bewahre, daß ich nicht auch freigebig mit meiner Belohnung sein sollte, nachdem ich den Gilberto so freigebig mit seiner Ehre und euch mit eurer Liebe gesehen habe; behaltet euren Lohn, er ist in guten Händen!" Ganz beschämt gab der Kavalier sich alle Mühe, ihn zur Annahme des Ganzen oder wenigstens eines Theils zu bewegen; aber es war vergeblich. Nach drei Tagen nahm der Schwarzkünstler seinen Garten wieder weg, beurlaubte sich und reiste weiter. Eine ehrbare Zuneigung aber vertilgte die begehrliche Liebe zur Dame aus dem Herzen des Kavaliers.

Was sollen wir nun davon urtheilen, liebevolle Damen? können wir die halbtodte Dame und die durch Mangel an Hoffnung schon erkaltete Liebe der Großmuth des Ansaldo, dessen Liebe feuriger als jemals war, und der die so lange gesuchte Beute mit der zuversichtlichen Hoffnung eben in Händen

hatte, vorziehen? es scheint mir eine Thorheit nur zu glauben, daß diese Großmuth mit jener in Vergleichung kommen könnte.

Sechste Erzählung.

König Karl und Ginevra.

Jeder von euch wird schon öfters König Karl den Alten oder den Ersten haben erwähnen hören. Sein großmüthiges Unternehmen und sein nachher erfochtener rühmlicher Sieg gegen König Manfred verjagte die Gibellinen aus Florenz und setzte die Guelfen wieder ein. Unter andern verließ auch ein gewisser Kavalier, Namens Neri degli Uberti, mit seiner ganzen Familie und einem ansehnlichen Vermögen die Stadt, wollte sich aber nirgends anderswohin begeben, als unter den Schutz König Karls. Um seine Tage in Ruhe und Einsamkeit zu enden, zog er nach Kastelamare di Distabia und kaufte ungefähr einen Steinwurf von den übrigen Wohnungen des Orts zwischen Oliven, Nuß- und Kastanienbäumen ein Grundstück, worauf er ein schönes und bequemes Haus baute. An der Seite legte er einen schönen Park an und ließ in dessen Mitte, weil er lebendiges Wasser genug hatte, der Gewohnheit nach einen schönen hellen Teich graben und mit vielen Fischen besetzen.

Indem er seine größte Sorgfalt auf die Verschönerung dieses Parkes wandte, fügte es sich, daß König Karl bei großer Hitze nach Kastelamare kam, um sich zu erholen. Der Ruf von dem schönen Park des Neri machte ihn begierig, denselben zu sehen. Da er den Besitzer erfuhr und wußte, daß er zu seiner Gegenpart gehörte, glaubte er den Kavalier auf einen freundschaftlichen Fuß behandeln zu müssen. Er schickte daher zu ihm und ließ ihm sagen, daß er nebst vier Personen im Geheimen den andern Abend bei ihm im Garten speisen wolle. Dem Neri war dies sehr angenehm; er ließ alles aufs prächtigste zubereiten, machte in seinem Hause die

nöthigen Anstalten und empfing den König mit aller möglichen Freundlichkeit in seinem schönen Park.

Nachdem sich derselbe im Garten und im Hause des Neri überall umgesehen und ihm seinen Beifall zu erkennen gegeben hatte, ward die Tafel neben dem Teiche zubereitet, und der König setzte sich nach dem Händewaschen zu Tisch. Graf Guido von Montfort, sein Begleiter, mußte sich auf der einen und Neri auf der andern Seite zu ihm setzen, den drei übrigen Personen aber, die er mitgebracht hatte, befahl er, die Aufwartung nach den Vorschriften des Neri zu übernehmen.

Man trug die wohlschmeckendsten Gerichte und die besten und kostbarsten Weine auf, und alles ging zur größten Zufriedenheit des Königs in der besten und lobenswerthesten Ordnung ohne Geräusch oder Verdrießlichkeit zu. Während er freudig aß und an dem einsamen Ort sich ergötzte: traten zwei junge Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in den Garten, deren blonde den Goldfäden ähnliche Haare in Locken gelegt und oben mit einem artigen Kranze von Epheu geziert waren. Ihre zarte und schöne Körperbildung glich den Engeln. Die Kleidung bestand aus der feinsten Leinwand, weiß wie der Schnee, lag auf dem bloßen Leibe, war oberhalb des Gürtels äußerst knapp und lief von da bis auf die Füße wie ein Zelt immer weiter zu. Die erste trug auf den Schultern ein paar Fischernetze, die sie mit der linken Hand hielt, in der rechten aber hatte sie einen langen Stock. Die zweite ihr folgende war auf der linken Schulter mit einer Pfanne und unter dem nämlichen Arme mit einem Bündel Holz versehen, in der Hand aber hielt sie einen Dreifuß und in der rechten ein Gefäß mit Oel und eine brennende Kienfackel.

Der König staunte über ihren Anblick und war neugierig ihre Absicht zu erfahren. Nach einer anständigen und schamvollen Verbeugung vor dem König begaben sich die Mädchen zu dem Eingange des Teichs, wo sie alle ihre Sachen ablegten. Diejenige, welche die Pfanne gehabt hatte, nahm den Stab der andern, und so stiegen sie beide in den Teich, dessen Wasser ihnen bis an die Brust ging. Sogleich zündete ein Bedienter des Neri das Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, goß Oel hinein und wartete, bis die Mädchen ihm Fische zuwarfen. Die eine suchte Fische in ihren Schlupfwinkeln auf, und die andere hielt die Netze bereit. So fingen

sie zum größten Vergnügen des Königs, welcher aufmerksam zusah, in kurzem deren eine Menge und warfen sie dem Bedienten zu, welcher sie noch halb lebendig in die Pfanne warf.

Darauf fingen sie ihrer erhaltenen Anweisung zufolge an, die schönsten Fische auf die Tafel zu werfen, woran der König mit dem Grafen Guido und ihrem Vater saßen. Das Umherspringen dieser Fische auf der Tafel machte dem König ein unbeschreibliches Vergnügen: er nahm wiederum einige und warf sie aufs liebreichste nach dem Mädchen zurück. So tändelten sie so lange, bis der Bediente die erhaltenen Fische gebraten hatte, die dem König mehr als ein Zwischenessen als eine köstliche oder wohlschmeckende Speise auf Befehl des Neri vorgesetzt wurden.

Als die Mädchen sahen, daß die Fische gebraten und deren genug waren, stiegen sie wieder aus dem Teich. Ihre feinen weißen Kleider hatten sich so an das Fleisch gelegt, daß fast kein Theil ihres zarten Körpers unbemerkbar blieb. Jede nahm ihre Sachen und begab sich schamhaft vor dem König vorbei wieder ins Haus.

Der König und der Graf sowohl, als alle übrigen Anwesenden betrachteten die Mädchen mit der größten Aufmerksamkeit. Jedermann fand sie im Stillen schön, wohlgewachsen und dabei artig und gesittet. Am meisten aber gefielen sie dem König, der alle Theile ihres Körpers so aufmerksam betrachtete, als sie aus dem Wasser kamen, daß er in dem Augenblick eine empfangene Wunde nicht gefühlt haben würde. Das wiederholte Andenken an sie, ohne zu wissen, wer sie waren, erregte bei ihm ein so heftiges Verlangen, ihnen zu gefallen, daß er sich zu verlieben fürchtete, wenn er nicht auf seiner Hut wäre. Eine war der andern so ähnlich, daß er selbst nicht wußte, welche ihm am meisten gefallen hatte. Nachdem er seinen Gedanken darüber eine Weile nachgehangen, wandte er sich zum Neri und fragte, wer diese Mädchen wären?

„Sire“, antwortete Neri, „es sind meine Töchter, ein Zwillingspaar: die eine heißt die schöne Ginevra, und die andere die blonde Isotta.“ Der König lobte sie sehr und rieth ihm, sie zu verheirathen, weshalb Neri sich aufs möglichste entschuldigte.

Als die Tafel bis auf die Früchte geendigt war, erschienen die beiden Mädchen in dem schönsten Zindel gekleidet wieder mit ein paar großen silbernen Schüsseln voll verschiedener Früchte der damaligen Jahreszeit und setzten sie vor dem König auf den Tisch. Dann traten sie etwas zurück und stimmten das Lied, welches sich anfängt: „Liebe, das Ziel, welches ich erreicht habe, läßt sich weitläufig nicht besingen ꝛc.“ mit so süßen und angenehmen Tönen an, daß der König glaubte, der sie mit Entzücken anblickte, die Chöre der Engel wären herabgestiegen, um sich hören zu lassen. Nach Endigung des Gesanges beurlaubten sie sich mit einer Verbeugung aufs ehrerbietigste vom König. So schwer ihr Abschied ihm auch fiel, so gab er ihnen solchen doch mit einer heitern Miene.

Nach dem Essen setzte sich der König mit seinem Gefolge wieder zu Pferde, verließ den Neri und kehrte unter mancherlei Gesprächen in den königlichen Palast zurück. Zwar verbarg er seine Neigumg, doch konnte keines der wichtigsten Geschäfte die Schönheit und Artigkeit der schönen Ginevra — um deretwillen er auch die ihr ähnliche Schwester liebte — aus seinem Gedächtniß verbannen, und er ward von seiner Leidenschaft so hingerissen, daß er an nichts weiter denken konnte. Er unterhielt daher unter einem andern Vorwande eine enge Freundschaft mit dem Neri und besuchte dessen schönen Garten sehr oft, nur um die Ginevra zu sehen. Endlich konnte er es nicht länger aushalten; da er kein anderes Mittel sah, gerieth er auf den Einfall, beide Schwestern dem Vater zu entführen und entdeckte seine Leidenschaft und seinen Plan dem Grafen Guido.

„Sire“, sprach dieser rechtschaffene Mann, „ich wundere mich außerordentlich über eure Entdeckung, mehr als jeder andere sich wundern würde, weil ich eure Gemüthsneigung von Jugend auf besser als irgend ein Mensch zu kennen glaube. Ich erinnere mich nie in eurer Jugend — wo doch die Liebe am leichtesten ihre Anfälle wagt — dergleichen Leidenschaften bei euch bemerkt zu haben. Es ist mir daher jetzt, da ihr dem Alter schon so nahe seid, etwas so unerwartetes und außerordentliches zu hören, daß ihr vor Liebe sterben wollt, daß ich es für ein wahres Wunder halte. Käme es mir zu, euch deshalb einen Verweis zu geben: so wüßte ich wohl, was ich euch sagen würde, zumal wenn ich erwäge, daß ihr noch

unter den Waffen steht, in einem neu eroberten Reiche und unter einer unbekannten Nation, die voller Betrug und Verrätherei ist, daß ihr mit den größten Sorgen und wichtigsten Geschäften überhäuft seid und euch kaum ein wenig habt erholen können. Unter diesen Umständen gebt ihr den Lockungen der Liebe Gehör! dies schickt sich allenfalls für einen weichlichen Jüngling, aber nicht für einen erhaben denkenden König. Das schlimmste dabei ist, ihr wollt dem armen Kavalier seine beiden Töchter rauben, der euch in seinem Hause Ehre über alle Maßen erwies, und um euch recht zu beehren, sie euch zum Beweis seines Vertrauens fast nackend vorstellte, daß ihr ein König und kein reißender Wolf sein würdet. Ist es euch schon aus dem Gedächtniß entfallen, daß die vom König Manfred an Frauen verübten Gewaltthätigkeiten euch den Weg zu diesem Königreiche gebahnt haben? gäbe es wohl irgend eine der härtesten Strafen würdigere Treulosigkeit als diese, wenn ihr dem Ehre, Hoffnung und Trost raubtet, der euch alle Ehre erwiesen? was würde man nach dieser Handlung von euch urtheilen? haltet ihr etwa die Entschuldigung für hinlänglich: ihr hättet es gethan, weil er zu den Gibellinen gehört? wäre dies ein gerechtes Verfahren eines Königs gegen diejenigen, sie mögen sein wer sie wollen, welche sich auf diese Art unter seinen Schutz begeben? bedenkt, Sire, daß der Sieg über den König Manfred zwar ein großer Ruhm, doch noch größer die Ueberwindung seiner selbst sei; bezwingt euch daher erst selbst, der ihr andere bessern sollt, und unterdrückt diese Leidenschaft, wenn ihr euerm bisher erworbenen Ruhm keinen Schandfleck anhängen wollt."

Diese Worte machten auf das Gemüth des Königs einen heftigen Eindruck und kränkten ihn desto mehr, weil er die Richtigkeit derselben einsah. „Lieber Graf", sprach er nach einem tiefen Seufzer, „jeder andere noch so mächtige Feind ist in Wahrheit, glaube ich, einem geübten Krieger leichter und eher zu bezwingen, als seine eigene Leidenschaft. So viel Ueberwindung und Gewalt aber auch dazu gehört, so haben eure Reden mich doch dergestalt gerührt, daß ich euch in wenig Tagen die einleuchtendsten Beweise geben will, wie ich mich selbst eben so als andere zu beherrschen wisse."

Einige Tage darauf ging der König nach Neapel, theils um der Gelegenheit zu einer niedrigen Handlung auszuweichen,

theils um die Belohnung des Kavaliers für die ihm erwiesene Ehre zu besorgen. So schwer es ihm auch ward, einem anderen den Besitz eines Gegenstandes einzuräumen, den er selbst aufs sehnlichste sich wünschte: so faßte er doch den Entschluß, die beiden jungen Mädchen zu verheirathen und zwar nicht wie des Neri, sondern wie seine eigenen Töchter. Er stattete sie daher mit Einwilligung des Neri aufs prächtigste aus, gab die schöne Ginevra dem Maffei de Palazzi, die blonde Jsotta aber dem Guglielmo della Magna, zwei angesehenen Kavalieren, und ging, nachdem er ihnen solche angewiesen, mit unbeschreiblichem Schmerz nach Apulien. Durch ununterbrochene Arbeit suchte er seine Begierden so zu unterdrücken, daß er die Ketten der Liebe zersprengte und lebenslang von dieser Leidenschaft befreit blieb.

Vielleicht werden einige einwenden, daß die Verheirathung der beiden Mädchen etwas geringes für einen König sei; ich gebe es zu! behaupte aber auch, daß es eine außerordentliche That sei, wenn ein König seine Geliebte verheirathet, ohne ein Blatt, eine Blüthe oder eine Frucht ihrer Liebe gebrochen zu haben. So belohnte der großmüthige König den Kavalier aufs ansehnlichste, erwies seinen Geliebten die rühmlichste Ehre und bezang muthig sich selbst.

Siebente Erzählung.

König Peter und Lisa.

Zur Zeit, da die Franzosen aus Sicilien vertrieben wurden, befand sich in Palermo ein Landsmann von uns, ein Apotheker aus Florenz, Namens Bernard Puccini, ein wohlhabender Mann, der mit seiner Frau eine einzige Tochter gezeugt hatte, die schön und bereits mannbar war. König Peter von Arragonien stellte mit seinen vornehmen Vasallen wunderschöne Feierlichkeiten in Palermo an, als er die Herrschaft dieser Jnsel erlangte. Bei einem auf catalonische Art gehaltenen Ritterspiele sah nebst anderen Mädchen die Tochter Bernards, Lisa mit Namen, aus einem Fenster seinen Wett-

rennen zu, und er gefiel ihr so, daß sie durch dessen wiederholten Anblick sich sterblich in ihn verliebte.

Als sie nach geendigter Feierlichkeit nach Hause kam, konnte sie an nichts als an ihre erhabene Liebe denken; nur kränkte sie am meisten dabei das Bewußtsein ihres niedrigen Standes, der ihr nicht den geringsten glücklichen Erfolg hoffen ließ. Gleichwohl konnte sie der Liebe zum Könige nicht entsagen; aber eben so wenig wagte sie es ihre Leidenschaft aus Furcht vor noch größerem Ungemach zu entdecken. Der König, welcher davon nichts wußte, bekümmerte sich also auch nicht darum, worüber sie den unerträglichsten Schmerz erduldete, der sich nur denken läßt.

Die Leidenschaft des guten Mädchens ward immer heftiger; sie fiel aus einer Schwermuth in die andere, bis sie es endlich nicht mehr aushalten konnte und erkrankte. Sie verging täglich zusehends, wie der Schnee an der Sonne. Vater und Mutter, betrübt über diesen Zufall, suchten ihr durch stärkende Mittel, durch Aerzte und Arzeneien so viel als möglich zu helfen, aber vergeblich, weil sie voll Verzweiflung über ihre Liebe sich vorgesetzt hatte, nicht länger zu leben.

Da ihr Vater ihr allen möglichen guten Willen anbot, kam sie auf den Einfall, dem Könige ihre Liebe und ihren Vorsatz noch vor ihrem Ende wissen zu lassen, wenn es auf eine gute Art möglich wäre. Sie bat daher eines Tages ihren Vater, ihr den Minuccio d'Arezzo holen zu lassen, einen der besten Sänger und Musikanten damaliger Zeit, der bei dem König viel galt. Bernard schickte daher nach ihm, weil er glaubte, daß Lisa ihn verlangte, um etwas von ihm spielen und singen zu hören, und dieser erschien als ein sehr gefälliger Mann sogleich. Nach einigen freundlichen Tröstungen spielte er etliche zärtliche Arien auf der Violine und sang alsdann einige Lieder, wodurch er sie zu trösten glaubte, setzte aber die Liebe des Mädchens erst in Feuer und Flammen, und sie äußerte den Wunsch, den Minuccio auf ein paar Worte allein zu sprechen.

„Minuccio", hob sie an, als jedermann hinausgegangen war, „ich habe dich zum treuesten Bewahrer eines Geheimnisses erkoren, weil ich erstens hoffe, du wirst es keinem Menschen weiter als der verlangten Person entdecken und zweitens meine Bitte so viel als möglich erfüllen. Wisse also, mein

lieber Minuccio, daß ich unsern König Peter am Tage seiner Krönungsfeier beim Ritterspiele in einem so unglücklichen Zeitpunkt erblickte, daß mein Herz von Liebe gegen ihn entflammt ward, die mich auch in den Zustand versetzt hat, worin du mich siehst! da ich die Unschicklichkeit meiner Liebe gegen einen König kenne, sie aber gleichwohl nicht verringern, geschweige denn unterdrücken kann: so habe ich zu Verminderung meiner Pein den Tod gewählt, weil sie mir länger unerträglich ist. Dennoch würde ich äußerst trostlos sterben, erführe er es nicht vorher. Ich weiß niemanden, der ihm meinen Vorsatz besser hinterbringen könnte als du und vertraue es dir daher mit der Bitte, mir es nicht abzuschlagen und mir von deiner Ausrichtung Nachricht zu geben, damit ich durch ein tröstliches Ende aus dieser Noth erlöst werde.“ Hier schwieg sie weinend.

Minuccio wunderte sich über die erhabene Seele und über den grausamen Vorsatz dieses Mädchens. Voll Bedauern fiel ihm sogleich ein Mittel ein, ihr auf eine anständige Art zu dienen. „Lisa“, sagte er, „ich verspreche es dir auf mein Wort und versicherte es dir, daß du nicht getäuscht werden sollst. Mir gefällt das erhabene Unternehmen, deine Gedanken auf einen so großen Känig zu richten; ich verspreche dir meine Hülfe und hoffe — sei nur ruhig! — ehe drei Tage vergehen, es dahin zu bringen, daß ich dir die angenehmste Nachricht verschaffen kann. Um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich gehen und Hand ans Werk legen.

Lisa bat ihn nochmals darum, versprach sich zu beruhigen und ließ ihn in Gottes Namen gehen. Unterwegs begegnete Minuccio einem gewissen Mico von Siena, einem damals ziemlich berühmten Dichter, und bewog ihn durch anhaltendes Bitten, folgendes Lied aufzusetzen:

Holde Liebe, geh zum König hin,
Sage ihm, was all' ich leide!
Sage ihm, daß nah dem Grab ich bin,
Weil ich meines Grams Geständniß
Noch aus Furcht vermeide!

Liebe! siehe, mit gefaltner Hand
Bitt' ich, schenke mir Erbarmen!

Flammen, deren Gluth mir unbekannt,
Flammen, die kein Wasser tödtet,
Toben in mir Armen.

Ach! noch immer schwebt vor meinem Blick
Jenes stolze Ritterrennen;
Ach, mich ließ ein feindliches Geschick
Sehen aller Fürsten Krone
Und für ihn entbrennen!

Liebe, auf! und sag' ihm, daß der Tod
Retter nur allein mir dünke:
Daß die Wange, sonst so rosenroth,
Schon wie die geknickte Lilie
Zur Verwesung sinke.

Liebe! wüßt' er, daß mein banges Herz
Sich für ihn, für ihn nur, plage;
O! vielleicht scheint ihm alsdann mein Schmerz
Würdig eines sanften Blickes,
Würdig einer Klage.

Diese Zeilen setzte Minuccio sogleich in eine anmuthige und rührende Musik, wie es der Inhalt erforderte. Den dritten Tag ging er zum Hofe, als der König noch bei Tische saß. Dieser befahl ihm, mit Begleitung der Violine etwas zu singen, und er fing jenes Lied so zärtlich an zu spielen und zu singen, daß alle verwundert da standen und mit Stillschweigen aufmerksam zuhörten, die in dem königlichen Saale waren, vorzüglich aber der König. Am Ende des Gesanges fragte der König den Minuccio, wo er denselben herhabe, weil er ihn noch nie gehört zu haben glaubte?

„Mein Beherrscher!" antwortete Minuccio, „vor noch nicht drei Tagen sind Text und Musik erst gemacht worden." Als der König zu wissen begehrte für wen? entgegnete er: „Ich darf es niemanden als euch entdecken." Neugierig es zu erfahren, ließ der König die Tafel aufheben und ihn in das Zimmer kommen, wo Minuccio alles umständlich erzählte. Der König hatte eine große Freude darüber, lobte das brave Mädchen, versicherte, daß er sich derselben annehmen wollte und befahl ihm, in seinem Namen zu ihr zu gehen, sie zu

trösten und ihr zu melden, daß er sie heute gegen Abend gewiß besuchen würde.

Freudig, dem Mädchen eine so angenehme Nachricht bringen zu können, ging Minuccio ohne Verzug mit seiner Violine zu ihr, erzählte ihr den ganzen Verlauf, als sie allein waren und sang ihr alsdann das Gedicht mit Violinbegleitung vor. Das Mädchen war darüber so vergnügt und zufrieden, daß sie alsbald die augenscheinlichsten Merkmale ihrer Besserung spüren ließ, ohne daß jemand im Hause die Ursache davon wußte oder nur vermuthen konnte, und erwartete voll Ungeduld den Abend, um ihren Geliebten zu sehen.

Je öfter der König, ein leutseliger gnädiger Herr, nachher über die Erzählung des Minuccio nachdachte, desto mitleidiger ward er, weil er das Mädchen und ihre Schönheit sehr genau kannte. Gegen die Abendstunde setzte er sich unter dem Vorwande eines Spazierritts zu Pferde und begab sich nach dem Hause des Apothekers, wo er sich den schönen Garten öffnen ließ und abstieg. Nach einer Weile fragte er den Bernard, was seine Tochter mache, und ob er sie noch nicht verheirathet habe?

„Nein, Sire!“ antwortete Bernard, „sie ist noch ledig, liegt aber seit langer Zeit sehr krank; doch hat sie sich ungefähr nach neun Uhr außerordentlich gebessert.“

Der König merkte sogleich den Grund ihrer Besserung. „Es wäre in der That schade“, erwiderte er, „wenn eine solche Schönheit der Welt schon so bald entzogen würde; wir wollen sie besuchen gehen!“ und er begab sich bald darauf blos in Begleitung zweier Personen und des Bernard auf ihr Zimmer. „Liebes Mädchen“, sprach er, nachdem er sich dem Bette genähert und ihr die Hand gereicht hatte, worin sie etwas aufgerichtet mit Verlangen ihn erwartete, „was soll das heißen? ein so junges Mädchen will krank werden, die andern ein gutes Beispiel geben sollte! wir bitten euch um unserer Liebe willen, euch so zu halten, daß ihr bald geneset.“

Das Mädchen ward zwar einigermaßen schamroth, als sie sich von den Händen desjenigen berührt fühlte, den sie über alles liebte, empfand aber doch ein solches Entzücken in ihrer Seele, als ob sie im Paradiese gewesen wäre. „Sire“, antwortete sie, so gut sie konnte, „ich wollte eine für meine wenigen Kräfte zu schwere Last übernehmen und fiel darüber in

eine Krankheit, von der ihr mich aber, Dank sei es euch! bald befreit erblicken sollt."

Nur der König verstand die verdeckte Sprache des Mädchens und ward immer eingenommener für sie; oft fluchte er bei sich dem Schicksal, daß es sie zur Tochter eines solchen Mannes gemacht hätte. Er verließ sie nach einigem Aufenthalte und wiederholten Tröstungen.

Dieser Edelmuth des Königs erhielt vielen Beifall und gereichte dem Apotheker und seiner Tochter zu großer Ehre, die zufriedener war, als irgend eine Dame mit ihrem Geliebten. Von der festesten Hoffnung unterstützt, genas sie in wenig Tagen und ward schöner als jemals. Nach ihrer Genesung überlegte der König mit seiner Gemahlin, welche Belohnung er ihr für solche Liebe ertheilen sollte, und ritt mit einer ansehnlichen Begleitung von Hofleuten zu dem Apotheker, stieg in dem Garten ab und ließ ihn nebst seiner Tochter rufen. Auch die Königin erschien mit vielen Damen, welche das Mädchen mit außerordentlichen Freudenbezeugungen unter sich aufnahmen.

Nach einer Weile riefen der König und die Königin die Lisa zu sich. „Braves Mädchen", sprach er, „die große Liebe zu uns hat euch viel Ehre bei uns erworben, und wir wünschen aus Liebe zu euch, daß ihr damit zufrieden sein mögt. Diese Ehre besteht darin: da ihr mannbar seid, so wünschen wir, daß ihr denjenigen zum Mann nehmt, den wir euch geben werden; doch wollen wir uns demungeachtet beständig euern Ritter nennen lassen, aber nichts weiter als einen Kuß von eurer so großen Liebe verlangen."

Das Mädchen, welches vor Scham ganz roth im Gesicht war, machte den Willen des Königs auch zu dem ihrigen. „Mein Beherrscher", sprach sie mit leiser Stimme, „ich bin überzeugt, daß der größte Haufe mich für eine Närrin halten, wenn man meine Liebe zu euch erführe, mir vielleicht den Verstand absprechen und glauben würde, daß ich meinen und euren Stand nicht bedächte; aber Gott weiß, der allein die Herzen der Unsterblichen erforscht, daß ich in dem nämlichen Augenblicke, als ihr mir zuerst gefielt, einsah, daß ihr König, und ich die Tochter des Apothekers Bernard wäre und es für sehr unschicklich hielt, meinen Sinn auf einen so erhabenen Gegenstand zu richten. Aber ihr werdet besser als ich wissen, daß bei der

Liebe weniger Ueberlegung, als Leidenschaft und Neigung stattfindet. Auch dieser habe ich mich öfter mit aller Gewalt widersetzt; endlich aber konnte ich mich der Liebe zu euch nicht länger entschlagen, und sie wird bis an mein Ende dauern; doch faßte ich den Entschluß, sobald dieselbe mich fesselte, meinen Willen dem eurigen jederzeit zu unterwerfen; ich werde daher nicht nur willig denjenigen Mann annehmen und lieben, mit welchem ihr mich beehren wollt, sondern würde auch mit dem größten Vergnügen meine Glut erdulden, wenn ihr es verlangtet. Ob es sich für mich schicke, euch als König zu meinem Ritter zu haben, werdet ihr am besten wissen, und ich antworte darauf nichts; aber ich werde euch auch denjenigen Kuß ohne Einwilligung der Königin nicht erlauben, den ihr von meiner Liebe verlangt. Gott gebe euch übrigens statt meiner den Dank und Lohn für eure und eurer anwesenden Gemahlin außerordentliche Gnade gegen mich, da ich solches zu thun nicht vermag.“ Hier schwieg sie.

Der Königin gefiel die Antwort des Mädchens ungemein, und sie fand ihren Verstand den Versicherungen des Königs angemessen. Darauf ließ er die Eltern holen und befahl, als er sie mit seinem Vorhaben zufrieden fand, einen jungen aber armen Kavalier Namens Perdicone zu rufen und gab ihn, weil er es nicht ausschlug, durch Ansteckung der Ringe mit der Lisa zusammen. Der König schenkte ihm außer einer Menge kostbarer Juwelen, dergleichen auch die Königin dem Mädchen verehrte, sogleich Caffalu und Calatabellata, zwei schöne und einträgliche Güter. „Diese“, sprach er, „mögen die Stelle der Mitgift deiner Frau vertreten. Auch künftig sollst du die Beweise unserer Gnade erfahren.“

„Nun müssen wir auch“, fuhr er sich zum Mädchen wendend fort, „die von eurer Liebe uns gebührenden Früchte einernten.“ Darauf umfaßte er mit beiden Händen ihr Haupt und küßte ihr die Stirn. Perdicone und Lisa selbst neben ihren Eltern stellten zufrieden ein großes Fest und eine vergnügte Hochzeit an. Der König hielt, wie viele behaupten, dem Weibchen wirklich sein Versprechen, nannte sich lebenslang ihren Ritter und trug bei keinem Ritterspiele andere Ehrenzeichen als die, welche sie ihm schickte. Durch solche Handlungen gewinnt man die Gemüther der Unterthanen, giebt anderen ein Beispiel zu edlen Unternehmungen und erwirbt

sich einen ewigen Ruf. Wie wenige aber streben heut zu Tage darnach, da die meisten Fürsten grausame Tyrannen sind!

Achte Erzählung.

Die Freundschaft des Titus und Gisippus.

Zur Zeit, als der Kaiser Octavianus noch nicht den Namen Augustus führte, sondern in dem sogenannten Triumvirat das römische Reich beherrschte, lebte in Rom ein Mann von guter Familie, Publius Quintius Fulvius mit Namen. Sein Sohn Titus Quintius Fulvius zeigte so außerordentliche Anlagen zur Erlernung der Philosophie, daß er ihn nach Athen sandte. Er empfahl ihn daselbst einem angesehenen Manne, Namens Cremete, seinem sehr alten Freunde, auf das beste. Dieser nahm ihn zu sich ins Haus und ließ ihn, nebst seinem Sohn Gisippus vom Aristripp in der Philosophie unterrichten.

Da die beiden jungen Leute in dem beständigen Umgange ihre Denkungsart so übereinstimmend fanden, machten sie Brüderschaft und schlossen eine so enge Freundschaft, die in der Folge nichts als der Tod trennte. Keiner war glücklich oder zufrieden ohne den andern. Sie fingen ihre Studien mit einander an und erreichten mit den edelsten Anlagen versehen, beide mit gleichen Schritten und außerordentlichem Ruhme den höchsten Gipfel in der Philosophie.

So blieben sie drei Jahre lang zum größten Vergnügen des Cremete beisammen, der jenen eben so sehr als seinen Sohn liebte. Aber wie es geht! nach Verlauf derselben starb Cremete, ein schon bejahrter Mann; beide empfanden gleichen Schmerz, wie um ihren gemeinschaftlichen Vater. Weder Freunde noch Verwandte des Cremete wußten, welchen sie dieses Todesfalls wegen am meisten trösten sollten.

Nach einigen Monaten kamen die Freunde und Anverwandten des Gisippus nebst dem Titus zusammen, beredeten ihn eine Frau zu nehmen und suchten ihm ein junges wunderschönes Mädchen von angesehener Familie aus, eine Bürgerin Athens mit Namen Sofronia, ungefähr fünfzehn Jahre alt. Bei

Annäherung des zur Hochzeit bestimmten Tages bat Gisippus den Titus, der sie noch nicht gesehen hatte, ihn zu ihr zu begleiten. Sie nahmen dieselbe in die Mitte, als sie hinkamen, und Titus, der über die Schönheit der Braut seines Freundes entscheiden sollte, fing an sie mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten. Alles gefiel ihm an ihr über die Maaßen. Aber mitten unter den Lobeserhebungen, die er ihr bei sich selbst ertheilte, ward er aufs heftigste gegen sie entflammt, ohne sich etwas merken zu lassen. Nach einer Weile verließen sie dieselbe wieder und kehrten nach Hause.

Hier fing Titus erst recht an, über das Mädchen nachzudenken, die ihm so sehr gefallen hatte, als er in seinem Zimmer allein war. Je mehr er diesen Gegenstand verfolgte, desto glühender ward seine Liebe. „Ach Titus", sprach er bei sich selbst nach vielen Seufzern, als er dies fühlte: „wie elend ist dein Leben! wohin und auf wen richtest du deinen Sinn, deine Liebe und deine Hoffnung? bedenkst du, in Erwägung der vom Cremete und seiner Familie genossenen Güte nicht, wessen Braut sie ist? ich sollte dies Mädchen wie eine Schwester ehren! wen liebst du? wozu läßt du dich durch die Lockungen der Liebe und durch die Schmeicheleien der Hoffnung verleiten? öffne die Augen deines Verstandes! erkenne dich selbst, Elender! gieb der Vernunft Gehör und bezähme deine Begierden; mäßige dein unsinniges Verlangen und hefte deine Gedanken auf einen andern Gegenstand! widerstehe dem Anfang der Wollust und bezwinge dich selbst, da es noch Zeit ist. Deine Absicht ist unschicklich und unanständig. Könntest du auch — was doch unmöglich ist — den Gegenstand deiner Wünsche erlangen: so solltest du gleichwohl davon abstehen, wenn du die Forderungen der wahren Freundschaft und Pflicht erwägest. Was willst du nun thun, Titus? du mußt diese unschickliche Leidenschaft ausrotten, wenn du deinen Pflichten gemäß handeln willst."

Sobald ihm aber Sofronia einfiel, war er ganz anderer Meinung und verwarf alle seine vorigen Betrachtungen. „Die Gesetze der Liebe", sprach er, „sind mächtiger, als alle übrigen; sie heben nicht nur die Gesetze der Freundschaft, sondern sogar die göttlichen auf. Wie oft hat nicht schon der Vater die Tochter, der Bruder die Schwester, die Stiefmutter den Stiefsohn geliebt, welches doch weit abscheulicher ist, als — wie es

tausendmal geschieht, die Gattin eines Freundes zu lieben. So bin ich auch noch jung; Jugend aber ist den Gesetzen der Liebe unterworfen. Ihren Vorschriften muß ich gehorchen; die Befolguug des Schicklichen gehört mehr für Erwachsene. Ich kann nicht anders wollen, als die Liebe will. Sie verdient wegen ihrer Schönheit allgemein geliebt zu werden, und wenn ich Jüngling dies thue, wer wird mirs im Grunde verdenken können? ich liebe sie nicht darum, weil sie dem Gisippus angehört; ich würde sie lieben, sie möchte gehören wem sie wollte. Es ist mehr die Schuld des Schicksals, daß es sie eben dem Gisippus, meinem Freunde, und keinem andern zugeführt hat. Und wenn sie liebenswürdig ist — wie sie es ihrer Schönheit wegen wirklich ist — so muß Gisippus es gern sehen, daß ich und kein Fremder sie liebt, wenn er meine Neigung zu ihr erfährt.“

Von diesen Betrachtungen fiel er, über sich selbst spottend, wieder auf das Gegentheil und von diesem auf jenes und in diesem Kampfe brachte er nicht nur den Tag und die folgende Nacht, sondern noch viele andere hin, bis er vor Schwachheit erkrankte, weil er weder essen noch schlafen konnte.

Gisippus betrübte sich ungemein, als er den Titus etliche Tage so tiefsinnig und nun gar erkranken sah. Er wandte alle Mühe und Sorgfalt an, ihn wieder herzustellen und kam nicht von seiner Seite. Oft und dringend fragte er ihn um die Ursache seiner Tiefsinnigkeit und Krankheit; aber Titus gab ihm die meistenmale eine unbegründete Antwort. Da Gisippus dies merkte, drang er mit Thränen und Seufzen immer stärker in ihn. „Gisippus“, sprach Titus, als er dies sah, „wenn es den Göttern gefiele, wäre mir der Tod lieber als das Leben, weil das Schicksal mich in eine Verfassung setzte, wo ich meine Tugend prüfen mußte und sie zu meiner großen Schande unterliegen fand; ich erwartete aber auch nichts anderes als den gebührenden Lohn, den Tod, dafür; er wäre mir schätzbarer, als das Leben mit dem Bewußtsein meiner Nichtswürdigkeit, die ich nicht ohne die größte Schamröthe dir entdecken will, weil ich dir nichts verschweigen kann noch darf.“

Darauf erzählte er ihm die erste Veranlassung seines Tiefsinns, den Kampf seiner Gedanken, deren Sieg darin bestünde, daß er aus Liebe zur Sofronia sterben wolle, und fügte die Versicherung hinzu, daß er aus Ueberzeugung seines unschick-

lichen Unternehmens zur Büßung den Tod gewählt habe, wohin es mit ihm bald kommen würde.

Gisippus staunte über diese Entdeckung und über die Thränen des Titus nicht wenig, weil ihn das schöne Mädchen ebenfalls, obschon mit weniger Lebhaftigkeit, eingenommen hatte; doch behielt der Gedanke alsdann die Oberhand, daß das Leben seines Freundes ihm kostbarer, als die Sofronia sein müsse. Seine Thränen brachten auch ihn zum Weinen. „Titus", sprach er, „wenn du den Trost nicht nöthiger brauchtest, so würde ich mich über dich beklagen, daß du unsere Freundschaft verletzt habest durch so lange Verschweigung deiner Leidenschaft gegen mich. Du kannst dich nicht damit entschuldigen, daß du sie für unanständig hieltest; denn auch die unanständigen Dinge sind dem Freunde eben so wenig, als die zulässigen zu verschweigen. An diesen nimmt er gleich freudigen Antheil, jene aber sucht er aus der Seele seines Freundes zu verbannen. Doch dies will ich jetzt übergehen und auf das nöthigere kommen.

„Ich wundere mich über deine feurige Liebe zur Sofronia, meiner Verlobten, gar nicht; eher würde ich mich übers Gegentheil wundern, weil ich ihre Schönheit und den Adel deiner Seele kenne, die einer desto dauerhafteren Leidenschaft fähig ist, ein je erhabenerer Gegenstand ihr gefällt. Je rechtmäßiger du die Sofronia liebst, mit desto mehrerem Unrecht beklagst du dich trotz deines Verschweigens über das Schicksal, daß es mir solche zugedacht hat; da du im Gegentheil deine Liebe zu ihr für anständig halten würdest, wenn sie einem andern als mir gehörte. Aber ziehe nur deinen gewöhnlichen guten Verstand zu Rathe, so wirst du Ursache finden, dem Schicksale zu danken, daß es sie mir und keinem andern zuführte. Jeder andere, dem sie zu Theil geworden wäre, würde, deine Neigung möchte auch noch so anständig sein, seine Liebe zu ihr der deinigen gewiß vorgezogen haben. Dies aber darfst du, wenn du mich für denjenigen Freund hältst, der ich wirklich bin, von mir nicht befürchten. Seit unserer Freundschaft erinnere ich mich nicht des Besitzes irgend einer Sache, die dir nicht eben so gut als mir gehört hätte. Ließe sichs im gegenwärtigen Falle nicht mehr ändern, so würde ich es wie mit den übrigen machen; aber die Umstände sind noch so beschaffen, daß Sofronia die deinige allein werden kann; und dies soll

auch geschehen. Was würdest du von meiner Freundschaft halten, wenn ich in einer ganz schicklichen Sache meine Wünsche den deinigen nicht aufopferte? es ist wahr, Sofronia ist meine Braut, ich liebe sie zärtlich und erwartete mit großer Freude den Tag unserer Verbindung! da du aber einen so kostbaren Gegenstand besser als ich zu schätzen weißt und mit solcher Sehnsucht verlangst, so sei versichert, daß sie nicht als meine, sondern als deine Braut mir zugeführt werden soll. Höre auf, darüber nachzudenken, verbanne deinen Tiefsinn, rufe deine verlorene Gesundheit, deine Trostgründe und deine Munterkeit wieder zurück und erwarte von diesem Augenblick an freudig den Lohn deiner Liebe, die ihn mehr als die meinige verdient."

So sehr die hoffnungsvollen Worte des Gisippus dem Titus schmeichelten, so groß war auf der andern Seite bei vernünftiger Ueberlegung seine Scham. Er gab zu erkennen, daß eben die große Güte des Gisippus ihm die noch größere Unschicklichkeit davon Gebrauch zu machen darstellte. „Gisippus", konnte er vor ununterbrochenen Thränen mit Mühe antworten, „deine edle und aufrichtige Freundschaft zeigt mir deutlich, was der meinigen zu thun gebührte. Behüte der Himmel, daß ich eine Person, die er dir als dem Würdigern bestimmte, von dir annehmen sollte. Hätte er sie schicklicher für mich gefunden, er würde sie dir sicher nicht zugeführt haben. Genieße deine Wahl, seine weise Vorsehung und sein Geschenk und laß mir meine Thränen, die er mir unwürdig eines solchen Glücks zugeschickt hat. Halte ich sie aus, so wird es dich freuen; muß ich unterliegen, nun, so habe ich meine Qual überstanden."

„Titus", erwiderte Gisippus, „wenn unsere Freundschaft mir die Erlaubniß giebt, dich zu Befolgung meines Willens zu zwingen, so will ich sie vorzüglich bei dieser Gelegenheit nützen. Giebst du meinen Bitten nicht gutwillig Gehör, so werde ich diejenige Gewalt brauchen, um die Sofronia zur deinigen zu machen, welche das Glück eines Freundes erlaubt. Ich kenne die Macht der Liebe und weiß, daß sie Liebenden schon oft auf die unglücklichste Art den Tod zugezogen hat; auch dich finde ich solchem so nahe gebracht, daß du zurückzukehren, oder die Thränen auszuhalten nicht vermagst; du würdest in die Länge ohne Zweifel unterliegen, und ich dir ohne Zweifel bald nachfolgen. Liebte ich dich auch aus keinem andern

Grunde, so wäre mir dein Leben doch schon um meinetwillen theuer. Sofronia sei die deinige! weil du schwerlich eine andere Person finden wirst, die dir eben so gut gefällt; ich will meine Liebe schon auf einen andern Gegenstand richten. Auf diese Art kannst du und ich befriedigt werden. Vielleicht wäre ich nicht so freigebig damit, wenn Weiber so selten und schwer zu finden wären, als Freunde; da ich aber weit leichter eine andere Frau, als einen Freund zu erlangen hoffe: so will ich die Sofronia lieber vertauschen, als dich verlieren, da sie bei dir nur noch in bessere Hände geräth. Haben meine Bitten noch einiges Gewicht bei dir, so beschwöre ich dich, durch Heilung dieses Kummers dich und mich zu beruhigen und den Genuß desjenigen Vergnügens zu hoffen, welches deine feurige Liebe verdient."

Schamhaftigkeit verhinderte den Titus, die Sofronia zur Gattin anzunehmen; er weigerte sich standhaft, obgleich auf der einen Seite die Liebe und auf der andern die Bitten des Gesippus ihm zusetzten. „Ich weiß wahrhaftig nicht, Gesippus", antwortete er endlich, „ob dir oder mir ein größerer Gefalle geschieht, wenn ich, wie du es so sehr wünschest, deinen Bitten Gehör gebe. Weil aber deine Güte meine ganze billige Schamhaftigkeit so sehr übertrifft, so will ich es thun. Sei jedoch auch versichert, ich verkenne dabei nicht, daß ich dir nicht nur meine Geliebte, sondern auch mein Leben zu verdanken habe. Wollte Gott, ich wäre im Stande, auf eine anständige und dir nützliche Art dich zu überzeugen, wie schätzbar mir dieser Beweis deines Mitleids gegen mich ist, das selbst das meinige übertrifft."

„Zur Erreichung unserer Absicht", versetzte Gisippus, „sind folgende Maßregeln nöthig. Man hat mir die Sofronia, wie du weißt, nach langen Unterhandlungen zwischen meinen nnd ihren Eltern zur Braut gegeben; wollte ich sie nun ausschlagen, so würde solches ein großes Aufsehen und den Unwillen beiderseitiger Anverwandten erregen. Ich würde dies nicht achten, wenn ich sähe, daß sie demungeachtet die deinige werden könnte; aber ich fürchte, ihre Eltern möchten sie alsdann nicht sogleich wieder einem andern und eben dir geben, folglich kämen wir beide darum. Wenn du es zufrieden bist, so dächte ich, ich führe in dem angefangenen Gleise fort, führte sie als die meinige zu Hause, richtete die Hochzeit aus und

du müßtest alsdann, was wir schon machen wollten, heimlich bei ihr, als bei deiner Frau schlafen. Mit der Zeit machen wir es gelegentlich bekannt. Ist man es zufrieden, gut! wo nicht, so müssen sie sich das Geschehene wohl gefallen lassen, weil es nicht zu ändern ist."

Titus genehmigte diesen Vorschlag. Sobald er wieder gesund und wohl war, führte Gisippus seine Braut heim und stellte ein großes Hochzeitsmahl an. Mit Einbruch der Nacht führten die Frauen die Neuvermählte in das Bett ihres Gatten und verließen sie. Das Zimmer des Titus war gleich neben dem Schlafgemache des Gisippus, so, daß man aus dem einen in das andere gehen konnte. Als daher alle Lichter ausgelöscht waren, ging Gisippus heimlich zum Titus und verlangte, daß er sich zu seiner Frau legen möchte.

Titus wollte aus Scham anfangs wieder zurücktreten und nicht gehen: aber Gisippus, der mit ganzer Seele, sowie mit den Worten dessen Wünsche zu befriedigen suchte, bewog ihn mit vieler Mühe endlich dazu. Gleichsam scherzend fragte er das Mädchen leise, als er zu ihr ins Bett kam: ob sie seine Gattin sein wolle? und in der Meinung, daß es Gisippus sei, antwortete sie mit ja. Er steckte ihr daher einen schönen kostbaren Ring mit den Worten an den Finger: so will ich also dein Mann sein, und vollzog mit ihr die Ehe. Auf diese Art genoß er lange Zeit die Vergnügungen der Liebe bei ihr, ohne daß sie oder sonst jemand merkte, daß ein anderer als Gisippus bei ihr schlafe.

So stand es um die Ehe der Sofronia und des Titus, als Publius sein Vater das Zeitliche verließ. Man rief ihn nunmehr seiner Angelegenheiten wegen unverzüglich nach Rom, er faßte daher mit Zuziehung des Gisippus den Entschluß, mit der Sofronia dahinzugehen. Dies war weder schicklich noch möglich, ohne ihr alles umständlich zu entdecken. Sie riefen dieselbe daher eines Tages zu sich und erzählten ihr die ganze Beschaffenheit der Sache, von deren Wirklichkeit Titus sie durch mancherlei Vorfälle überzeugte, die sich zwischen ihnen zugetragen hatten.

Mit Verachtung blickte sie auf beide und brach dann in einen Strom von Thränen und Klagen über den Betrug des Gisippus aus. Ohne sich im Hause ein Wort merken zu lassen, begab sie sich zu ihren Eltern und erzählte ihnen den

vom Gisippus ihnen insgesammt gespielten Streich, daß sie nämlich die Frau des Titus und nicht, wie sie glaubten, des Gisippus wäre. Der Sofronia Vater war darüber sehr aufgebracht und fing mit den Anverwandten des Titus und Gisippus einen weitläufigen und heftigen Streit an, welcher ein großes Aufsehen und Lärmen erregte.

Gisippus zog sich dadurch nicht nur den Haß seiner und der Sofronia Anverwandten zu, sondern jedermann hielt ihn auch für tadelnswerth und straffällig; aber er versicherte, die beste Absicht dabei gehabt zu haben, so daß die Angehörigen der Sofronia es ihm verdanken sollten, daß er sie an einen bessern als er verheirathet hätte.

Dem Titus hingegen machte die Sache die unangenehmste Empfindung. Da er aber wußte, daß die Griechen gewöhnlich nur so lange lärmen und drohen, bis man ihnen antworte, dann aber demüthig und sogar kriechend würden: so entschloß er sich, dieses Gezänke stillschweigend nicht länger anzuhören. Mit römischem Muthe und athenischer Klugheit ausgerüstet, suchte er auf eine feine Art die Verwandten des Gisippus und der Sofronia einst in einem Tempel zu versammeln. Er erschien in Begleitung des Gisippus und redete die Versammlung also an: „Viele Philosophen glauben, daß die Handlungen der Sterblichen auf dem Rathschlusse und der Bestimmung der unsterblichen Götter beruhen, und behaupten daher die Nothwendigkeit dessen, was geschieht. Doch schränken einige diese Nothwendigkeit bloß auf das Vergangene ein. Erwägt man diese Meinung mit einigem Nachdenken, so zeigt sich, daß eine Sache tadeln, die man nicht ändern kann, nichts anders ist, als die Götter an Klugheit übertreffen wollen, denen wir doch Weisheit und Güte bei der Absicht und Neigung über uns und unsere Angelegenheiten zutrauen müssen. Nun könnt ihr leicht urtheilen, wie thöricht und unvernünftig der Tadel ihrer Handlungen und wie straffällig derjenige sei, welcher durch Verwegenheit sich so weit verleiten läßt. Ihr alle gehört zu dieser Klasse meiner Meinung nach, wenn es wahr ist, daß ihr noch darüber murren solltet, daß Sofronia meine und nicht des Gisippus Frau geworden ist, da ihr sie doch dem letztern gegeben hättet. Ihr bedenkt nicht, daß sie, wie der Erfolg bewiesen, vom Schicksal nicht dem Gisippus, sondern mir bestimmt war. Da aber die geheimen Wege und Absichten der

Götter vielen unbegreiflich vorkommen, weil sie ihnen gar keine Aufmerksamkeit um unsere Handlungen zutrauen, so will ich mich blos auf die Urtheile der Menschen einschränken. Bei deren Beurtheilung muß ich zweien meiner Grundsätze ganz entgegen handeln: mich selbst loben, andere hingegen tadeln und herabsetzen. Beides ist mir sehr unangenehm; aber die gegenwärtige Materie erfordert es. Eure Klagen rühren mehr aus übereilter Hitze, als aus einem vernünftigen Nachdenken her. Ihr tadelt, schimpft und verdammt in der Stille und laut den Gisippus deswegen, weil er nach reiflicher Ueberlegung mir diejenige zur Frau gegeben hat, welche ihr ihm bestimmtet. Ich hingegen finde ihn gar sehr lobenswürdig und zwar aus folgenden Gründen. Er hat erstlich die Pflichten der Freundschaft erfüllt, und zweitens weislicher als ihr gehandelt. Ich will euch gegenwärtig die heiligen Gesetze der Freundschaft nicht erklären; es genügt mir, euch bloß zu erinnern, daß das Band der Freundschaft enger als das Band des Geblüts und der Verwandtschaft sei, weil man die Freunde durch Wahl, die Verwandten aber durch das Schicksal bekommt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Gisippus mein Leben eurer Gunst vorzog, da ich mir sein Freund zu sein schmeichle. Nun zum zweiten Grunde! hier muß ich euch den Vorzug seiner Klugheit vor der eurigen aufs einleuchtendste zeigen, weil ich merke, daß die Rathschlüsse der Götter keinen Eindruck auf euch machen, die Pflichten der Freundschaft aber euch noch weniger bekannt sind. Euren Einsichten, Berathschlagungen und Entschlüssen zu Folge bestimmtet ihr die Sofronia dem Gisippus, einem jungen Philosophen. Gisippus gab sie ebenfalls einem solchen; ihr bestimmtet sie einem Athener, Gisippus gab sie einem Römer; ihr bestimmtet sie einem jungen Manne von edler Geburt, Gisippus gab sie einem noch Vornehmeren; ihr bestimmtet sie einem Reichen, Gisippus gab sie einem der Vermögendsten; ihr bestimmtet sie einem Jünglinge, der sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte, Gisippus gab sie einem, der sie mehr als alles Glück und als sein Leben selbst liebt. Um die Wahrheit meiner Behauptungen und die Vorzüge derselben vor euern Absichten einzusehen, betrachtet jede einzeln. Daß ich jung und ein Philosoph wie Gisippus bin, bedarf keines weitläufigen Beweises; mein Gesicht und meine Studien zeigen es. Wir sind

beide in einem Alter und haben jederzeit gleiche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht. Er ist ein Athener, ich ein Römer. Sollte über den Vorzug dieser beiden Städte gestritten werden, so würde ich behaupten, daß ich aus einer freien, er aus einer zinsbaren Stadt sei, daß die meinige die ganze Welt beherrsche, die seinige aber der meinigen gehorche; daß die meinige durch Waffen, Macht und Wissenschaften berühmt, die seinige aber nur von Seiten der letzten zu empfehlen sei; haltet ihr mich übrigens gleich für einen bloßen Studirenden, so bin ich doch nicht aus der Hefe des römischen Pöbels geboren. Meine Paläste und Roms öffentliche Gebäude sind angefüllt mit uralten Bildnissen meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher weisen eine Menge Triumphe auf, welche die Quintier auf dem römischen Kapitol gehalten haben; auch ist der Ruhm unseres Namens nicht etwa mit dem Alterthume vermodert, noch heut zu Tage steht derselbe in Flor. Aus Schamhaftigkeit schweige ich von meinen Reichthümern, weil ich eine ehrenvolle Dürftigkeit für das älteste und größte Gut der edlen Bürger Roms halte, ob sie gleich in den Augen des Pöbels verachtet ist, der nur auf Schätze sieht. Aber auch damit bin ich reichlich versehen, nicht weil ich dem Glücke nachgelaufen bin, sondern weil es mich begünstigt hat. Ich weiß wohl, daß es euch lieb war und sein mußte, den Gisippus hier zum Anverwandten zu bekommen; aber ihr habt auch keinen Grund, mich in Rom minder zu schätzen, wenn ihr bedenkt, daß ihr einen sehr guten Wirth und einen nützlichen, sorgsamen und mächtigen Gönner sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten daselbst an mir habt. Welcher Mensch, der nicht mit Fleiß blind sein will, wird nun nach vernünftiger Ueberlegung euern Entschließungen den Vorzug vor denen des Gisippus geben? so ist denn Sofronia an den Titus Quintius Fulvius, einen edlen, alten und reichen Bürger Roms und einen Freund des Gisippus gut verheirathet, und wer sich darüber beklagt und beschwert, begeht eine unrechte und unüberlegte Handlung. Einige werden vielleicht sagen: Sofronia beschwere sich nicht darüber, daß sie die Frau des Titus sei, sondern nur über die Art, wie sie es so verstohlenerweise ohne Wissen eines Freundes oder Verwandten geworden. Aber dies ist ja nicht etwas so wunderbares und unerhörtes. Wie viele giebt es nicht, welche wider den Willen ihrer Eltern einen Mann nahmen

oder mit ihren Liebhabern davon gingen und eher Beischläferinnen als Weiber wurden, oder die durch Schwangerschaft und Niederkunft eher als mit dem Munde ihre Ehe offenbarten, so daß man aus Noth diese Handlungen billigen mußte. Alles dieses ist der Fall bei der Sofronia nicht; sie ist in gehöriger Ordnung und auf die beste und anständigste Art vom Gisippus dem Titus übergeben worden. Andere werden einwenden, daß derjenige kein Recht dazu gehabt habe, welcher sie verheirathete. Thörichtes und weibisches Geschwätz, das von wenig Ueberlegung zeugt! bedient denn das Schicksal erst von heute an sich unbekannter Mittel und Wege zur Erreichung seiner Absicht? was bekümmere ich mich darum, ob ein Schuster oder Philosoph meine Angelegenheiten nach seinen Einsichten heimlich oder öffentlich besorgt, wenn nur der Erfolg gut ist? benimmt der Schuster sich nicht gehörig dabei, so hüte ich mich vor seinen weiteren Unterhandlungen und danke ihm für seine bisherige Mühe. Hat Gisippus die Sofronia gut verheirathet, so ist es ja unnöthig und thöricht, sich der Art halber über ihn zu beschweren; wenn ihr aber ein Mißtrauen in seine Einsichten setzt, so nehmt euch in Acht, daß er weiter keine Heirathen stifte und dankt ihm für die jetzige. Doch müßt ihr auch wissen, daß ich weder durch List noch Betrug die Ehre und den Ruhm eurer Familie in der Person der Sofronia zu beflecken suchte; ich nahm sie zwar heimlich zur Frau, kam aber nicht als ein Räuber ihrer Ehre, oder als Feind, mich aus Verachtung eurer Verwandtschaft auf eine unanständige Art in ihren Besitz zu setzen, sondern mit der feurigsten Leidenschaft gegen die Reize ihrer Schönheit und Tugend; denn ich sah wohl ein, daß, wenn ich in der von euch vielleicht verlangten Ordnung mich um sie beworben hätte, ihr mir dieselbe abgeschlagen haben würdet, aus Furcht, ich möchte sie mit nach Rom nehmen, die ihr so zärtlich liebt. Ich bediente mich daher des euch nun bekannten verborgenen Weges und ließ den Gisippus in das für mich einwilligen, wozu er keine Lust hatte. So leidenschaftlich ich sie aber auch liebte, so suchte ich ihren Beischlaf doch nicht als Liebhaber, sondern als Gatte und näherte mich ihr, wie sie der Wahrheit gemäß selbst wird bezeugen müssen, nicht eher, bis ich sie durch die nöthige Einwilligung und durch Ansteckung eines Ringes mir vermählt hatte. Ich fragte sie, ob sie mich zum Manne be-

gehrte, und sie antwortete ja. Hält sie dies für einen Betrug, so bin ich nicht tadelhaft, sondern sie, daß sie nicht fragte, wer ich wäre? dies ist also das große Verbrechen, das große Versehen und der große Fehler, den Gisippus mein Freund und ich als Liebhaber begangen haben, daß Sofronia heimlich die Gattin des Titus Quintius geworden; deswegen lästert, droht und verfolgt ihr ihn. Was würdet ihr alsdann erst thun, wenn er sie einem Taugenichts, einem Bösewicht oder einem Sklaven gegeben hätte? welche Ketten, welcher Kerker und welche Martern würden euch da genügen? aber dies jetzt bei Seite! die Zeit ist eher gekommen, als ich vermuthet, daß ich wieder nach Rom muß, da mein Vater gestorben. Um die Sofronia mitzunehmen, habe ich euch das entdeckt, was ich sonst vielleicht noch verschwiegen hätte. Ihr solltet euch darüber freuen, wenn ihr klug wäret; denn hätte ich euch betrügen oder beleidigen wollen, so konnte ich sie mit Schande verlassen. Aber bewahre mich Gott, daß in einer römischen Seele je eine solche Niederträchtigkeit gefunden würde! Sofronia ist nach dem göttlichen Willen und nach menschlichen Gesetzen durch die lobenswerthen Einsichten des Gisippus und durch die Liebeslust die meinige. Ihr, die ihr euch weiser als die Götter und andere Menschen zu dünken scheint, äußert eure Mißbilligung darüber auf eine unvernünftige Art in zwei mir sehr unangenehmen Stücken. Erstlich haltet ihr mir die Sofronia zurück, an der ihr außer meiner Erlaubniß kein Recht weiter habt, und dann seht ihr den Gisippus als euren Feind an, dem ihr eher Verbindlichkeit schuldig seid. Ich will euch die Thorheit eures Benehmens jetzt nicht zeigen, sondern als Freund euch blos rathen, euern Unwillen abzulegen, euern Zorn fahren zu lassen und mir die Sofronia wieder zu geben, damit ich freudig als euer Verwandter abreisen und als der eurige leben kann. Werdet ihr — das Geschehene mag euch gefallen oder nicht — anders handeln, so seid versichert, daß ich den Gisippus euch entreißen, und wenn ich nach Rom komme trotz eurer Widersetzlichkeit unfehlbar diejenige wieder erlangen will, die mir von Rechtswegen gehört. Ich will euch durch unaufhörliche Feindseligkeiten zeigen, was der Unwille eines römischen Gemüths vermag.“ Mit zorniger Miene stand Titus bei diesen Worten auf, nahm den Gisippus bei der Hand und ging davon, indem er mit Kopfschütteln

und Drohen zu verstehen gab, daß er sich aus allen Anwesenden im Tempel nichts mache.

Theils durch die Gründe des Titus zu seiner Verwandtschaft und Freundschaft geneigt, theils durch seine letzten Worte erschreckt, erklärten diese einstimmig, daß es besser sei, die Verwandtschaft des Titus anzunehmen, weil Gisippus sie nicht hätte haben wollen, als die Freundschaft des letzteren zu verlieren und auch den Titus zum Feinde zu bekommen. Sie riefen daher den Titus zurück und gaben ihm ihre Zufriedenheit zu erkennen, daß Sofronia die seinige bleiben, er ihr Anverwandter und Gisippus ihr guter Freund sein möchte. Nach vielen Freundschaftsbezeugungen gingen sie aus einander und schickten dem Titus die Sofronia zurück. Sie war so klug, aus Noth eine Tugend zu machen, richtete ihre Liebe zum Gisippus sogleich auf den Titus und ging mit ihm nach Rom, wo sie mit vieler Ehre empfangen ward.

Gisippus blieb in Athen, stand aber in keiner sonderlichen Achtung. Bald darauf ward er innerlicher Zusammenrottungen wegen mit seiner ganzen Familie in armseligen und elenden Umständen aus Athen gejagt und zur ewigen Landesverweisung verurtheilt. In dieser Verfassung ging er nicht blos arm, sondern sogar als Bettler so gut er konnte nach Rom, um zu sehen, ob Titus sich seiner noch erinnern würde. Da er dessen Leben und Ansehen bei allen Römern erfuhr, ließ er sich sein Haus zeigen und wartete daselbst auf ihn. Er hatte in seiner elenden Lage nicht das Herz, den Titus anzureden, sondern suchte sich so zu stellen, damit dieser ihn erblicken und rufen möchte. Allein Titus ging vorüber, und Gisippus begab sich, der sich zwar erkannt, aber verachtet glaubte, eingedenk seiner ehedem ihm erwiesenen Freundschaft unwillig und verzweifelungsvoll weg.

Nüchtern und ohne Geld wußte er bei hereinbrechender Nacht nicht, wo er sich hinwenden sollte. Seines Lebens äußerst überdrüssig, kam er in eine wüste Gegend der Stadt, erblickte eine Höhle, begab sich, um die Nacht daselbst zuzubringen hinein und schlief, von häufigen Thränen abgemattet, auf der bloßen Erde im elendesten Anzuge endlich ein.

Gegen Morgen kamen zwei Personen, die in der Nacht auf Raub ausgegangen waren, mit ihrer Beute in diese Höhle und geriethen mit einander in Streit: der Stärkere brachte

den andern um und ging seiner Wege. Gisippus, der dies alles mit anhörte und sah, glaubte eine gute Gelegenheit zum längst gewünschten Tode ohne Selbstmord erlangt zu haben. Er verweilte daher so lange daselbst, bis die Gerichtsdiener kamen, welche die Mordthat bereits erfahren hatten und ihn mit Ungestüm in Verhaft nahmen. Er gestand beim Verhör sogleich den Mord, und daß es ihm unmöglich gewesen wäre, die Höhle wieder zu verlassen. Der Prätor verurtheilte ihn daher der damaligen Gewohnheit nach zum Kreuzestode.

Von ungefähr kam Titus auf den Gerichtsplatz. Indem er dem armen Unglücklichen ins Gesicht blickte und sein Verbrechen erfuhr, erkannte er sogleich den Gisippus. Verwunderungsvoll ihn hier in diesem elenden Zustande zu treffen, fühlte er sogleich das brennendste Verlangen ihm zu helfen. Da er kein anderes Mittel hierzu sah, als sich selbst anzuklagen und jenen zu vertheidigen, so trat er alsbald hervor und schrie: „Markus Varro, laß den armen Verurtheilten wieder rufen, er ist unschuldig! die Götter sind durch den Mord des von deinen Gerichtsdienern diesen Morgen aufgefundenen Todten von mir schon beleidigt genug; ich will mich durch den Tod eines Unschuldigen nicht noch mehr an ihnen versündigen.“

Varro wunderte und bedauerte, daß es die ganze Gerichtsversammlung gehört hatte. Da er also ohne Nachtheil seiner Ehre von den Vorschriften der Gesetze nicht abgehen konnte, so ließ er den Gisippus zurückrufen und fragte ihn in Gegenwart des Titus: „Warum warst du so thöricht, ohne einige Marter eine von dir nie begangene That zu bekennen, von welcher dein Leben abhängt? du willst diese Nacht den Menschen umgebracht haben, da doch dieser hier kommt und behauptet, daß der Mord nicht von dir, sondern von ihm begangen worden sei.“

Gisippus erkannte beim ersten Anblick den Titus und merkte wohl, daß er aus Dankbarkeit gegen die ihm geleisteten Dienste seine Befreiung zu bewirken suche: „Varro“, sprach er mit Thränen des Jammers, „ich habe ihn wirklich umgebracht, und das Mitleid des Titus kommt zu spät zu meiner Rettung.“ „Du siehst, Prätor“, entgegnete Titus, „daß dies ein Ausländer ist, und daß man ihn ohne Waffen an der Seite des Ermordeten gefunden hat; du kannst daher leicht

urtheilen, daß er seines Elends wegen den Tod wünscht: befreie ihn also und strafe mich als den Schuldigen!“

Indem Varro, der verwundert über den Streit dieser beiden Leute keinen für schuldig hielt, auf ein Mittel zu ihrer Befreiung dachte, trat ein junger Mensch hervor, Namens Publius Ambustus, dessen hoffnungsloses Leben und Räubereien allen Römern bekannt waren, und der den Mord wirklich verübt hatte. Die Unschuld dieser beiden sich selbst Anklagenden erfüllte sein Herz mit einem zärtlichen Gefühle. „Prätor“, sprach er zum Varro, „meine Handlungen nöthigen mich, dem verworrenen Streite dieser beiden Leute ein Ende zu machen. Ich weiß nicht, welcher Gott mich zur Entdeckung meiner Schandthat treibt; aber wisse, daß keiner von beiden des sich selbst angeklagten Verbrechens schuldig ist. Ich bin wahrhaftig derjenige, welcher den bewußten Menschen heute vor Tage umbrachte. Diesen armen Schelm hier sah ich schlafen, als ich mit dem Emordeten den Raub theilte. Den Titus darf ich nicht vertheidigen; er ist überall als ein Mann bekannt, der so etwas nicht unternehmen wird. Sprich sie also frei und vollziehe an mir die in den Gesetzen vorgeschriebene Strafe.“

Diese Begebenheit ward dem Octavianus sogleich hinterbracht. Er ließ sie alle drei vor sich kommen, um die Ursachen zu hören, warum jeder verurtheilt sein wolle. Sie legten ihm solche vor, und er sprach nicht nur die beiden ersten, sondern auch ihnen zu Gefallen den dritten los.

Hierauf nahm Titus den Gisippus und führte ihn nach einem derben Verweise wegen seiner Lauigkeit und seines Mißtrauens mit unbeschreiblicher Freude nach Hause, wo Sofronia mit Thränen des Mitleids ihn wie ihren Bruder empfing. Nachdem er ihn ziemlich wieder hergestellt und mit einer seinen Verdiensten und seiner Geburt angemessenen Kleidung versehen hatte, theilte er fürs erste alle seine Schätze und Güter mit ihm und gab ihm dann eine seiner Schwestern zur Frau, ein junges Mädchen, Namens Fulvia. „Gisippus“, sprach er. „es steht nun bei dir, ob du hier bleiben oder mit dem Geschenkten wieder nach Athen kehren willst.“ Theils aus Noth wegen seiner Verweisung, theils aus schuldiger Liebe gegen die außerordentliche Freundschaft des Titus willigte Gisippus ein in Rom zu bleiben, wo sie, er mit seiner Fulvia und Titus mit

der Sofronia, lange Jahre freudig bei einander in einem Hause wohnten und die Bande der Freundschaft so viel als möglich täglich immer enger knüpften.

Welche heilige Sache ist es nicht um die Freundschaft! würdig der vorzüglichsten Achtung und des unerschöpflichsten Lobes, ist sie die edelste Mutter der Güte und des Anstandes, Schwester der Dankbarkeit und des Erbarmens, Feindin des Hasses und Geizes, übt ungebeten gegen andere gern diejenigen Tugenden aus, welche sie von ihnen gegen sich verlangt. Wie selten aber werden zur Schande niedriger Habsucht ihre heiligen Pflichten heut zu Tage von den Sterblichen beobachtet! bis an die äußersten Enden der Erde ward sie vom Eigennutz auf ewig verbannt. Würden ohne Freundschaft wohl Liebe, Reichthümer oder andere Verbindungen dem Gisippus die Leidenschaft, die Thränen und die Seufzer des Titus so nachdrücklich ans Herz gelegt haben, daß er ihm eine schöne, artige und geliebte Braut aufopferte? was für Gesetze, Drohungen oder Furcht konnten die jugendlichen Arme des Gisippus an einsamen und dunklen Orten, ja in seinem eigenen Bette von den Umarmungen eines schönen Mädchens abhalten, die ihn oft vielleichst selbst dazu aufforderte, außer Freundschaft? welche Ehre, welche Belohnung oder welche Anerbietungen würden den Gisippus um eines Freundes willen gleichgültig gegen den Haß seiner und der Sofronia Anverwandten, gleichgültig gegen die üble Nachrede des Pöbels, gleichgültig gegen dessen Neckereien und Spöttereien gemacht haben, als Freundschaft? und was anders als sie bewog den Titus, ohne Anstand sich zur Rettung des Gisippus so bereitwillig dem Kreuzestode zu unterwerfen, da er sich füglich stellen konnte, als ob er ihn nicht sähe? würde Titus ohne sie so freigebig sein ganzes Vermögen mit dem Gisippus getheilt haben, der durch das Schicksal um das seinige gekommen war? hätte sonst etwas als sie den Titus alsbald so geneigt gemacht, seine Schwester dem Gisippus zur Frau zu geben, den er in Armuth und dem äußersten Elend sah? man bewerbe sich daher gleich um eine Menge Gehülfen, um einen Haufen Brüder, um eine zahlreiche Familie und suche mit dem Anwachs des Vermögens auch seine Diener zu vermehren; jeder von ihnen läßt sich gewiß durch den geringsten Anschein eigener Gefahr von der Sorgfalt für die größern Unglücksfälle eines Vaters,

eines Bruders oder eines Herrn abhalten, wo ein Freund hingegen ganz anders handelt.

Neunte Erzählung.

Saladin und Torello.

Unter Kaiser Friedrich dem Zweiten stellten die Christen nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber einen allgemeinen Zug zur Wiedereroberung des heiligen Landes an. Sobald der tapfere Saladin, damaliger Sultan von Babylon, einige Nachricht davon erhielt: beschloß er, die Zurüstungen der christlichen Mächte hierzu persönlich in Augenschein zu nehmen, um desto bessere Vorkehrungen dagegen treffen zu können. Er veranstaltete daher in Egypten das Nöthige und machte sich unter dem Schein einer Wallfahrt blos mit zwei der vornehmsten und einsichtsvollsten Männer und drei Bedienten in Gestalt eines Kaufmanns auf den Weg.

Nachdem er viele christliche Länder durchwandelt hatte, kam er auf dem Rückwege übers Gebirge auch in die Lombardei. Unterwegs von Milano nach Pavia begegneten sie gegen Abend einem Kavalier, Namens Torello d'Istria aus Pavia, der mit seinen Bedienten, Hunden und Falken auf eines seiner schönen Landgüter zu gehen im Begriff war, das über dem Fluß Tesino lag. Er hielt sie beim ersten Anblick für fremde Kavaliere, denen er eine Ehre zu erzeigen wünschte. Als daher Saladin einen von dessen Bedienten fragte: Wie weit sie noch bis nach Pavia hätten und ob sie noch zur Einlaßzeit hinkommen könnten? ließ Torello nicht seinen Diener antworten, sondern entgegnete selbst: „Nein, mein Herr, ihr könnt nicht zur rechten Zeit daselbst eintreffen."

„Wolltet ihr uns also wohl", versetzte Saladin, „eine gute Herberge sagen, weil wir hier fremd sind?"

„Recht gern!" erwiderte Torello. „Ich war eben willens, mir von einem meiner Leute nahe bei Pavia etwas holen zu lassen. Dieser soll euch an einen Ort bringen, wo ihr ganz bequem bleiben könnt." Darauf näherte er sich einem der

gescheidesten von seinen Leuten und gab ihm solchen mit den nöthigen Aufträgen zum Begleiter. Er selbst aber ritt so eiligst als möglich auf sein Gut, ließ ein herrliches Mahl zubereiten, die Tafel im Garten anrichten und erwartete sie dann an der Thür.

Unter mancherlei Gesprächen führte der Bediente diese Kavaliere auf Nebenwegen unbemerkt nach dem Gute seines Herrn. Sobald Torello sie erblickte, ging er ihnen zu Fuße entgegen. „Bestens willkommen, meine Herren!" sprach er lächelnd. Saladin war fein genug, bald einzusehen, daß der Kavalier aus Besorgniß, seine Einladung möchte nicht angenommen werden, wenn sie unterwegs geschehe, sie durch List zu sich habe führen lassen, damit sie ihm den Besuch nicht abschlagen könnten. „Mein Herr", erwiderte er auf seinen Gruß, „wenn man sich über die Höflichkeit der Leute beschweren könnte, so hätten wir Ursache genug, es über euch zu thun= denn nicht zu gedenken, daß ihr unsere Reise in etwas ver; zögert, haben wir die Güte durch nichts verdient, daß ihr uns auf einen bloßen Gruß zu Annehmung einer solchen Höflichkeit nöthigt."

„Meine Herren!" entgegnete dieser kluge und beredte Kavalier, „die Ehre, welche ich euch erzeigte, ist in Rücksicht derjenigen sehr geringe, die euch gebührt, so viel ich aus eurem Ansehen urtheile; aber ihr würdet vor Pavia in der That nirgends ein gutes Unterkommen gefunden haben." Während dieser Unterredung kamen die Bedienten des Torello und versorgten die Pferde, als die Fremden abgestiegen waren; er selbst aber führte die Kavaliere in die für sie zubereiteten Zimmer, wo er sie auskleiden und mit kühlenden Weinen ein wenig erfrischen ließ, auch mit artigen Gesprächen bis zur Essenszeit unterhielt.

Saladin sowohl als seine Gefährten und Diener wußten Latein und konnten daher einander gut verstehen. Jedermann gestand, daß dies der artigste, gesittetste und beredteste Kavalier sei, den sie bisher angetroffen hätten. Torello im Gegentheil hielt seine Gäste für sehr große Herren und für größer, als er anfangs geglaubt hatte. Voll Bedauern, daß er ihnen diesen Abend in Ansehung der Gesellschaft und Pracht des Mahles nicht mehr Ehre erweisen konnte: beschloß er den folgenden Tag es zu verbessern und schickte einen seiner Be=

dienten mit den nöthigen Anweisungen zu seiner einsichtsvollen und edeldenkenden Gemahlin nach dem nahegelegenen Pavia, wo die Thore nie geschlossen wurden. Darauf führte er die Kavaliere in den Garten und fragte aufs höflichste, wer sie wären?

„Wir sind cyprische Kaufleute", antwortete Saladin, „kommen aus Cypern und gehen Geschäfte halber nach Paris."

„Wollte Gott", erwiderte Torello, „wir hätten bei uns solche Kavaliere wie in Cypern, die Kaufleute sind, wie ich sehe."

Unter diesen und anderen Gesprächen nahte die Essenszeit heran. Torello ersuchte sie daher, sich seine Tafel gefallen zu lassen, worauf sie, so gut es bei einem unvorbereiteten Mahle möglich war, aufs beste und ordentlichste bewirthet wurden. Bald nach aufgehobener Tafel wies ihnen Torello, weil er sie für ermüdet hielt, die schönsten Betten zur Ruhe an und legte sich kurz darauf selber schlafen.

Der nach Pavia abgefertigte Diener richtete seinen Auftrag der Gemahlin aus, und diese mehr mit einem königlichen als weiblichen Geiste begabte Dame ließ augenblicklich eine Menge Freunde und Anhänger des Torello herbeirufen, machte die nöthigen Anstalten zu einem großen Mahle, ließ bei Fackeln die angesehensten Einwohner der Stadt dazu einladen, zierte die Zimmer mit Tüchern, Teppichen und Rauchwerk und veranstaltete alles, was ihr Gemahl ihr hatte sagen lassen.

Mit Tagesanbruch standen die Kavaliere auf. Torello setzte sich in ihrer Gesellschaft aufs Pferd und führte sie, nachdem er seine Falken hatte kommen lassen, zu einem nahe gelegenen Wässerchen, wo er ihnen deren Flug zeigte. Als nun Saladin einen von den Leuten des Torello ersuchte, ihn nach Pavia in das beste Wirthshaus zu bringen, sprach Torello: „Das will ich selbst thun, weil ich ohnedies nach der Stadt muß." In dieser Meinung nahmen sie sein Anerbieten an, ritten mit einander fort und langten nach drei Uhr daselbst an. Anstatt daß sie ins beste Wirthshaus zu kommen glaubten, brachte Torello sie in seine Wohnung, wo bereits an fünfzig der angesehensten Einwohner der Stadt sich zum Empfang der Fremden versammelt hatten, die solche auch sogleich umringten und ihnen Zaum und Steigbügel hielten.

Saladin und seine Gesellschaft erriethen daraus sogleich, wo sie waren. „Torello“, sprachen sie, „das haben wir von euch nicht erwartet. Ihr habt uns diese Nacht schon so viele Gefälligkeit und mehr als wir verlangten, erwiesen; ihr solltet uns daher billig unsern Weg ziehen lassen.“

„Meine Herren“, entgegnete Torello, „das Gestrige verdanke ich nicht sowohl euch, als dem Schicksal, das euch auf einen Weg führte, wo ihr in meiner geringen Behausung vorlieb nehmen mußtet; aber durch die heutige Ehre werdet ihr mich und alle hier anwesende Kavaliere verbindlich machen. Findet ihr es dem Wohlstande angemessen, ein Mahl mit ihnen auszuschlagen, so stelle ich es in euer Belieben.“ Saladin und seine Gesellschaft waren daher genöthigt abzusteigen und wurden von den Kavalieren aufs freundschaftlichste in die kostbaren für sie zubereiteten Zimmer geführt. Nach Ablegung ihrer Reiserüstung und Genuß einiger Erholung begaben sie sich in den prächtig ausgezierten Saal, wo sie nach dem Händewaschen sich zu Tische setzten und in der schönsten und größten Ordnung mit mancherlei Speisen so prächtig bewirthet wurden, daß man dem Kaiser selbst nicht mehr Ehre hätte erweisen können.

Ungeachtet Saladin und sein Gefolge als Personen vom Stande an den Anblick kostbarer Gegenstände gewöhnt waren: so wunderten sie sich hinsichtlich des Standes des Torello dennoch über die außerordentliche Pracht, weil sie wußten, daß er ein bloßer Bürger war. Nach der Tafel unterhielt man sich eine Zeitlang über mancherlei Gegenstände; alsdann begaben sich sämmtliche Kavaliere aus der Stadt der großen Hitze wegen auf Veranlassung des Torello zur Ruhe und ließen ihn mit seinen drei Fremden allein. Um ihnen nichts von seinen Kostbarkeiten ungezeigt zu lassen, führte er sie in ein Zimmer und ließ seine vortreffliche Gattin rufen. Schön, wohlgewachsen und mit den reichsten Kleidern geziert, erschien sie in der Mitte ihrer beiden ein paar Engeln ähnlichen Kinder mit der einnehmendsten Verbeugung.

Die Kavaliere standen bei ihrem Anblick auf, empfingen sie aufs ehrerbietigste, ließen sie zwischen sich niedersetzen und belustigten sich allgemein mit den beiden artigen Kindern. Als sie mit ihnen in ein angenehmes Gespräch gerathen war, entfernte sich ihr Gemahl ein wenig und sie fragte aufs gefälligste:

Wo sie herkämen und wo sie hingingen? aber die Kavaliere antworteten ihr wie dem Torello.

„So wird meine weibliche Fürsorge nicht unrecht sein", entgegnete sie, „wenn ich euch bitte, mir die Gnade zu erzeigen und das geringe Geschenk, das ich werde bringen lassen, nicht auszuschlagen oder zu verschmähen. Ihr müßt bedenken, daß Damen nach dem geringen Maaß ihrer Kräfte, auch nur Kleinigkeiten verehren und bei der Annahme daher mehr auf den guten Willen der Geberin, als auf den Werth des Geschenks sehen." Darauf ließ sie für jeden zwei Oberkleider, eins mit Tuch und das andere mit Fee gefüttert, nicht wie sie Bürger oder Kaufleute, sondern Personen vom Stande tragen, desgleichen drei Unterkleider von Zendal und leinene Wämser bringen. „Nehmt dies!" sprach sie, „ich habe meinem Gemahl von dem nämlichen Zeuge ein Kleid machen lassen, und da ihr in Rücksicht des bereits zurückgelegten und noch vor euch habenden Wegen von euren Gattinnen ziemlich entfernt seid, die Kaufleute aber Reinlichkeit und Zierlichkeit lieben, so wird euch das übrige doch seines geringen Werthes ungeachtet angenehm sein können."

Mit Verwunderung sahen die beiden Kavaliere, daß Torello keine Art von Höflichkeit gegen sie unterlassen wolle und fürchteten, von ihm erkannt zu sein, da sie die Kleidungsstücke prächtiger fanden, als es Kaufleuten geziemt. „Solche kostbare Sachen", antwortete jedoch einer von den Kavalieren, „würden wir so leicht nicht annehmen; aber euren Bitten können wir nichts abschlagen." Da Torello indeß zurückgekommen war, so empfahl sich die Dame und versorgte auch die Bedienten mit schicklichen Sachen.

Durch vieles Bitten des Torello ließen sie sich endlich bewegen, den ganzen Tag noch dazubleiben und ritten nach genossener Ruhe in ihren Kleidern mit ihm ein wenig durch die Stadt. Abends speisten sie wieder in einer zahlreichen und angesehenen Gesellschaft auf das prächtigste, worauf sie sich zu gehöriger Zeit ins Bett verfügten. Früh beim Aufstehen fanden sie mit Tages Anbruch statt ihrer müden Rosse drei schöne große Pferde für sich und auch neue starke Gäule für ihre Bedienten.

„Bei Gott!" sprach Saladin, als er sie erblickte, zu seinen Gefährten, „keinen verdienstvollern, höflichern und einsichtsvollern Kavalier kann es auf der Welt geben. Wenn die

christlichen Könige einander verhältnißmäßig wie dieser Kavalier behandeln, so darf der Sultan von Babylonien nicht einen, geschweige denn alle die erwarten, welche sich zu einem Ueberfall rüsten." Da er sah, daß ihm das Abschlagen nichts helfen würde, so dankte er ihm aufs höflichste und setzte sich mit seinem Gefolge zu Pferde. Torello begleitete sie mit einer zahlreichen Gesellschaft ein gut Stück Weges vor die Stadt hinaus. So schwer dem Saladin das Scheiden vom Torello auch fiel — weil er ihn bereits ungemein lieb gewonnen hatte — so ersuchte er ihn wegen Beschleunigung seiner Reise zurückzukehren.

„Wenn euch ein Gefallen geschieht, meine Herren, so will ich es thun", sprach Torello, dem der Abschied eben so sauer ankam. „Ich muß gestehen, ich weiß nicht, wer ihr seid, begehre auch nicht mehr, als ihr mir sagen wollt, zu wissen; aber wer ihr auch sein mögt, so werdet ihr mich diesmal nicht überreden, daß ihr Kaufleute seid. Reiset mit Gott!"

„Mein Herr", entgegnete Saladin, als er von der übrigen Gesellschaft bereits Abschied genommen hatte, „vielleicht kommt einmal die Zeit, daß ich euch etwas von meiner Waare zeigen und euren Glauben dadurch bestärken kann. Lebt wohl!"

Saladin reiste nebst seinen Gefährten mit dem festen Vorsatze ab, wenn er lebte und der zu vermuthende Krieg ihn nicht abhielte, dem Torello die ihm erwiesene Ehre in gleichem Maaße zu erwidern; er sprach unterwegens viel von ihm, von seiner Gemahlin und von allen seinen Sachen, Handlungen und Anstalten, die er ungemein lobte. Nachdem er den ganzen Occident nicht ohne große Mühe durchreist war, kehrte er zu Schiffe wieder nach Alexandrien und rüstete sich, von allem unterrichtet, zur Gegenwehr.

Torello begab sich nach Pavia zurück und dachte lange darüber nach, wer diese drei Herren gewesen sein könnten, kam aber nie hinter die Wahrheit oder ihr nur nahe. Als die Zeit des Kreuzzuges herannahte und überall große Zurüstungen gemacht wurden, entschloß sich auch Torello ungeachtet der Bitten und Thränen seiner Gattin demselben beizuwohnen.

Mit allem Nöthigen ausgerüstet und im Begriff abzureisen, sprach er zu seiner zärtlichst geliebten Gattin: „Mein Kind, ich ziehe theils zur Ehre unseres Erlösers, theils zum Heil meiner Seele ins Feld, wie du siehst. Ich empfehle dir daher

unser Hauswesen und unsere Ehre. Da ich der Abreise zwar gewiß bin, aber nicht so des Wiederkommens, das tausenderlei Unglücksfälle hindern können, so bitte ich dich um eine Gefälligkeit. Es mag mit mir vorgehen, was da will, so warte, wenn du von meinem Leben keine gewisse Nachricht hörst, von dem Tage meiner Abreise an gerechnet, wenigstens ein Jahr, einen Monat und einen Tag, ehe du dich wieder verheiratest."

„Ich weiß nicht, Torello", entgegnete die Frau, „ob ich den Schmerz überleben werde, den mir eure Abreise verursacht; siegt aber mein Leben über ihn, so könnt ihr in der festen Hoffnung leben, was euch auch begegnet, daß ich als Gattin des Torello und ihm zum Andenken leben und sterben werde."

„Ich bin vollkommen überzeugt, meine Theure", versetzte Torello, „daß du mir dein Versprechen so viel als möglich halten wirst; aber du bist jung und schön, hast viel Verwandte, und die Größe deiner Tugend ist überall bekannt. Ich zweifle daher nicht, daß mancher angesehene Kavalier bei deinen Brüdern und Anverwandten um dich werben wird, wenn man nichts von mir hören sollte. Du wirst bei dem besten Vorsatze ihren Anregungen nicht widerstehen können und ihr Verlangen zu erfüllen genöthigt werden. Aus diesem Grunde verlange ich diese und keine längere Zeit von dir."

„Ich werde euch mein Versprechen möglichst zu halten suchen", entgegnete die Frau, und sollte ich ja zu etwas anderm gezwungen werden, so will ich eurem Verlangen doch gewiß nachkommen. Ich will Gott bitten, daß er weder euch noch mich in diese Umstände versetze." Mit diesen Worten umarmte die Frau den Torello mit Thränen, zog einen Ring vom Finger und gab ihm solchen mit den Worten: „Sollte ich vor eurer Rückkunft sterben, so erinnert euch bei dessen Anblick an mich." Er nahm ihn, setzte sich aufs Pferd und trat seine Reise an, nachdem er von jedermann Abschied genommen hatte, In Genua nahm er nebst seinen Gefährten eine Galeere und langte in kurzem zu Akri an, wo er zu dem übrigen christlichen Heere stieß.

Anhaltende gefährliche Krankheiten rieben einen Theil dieses Heeres auf; der übrige aber ward vom Saladin durch List und Glück ohne Schwertstreich gefangen und zur Verwahrung in verschiedene Städte geschafft. Torello befand sich unter den

letztern und kam nach Alexandrien. Fremd und furchtsam sich zu entdecken, zwang die Noth ihn, sich mit Abrichtung der Vögel zu beschäftigen, worin er viel leistete. Dadurch ward er dem Saladin bekannt, der ihn deshalb aus dem Gefängnisse befreite und zu seinem Falkenier machte.

Torello, den Saladin nur den Christen nannte, kannte diesen eben so wenig, als er von ihm erkannt ward. Sein ganzer Sinn war nur nach Pavia gerichtet. Schon mehrmals hatte er zu entkommen gesucht, es war ihm aber nie geglückt. Als daher einige genuesische Abgeordnete wegen Auslösung ihrer Landsleute zum Sultan kamen, war er bei ihrer Abreise darauf bedacht, seiner Gattin zu schreiben, daß er noch lebe und sie ihn so bald als möglich erwarten sollte. Dies geschah! er bat einen der Abgesandten inständig, den er kannte, den Brief in die Hände des Abts von St. Pietro, seines Oheims, zu überliefern.

In dieser Verfassung sprach einst Saladin mit dem Torello von seinen Vögeln, wobei dieser lächelte und mit dem Munde eine Bewegung machte, welche Saladin ganz besonders bemerkt hatte, als er bei ihm in Pavia war. Er dachte dabei an den Torello und hielt ihn bei genauerer Betrachtung für denselben. „Sage mir, Christ", sprach er, nachdem er die erste Unterredung abgebrochen hatte, „aus welchem Lande bist du?" — „Aus Süden, mein Beherrscher", entgegnete Torello „und zwar aus einer Stadt der Lombardei mit Namen Pavia, ein geringer Mensch von niedriger Abkunft."

Bei dieser Antwort stieg Saladins Vermuthung beinahe zu Gewißheit. „So hat mir denn Gott eine Gelegenheit verschafft", sprach er bei sich selbst, „ihm zu zeigen, wie angenehm mir seine erwiesene Höflichkeit gewesen sei." Er fragte nichts weiter, sondern ließ alle seine Kleider in ein Zimmer legen und führte ihn hinein. „Sieh dich um, Christ", sagte er, „ob du keins entdeckst, das du irgendwo bereits gesehen hast?"

Torello bemerkte bei deren Betrachtung zwar diejenigen, welche seine Frau dem Saladin geschenkt hatte, konnte sich aber nicht einbilden, daß es die nämlichen wären. „Ich kenne keins davon", antwortete er; „doch gleichen diese beiden denen, womit ich nebst drei Kaufleuten gekleidet ward, die bei mir einkehrten."

Nunmehr konnte Saladin sich nicht länger enthalten, ihn aufs zärtlichste zu umarmen. „Ihr seid Torello aus Istrien", sprach er, „und ich bin einer von den drei Kaufleuten, denen eure Gattin diese Kleider verehrte. Jetzt habe ich Gelegenheit, euch etwas von meinen Waaren zu zeigen, wozu ich euch bei meinem Abschiede Hoffnung machte." Torello ward über diese Nachricht mit Freude und Scham erfüllt; mit Freude über die Beherbergung eines solchen Gastes; mit Scham über die seiner Meinung nach schlechte Bewirthung desselben.

„Torello", sprach Saladin, „da der Himmel euch zu mir geführt hat, so haltet nicht mich, sondern euch für den Herrn." Nach beiderseitigem ungemeinen Vergnügen ließ er ihn königlich kleiden, stellte ihn seinen vornehmsten Höflingen vor und befahl mit der rühmlichsten Erwähnung seiner Verdienste, daß jedermann, dem seine Gnade lieb wäre, ihn gleich seiner Person ehren sollte. Alle thaten es von Stund an; vorzüglich aber die beiden Kavaliere, welche mit dem Saladin in seinem Hause gewesen waren; und das große Ansehen, worein sich Torello plötzlich versetzt sah, machte wirklich, daß er die Angelegenheiten der Lombardei ein wenig vergaß, um so mehr, da er in der zuversichtlichen Hoffnung lebte, sein Oheim würde den Brief erhalten haben.

In dem Lager, oder vielmehr in der christlichen Armee war am Tage, als Saladin sie gefangen bekam, ein unbedeutender Kavalier aus der Provence, Namens Torello di Digues, gestorben und begraben worden; aber der Ruf, worin Torello d'Istria bei der ganzen Armee stand, machte, daß jedermann, der von dem Tode des Torello hörte, glaubte, es sei der letztere gewesen, dessen Gefangenschaft sie in diesem Wahn noch mehr bestärkte. Viele Italiener kehrten daher mit dieser Nachricht zurück, davon einige kühn zu behaupten sich nicht entblödeten, daß sie ihn todt gesehen und seiner Beerdigung beigewohnt hätten.

Dadurch wurden nicht nur die Frau und ihre Anverwandten, sondern auch alle seine Bekannten in unbeschreiblichen Schmerz versetzt. Es würde zu lang sein, den Kummer, die Betrübniß und Thränen seiner Gattin zu erzählen. Nachdem sie ihn einige Monate mit ununterbrochenen Klagen beweint und ihre Betrübniß etwas nachgelassen hatte, hielten die angesehensten Männer der Lombardei um sie an. Ihre Brüder

und übrigen Anverwandten suchten sie daher zu einer anderweitigen Verheirathung zu bewegen. Sie schlug es oft mit den bittersten Thränen aus, ward aber am Ende gleichwohl genöthigt in ihr Verlangen zu willigen; doch bedung sie sich aus, so lange unverheirathet zu bleiben, als sie es dem Torello versprochen hatte.

Nun waren nur etwa noch acht Tage bis zur anderweiten Verbindung der Frau, als Torello zufälligerweise in Alexandrien einen von denen sah, welche mit der Galeere der genuesischen Gesandten nach Genua gegangen waren. Er ließ ihn zu sich kommen und fragte, wie ihre Reise abgelaufen und wann sie nach Hause gekommen wären?

„Die Galeere, mein Herr", antwortete dieser, „machte eine schlechte Reise, wie ich in Kreta, wo ich blieb, gehört habe. Denn in der Nähe von Sicilien erhob sich ein gefährlicher Nordwind, welcher sie dergestalt auf die Sandbänke der Berberei trieb, daß kein Mensch davon kam. Unter andern büßten auch zwei Brüder von mir ihr Leben ein."

Torello zweifelte an dieser mehr denn zu wahren Geschichte nicht. Da er wußte, daß die von seiner Frau sich ausgebetene Zeit in kurzem zu Ende ging und glaubte, daß man von seinen Umständen in Pavia nichts wisse, so hielt er die Verheirathung seiner Frau für ausgemacht. Er fiel darüber in solche Schwermuth, daß er alle Lust zum Essen verlor, sich niederlegte und zu sterben beschloß.

Saladin, der ihn ungemein liebte, kam zu ihm sobald er dies hörte. Durch vieles inständiges Bitten erfuhr er endlich die Ursache seiner Betrübniß und seiner Krankheit von ihm. Mit häufigen Vorwürfen, daß er ihm solche nicht eher entdeckt hätte, bat er ihn Muth zu fassen, weil er ihn zur bestimmten Zeit nach Pavia zu bringen besorgt sein wollte, indem er ihm zugleich die Art sagte. Torello glaubte der Versicherung des Saladin, weil er von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Sache öfters schon hatte sprechen gehört. Dadurch getröstet, bat er den Saladin um die nöthige Veranstaltung.

Saladin befahl einem seiner Schwarzkünstler, von dessen Geschicklichkeit er bereits Proben hatte, ein Mittel ausfindig zu machen, den Torello auf einem Bette in der Nacht nach Pavia zu schaffen. Der Schwarzkünstler versprach es; doch möchte er demselben seines eigenen Besten wegen einen Schlaf=

trank eingeben lassen. Darauf kehrte Saladin wieder zum Torello, den er fest entschlossen fand, zu sterben, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Pavia sein könnte. „Ich kann es euch nicht verdenken, Torello", sprach er zu ihm, „daß ihr eure Gattin so zärtlich liebt und sie keinem andern gönnen wollt; denn unter allen Weibern, die ich je gesehen zu haben mich erinnere, ist sie die einzige, deren Sitten, Lebensart und Anstand mir am meisten Lob und Achtung zu verdienen scheinen, ungeachtet der Schönheit, die einer hinfälligen Blume gleicht. Da das Schicksal euch einmal hierhergeführt hat, so würde es mir sehr angenehm gewesen sein, wenn wir unsere noch übrige Lebenszeit in gemeinschaftlicher Regierung des mir zustehenden Reiches zusammen hätten zubringen können. Wollte der Himmel mir diese Freude aber nicht gönnen und euch dennoch sterben lassen, oder zur bestimmten Zeit in Pavia sein: so hätte ich sehr gewünscht, es bei Zeiten zu wissen, um euch mit einer euren Verdiensten angemessenen Ehre, Pracht und Begleitung nach Hause bringen zu lassen. Da mir jedoch auch dieser Wunsch nicht gewährt worden ist, ihr gleichwohl bald in Pavia zu sein begehrt, so will ich euch auf die gedachte Art so gut als möglich hinschaffen."

„Monarch", entgegnete Torello, „diese Versicherung ist unnöthig! ich habe so einleuchtende Beweise von eurer außerordentlichen, mir gar nicht zukommenden Güte, daß ich auch ohne euer Erinnern mit der vollkommensten Ueberzeugung des Gesagten leben und sterben werde. Da ich aber einmal jenen Entschluß gefaßt habe, so bitte ich euch um die baldige Erfüllung eurer Zusage, weil morgen der letzte Tag ist, an welchem ich erwartet werde."

Saladin versicherte, daß er genugsam dafür gesorgt hätte. In der Nacht vor dem zu seiner Abreise bestimmten Tage ließ er in einem großen Saale ein schönes reiches Bett von Matratzen, völlig nach der Landesgewohnheit, mit Sammet und goldenen Stoffen zubereiten. Darüber wurde eine Decke mit einer gewissen Gattung großer Perlen und kostbarer Steine — in denen man nachher einen unsäglichen Schatz fand — gestickt, und zwei dazu schickliche Kissen gelegt. Darauf befahl er dem bereits getrösteten Torello ein sarazenisches Kleid anzulegen, so kostbar und schön, als man es nur haben könnte und sein Haupt,

dem Landesgebrauche nach, mit einer der längsten Binden zu versehen.

Als es Zeit war, begab sich Saladin in Begleitung einer Menge Höflinge in das Gemach des Torello und setzte sich ihm zur Seite. „Torello", fing er beinahe weinend an, „die Stunde, welche mich von euch trennen soll, nähert sich, und da ich euch weder selbst begleiten noch begleiten lassen kann, weil die Art eurer vorhabenden Reise es nicht erlaubt: so muß ich hier auf diesem Zimmer von euch Abschied nehmen. Dies ist die Absicht meines Besuchs. Ehe ich euch noch in den göttlichen Schutz empfehle, bitte ich euch um unsrer gegenseitigen Liebe und Freundschaft willen, mir euer Andenken zu gönnen und womöglich vor unserm Ende mich wenigstens noch einmal zu besuchen, sobald ihr eure Angelegenheiten in der Lombardei besorgt haben werdet; damit ich nächst der Freude, euch glücklich wiederzusehen, dasjenige nachholen kann, was ich bei eurer jetzigen Eilfertigkeit unterlassen muß. Bis dahin wird es euch nicht entgegen sein, mich in Briefen mit euch zu unterhalten. Verlangt von mir, was ihr wollt, ich werde es für euch gewiß vor allen andern thun."

Torello konnte die Thränen nicht zurückhalten; er antwortete daher mit wenig Worten, daß er seine Wohlthaten und Großmuth nie aus dem Sinn lassen könnte, und daß er sein Verlangen gewiß erfüllen würde, wenn es die Zeit erlaubte.

„Reiset mit Gott!" entgegnete Saladin, nachdem er ihn aufs zärtlichste umarmt und geküßt hatte, unter häufigen Thränen, und verließ das Zimmer. Darauf nahmen auch seine Begleiter von ihm Abschied und begaben sich nebst dem Saladin in den Saal, wo man das Bett zubereitet hatte. Da es bereits spät war, und der Schwarzkünstler auf die Abfertigung sehnlich wartete, kam ein Arzt und gab dem Torello einen Trank, der dem Vorgeben nach ihm zur Stärkung dienen sollte. In kurzem schlief er ein und ward auf Befehl des Saladin in das schöne Bett getragen. Darauf legte er eine große prächtige Krone von hohem Werthe zu ihm, die er so bezeichnete, daß man nachher deutlich sah, sie sei vom Saladin der Gattin des Torello bestimmt. Ihm aber steckte er noch einen Ring mit einem wie eine Fackel leuchtenden Karfunkel, von beinahe unschätzbarem Werth an den Finger; auch umgürtete

er ihn mit einem Schwert, dessen Zierathen jeben so hoch zu schätzen waren. Die vordere Schnalle desselben war mit Perlen, dergleichen man noch nie gesehehen hatte, und mit vielen andern kostbaren Steinen besetzt. Auf beiden Seiten ließ er zwei sehr große goldene Schalen mit Dublonen gefüllt setzen und um ihn herum eine Menge Perlen, Ringe, Gürtel und andere Sachen legen, deren Erzählung zu weitläufig sein würde. Endlich küßte er den Torello nochmals und befahl dem Schwarzkünstler, sich zu beschleunigen. Sogleich war das Bett mit dem Torello in Saladins Gegenwart weggeführt, der sich mit seinen Höflingen noch eine Weile von ihm unterhielt.

Schlafend war Torello seinem Verlangen gemäß in die Peterskirche zu Pavia mit allen vorgedachten Kostbarkeiten und Zierden gebracht. Der Kirchner, welcher nach geläuteter Morgenstunde mit einem Lichte in die Kirche trat, staunte nicht wenig bei der unerwarteten Erblickung des reichen Bettes und floh mit der größten Furcht davon. Der Abt und die andern Mönche, welche ihn fliehen sahen, fragten verwunderungsvoll um die Ursache, und der Mönch erzählte ihnen solche.

„Sei kein Kind!" erwiderte der Abt; „du bist ja nicht so fremd in dieser Kirche, daß du dich zu fürchten Ursache hättest. Laßt uns gehen und sehen, was dich bethört hat!" Nachdem mehrere Lichter angebrannt worden waren, ging der Abt mit allen seinen Mönchen in die Kirche, wo sie denn das bewundernswürdige reiche Bett und auf demselben den schlafenden Kavalier liegen sahen. Indem sie mit Furcht und Zittern in einiger Entfernung vom Bette die kostbaren Sachen betrachteten, erwachte Torello soeben, weil die Wirkung des Trankes aufhörte und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Erschrocken riefen Mönche und Abt: „Herr hilf uns!" und liefen davon. Als Torello sich bei Oeffnung der Augen umsah, bemerkte er zu seiner größten Freude sogleich, daß er an dem von Saladin erbetenen Orte sich befinde und richtete sich daher in die Höhe. Das Erblicken der um ihn liegenden Kostbarkeiten vermehrte die von der Pracht des Saladin bereits gehabte Vorstellung um ein Großes; doch ward er dadurch nicht außer Fassung gebracht, sondern rief den Abt beim Namen, als er die Mönche fliehen sah und die Ursache davon errieth, mit der Bitte sich nicht zu fürchten, weil er Torello, sein Neffe, wäre.

Der Abt erschrak darüber noch mehr, weil er diesen seit vielen Monaten für todt gehalten hatte. Da er aber bei vernünftiger Ueberlegung nach einer Weile sich wieder gefaßt hatte und immer noch rufen hörte, bekreuzigte er sich und ging hin.

„O mein Vater," rief Torello ihm entgegen, „wovor fürchtet ihr euch? ich lebe, Gott sei Dank! und komme aus den Ländern übers Meer zurück." Des langen Bartes und der arabischen Kleidung ungeachtet, erkannte der Abt ihn doch bald. Er faßte sich daher völlig, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Willkommen mein Sohn! du darfst dich über unsere Furcht nicht wundern, weil hier jedermann dich für todt hält, so daß auch Madame Adalieta, deine Gattin, durch Bitten und Drohen ihrer Verwandten wider Willen zur zweiten Ehe schreitet und eben heute ihrem Bräutigam zugeführt werden soll. Die Hochzeitsanstalten und Feierlichkeiten sind schon zubereitet."

Nunmehr stand Torello zur größten Freude des Abts und der Mönche von seinem reichen Lager auf. Er bat sie insgesammt, von seiner Ankunft so lange zu schweigen, bis er sein Vorhaben ausgeführt haben würde. Nachdem er die Kostbarkeiten hatte aufheben lassen, erzählte er dem Abt seine bisherigen Schicksale, der mit ihm zugleich Gott für sein Glück dankte. Darauf sagte der Abt ihm auf sein Befragen den neuen Gemahl seiner Gattin. „Bevor man meine Zurückkunft erfährt", versetzte Torello, „will ich sehen, welche Zufriedenheit meine Frau über diese Verbindung bezeugt. Ob es gleich nicht gewöhnlich ist, daß Ordensgeistliche solchen Gelagen beiwohnen: so wünschte ich doch, daß ihr mir zu Liebe veranstaltetet, daß wir dabei sein könnten.

Der Abt versicherte ihm seine Bereitwilligkeit, schickte, als es Tag ward, zum Bräutigam und ließ ihm sagen, daß er in Gesellschaft eines Fremden dem Hochzeitsmahle beiwohnen wollte. Die Antwort lautete, daß dies ihm angenehm sein würde. Um die Essensstunde begab sich daher Torello in seiner arabischen Kleidung nebst dem Abt in die Wohnung des Bräutigams. Er ward von jedermann mit Verwunderung betrachtet, aber von niemandem erkannt. Der Abt gab ihn überall für einen Sarazenen aus, der als Abgesandter des Sultans zum König von Frankreich gehe.

Torello ward an einer Tafel gerade seiner Gattin gegenüber gesetzt. Er betrachtete sie mit dem größten Entzücken

und ersah ihre Unruhe über die Vermählung auf ihrem Gesicht. Auch sie blickte einigemal nach ihm, doch ohne ihn zu erkennen; denn der lange Bart, die fremde Kleidung und die gewisse Ueberzeugung von seinem Tode ließen ihr so etwas gar nicht wähnen. Als es dem Torello Zeit schien zu versuchen, ob sie sich seiner noch erinnere, nahm er den Ring, welchen seine Gattin ihm vor der Abreise verehrt hatte und rief ihren Bedienten. „Sage der Braut", sprach er zu ihm, „in meinem Namen! bei mir sei die Gewohnheit, daß, wenn ein Fremder wie ich sich bei dem Ehrengelage einer Braut befindet, sie ihm zum Beweis, wie angenehm seine Gegenwart ihr sei, den Becher voll Wein schicke, woraus sie trinkt. Der Fremde trinkt soviel als ihm gefällt, bedeckt den Becher wieder, und die Braut trinkt das übrige."

Der Bediente richtete der Braut seinen Auftrag aus und sie ließ, da sie Lebensart und Verstand hatte, weil sie ihn für einen Mann von Ansehen hielt, um zu zeigen, daß seine Gegenwart ihr lieb sei, einen großen vergoldeten Becher ausspülen, den sie vor sich stehen hatte, voll Wein schenken und dem Kavalier überbringen.

Indessen hatte Torello ihren Ring in den Mund genommen und ließ ihn beim Trinken unbemerkt in den Becher fallen. Nachdem er solchen bis auf ein wenig ausgeleert hatte, deckte er ihn wieder zu und schickte ihn seiner Gattin. Sie nahm ihn, um die Gewohnheit zu befolgen, und bemerkte den Ring, als sie ihn aufdeckte und an den Mund brachte. Stillschweigend betrachtete sie denselben eine Weile, fand, daß es der nämliche sei, den sie dem Torello beim Abschiede gegeben hatte, nahm ihn und sah dem vermeintlichen Fremden stier ins Gesicht. Einer Unsinnigen gleich warf sie den vor sich habenden Tisch um, als sie ihn erkannte und schrie: „Dies ist mein Herr, wahrlich, dies ist Torello!" lief zu ihm und warf sich ohne Rücksicht seiner Kleider und der auf dem Tische befindlichen Gegenstände, so weit sie konnte auf ihn, schlang ihn fest in ihre Arme und ließ sich weder durch Zureden noch andere Versuche irgend jemands aus der Gesellschaft von seinem Halse bringen, bis Torello sie ersuchte, sich aufzurichten, weil sie noch Zeit genug zu Umarmungen haben würde.

Nun erhob sie sich endlich, als bereits ein allgemeiner Aufstand unter den Gästen geworden war, deren Freude über

die Wiederkehr eines solchen Kavaliers fast durchgängig ungemein vermehrt ward. Auf Torello's Ersuchen schwieg jedermann, und er erzählte ihnen seine Schicksale vom Tage seiner Abreise an bis hierher. Zum Schluß bat er den Kavalier, welcher in der Meinung seines Todes seine Gattin heirathen wollte, es nicht übel zu nehmen, wenn er als noch lebend dieselbe wiederforderte.

War der Neuverlobte gleich etwas unwillig, so antwortete er ihm doch aufs liebreichste und freundschaftlichste, daß er über sein Eigenthum nach Gefallen schalten könnte. Die Dame gab also Ring und Krone ihrem neuen Gatten wieder, steckte den aus der Schale genommenen Ring an und setzte die vom Saladin ihr überschickte Krone auf. So verließen sie das Hochzeitshaus und zogen in Begleitung aller Gäste nach dem Hause des Torello, wo sie die trostlosen Freunde, Verwandten und alle Einwohner der Stadt, welche ihn beinahe für ein Wunder ansahen, durch anhaltende Freudenfeste trösteten.

Darauf verehrte Torello dem, welcher die Kosten der Hochzeitsfeierlichkeit gehabt hatte, dem Abte und vielen anderen einige von seinen Kostbarkeiten, ließ dem Saladin durch mehrere Botschafter seine glückliche Rückkunft melden und sich als seinen Freund und Diener empfehlen und lebte nachher noch verschiedene Jahre mit seiner würdigen Gattin zufriedener als jemals. Dies war das Ende der Leiden des Torello und seiner geliebten Gattin, und die Belohnung ihrer durch Freude beseelten willigen Freundschaftsdienste. Viele geben sich Mühe, einander dergleichen zu erweisen; aber bei allem ihren Vermögen dazu wissen sie solche doch so wenig anzubringen, daß sie sich dieselben in voraus theuerer bezahlen lassen, als sie werth sind. Kein Wunder, wenn dieselben unbelohnt bleiben!

Zehnte Erzählung.

Griselda.

Vor vielen Jahren lebte ein gewisser Walther, der älteste aus dem Hause der Marchese di Saluzzo. Jung, unverhei-

rathet und ohne Kinder brachte er seine Zeit lediglich mit Vogelfang und Jagd hin, ohne an Heirathen und Kinderzeugen zu denken, weshalb man seine Klugheit billig hätte loben sollen. Aber seine Unterthanen waren damit nicht zufrieden und baten ihn öfters eine Gemahlin zu nehmen, damit er nicht ohne Erben, und sie ohne Herrn blieben. Sie erboten sich sogar, ihm eine Person aufzusuchen, die in Rücksicht ihrer beiderseitigen Eltern seiner Hoffnung und Zufriedenheit entsprechen sollte.

„Meine Freunde antwortete Walther, „ihr nöthigt mich zu einer Sache, die meinem festen Vorsatze entgegen ist, wenn ich mir die Schwierigkeiten denke, eine Person zu finden, die unsern Neigungen vollkommen entspricht und das unglückselige Leben aller — deren es doch eine Menge giebt — die sich einer mit ihrer Denkungsart nicht übereinstimmenden Gattin in die Arme werfen. Es ist ein thörichter Wahn, wenn ihr die Mädchen nach dem Betragen der Eltern beurtheilen wollt und mir folglich eines aussuchen zu können glaubt, das mir gefallen soll. Ich wüßte nicht, wie ihr die Väter oder die geheimen Falten der Mütter ergründen wolltet. Und könntet ihr sie auch ausspähen, so gleichen doch die Töchter oft weder Vater noch Mutter. Euch zu Gefallen will ich mir jedoch diese Fesseln anlegen; damit ich aber über niemand sonst als über mich zu klagen habe, wenn die Sache übel ablaufen sollte, so will ich mir selbst eine Person aussuchen. Werdet ihr aber derjenigen nicht alle einer Gattin gebührende Ehre erweisen, die ich wähle; so versichere ich euch, ihr sollt es zu eurem größten Schaden erfahren, wie empfindlich mir es sei, wider meine Neigung auf euer Bitten eine Frau genommen zu haben.“ Die ehrlichen Leute versicherten ihm ihre Zufriedenheit, nur möchte er sich entschließen eine Gemahlin zu nehmen.

Dem Walther gefiel seit geraumer Zeit die Artigkeit eines armen Mädchens aus einem benachbarten Dorfe, die bei ihren Eltern lebte. Er fand sie schön genug und glaubte mit ihr ein ganz zufriedenes Leben führen zu können. Ohne sich weiter umzuthun, beschloß er daher sie zu heirathen, ließ ihren Vater, einen sehr armen Mann, rufen und ward dieser Ehe wegen mit ihm einig.

Hierauf ließ Walther seine ganzen Angehörigen zusammen

kommen. „Meine Freunde", sprach er, „ihr habt bisher immer verlangt, daß ich mich zur Wahl einer Gattin entschließen möchte; ich will es thun, mehr um euch zu willfahren, als aus Hang nach ehelicher Verbindung. Ihr werdet euch an euer mir gegebenes Versprechen erinnern, diejenige euch gefallen zu lassen und als eure Gebieterin zu verehren, die ich mir wählen würde, sie möchte auch sein wer sie wolle. Nun ist es Zeit, einander unsere Zusagen zu halten. Ich habe ein Mädchen nach meinem Herzen nicht weit von hier gefunden, die ich zur Frau nehmen und binnen wenig Tagen heimführen will. Denkt daher auf die Verschönerung der Hochzeitsfeierlichkeiten und auf eine ehrenvolle Einholung meiner Gattin, damit ich Ursache habe, mit euch zufrieden zu sein, wie ihr hoffentlich mit mir."

Freudig versicherten ihm alle ihren Beifall und versprachen, seine Gemahlin als ihre Gebieterin zu erkennen und in allen Stücken zu verehren, wer sie auch sein möchte. Sie machten daher insgesammt Anstalt zu einer schönen ansehnlichen und fröhlichen Hochzeitsfeier, welches auch Walther that. Er ließ eine Menge Freunde, Anverwandte, angesehene und andere aus der Nachbarschaft einladen und einem Mädchen, das seiner Meinung nach den Wuchs seiner sich erwählten Braut hatte, verschiedene prächtige und reiche Kleider anmessen, ingleichen Gürtel, Ringe, einen schönen kostbaren Kranz und alles zubereiten, was zum Brautschmuck gehört.

An dem zur Hochzeit bestimmten Tage gegen halb drei Uhr setzte sich Walther mit allen zu seinem Ehrentage versammelten Gästen zu Pferde. „Jetzt, meine Herren", sprach er, nachdem alles Nöthige besorgt war, „wollen wir die neue Braut abholen!" er machte sich also mit dem ganzen Gefolge auf den Weg und ritt nach jenem Dörfchen. Als sie vor das dem Vater des Mädchens gehörige Haus kamen, kehrte sie eben mit Wasser eiligst vom Brunnen zurück, um mit den anderen Frauen nachher die Braut des Walther kommen zu sehen. Bei ihrer Erblickung rief Walther sie bei ihrem Namen: Griselda! und fragte wo ihr Vater sei? „Er ist im Hause, mein Herr!" antwortete sie schamhaft.

Walther stieg daher ab, befahl allen Anwesenden zu warten und trat ganz allein in die elende Hütte, wo er ihren Vater, Giannucole mit Namen, antraf. „Ich komme", sprach

er, „die Griselda zur Gemahlin zu nehmen; aber erst muß ich sie in deiner Gegenwart fragen, ob sie, wenn ich sie zur Frau nehme, jederzeit nach meinem Gefallen leben und über nichts unzufrieden sein will, was ich sage oder thue?“ ferner fragte er, ob sie gehorsam sein wolle? und dergleichen Dinge mehr, die sie alle mit ja beantwortete. Darauf führte Walther sie bei der Hand heraus, ließ sie im Anblick der ganzen Gesellschaft und aller Anwesenden ausziehen, die zu fertigen befohlenen Kleider und Schuhe bringen und sie sogleich damit bekleiden. Nachdem er auf ihre Haare, so verworren sie waren, einen Kranz hatte setzen lassen, hob er zu jedermanns Verwunderung also an: „Dies ist die Person, meine Herren, welche ich zu meiner Gemahlin bestimmt habe, wenn sie mich nehmen will!“ Hiermit wandte er sich zu ihr, die voller Scham und Erwartung dastand. „Griselda“, sprach er, „willst du mich zum Mann?“

Sie antwortete: „Ja, mein Herr!“

„So will ich dich zur Gemahlin nehmen!“ erwiderte Walther und verband sich in aller Beisein mit ihr, setzte sie alsdann auf ein Pferd und führte sie in einer ansehnlichen Begleitung nach Hause, wo sie ein großes prächtiges Hochzeitsmahl zubereitet fanden, dessen Feierlichkeiten nicht geringer waren, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich zur Ehe genommen hätte.

Die Neuverlobte schien mit den Kleidern auch ihre Gesinnungen und Sitten geändert zu haben. Sie war, wie gesagt, schön gewachsen und gebildet, und ihre Annehmlichkeit, ihr einnehmdes Wesen und ihre Artigkeit gaben ihr das Ansehen einer Tochter nicht des Giannucole, welche das Vieh gehütet hatte, sondern eines der vornehmsten Kavaliere, worüber jedermann staunte, der sie vorher gekannt hatte. Ueberdies war sie so gehorsam und dienstfertig gegen ihren Mann, daß er sich der zufriedenste und glücklichste Mensch auf der Welt zu sein dünkte. Gegen die Unterthanen ihres Gemahls war sie so gnädig und herablassend, daß alle sie wie ihr eignes Leben liebten und von Herzen verehrten. Jedermann gönnte derselben ihr Glück, ihren Wohlstand und ihre Erhebung, und anstatt daß sie diese Heirath zuvor als eine unüberlegte Handlung des Walther angesehen hatten, gestanden sie ihm nun die größte Klugheit und Einsicht zu, weil kein anderer die unter

den schlechten Kleidern verborgenen erhabenen Eigenschaften so leicht würde ausgespäht haben. In kurzem brachte sie es dahin, daß man nicht nur in ihrem Marquisate, sondern überall von ihrer Tugend und von ihren edlen Handlungen sprach und die widrigen Urtheile änderte, welche man von ihrem Gemahl bei ihrer Verheirathung gefällt hatte.

Nicht lange nach ihrer Verheirathung ward sie schwanger und gebar zu Walthers größter Freude eine Tochter. Aber bald hatte er den sonderbaren Einfall, ihre Geduld durch mancherlei harte Versuche auf die Probe zu stellen. Er fing daher an, sie durch Vorwürfe zu kränken, indem er auf eine unfreundliche Art vorgab, seine Unterthanen wären mit ihrer niedrigen Herkunft sehr unzufrieden und gäben, zumal seit ihrer Niederkunft, ihren Unwillen über die Geburt einer Tochter durch unaufhörliches Murren zu erkennen.

„Mein Herr“, antwortete die Dame, ohne ihre Mienen oder ihre guten Gesinnungen im geringsten zu ändern, „mache mit mir, was dir deine Ehre und Zufriedenheit zu fordern scheinen! ich werde mir alles gefallen lassen, denn ich erkenne meine Niedrigkeit und die Unwürdigkeit der Ehre, zu welcher du so gütig mich erhoben hast.“

Diese Antwort freute den Walther ungemein, weil er daraus sah, daß die Ehre sie nicht stolz gemacht hatte, welche er und andere ihr erwiesen. Nachdem er ihr in allgemeinen Ausdrücken zu verstehen gegeben, daß seine Unterthanen das von ihr geborene Mädchen nicht leiden könnten, mußte ein Bedienter verabredetermaßen zu ihr gehen. „Madame“, sprach solcher mit betrübnißvoller Miene, „es steht mein Leben darauf, wenn ich nicht thue, was mein Herr mir befohlen hat! er will, ich soll eure Tochter nehmen und —“ — Das übrige sagte er nicht.

Eingedenk der vormaligen Aeußerung merkte die Dame aus diesen Worten und aus den Mienen des Dieners wohl, daß er das Kind umzubringen Befehl hätte. Sie nahm es daher sogleich aus der Wiege und gab es mit Küssen und Segenswünschen, ungeachtet ihrer heftigen inneren Betrübniß, dennoch mit unveränderter Miene in des Dieners Arme. „Nimm es“, sprach sie, „und erfülle die Vorschriften deines und meines Herren pünktlich! sorge aber dafür, daß es von

den wilden Thieren und Vögeln nicht verzehrt werde; dein Herr müßte es dir denn befohlen haben."

Der Bediente nahm es und hinterbrachte dem Walther die Reden seiner Gattin, der voll Verwunderung über ihre Standhaftigkeit ihn mit dem Kinde nach Bologna zu einer Verwandten schickte und sie ersuchte, es aufs sorgfältigste erziehen und unterrichten zu lassen, ohne je dessen Vater zu entdecken.

In der Folge ward die Gemahlin des Walther abermals schwanger und gebar ihm einen Sohn, worüber er viele Freude hatte. Doch nicht zufrieden mit seinem vorigen Unternehmen, suchte er dieselbe noch weit empfindlicher zu kränken. „Madame", sprach er eines Tages mit zorniger Miene zu ihr, „seitdem du den Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Unterthanen gar nicht mehr auskommen. Sie finden sich aufs höchste beleidigt, daß der Enkel des Giannucole nach meinem Tode ihr Herr werden soll. Ich fürchte, daß ich, um nicht davon gejagt zu werden, es mit diesem wie mit deinem vorigen Kinde machen werde, am Ende dich noch gar verlassen und eine andere Gattin nehmen müsse."

Gelassen hörte es die Dame an und antwortete nichts, als: „Mein Herr, handle nach deiner Zufriedenheit und deinem Wohlgefallen! meinetwegen sei unbekümmert, denn für mich ist nichts angenehm als Befriedigung deiner Wünsche."

Nach wenig Tagen ließ Walther den Knaben auf die nämliche Art, wie er es mit dem Mädchen gemacht hatte, abholen und schickte ihn unter dem Scheine der Ermordung ebenfalls zur Erzieherin nach Bologna. Die Dame machte dabei keine andere Miene und keine weiteren Umstände, als bei dem Mädchen. Aeußerst verwundert darüber mußte Walther bei sich selbst gestehen, daß keine andere Frau es ihr hierin gleich thun würde. Hätte er nicht gesehen, daß sie ihre Kinder aufs zärtlichste liebte, so lange ihr dieselben gelassen wurden: so würde er ihr Betragen einem Mangel mütterlicher Vorsorge zugeschrieben haben, um desto reiflicher überdacht fand er ihre Maßregeln.

Seine Unterthanen, welche wirklich glaubten, er habe seine Kinder umbringen lassen, tadelten ihn seiner Grausamkeit wegen äußerst und bezeigten viel Mitleid mit seiner Frau. Doch äußerte diese gegen deren Weiber, wenn sie derselben ihr Bei-

leid über den Tod der Kinder zu erkennen gaben, nie etwas anderes, als daß sie sich alles das gefallen ließe, was deren Vater beliebte.

Etliche Jahre nach der Geburt des Knaben hielt Walther es für Zeit, den letzten Versuch ihrer Duldsamkeit zu machen. Er erklärte in einer zahlreichen Versammlung seiner Unterthanen, daß er die Griselda auf keine Art länger zur Gemahlin behalten könnte, weil er einsähe, daß er in seiner Verbindung mit ihr eine unüberlegte und jugendliche Handlung begangen hätte; er wolle beim Papst eine Vergünstigung zur anderweiten Verheirathung und Trennung von der Griselda auszuwirken suchen. Viele Rechtschaffene tadelten ihn deshalb; er aber entgegnete nichts, als daß die Umstände es also erforderten.

Seine Gemahlin empfand über diese Nachricht bei sich den bittersten Schmerz; denn sie sah keine andere Hoffnung vor sich, als zu ihrem Vater zurückzukehren, daselbst vielleicht das Vieh wie zuvor zu hüten und denjenigen in den Armen einer andern zu lassen, den sie über alles liebte: doch machte sie sich gefaßt, auch diesen Unfall des Schicksals so wie viele andere mit standhafter Miene zu ertragen.

Kurz darauf ließ Walther einen nachgemachten Brief von Rom kommen und zeigte seinen Unterthanen die darin enthaltene Erlaubniß des Papstes, eine andere Gemahlin zu nehmen und sich von Griselda zu trennen. Er ließ sie daher rufen. „Madame!“ sprach er vor einer ansehnlichen Versammlung, „der Papst hat mir vergünstigt eine andere Gemahlin zu nehmen und dich zu verlassen. Da meine Vorfahren jederzeit angesehene Kavaliere und Herren dieser Güter, alle die deinigen aber Bauern gewesen sind: so kann ich dich nicht länger zur Gemahlin behalten, sondern bin entschlossen, dich mit deinem Heirathsgute wieder nach Hause zu schicken und eine andere mir gewählte anständige Person zu ehelichen.“

Der Weiber Gewohnheit entgegen unterdrückte die Dame mit vieler Mühe bei dieser Ankündigung ihre Thränen. „Mein Herr“, entgegnete sie, „ich erkannte jederzeit den Abstand meiner Niedrigkeit von eurem Adel und verdankte mein Schicksal euch und dem Himmel, sah es aber nicht als ein Geschenk, sondern nur als ein Darlehen an. Die Zurücknahme desselben muß ich mir gefallen lassen und bin bereit es wiederzugeben.

Hier nehmt den Ring hin, wodurch ihr euch mit mir verbandet. Ich soll mein eingebrachtes Heirathsgut mitnehmen; dazu braucht ihr keinen Zahlmeister, und ich weder Beutel noch Lastthier; denn es ist mir noch unvergessen, daß ich nackend und bloß zu euch kam. Haltet ihr es für anständig, denjenigen Leib jedermann zur Schau darzustellen, welcher die von euch gezeugten Kinder trug: so will ich nackend wieder fort gehen; aber zum Lohn meiner Jungfrauschaft, die ich zu euch brachte, aber nicht wieder mitnehmen kann, bitte ich euch, mir über mein Eingebrachtes wenigstens ein Hemde zu lassen."

„Das sollst du bekommen", versetzte Walther mit unveränderter Miene, so nahe ihm das Weinen war. Alle Anwesende baten ihn, ihr wenigstens ein Kleid zu schenken, damit diejenige, welche dreizehn Jahre und länger seine Frau gewesen wäre, nicht so armselig und verächtlich im Hemde von ihm gehen dürfte; aber ihre Bitten waren vergeblich. Die Frau verließ daher im Hemde, barfuß und mit bloßem Haupte, nachdem sie Abschied genommen hatte, das Haus und begab sich unter Thränen und Klagen aller derer, die sie sahen, zu ihrem Vater.

Giannucole, der sich nie vorstellen konnte, daß Walther seine Tochter zur Frau behalten würde: hatte in täglicher Erwartung dieses Zufalls ihre Kleider aufgehoben, welche sie den Morgen auszog, als Walther sie ehelichte, und brachte ihr solche. Nachdem sie solche angezogen hatte, ging sie an ihre ehemaligen häuslichen Verrichtungen und ertrug standhaft die heftigen Stürme ihres widrigen Geschicks.

Hierauf gab Walther seinen Unterthanen zu erkennen, daß er Willens sei, die Tochter eines Grafen von Panago zu heirathen. Bei den weitläufigen Hochzeitsanstalten ließ er die Griselda zu sich rufen. „Ich will", sprach er, als sie erschien, „meine vor kurzem genommene Gemahlin heimführen und sie bei ihrer Ankunft auf eine anständige Art empfangen. Du weißt, das ich kein Frauenzimmer im Hause habe, welches die Zimmer aufputzen und andere zu dieser Feierlichkeit nöthigen Anstalten treffen könnte. Besorge du also alles, was dazu gehört, weil du die Erfordernisse besser als jemand kennst! laß diejenigen Damen einladen, welche du für gut findest, und empfange sie als Frau vom Hause. Nach der Hochzeit kannst du wieder gehen."

Diese Worte waren so viel Messerstiche für das Herz der Griselda, welche die Liebe zu ihm nicht so wie ihr Glück hatte vergessen können. „Mein Herr", antwortete sie, „ich will es mit Vergnügen thun!" und ging mit ihren schlechten romanischen Kleidern in das Haus, welches sie vor kurzem im Hemde verlassen hatte. Darauf fing sie an die Zimmer zu säubern und aufzuputzen, ließ die Betten mit Vorhängen versehen und die Bänke in den Sälen behängen, besorgte die Küche, legte gleich dem niedrigsten Hausmädchen selbst überall Hand an und rastete nicht eher, bis alles gehörig zubereitet und angeordnet war. Dann ließ sie in Walthers Namen alle benachbarten Damen einladen und Anstalt zum Feste treffen. Am Hochzeitstage empfing sie zwar im schlechten Aufzuge, aber mit dem Geiste und Anstand einer Dame alle Frauen, welche erschienen, mit heiterer Miene.

Walther hatte seine Kinder in Bologna bei einer Verwandten, die in die Familie der Grafen von Panago geheirathet hatte, aufs beste erziehen lassen. Das Mädchen war bereits zwölf Jahre und so schön, als man sie nur sehen konnte, der Knabe aber sechs Jahre alt. Er schickte daher nach Bologna und ließ seinen Vetter bitten, er möchte mit diesen beiden Kindern zu ihm nach Saluzzo zu kommen die Güte haben, eine hübsche ansehnliche Gesellschaft mitbringen und jedermann sagen, er führe die Tochter als Gattin ihm zu, ohne irgend etwas von ihrer Abkunft zu offenbaren.

Dieser Einladung des Marchese zu Folge machte sich der Kavalier auf den Weg und langte nach einigen Tagen mit dem Mädchen und ihrem Bruder in einer ansehnlichen Gesellschaft um die Essensstunde in Saluzzo an, wo er alle Landleute und eine Menge benachbarten Volkes antraf, welche die neue Braut erwarteten. Als diese von den Damen bewillkommt und in den Saal geführt worden war, wo man die Tafel zubereitet hatte, kam ihr Griselda, wie sie ging und stand, mit den Worten: „Willkommen meine Gebieterin!" freudig entgegen. Die Damen baten den Walther oft vergeblich, er möchte die Griselda doch entweder in einem Zimmer lassen, oder ihr eins von ihren vormaligen Kleidern borgen, damit sie die Fremden nicht in einem solchen Aufzuge empfinge. Man mußte sich zu Tische setzen und die Bedienung nahm ihren Anfang.

Jedermann betrachtete das Mädchen und mußte die gute

Wahl des Walther billigen. Besonders aber erhielt sie und ihr Bruder den ganzen Beifall der Griselda.

Nun glaubte Walther von der Geduld seiner Gemahlin so viel Beweise zu haben, als er nur verlangen konnte. Er fand sie gegen alle Unfälle unerschütterlich. Ueberzeugt, daß dies nicht aus Mangel an Ueberlegung geschähe, weil er ihren Verstand kannte: hielt er es daher für Zeit, sie von dem Schmerze zu befreien, den sie seiner Meinung nach unter der standhaften Miene verberge. Er ließ sie daher rufen und fragte im Beisein aller Anwesenden lächelnd: „Wie gefällt dir unsere Braut?"

„Vortrefflich, mein Herr!" antwortete Griselda; „wenn ihr Verstand, wie ich glaube, ihrer Schönheit gleicht, so zweifle ich nicht daran, ihr werdet das zufriedenste Leben mit ihr führen; aber ich bitte euch um alles, ihr die Kränkung nicht anzuthun, welche ihr eurer ersten Gemahlin zugefügt habt. Ich halte dafür, sie würde solche schwerlich aushalten, theils weil sie in Weichlichkeit erzogen ist, da jene im Gegentheil von Jugend auf an Trübsal gewöhnt war."

Als Walther sah, daß Griselda in der festen Einbildung, diese Person solle seine Gattin werden, dennoch alles Gute sprach, ließ er sie neben sich niedersetzen. „Griselda", sagte er, „nun ist es Zeit, daß du die Früchte deiner anhaltenden Geduld erntest, und daß diejenigen, die mich für grausam, unbillig und unvernünftig hielten, den Zweck meiner Handlungen erkennen. Dich wollte ich lehren, wie man sich als Frau betragen, und jene wie man sich in der Wahl und Behandlung einer Gattin benehmen müsse; mir aber suchte ich eine lebenslängliche ungestörte Ruhe zu verschaffen. Die Besorgniß bei meiner Verheirathung war deshalb nicht gering; darum fügte ich zu meiner Ueberzeugung die dir bewußten Beleidigungen und Kränkungen zu. Da ich mich nun nicht zu erinnern weiß, daß du in Worten oder Werken meinen Wünschen entgegen gehandelt hättest, und ich die verlangte Beruhigung in dir gefunden zu haben glaube: so will ich dir mit einemmale dasjenige wiedergeben, was ich dir nach und nach entzog und dir die zugefügten Beleidigungen durch das süßeste Vergnügen ersetzen. Erkenne freudig diejenige, welche du für meine Braut hältst, nebst ihrem Bruder für unsere Kinder! es sind die nämlichen, welche ich deiner und vieler anderer bisherigen

Meinung nach aufs grausamste hatte umbringen lassen. Ich bin dein dich über alles liebender Gemahl und glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß ich unter allen Sterblichen der zufriedenste Gatte zu sein Ursache habe." Nach diesen Worten umarmte und küßte er sie, die vor Freuden weinte. Dann gingen sie mit einander hin zur Tochter, welche wie betäubt dies mit angehört hatte, und küßten sie und ihren Bruder aufs zärtlichste, wodurch diese und viele andere Anwesende aus ihrem Irrthume gezogen wurden.

Freudig standen die Damen auf, führten die Griselda in ein Zimmer, zogen ihr mit günstigerem Anschein ihre schlechten Gewänder aus, putzten sie mit einem ihrer besten Kleider und führten sie als eine Dame, der sie auch schon in ihrem schlechtesten Anzuge glich, wieder in den Saal. Die Freude zwischen ihnen und den Kindern war unbeschreiblich, und jedermann nahm daran Theil. Die Vergnügungen und Feierlichkeiten wurden verdoppelt und dauerten viele Tage lang. Man lobte den Verstand des Walther, doch hielt man die mit seiner Frau angestellten Versuche für zu hart und unerträglich. Am meisten aber ward die Weisheit der Griselda erhoben.

Nach einigen Tagen kehrte der Graf von Panago wieder nach Bologna. Walther nahm hierauf den Giannucole von seiner Arbeit weg und setzte ihn als seinen Schwiegervater in solchen Stand, daß er anständig und zufrieden sein Alter durchleben konnte. Mit der Zeit verheirathete er seine Tochter in eine der vornehmsten Familien und lebte mit Griselda, die er sehr hoch schätzte, viele Jahre zufrieden.

Kann man hierbei etwas anderes sagen, als daß die Gaben des Himmels über die niedrigen Hütten eben so wie über die Paläste der Großen ausgegossen werden, die ihren Verdiensten nach eher das Vieh hüten, als über Menschen herrschen sollten? wer sonst als Griselda würde die harten und ganz unerhörten Prüfungen des Walther mit offener und sogar heiterer Miene ertragen haben? ihm aber wäre nicht Unrecht geschehen, wenn er an eine gekommen wäre, die sich an einen andern gehängt, wenn er sie im Hemde fortgejagt, und um ein schönes Kleid zu erlangen, sich den Pelz hätte auspochen lassen.

* * *

Die Urtheile der Damen waren beim Schlusse von Dioneo's Erzählung sehr getheilt. Einige tadelten dieses, andere lobten jenes. Sie plauderten darüber so lange, bis der König, indem er beim Anblick des Himmels bemerkte, daß die Sonne bereits zum Abend sich neige, ohne aufzustehen also anfing: „Schöne Damen! ihr werdet einsehen, glaube ich, daß der menschliche Geist sich nicht mit dem Andenken an das Vergangene und mit der Einsicht des Gegenwärtigen begnügt: er sucht mit beider Hülfe auch das Zukünftige zu ergründen, welches von den berühmtesten Männern für den größten Geist gehalten worden ist. Morgen sind es, wie ihr wißt, vierzehn Tage, daß wir aus Florenz gingen, um zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens einige Erholung zu genießen und um die Schwermuth, den Schmerz und die Angst zu vergessen, welche seit der unglücklichen Pest in der Stadt herrschen. Dies haben wir meinem Urtheile nach auf die anständigste Art gethan; denn so viel ich bemerken konnte, haben wir zwar lustige und mitunter vielleicht verführerische Geschichten erzählt, haben auch beständig gut gegessen und getrunken, Musik und Gesang gehabt: lauter Dinge, die schwache Gemüther leicht zu minder anständigen Handlungen verleiten können; aber ich weiß mich weder von eurer noch unserer Seite einer tadelnswerthen Handlung, eines Wortes oder dergleichen zu erinnern, vielmehr glaube ich lauter Ehrbarkeit, Eintracht und brüderliche Vertraulichkeit beobachtet und empfunden zu haben. Dies macht mir um eurer und meiner Ehre und Besten willen viel Freude. Damit aber ein zu langer Umgang keine widrigen Folgen nach sich ziehen möge und unsere lange Verweilung niemanden Anlaß zur Verläumdung gäbe: so halte ich fürs beste, da jedermann einen Tag lang den Antheil an derjenigen Ehre genossen hat, die nun noch auf mir ruhet, wenn es euch gefällt, nunmehr nach unserm vorigen Aufenthalt zurückzukehren. Ueberdies möchte unsere Gesellschaft, die, wie ihr euch leicht vorstellen könnt, schon hier und da in der Gegend umher bekannt geworden ist, leicht vermehrt und unsere Zufriedenheit dadurch gestört werden. Ich will also, wenn ihr meinen Vorschlag genehmigt, die mir verehrte Krone bis zu unserer Abreise behalten, die meiner Absicht nach morgen früh geschehen soll. Werdet ihr aber etwas anderes beschließen, so

will ich sogleich jemanden für den folgenden Tag die Krone aufsetzen."

Die Damen und jungen Männer überlegten sich dies lange hin und her, bis am Ende der Vorschlag des Königs für den besten und anständigsten gehalten und beschlossen war, demselben zu folgen. Er ließ daher den Haushofmeister rufen und sprach mit ihm über die Anstalten des folgenden Morgens. Darauf beurlaubte er die Gesellschaft bis zur Essensstunde und erhob sich. Die Frauen und übrigen standen ebenfalls auf und begaben sich ihrer Gewohnheit nach eines zu diesem, das andere zu jenem Vergnügen. Als es Zeit war, fanden sie sich mit Freuden wieder zum Essen ein und fingen nach demselben an zu singen, zu spielen und zu tanzen. Nachdem Laurette den Reigen aufführte, befahl der König Fiammetten ein Lied zu singen, die sehr gefällig also anfing:

Schmeckt' ich ohne Eifersucht,
Liebe, deine goldne Frucht:
O, wo wäre das Mädchen dann,
Das mit mir sich messen kann?

Denn dem Jüngling heiß geliebt,
Der sein Herz mir eigen giebt,
Lieh die gütige Natur
Nicht den Reiz des Körpers nur:

Holde Rede macht sein Mund,
Hohen Geist sein Auge kund:
Weisheit und Gefälligkeit
Sind bei ihm ein Alltagskleid.

Aber, ach! so klug wie ich
Sind der Mädchen sicherlich
Tausend noch. Dies macht mein Glück
Oft zum finstern Mißgeschick.

Denn wer bürgt mir, daß für ihn
Nicht auch meine Schwestern glühn?
Und trotz Tugend tausendfach,
Bleibt doch Männertreue schwach.

Drum, ein jeder Frauenblick,
Pralle von ihm weit zurück!
Ihn mir rauben ist zugleich
Mir ein sichrer Todesstreich.

„Madame!“ sprach Dioneo lächelnd, der neben Fiammetten saß, als sie ihr Lied geendigt hatte, „ihr würdet uns einen großen Gefallen erzeigen, wenn ihr uns diesen geliebten Gegenstand zu erkennen gäbet, damit er euch aus Unwissenheit nicht entrissen und euer Zorn dadurch nicht erregt würde.“ Nachdem sie noch mehrere Lieder bis in die halbe Nacht hinein gesungen hatten, begab sich jedermann auf Gutbefinden des Königs zur Ruhe. Mit Tagesanbruch standen sie wieder auf und kehrten da der Haushofmeister ihre Sachen bereits vorausgeschickt hatte, unter Anführung des sorgsamen Königs nach Florenz zurück. In der Kirche zu Santa Maria Novella, von wo sie ausgegangen waren, verließen die drei jungen Männer die sieben Damen, nachdem sie Abschied genommen, und gingen ihren übrigen Geschäften nach; diese aber begaben sich, als es ihnen Zeit dünkte, nach Hause.

Ißleib & Rietzschel in Gera.